
32101 067920973

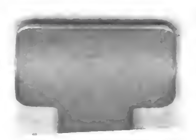
)07
87





Princeton University.

Elizabeth Foundation.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Nr. 1.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 2. Januar 1827.

Walter Scott und sein Jahrhundert.

Unter den Kindern der Zeit ist immer eins, das sie zum Liebling sich auswählt, und diese Lieblinge wechseln wie die Zeit selbst. Die unsere hat ihre ganze Zärtlichkeit jenem Britten zugewendet, den man noch immer gern den großen Unbekannten nennt, um ihn als den Dalai Lama der Dichter zu bezeichnen. Walter Scott ist aber nicht nur in dem Maße der Liebling unserer Zeit, als andere Dichter die Verehrung früherer Zeiten genossen haben, sondern unzweifelhaft in einem weit höheren Maße. Noch nie ist ein Dichter so allgemein bey allen Nationen der gebildeten Welt, ich will nicht sagen beliebt, nur überhaupt bekannt geworden, als Walter Scott. Der ersten Bekanntschaft mit ihm ist aber wirklich überall eine grenzenlose Werthschätzung und Vorliebe gefolgt. Nur einzelne Männer haben diesem Strome der Begeisterung sich widersetzt, die große Masse des Publikums ist überall davon fortgerissen worden, und mit Erstaunen sehen wir zum ersten Mal alle noch so verschiedene Völker in ein und demselben Geschmack übereinstimmen. Noch wichtiger ist der Umstand, daß seine Manier überall nachgeahmt wird, und daß er der Vater einer neuen, die halbe Welt überschwemmenden Literatur geworden ist. Nachahmer hat es immer gegeben, aber so zu Hunderten sind sie doch noch nie aus allen Winkeln der Erde hervorgeschossen, und noch nie hat ein Dichter oder eine Dichtungsart sich so auffallend vervielfältigt. Man muß bey diesem Romanenkraut, das so leicht in jedem Boden Wurzel faßt und um sich wuchert, unwillkürlich an die Kartoffeln denken, die sich einst aus demselben Lande und auf dieselbe Weise über ganz Europa verbreiteten. Alles baut jetzt die wohlfeile Frucht, und die literarische Oekonomie erlebt eine der größten Katastrophen. Das neue Nahrungsmittel für die Seelen führt zugleich im Geschmack und, ich möchte sagen, in der ganzen Constitution derselben eine eben so große Katastrophe herbey. Kaum hat ein Mensch davon gekostet, so muß er immer wieder kosten, und die verschiedensten Nationen sitzen ohne Neid und Eckel brüderlich an einer Schüssel, und eben so brüderlich der Ladendiener, der die Neunkreuzerausgabe kaum mit der Elle messen kann, und der tiefsinnigste Dichter oder Philosoph, wie Tieck und Steffens, die an die neue Zauberwelt den unendlichen Maßstab des Genies legen. Eine so große und noch immer in der lebhaftesten Crise begriffene Revolution der Literatur und des Geschmacks fordert zum Nachdenken auf, und so häufig man auch schon den Gegenstand besprochen hat, so ist er doch nicht leicht zu erschöpfen.

Wir wollen, um die Betrachtung nicht zu sehr zu verwirren, die Erscheinung nur im Großen und Ganzen auffassen, und nur das zu charakterisiren suchen, was in jener ganzen Masse von historischen Romanen in Walter Scotts Manier das Wesentliche, Vorherrschende, Allgemeine ist. Nur was allen diesen Romanen gemeinschaftlich zukommt und wodurch sie eben eine so imposante Masse bilden, kann uns einen sichern Haltpunkt für die Betrachtung gewähren, während sie die Berücksichtigung dessen, was an jedem einzelnen Roman oder Autor individuell und zufällig ist, zu weit von der Hauptsache verirren würde. Walter Scott hat etwas, was ihm keiner seiner Nachahmer abgelernt hat, aber dieß erscheint zufällig und unbedeutend in Vergleichung mit dem, was von ihm wirklich auf alle seine Nachahmer übergegangen ist. Jeder dieser Nachahmer hat wieder eine individuelle Eigenthümlichkeit, und wir würden nicht fertig werden, wenn wir von jeder besonders reden wollten, zumal da immer neue Nachahmer zum Vorschein kommen. Was aber allen gemeinsam ist und was auch die künftigen Nachahmer immer wieder theilen werden, das läßt sich wohl in einen gedrängten Ueberblick zusammenfassen.

Haben wir erst das Wesen des historischen Romans erkannt und in seine Elemente zerlegt, so wird es von selbst in die Augen springen, daß einzelne Elemente auch vorzugsweise von einzelnen Dichtern ausgebildet worden sind, und man wird aus der Mannigfaltigkeit der Seiten, welche der historische Roman überhaupt darbietet, die Menge und Verschiedenheit der Dichter sich auf eine ziemlich natürliche Weise erklären können. Man wird z. B. finden, daß Walter Scott selbst mehr das Volks-

600087

Digitized by Google

thümliche, Cooper das Lokale, Horaz Smith das Politische, Picard das Standesmäßige und Bürgerliche, Oehlenschläger das Contrastirende, Zschokke das Burleske, Spindler das Abenteuerliche, Tieck das Mystische, Steffens das Verhängnißvolle aus der Poesie des Völkerlebens vorzugsweise herausgehoben, und das aus den Tiefen der Nationalität ausstrahlende Licht in allen möglichen Farben und Schattirungen gebrochen haben. Wir wagen hier nur leise Andeutungen, da es verwegen scheint, jezt schon die unendliche Fülle rastlos wechselnder Erscheinungen ordnen zu wollen. Auf jeden Fall muß zuerst von allen diesen individuellen Gestaltungen der Begriff der Gattung abgezogen werden.

Vor allen Dingen werden wir den poetischen Werth des historischen Romans in Walter Scotts beliebter Manier sicher stellen, dann sein Verhältniß zu andern Gattungen der Poesie und endlich zum Leben selbst und zu dem Zeitgeist uns erklären müssen.

Die große Vorliebe des Publikums für die neue Manier hat hellsehende Geister doch nicht darüber getäuscht, daß unter der Firma Walter Scotts eine unsägliche Menge baarer nüchterner Prosa, ja plumper und schmutziger Unpoesie mit untergelaufen ist. Die nahe Nachbarschaft, in welcher der historische Roman auch mit den niedrigen Regionen des Lebens steht, hat einen Verkehr der gemeinsten Geister mit der Poesie veranlaßt, aus welchem unzählige Mißgeburten, Wechselbälge und Karrikaturen entstanden sind. Walter Scott selbst ist keineswegs frey davon, und auch seine besten Romane haben noch etwas Gedrücktes, Böotisches, dem es an einem gewissen Adel mangelt. Man kann ihn als einen reichen Mann schätzen, aber man verehrt in ihm nichts Heiliges, wie bey Shakspeare oder Schiller. Ludwig Tieck hat in einem Briefe, der in Solgers Nachlaß abgedruckt ist, ein sehr feines Urtheil über ihn ausgesprochen (Theil I. S. 713): „wie wenig fehlt diesem Meister, um ein Poet zu seyn, und wie ist dieses Wenige, was fehlt, doch mehr als sein ganzes großes Talent.“ Um so erfreulicher ist es aber, daß Tieck selbst versucht hat, dieses Wenige zu ergänzen, und wer findet nicht, daß es in seiner walterscottisirenden Novelle, der Aufruhr in den Cevennen, wirklich ergänzt ist? Es fragt sich hier nicht, wie dieser oder jener Dichter den historischen Roman verunstaltet und mißbraucht hat, sondern, was überhaupt in ihm für poetische Anlagen zu Grunde liegen, die dann der eine allerdings mißbrauchen, ein anderer aber auch vollendet ausbilden wird.

Walter Scott hat unläugbar das Verdienst, den historischen Roman als eine eigenthümliche poetische Gattung begründet zu haben, wenn er auch noch nicht das Höchste darin geleistet hat. Zwar gab es schon vor ihm genug historische Romane, aber ihre Tendenz war doch eine andere. Das Geschichtliche war nur Vehikel für gewisse philosophische und moralische Ideen. Man bediente sich der Geschichte, um ideale Charaktere daraus hervorzuheben, oder hineinzutragen, und um sie gleich der Natur zum bloßen Hintergrunde für einzelne Helden- oder Familiengruppen zu machen. Die Romantik nahm ein historisches Gewand an, aber das hatte man noch nicht begriffen, daß die Geschichte selbst eingeborne Romantik sey. Man hatte geschichtliche Romane, wie man bürgerliche, ländliche und Familienromane hatte, aber man besaß keine romantische Geschichte. Der Held des Romans war eine historische Person, und hätte eben so gut nur eine gedichtete seyn dürfen, weil es nur darauf ankam, in ihm irgend ein Ideal aufzustellen. Wunderbare Begebenheiten aus der wirklichen Welt wurden geschildert, aber auch nur, weil sich eine Lehre daraus ziehen ließ. Ueberall diente die Geschichte höhern Zwecken, sie wurde nicht selbständig, frey, rein um ihrer selbst willen von den Dichtern behandelt, man suchte darin nur Stoffe, um sie mit einem fremden Geist zu beleben, nicht den ihr eigenen Geist. Die Historienmalerey war in der italienischen Schule befangen, und idealisirte nur. Die Geschichte lag wie ein großer wilder Garten vor den Dichtern ausgebreitet, aber sie suchten nur hier nach den schönsten Blumen der Unschuld und Tugend, dort nach den heilsamsten Kräutern sittlicher Lehren und nach den Riesenbäumen großer Charaktere. Ein Landschaftmaler mußte kommen, und unschuldig und naiv an allem sich laben, was in dem großen Garten durcheinander rankte, und dieß war Walter Scott. Er zuerst wendete den sinnigen Blick von den glänzenden Hauptpartbien der Geschichte auch auf die unscheinbaren Winkel derselben, und suchte nichts Besonderes darin, sondern nahm alles, wie es war, und siehe, es war poetisch. Es gibt allerdings eine naive Ansicht der Geschichte, die sie in allen ihren natürlichen Erscheinungen auffassen und den darin waltenden Geist, die stille wunderbare Vegetationskraft der Nationen an und für sich poetisch finden kann und muß, ohne die Poesie von höhern Idealen entlehnen zu dürfen, die nur zu oft diese natürliche Poesie in den Schatten stellen. Es ist gut und schön, wenn wir uns über die beschränkten Lebenskreise einzelner Zeiten und Völker zum Idealen erheben können, aber die naive, kindliche, gläubige Weltansicht, die in jenem engen Kreise befangen bleibt, die Illusion beschränkter Nationalitäten, Gegenden, Climate, Kulturstufen und Zeitalter behält ihren hochpoetischen Werth nicht nur für die Befangenen, sondern auch für alle, die darüber stehen, und gleichsam in die Kindheit des Menschengeschlechts zurückblicken.

Das innerste Wesen des historischen Romans ist in

Digitized by Google

etwas ganz anderem zu suchen, als worin die historischen Darstellungen bisher befangen gewesen sind. Im Drama hat man die Geschichte bloß zu einer Probe der menschlichen Kraft und zur Folie der Ideale gemacht. Im Epos hat man eine göttliche Vorsehung über der Geschichte angenommen, und die Prosa der Wirklichkeit durch Wunder von oben einigermaßen erfrischt und belebt. Dort stand der Mensch frey außer der Geschichte und ihr kämpfend gegenüber, hier aber stützte die Gottheit die Geschichte ebenfalls von außen, und behandelte sie als einen todten Stoff. Etwas ganz anderes zeigt uns der historische Roman, in dem Sinne, wie Walter Scott ihn aufgefaßt. Hier ist der Mensch nur ein Produkt der Geschichte, gleichsam eine Blüthe, die aus ihrer Mitte hervorvegetirt, von ihren Säften genährt, und von ihren geheimen Kräften festgehalten. Aber auch die Gottheit ist nicht getrennt von dem in der Geschichte still waltenden Naturgeist, schwebt nicht über dem Leben, sondern ist das Leben selbst, wirkt keine Wunder von oben, die sich unterscheiden von dem gemeinen Leben unten, sondern sie wirkt alles nur von innen, und alles, was sie hervorbringt, oder nichts ist ein Wunder. In diesem Sinne kehrt die Poesie gewissermaßen zum ältesten Pantheismus und Elementardienst zurück, und ahnet das Heilige nur in allem, was ist, bildet sich aber keine Götter mehr außer und über den übrigen Dingen. Bisher war die Poesie der Vielgötterey oder dem Monotheismus zugethan, sofern sie immer nur gewisse Gruppen von ausgezeichneten Menschen und Familien oder auch nur einen einzigen Helden in den Vordergrund stellte. Dagegen ist nun die neue Manier, statt jener Helden ganze Völker, statt einzelner Charaktere die Physiognomie, den Geist und Ton, die Sitten und Eigenthümlichkeiten ganzer Länder und Zeiten, statt einzelner Thaten den Lebensproceß ganzer Generationen zu schildern, allerdings ein poetischer Pantheismus zu nennen. Man kann diese Poesie aus denselben Gründen auch durch den Charakter des Demokratischen bezeichnen. Der Held im Vordergrunde ist immer der poetische Monarch, und ganze Gruppen im Vordergrunde bilden eine natürliche Aristokratie. Wirklich ist auch das Volk im Hintergrunde immer zu einer sehr erbärmlichen Statistenrolle herabgewürdigt worden. In dem neuen historischen Roman aber herrscht eben dieses Volk, und was davon in den Vordergrund sich herausstellt, sind immer nur seine Organe, aus seiner Mitte, aus allen seinen Classen, ja aus seiner Hefe herausgegriffen. Darum sind die Helden aller Walterscottisirenden Romane niemals Ideale, sondern nur schlichte Menschen, Repräsentanten einer ganzen Gattung, und sofern ein solcher Held den ganzen Roman zu beherrschen scheint, dient er doch nur als ein Faden, um daran die Länder-, Völker- und Sittengemälde aufzureihen.

Von jeher war das Thema aller Poesie der Mensch, und auch die neue Romanpoesie kann davon nicht abweichen; sie faßt aber den Menschen mehr in der Gattung auf, während er früher mehr in der Individualität aufgefaßt wurde. Ihr Held ist also eigentlich nicht mehr der einzelne Mensch, sondern das Volk. Dadurch wird sie aber eng an die Natur und die wirkliche Geschichte gebunden, denn die Gattung folgt unwandelbar dem stillen Zuge der Natur, nur der Einzelne reißt sich los und strebt nach Idealen. Aus dem Einzelnen kann der Dichter machen, was er will, aber ein Volk muß er nehmen, wie es ist. Hier bleibt ihm nur übrig, das Poetische in der Wirklichkeit zu erkennen, nicht es eigenmächtig zu erschaffen. Wie glücklich man den Menschen idealisirt hat, so ist es doch nie gelungen, die Gattung im Ganzen oder nur ein bestimmtes Volk zu idealisiren. Die Träume von Mustervölkern sind immer sehr leer und aufgeblasen, die Verschönerungen wirklicher Völker, z. B. die Schweizeridyllen eines Clauren, immer sehr albern gewesen. Sobald der Dichter ein Volk schildert, muß er es treu schildern, wie die Natur.

Die Elemente einer solchen Volkspoesie liegen in der Natur vorgezeichnet. Das Volk wurzelt einer Pflanze gleich in einem bestimmten Boden und Clima. Das Land ist die Bedingung seines Charakters wie seiner ganzen Existenz, und bietet dem Dichter zunächst die Gelegenheit dar, mit dem Landschaftmaler zu wetteifern. Hier ist dieser Wetteifer, den man sonst getadelt hat, an seiner rechten Stelle. Allerdings sind die idyllischen Bildchen, welche nur die Absicht haben, Landschaftsgemälde zu geben, gewöhnlich nur Tändeleyen, und der Maler übertrifft den Dichter immer, wo dieser nur ihn erreichen will. Anders verhält es sich schon mit jenen großen Naturansichten Humboldts, indem hier ein philosophischer Geist hinzukommt, den der Maler nicht mehr ausdrücken kann, wohl aber der Dichter. Noch mehr aber siegt die Sprache über die Farbe, der Dichter über den Maler, wo es gilt, den historischen Geist einer Gegend zu bezeichnen. Dieser historische Geist, wenn ich mich eines solchen Ausdrucks bedienen darf, ist gewöhnlich das Interessanteste, Reizendste, und das vorzugsweise Poetische in einer Gegend. Er wird ihr gleichsam eingehaucht durch den Geist der Bewohner. Nicht nur das Volk nimmt eine gewisse Eigenthümlichkeit von seinem Boden an, sondern auch dieser von ihm, wenigstens in unserer Einbildung. Dadurch unterscheidet sich jeder historische Boden von dem neuentdeckten, noch unbevölkerten; und dadurch unterscheidet sich auch ein bewohntes Land von dem andern weit mehr, als durch seine bloß physischen Eigenschaften. Wir denken uns kein solches Land, ohne zugleich an das Volk, seinen Charakter und seine Geschichte zu denken, und dadurch erst erhält es

3007
.687
1827

Digitized by Google

den romantischen Reiz für uns. Diesen Reiz nun kann niemand besser erwecken, als der Dichter, der nicht bloß die Gegend malt, sondern das Volk und seine Geschichte dazu, der uns in die lebendige Mitte nicht nur der Natur und des Raumes, wie der Maler, sondern auch der Zeit und der Begebenheiten versezt. Der Dichter hat dabey noch den Vortheil, daß er uns Gegenden höchst interessant macht, die es nicht seyn würden, wenn nur ein Maler sie abbildete.

Ein zweytes Element bietet der physische Charakter des Volkes selbst dar, die Nationalphysiognomie, die Stammesnatur, das Temperament, worin die Natur eine unerschöpfliche Fülle von interessanten Eigenthümlichkeiten und tiefromantischen Reizen entfaltet. Hier schließt sich dem Dichter ein unermeßliches Feld auf, das noch sehr wenig bebaut worden ist. Gleichsam nur unwillkürlich haben bisher die Dichtungen verschiedener Völker ein nationelles Gepräge getragen. Das Streben der Dichter ging nicht dahin, das Nationelle zu bezeichnen, vielmehr etwas Humanes, allgemein Menschliches davon auszuscheiden. Man kann die unzählbare Masse von Helden, welche die Poesie seit Jahrtausenden erschaffen hat, besser nach den Classen eines psychologischen Systems, worin ein Normalmensch als Typus des ganzen Geschlechts erscheint, als nach den Fächern der Geographie und Geschichte eintheilen, oder, um mich eines philosophischen Ausdrucks zu bedienen, besser nach der Analyse des Möglichen, als nach der Synthesis des Wirklichen. Die meisten Poesien tragen nur etwas Allgemein Menschliches in eine Fabelwelt hinüber, die nirgends existirt, und halten sich nicht an einen wirklichen Ort auf der Erde, an einen wirklichen Zeitraum in der Geschichte. Ihre Helden sind so, wie sie im süßen Traum des Weltverbesserers erscheinen, nicht wie sie das wirkliche Leben zeigt. Es sind die Ideale aller Tugenden oder auch Laster, aller Vollkommenheiten und Genüsse, oder auch Leiden, die menschenmöglich sind, nicht der treue Spiegel dessen, was wirklich ist. Was ist auch wohl natürlicher und unschuldiger, als die Freuden in der Einbildung zu genießen, die uns in der Wirklichkeit fehlen; und was gibt es Höheres für den Menschen, als in der Poesie sich selbst zu idealisiren, zu veredeln und zu vergöttlichen, so lange dieß ihm nicht im Leben selbst gelingt. Die Poesie bezeichnet dem Menschen die Bahn zu jeder Größe, Tugend und Heiligkeit, und er soll nicht verkümmern in gemeiner Gewohnheit des Alltäglichen. Aber gerade je freyer sich sein Geist erhebt, desto weniger wird er die Natur und jene ersten heiligen Bande, die uns an das Wirkliche fesseln, mit einem feindlichen Auge betrachten können. Er wird sich mit der Nothwendigkeit versöhnen, und was ihm darin Anfangs hart, drückend, beengend, kleinlich und gemein erschien, wird sich mit neuen Reizen überkleiden. Das Wirkliche, dem er in das Land der Ideale zu entfliehen gesucht, wird einen stillen und allmächtigen Zauber für ihn gewinnen. Ahnungsvoll wird er in dem Walten der Natur das Heilige wiederzufinden glauben, was er vielleicht in seinen kühnsten Träumen vergeblich gesucht und aufgegeben. Dieß wird ihn auch bald dahin führen, im großen Garten des Lebens alles nach seiner Art interessant zu finden, besonders aber das Ganze in seinem harmonischen Zusammenhange und in seiner reizenden Mannigfaltigkeit. Eine kleine Blume, die er sonst wohl verachtet hat, wird ihm werth werden durch die Bedeutung, die sie im Ganzen hat. So wird er nun das wirkliche Leben der Gegenwart und Vergangenheit, die Menschen und ihr Treiben, wie es wirklich ist, wunderbar anziehend finden, und die Zukunft und ihre Ideale darüber, wenn nicht vergessen, doch nicht mehr allein daran hängen. Dem Dichter wird es nun gelingen, das bisher so unscheinbare, das man nicht einmal mitleidswürdig genug fand, um es in einer Idylle oder in einer Posse brauchen zu können, auf eine neue und dankbare Weise für die Poesie zu gewinnen. Er wird den gemeinen Menschen aus dem Volk herausheben können, bloß weil er zu diesem Volke, zu diesem Stande, in diese Gegend, in diese Zeit gehört, und dieß wird ihm einen romantischen Reiz verleihen, der außerdem gar keine ausgezeichnete Persönlichkeit voraussezt. Wir werden in ihm nicht die Person, den Helden, den Schäfer oder die Karrikatur, sondern nur den Repräsentanten seines Volks und seiner Zeit und ihrer Sitten sehen. Der romantische Reiz, den ihm schon diese Physiognomie verleiht, wird durch Contraste noch erhöht, und endlich sehen wir nicht bloß solche Menschen mit verschiedenen Gesichtern, Geberden und Trachten wie in einer Kinderfibel beysammen, sondern sie leben und handeln in ihrer Zeit, und vergegenwärtigen uns dieselbe in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit. Man hat das Nationelle bisher zu sehr als etwas Zufälliges oder Gleichgültiges behandelt, oder alle Nationen nach einem idealen Muster beurtheilt, und nur das gelten lassen, worin sie einander gleich waren, oder sie gleich machen, mit dem großen Hobel der Kultur und Aufklärung sie planiren wollen. Aber in der Eigenthümlichkeit, Verschiedenheit, Sonderung der Völker liegt schon jenes Allgemein Menschliche so wunderbar verborgen, wie in den Farben das Licht, und kann niemals davon geschieden werden. Jeder physischen Verschiedenheit der Völker entspricht ein gewisses Temperament, eine Stimmung, Richtung und Kraft der Seele, und der Inbegriff aller dieser Richtungen offenbart uns erst den unendlichen Reichthum und die Tiefe des Menschlichen.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 2.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 5. Januar 1827.

Walter Scott und sein Jahrhundert.

(Beschluß.)

Hieran knüpft sich das dritte Element, der geistige Charakter des Volks, die Seele desselben. Sie läßt sich schwerer malen, als das Aeußere eines Volks, wenn man ihre geheimsten Nuancen verfolgen will, aber was in ihr so unerschöpflich ist, das ist eben die Poesie. Die Nationen sind sich auch beynahe alle gleich in dieser Unergründlichkeit ihres Charakters, in der romantischen Tiefe, die uns den Keim so eigenthümlicher Bildung verbirgt. Der Dichter findet in jedem Volk etwas heiliges und unbegreifliches, was da ist, aber man weiß nicht wie und warum, was so wirklich und natürlich ist, als etwas, aber zugleich so wunderbar. Die Sitten und Institutionen prägen bey weitem noch nicht alles aus, was in der Seele der Völker schlummert, ja die Geschichte selbst läuft daran nur ab, zeigt uns nur wechselnde Momente an einem Beharrenden. Jeden Augenblick schließt die Geschichte den Kreis, und was vergangen ist, kehrt nie wieder, aber im Volkscharakter selbst fließt ewig die Quelle neuer Bildungen aus unergründlicher Tiefe hervor. Die neuern Griechen geben uns das schönste und augenfälligste Beyspiel dessen, was Nationalität, eingeborne, unverwüstliche Volksnatur und Volksgemüth ist. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß ein Ueberblick über die Völker der Erde dem Menschenfreunde manchen traurigen Anblick darbietet; aber auf der andern Seite findet sich auch wieder „jedwedes Hohe, Herrliche auf Erden“ an das unschuldige jungfräuliche Daseyn edler Völkerstämme geknüpft, in denen die Naturkraft unmittelbar bewirkt, was die höchste Kultur nicht wieder ersezt hat. Und gesezt, es gebe eine gleichgebildete allgemeine Menschheit, in der alle Unterschiede der Völker aufgehoben wären, einen Freymaurerbund über die ganze Welt verbreitet, wie uniform, farblos und öde müßte derselbe gegen den vollen bunten Völkergarten der Vergangenheit erscheinen, und sollten die Philosophen wirklich alle Völkerströme zulezt in den Ocean einer einigen und gleichen Brüdergemeinde der allgemeinen Menschheit leiten können, die Dichter würden an den Strömen aufwärts gehen und in jene Gebirge zurückkehren, die am Horizonte der Geschichte stehen.

Als das lezte Element betrachten wir das Schicksal, die Thaten, die Geschichte der Völker. Wenn Schiller sagt: „in deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!“ so gilt dieß auch von ganzen Völkern. Die Natur bestimmt sich selbst, die Seele baut sich ihren Leib, die Seele des Volks verkörpert sich in eigenthümlichen Organen, die wir als Sitten, Stände, Staaten erkennen. In diesen Organen ist es thätig oder leidet, und seine innerste Eigenthümlichkeit ist zugleich sein äußeres Verhängniß. Diese Ansicht, die sogar der Geschichtforschung nicht mehr fremd ist, empfiehlt sich noch weit mehr dem Dichter, denn sie ist durchaus poetisch, ja gewissermaßen der einzige poetische Schlüssel zur Geschichte. Der Dichter kann aber seinen Standpunkt auf verschiedene Weise nehmen, er kann sich mitten in ein Volk versetzen, oder sich darüber stellen oder zwischen die Völker, und auf jedem Standpunkte stellt sich ihm die Geschichte in einem neuen Reize dar. Versezt er sich mitten in die Seele seines Volks, so wird seine Dichtung von jenem patriotischen Feuer glühen können, das jedes Herz in gleicher Glut entzündet und von jeher eine unwiderstehliche poetische Kraft behauptet hat, und dieß ist die Lyrik des historischen Romans. Stellt sich der Dichter über das Leben und die Zeit, so wird er ihr Bild am reinsten auffassen können. Der Geist der Völker antwortet auf unsere Fragen am besten in einiger Entfernung, wie das Echo. Darum spricht er aus der Vergangenheit am vernehmlichsten. Die Zeit bewirkt schon, was dem Dichter erforderlich ist; sie drängt nämlich das Bild der Völker und der Geschichte zusammen. Auch verbreitet schon ihre Ferne von selbst über jeden Gegenstand einen magischen Duft und Schleier, der ihm ein rührendes Interesse verleiht, und es bedarf nicht erst der elegischen Mittel des Dichters, über ein Gemälde des Alterthums den sanften Reiz der Wehmuth auszugießen. Vorzüglich untergegangene Nationen, aber überhaupt jede Vergangenheit erscheint uns schon an sich poetisch, und nur

Digitized by Google

in der Gegenwart thront die gemeine Alltäglichkeit und Prosa; so wie wir auch nur in dem Lande, darin wir leben, gelangweilt werden, während uns das große Panorama der Völker rings umher Erstaunen und Sehnsucht einflößt und die Seele mit einer unendlichen Fülle von Bildern und Empfindungen sättigt. Aus dem ganzen Umkreis des Entfernten und Vergangenen wählt nun der Dichter helle zusammenhängende Bilder aus, und stellt sie uns in einem gefälligen Rahmen vor die Augen. Wir blicken in die fremde Gegenwart hinein, in eine andere Welt, in der doch alles so natürlich ist, als ob es noch lebte, und dieß ist das Epos des historischen Romans. Endlich führt der Dichter verschiedene Nationen zusammen, und wählt dazu Momente der Geschichte, in welchen sie wirklich in lebhaften Conflict gekommen sind. Hier hebt sich jede Eigenthümlichkeit durch den Contrast, und die Reibung ruft die höchste Thätigkeit des Nationalgeistes hervor. In Kriegen und Revolutionen spielen und glühen alle Farben durcheinander, schärft sich die Physiognomie, erwachen die schlummernden Kräfte und offenbaren in großen Leidenschaften, was im Gemüth der Völker zu Grunde liegt. Das ist das Dramatische des historischen Romans und seine Vollendung.

Ziehen wir alles dieß in Betrachtung, so ergibt sich, daß es immer nur das Volk ist, was als der eigentliche Held des historischen Romans betrachtet werden muß. Davon hängt nun auch das Gesetz ab, daß der Dichter sich einer möglichst objectiven Darstellung befleißige, denn wenn es ihm vergönnt ist, einem Menschen seine Gesinnungen und Empfindungen unterzulegen, so kann dieß doch nicht bey einem Volke oder dessen Repräsentanten stattfinden. Das Volk muß treu nach der Wahrheit geschildert werden, und der Dichter darf sich nie erlauben, seine Geschichte willkürlich zu entstellen. Wir finden dergleichen Entstellungen in mehreren Romanen. Gewisse Dichter tragen die Interessen, Gesinnungen und Partheyansichten der gegenwärtigen Zeit in die Vergangenheit hinüber, und dieß ist eine poetische Sünde. Jede Zeit hat ihre eigene Poesie und sie darf nicht verfälscht werden. Dem Dichter steht der ganze Himmel offen, dahin kann er alles anpflanzen, was er erfindet, aber auf dem Boden der Wirklichkeit muß er die Poesie so lassen, wie sie demselben schon von Natur eingepflanzt ist.

Außerdem hat der Dichter noch zwey Extreme zu vermeiden, wenn er die Poesie der Völker charakteristisch bezeichnen will. Er muß ein zu Hohes und ein zu Niederes scheuen. Zu hoch sind gewisse Helden der Geschichte, die gleichsam aus dem Kreise der Nation heraustreten, in denen der Genius der ganzen Menschheit waltet, deren überwiegende Kraft die Bande der Gewöhnung, des Ländlichen und Sittlichen zerreißt. Solche Helden ziehen, wo sie erscheinen, alle Augen allein auf sich, und das Volk tritt in den dunkeln Hintergrund. Wer also das Volk schildern will, muß es in seiner Mitte, nicht in solchen ausschweifenden Höhenpunkten ergreifen. Aber es gibt auch eine zu niedrige Sphäre, in der man es ebenfalls nicht vorzugsweise auffassen darf, ohne es ganz zu verkennen. Dann malt der Dichter nur wie ein Teniers und Ostade an jener lezten Grenze des Menschlichen, wo es in's Bären- und Affenmäßige übergeht.

Ich kann nicht umhin, noch zwey andere Extreme zu rügen, in welche die Walterscottische Schule häufig verfallen ist. Gewisse Dichter verweilen gar zu ausführlich bey dem Ausmalen der Lokalitäten, der Sitten und der Costüms, und geben das, was man in der Malerey Stillleben nennt; das ist aber keine wahre Poesie, und verbirgt schlecht den Mangel an lebendiger Darstellung des Volksgeistes. Auf der andern Seite hat man denselben Mangel durch abenteuerliche Frazzen zu ersetzen gesucht, und Walter Scott selbst hat dafür den Ton angegeben.

Fragen wir nun zulezt noch, in welcher Weise die neuen Romane mit dem Zeitgeist übereinstimmen, und woher es komme, daß sie gerade jezt und so allgemein beliebt werden, so wird sich uns bald entdecken, daß hier nicht bloß von einem flüchtigen Rausch der Mode die Rede sey. Vielmehr greift diese poetische Gattung tief in das Wesen der Zeit ein, und ist eine davon unzertrennliche und nothwendige Erscheinung, ein ächtes und nothwendiges Erzeugniß des neuen Kulturzustandes, ganz ungleich jenen Manieren oder Manieen, mit denen man bisher ein wechselndes und tändelndes Spiel getrieben hat.

Niemand zweifelt länger, daß die Richtung des gegenwärtigen Zeitalters eine wesentlich praktische und politische sey. Dieß muß auch auf die Poesie Einfluß üben, und wer kann ihn in den historischen Romanen verkennen? Man irrt sich, wenn man befürchtet, die praktische Richtung der lebenden Generation laufe der Poesie schnurstracks entgegen; sie reißt sie vielmehr mit sich fort, wie alles andere. Wenn man auch in unserer bewegten politischen Zeit nicht mehr mit rechter Lust und Muße die alten poetischen Ergözungen forttreiben kann, so bieten sich uns doch andere dar, die mehr in diese Zeit passen. Da noch alles um uns her so friedlich war, konnten wir auch mit all unserer Poesie gleichsam in der Familie leben. Jezt ist es anders geworden. Wie wir selbst aus dem Schooße des Friedens und der Familie auf die große politische Laufbahn fortgerissen worden sind, so hat auch unsere Poesie den Kreis erweitert. Das zärtliche Paar, um das sich bisher fast alle Poesie gedreht, ist zu einem Volk erwachsen. Unsere poetischen Helden haben sich im Volk verloren, wie die wirklichen. Sind alle großen Männer der Zeit, selbst der größte, unter den Völker-

Digitized by Google

riesen erlegen, die aus dem alten Schlummer erwachen, wie sollte die Poesie dem Geist der Völker nicht auch huldigen? Wir haben diesen Geist über die Weltbühne schreiten sehn, mit eigenen Augen haben wir Revolutionen, Völkerzüge, wunderbare Verhängnisse, ungeheure Thaten und Leiden gesehn; und wie klein erscheint gegen diese große Wirklichkeit alles, was wir bisher im stillen Familienkreise gedichtet und geträumt! Soll sich nun die Poesie nicht schämen, so muß sie der Geschichte nacheifern, und soll sie dem Zeitgeist huldigen, so muß sie das historische Element in sich aufnehmen, wie sie ja auch im vorigen Jahrhundert ein philosophisches mit sich vermählt hat. Der historische Roman ist mithin das ächte Kind seiner Zeit.

Wir haben schon oben in jenem historischen Element zugleich ein demokratisches erkannt, und eben dadurch unterscheidet sich die neue Gattung von Romanen von den ältern historischen Darstellungen. Die Poesie zeigt hier dasselbe Verhältniß, wie die Politik. Die Walterscottisirenden Romane repräsentiren das Volk, die ältern Heldengeschichten die Monarchie oder Aristokratie. Diese Wechselbeziehung ist natürlich. Beydes, die neuen Verfassungen und die neuen Romane beruhen auf der Wichtigkeit, welche die Völker neuerdings erlangt haben.

Natürlich steht der historische Roman in einem sehr nahen Verhältniß zur Geschichtschreibung, und wenn er auch vorzugsweise das Schöne oder nur das Interessante, Reizende, die strenge Geschichte dagegen das Wahre, abgesehen von jenem Reiz, auffaßt, so ist doch der Stoff immer der nämliche. Wirklich grenzen aber beyde im Gebiet der Specialgeschichte so nahe zusammen, daß sie eigentlich in einander übergehen. Die Weltgeschichte ist bereits so angewachsen, daß wir Mühe haben, sie nur in ihren wichtigsten Thatsachen zu überblicken. Das Detail müssen wir sondern, wir können es nicht mehr dem Bau des Ganzen in der welthistorischen Darstellung einfügen. Die Sammlungen in hundert und mehr Quartbänden, welche die Weltgeschichte im Detail behandeln und ungern einen assyrischen König oder deutschen Churfürsten auslassen, sind wegen ihrer monströsen Unbehülflichkeit mit Recht aus der Mode gekommen. Man sucht das Wichtigste der Weltgeschichte in gedrängtem Zusammenhange zu begreifen, und das Einzelne gleich Bildern in kleine Rahmen zu fassen, in Biographien, Sittengemälde, Memoires. Dieß sind allein die Formen, in welchen man das auf eine befriedigende Weise schildern kann, was die Geschichte ganzer Zeiten und Völker oder gar des ganzen Menschengeschlechts unbeachtet lassen muß. Wer den Gang der Geschichte im Großen verfolgt, kann sein Interesse nicht endlos zersplittern; dem Interesse für das Einzelne wird aber vollkommen Genüge geleistet, wenn wir den höhern Standpunkt verlassen, und uns nur in einen Moment der Geschichte, in eine bestimmte Gegend und in den Gesichtskreis eines oder weniger Menschen versetzen. Hier geht nun aber die Specialgeschichte unmittelbar in den Roman über. Es ist wenig Unterschied, ob der Biograph die Wirklichkeit in allen ihren reizenden, romanhaften Einzelnheiten schildert, oder ob der Romandichter sein Werk dem Geist und Ton eines bestimmten Zeitalters genau anpaßt. Ist nicht ein gewöhnlicher Liebeshandel oder irgend eine philosophische Idee der Zweck des Dichters, will er nur den alterthümlichen Geist, die Erinnerung an vergangene Tage heraufbeschwören, und sucht er den Ruhm darin, der Natur und Wirklichkeit treu zu bleiben, so reiht er sich wirklich an den Historiker an. Der Roman ist sodann nur eine freyere Form der Geschichtschreibung, aber eine Form, worin sich der Geist der Geschichte oft treuer spiegelt, als in bloßen trocknen Berichten. In gewissen altfranzösischen und altenglischen Romanen werden wir besser über die Sitten der Zeit und über die Physiognomie der Nation unterrichtet, als in irgend einem Historiker; oder denken wir an Cervantes Novellen, welcher spanische Geschichtschreiber hat uns so lebendig in die Mitte jener Zeit und Lokalität versezt? Man darf also wohl behaupten, daß der Historiker nicht unrecht thut, wenn er den Romanschreiber zu Hülfe ruft. Dieß ist in der neuen Zeit um so nöthiger, als in derselben der Stoff der Geschichte unermeßlich zugenommen hat, und vom Standpunkt des Romandichters, Biographen und Memoiristen aus allein in seiner Vielseitigkeit genügend aufgefaßt werden kann. Seit der Reformation ist die Geschichte immer verwickelter geworden, der Geschichtschreiber kann sich nur an den Gang der Hauptbegebenheiten halten, die unzählbaren kleinen Episoden, worin das Einzelne zu beleuchten ist, muß er den Biographen und vorzüglich den Romanschriftstellern überlassen, die solche kleine Detailgemälde in den schicklichsten Rahmen zu fassen wissen, und in deren Werken die Nachwelt sich das Vergangene lebendiger vergegenwärtigen wird, als in unsern Zeitungen.

Aus allem bisher Gesagten erhellt nun wohl von selbst, warum der historische Roman gerade in unserer Zeit und so allgemein und bey allen gebildeten Völkern übereinstimmend kultivirt wird. Obgleich die Engländer den Ton angegeben haben, so versteht ihn doch nicht bloß das englische, sondern jedes Ohr. Den Engländern gebührte der Vorgang, weil sie von jeher auf Nationalität besser gehalten haben, als andere Völker. Es ist aber hier nicht von englischer Volkspoesie die Rede, sondern von Volkspoesie überhaupt. Man ahmt in Walter Scott nicht den Engländer, sondern den Dichter der Vergangenheit nach, und jede Nation hat die ihrige.

Digitized by Google

Darum haben gegen Walter Scott alle die nationellen Vorurtheile geschwiegen, die sich sonst so laut gegen andere fremde Dichter geltend gemacht haben. Walter Scotts Manier ist überall national, wo eine Nation sich selber fühlt und begreift, und nur aus solchen Ländern vernehmen wir kein Echo seiner Stimme, in denen das Volk unter despotischem Druck noch schläft, noch nichts von sich selber weiß.

W. M.

Dichtkunst.

Die Verwandlungen des Ebu Seid von Serug, oder die Makamen des Hariri, in freyer Nachbildung von Friedrich Rückert. Erster Theil. In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1826.

Das Morgenblatt hat schon im vorigen Jahrgang Auszüge aus dem vorliegenden Werke gegeben, bevor es noch gedruckt war. Unsere Leser werden sich wohl noch der sonderbaren Erscheinung jener gereimten Prosa im Ton des Pater Abraham a St. Clara zu erinnern wissen. Auf den ersten Anblick scheinen diese Makamen ziemlich barock, aber man muß sie, wie alles Fremde und besonders das Orientalische, sich erst ein wenig näher vertraut machen, um ihre wahren Schönheiten einzusehen.

Der arabische Dichter Hariri hat zu Anfang des zwölften Jahrhunderts nach unserer, oder des sechsten nach muhamedanischer Zeitrechnung gelebt. Seine Makamen sind Novellen, Erzählungen, denn Makame bedeutet einen Ort, wo man sich aufhält und sich unterhält, daher auch eine Unterhaltung selbst, oder eine unterhaltende Geschichte. Die hier an einander gereihten Makamen haben einen gemeinschaftlichen Helden, und schildern dessen einzelne Abenteuer und lehrreiche Erfahrungen, und man kann sie nicht unschicklich mit den Historien unsers Eulenspiegels vergleichen. Auch ist der Held Ebu Seid selbst wirklich ein arabischer Eulenspiegel, ein Philosoph in der Schellenkappe, nur ein wenig feiner, als der unsrige, und er ist darin zugleich unserem Reinecke Fuchs ähnlich. Diesen beyden deutschen Helden ist Ebu Seid hinsichtlich seiner Handlungsweise und Lebenstendenz, die sich am kürzesten durch das bekannte mundus vult decipi bezeichnen läßt, auf's genaueste verwandt; im Ton und in der ironischen Darstellungsweise moralischer Lehren aber hat er die auffallendste Aehnlichkeit mit unserem Pater Abraham. An Bilderreichthum und poetischem Gehalt darf sich Ebu Seid dem Reinecke gleich stellen, dem Eulenspiegel aber an Vielgestaltigkeit, Laune, Keckheit, Witz, und er übertrifft ihn weit an Feinheit, Geschmeidigkeit und Sitte, indem er überall die groben Späße vermeidet, die unsern Schalksnarren so oft ungenießbar machen. Mit Pater Abraham ist die Uebereinstimmung im Ton des Vortrags wahrhaft wunderbar, und Ebu Seids moralischer Inhalt mag wohl so viel werth seyn, besonders in den mehrmals vorkommenden Predigten, als der unsers Wiener Controverspredigers, natürlich so weit dieß der Unterschied zwischen christlicher und muhamedanischer Lehre zuläßt. Ueber allen diesen aber steht unser Held durch seinen aus dem Gemüth entspringenden reinen Humor und den überall sich darstellenden Beweggrund seines Vagabundenlebens und selbst seiner Betrügereyen; dieser ist nämlich ein rein poetischer Sinn für möglichste Zwanglosigkeit und ein Bewußtseyn geistiger Ueberlegenheit, so daß bey ihm sich Shakespeare's „der wahre Bettler ist allein der wahre König" vollständig bestätigt. Selbst eine liebenswürdige Seite läßt sich seinem Charakter abgewinnen, wenn man beachtet, daß er nie aus Geiz oder niedrigem Egoismus die Menschen prellt, sondern immer nur, um den Humor davon zu haben, aus reiner Genialität.

Die Uebersetzung ist nach der arabischen Ausgabe des Baron Sylvester de Sacy von einem Mann entworfen, der als Orientalist und Dichter vor allen andern dazu berufen war. Auch konnte die große Schwierigkeit, die in den wunderbar verschlungenen Reimen des arabischen Dichters liegt, wohl niemand so glücklich lösen, als Friedrich Rückert, der unstreitig der größte Sprachkünstler unserer Zeit ist. Man hat ihm sein unübertreffliches Talent für den Reim oft genug zum Vorwurf gemacht, da in der That eine allzugroße Künstlichkeit im Reim den poetischen Geist eines Gedichtes nicht weniger verdunkelt, als die übertriebene Taktmäßigkeit des Rhythmus bey dem dadurch so berühmt gewordenen Voß. In der vorliegenden Uebersetzung wird man diese Künsteley auf den höchsten Grad getrieben finden; man höre z. B.

> Doch als nun unsre Reisezunft
> Sich eingefunden an dem Ort der Zusammenkunft,
> Ergab sich eine Verlegenheit.
> Die hemmte die Angelegenheit.
> Denn wir hatten nicht die Verwegenheit,
> Zu wagen des Weges Entlegenheit
> Ohne eines Geleitmanns Zugegenheit.

Aber man darf nicht vergessen, daß diese Art von Reimen im arabischen Original selbst ununterbrochen fortläuft, daher der Uebersetzer ihr treu bleiben muß, und daß sie auch dem humoristischen Geist des Gedichts vollkommen angemessen ist. Hat man den Pater Abraham darum bewundert, so wird man diese kecke barocke Manier auch dem Araber zu Gute halten. Jedes nach seiner Art.

Digitized by Google



Nr. 3.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 9. Januar 1827.

Dichtkunst.

W. Gerhards Gedichte. Zwey Bände, Leipzig bey Barth. 1826. 8.

Ein neuer Rüdiger Manesse, der die lyrischen Gedichte unserer Zeit sammeln wollte, würde nicht fertig werden, denn jede Leipziger Messe bringt wenigstens zehn Mal so viel neue Lieder, als jener alte Codex umfaßt. Wozu bedarf es aber auch eines Ueberblicks? Die Empfindungen und Gefühle, die sich in den lyrischen Gedichten aussprechen, sind Gemüthsblüthen, so unzählig wie die Blumen des Frühlings, und daß man nie damit fertig wird, ja sogar, daß sie sich immer dieselben immer wiederholen, ist gerade das reizendste, wie am Frühling der Natur, so an dem des menschlichen Gemüths. Der Recensent thut übel, wenn er hier streng verfährt, wenn er das einfältige Gänseblümchen tadelt oder einen im Schatten aufgeschossenen Giftpilz zertritt, anstatt sich im Großen an der unendlichen Blumenwelt zu laben. Ueberhaupt gewinnt alles Einzelne, wie in der Natur, so in der Kunst, durch den Zusammenhang des Ganzen, in dem wir es erblicken, und wir sollten es nicht so oft und so schadenfroh herausreißen, als wir thun.

Stellen wir uns z. B. die Gedichte des Herrn Gerhard als ein natürliches Beet voll dichter schlanker Glockenblumen unter zahllosen andern Blumen und Kräutern am Abhang eines Waldes vor, so werden sie uns weit besser gefallen, als wenn wir sie einzeln in's kritische Herbarium eintragen und etwa mit den köstlichsten Blumen, die wir aus den fremden Zonen der größten Genies als Muster entlehnt, vergleichen wollten. Es ist wahr, es gibt noch schlankere Stiele, noch größere schöngeformtere Glocken, aber warum sollten denn diese nicht in fröhlicher Menge hier beysammen stehen, da Raum genug vorhanden ist? Der Dichter spricht Gefühle aus, die größtentheils weder neu noch einzig sind, aber warum sollten sie sich nicht äußern dürfen? Schöne seltene Gartengewächse machen keinen Frühling, sie zeigen nur, wie weit die Natur bilden kann. Die größten Dichter beweisen nur, bis zu welchem Grade die Temperatur und Produktionskraft des Gemüthes steigen kann, aber die Menge der Dichter zeigt uns das eigentliche Clima der Nation an.

Gerhards Gedichte gehören zu den schöneren der Mittelklasse. Von der höchsten Klasse scheidet sie der Mangel an Tiefe, Glut und Originalität aus. Sie bewegen sich in jener gemäßigten Zone des Gefühls, in der es keine große, aber auch keine kranke Leidenschaft gibt. Es äußert sich darin ein gesundes, aber auch ein etwas zahmes Herz, das von Natur guter Dinge ist und weder große Leiden, noch große Triebe kennt. Von den zahllosen gewöhnlichen Gedichten dieser zahmen empfindsamen und fröhlichen Art unterscheiden sich die vorliegenden aber wieder sehr vortheilhaft durch die doppelte Consequenz des Charakters und des Styles. Der Charakter ist überall derselbe, Zufriedenheit, Sicherheit, bescheidener Lebensgenuß, und dem entspricht durchgängig der sichere fröhliche Ton und Styl aller dieser zahlreichen Lieder. Der Styl der Verse ist schlank, gewandt, höchst sicher und der Klang der Reime klar, hell und glockenrein. Man wird selten so wohlklingende lichtvolle Verse finden, und sie zeigen von der harmonisch gestimmten Seele des Dichters, von einer Harmonie, die um so glücklicher ist, als sie durch keine große Leidenschaft gestört wird. Auf Kosten einer tiefern männlichen Glut hat sich freylich hin und wieder eine zahme, weibliche Empfindeley und Tändeley eingeschlichen, die gar zu gern mit den liebkosenden Verkleinerungswörtern: Liebchen, Weibchen, Aeuglein, Sternlein, Täubchen, Plätzchen und dergleichen spielt, und sich oft bis zum Kindischen in Refrains, wie z. B. Hoiho-i! Hickup, Hatzi, Yawah, Haha. Fallera lalla! Wistehi! Bim baum! Bum bum! Piffpaff trarah, juchheisasa! Lyrum, lyrum! Juchheisa hopsasa! Tralla, juchhei, tralli, tralla! u. s. w. gefällt.

Der Dichter theilt sein Werk in sieben Bücher und weiht jedes derselben einer Muse. Er ahmt darin Goethe'n nach oder vielmehr dem ehrlichen alten Herodot, von dem das Epigramm sagt: er bewirthete die Musen

und jede gab ihm zum Gastgeschenk ein Buch! Das erste Buch, Erato, enthält Liebeslieder, unschuldig, scherzend, keusch, beglückt und größtentheils an Erinnerungen oder gelegentliche Anlässe geknüpft. In allen spricht sich ein glückliches, von Freude überwallendes Gemüth aus. Daran schließen sich Uebersetzungen des Anakreon, dergleichen auch die folgenden Bücher begleiten. Sie sind unvergleichlich besser als alle bisherigen Uebersetzungen des süßesten Sängers glücklicher Liebe. Als Probe heben wir gleich das erste hervor:

Die Leyer.

Die Atreiden wollt ihr singen
Und des Kadmos Abenteuer;
Doch ich hörte meine Leyer
Nur im Ton der Liebe klingen.

Andre Saiten ließ ich bringen,
Und vertauschte selbst die Leyer,
Um mit neuem Heldenfeuer
Den Alciden zu besingen.

Doch umsonst! zu Kampfestönen
Konnt ich nimmer sie gewöhnen:
Liebe klang nur, ewig Liebe!

Nun, so lebet wohl für immer,
Helden in des Lorbeer's Schimmer!
Meine Leyer tönt nur Liebe.

Das zweyte Buch, Euterpe, enthält Lieder und Romanzen, worunter sich eine artige Uebersetzung der bekannten Barkarole: o pescator etc. auszeichnet. Das beste sind aber wieder Uebersetzungen aus Anakreon, z. B.:

Der Bienenstich.

Ein Bienchen schlief im Schooße
Der aufgeblühten Rose,
Und während Amor sich,
Nichts ahnend, nach ihr bückte,
Und sie begierig pflückte:
Traf ihn der Biene Stich.

Verwundet war der Finger
Dem kleinen Weltbezwinger;
Er schrie aus vollem Mund,
Und eilte, halb im Fliegen,
An Kypris sich zu schmiegen,
Zum Hain von Amathunt.

Betbränt ist ihm die Wange;
Ach, Mutter! eine Schlange,
Geflügelt, klein und bunt,
Der Landmann nennt sie Biene,
Ruft er mit Schmerzensmiene,
Biß mir den Finger wund.

Dem Händchen Kühlung fächelnd,
Sprach drauf Kythere lächelnd:
So schmerzt ein Bienenstich:
Wie aber mags im Herzen,
Die Du verwundest, schmerzen?
Das, Söhnchen! frag ich dich.

Am trefflichsten ist „Amors nächtlicher Besuch" übersetzt, welcher anfängt:

Als schon dunkle Mitternacht
Rings die stille Flur bedeckte,
Rief es draußen: aufgemacht!
Amor war es, der mich weckte.

Mürrisch frug ich: wer ist hier?
Regen plätschert durch die Bäume —
Wer zerschlägt mir meine Thür,
Und verscheuchet meine Träume?

Amor sprach: es ist ein Kind,
Das im Finstern sich verirrte;
Laß mich ein, ein kalter Wind
Brauset durch das Laub der Myrthe rc.

Warum hat der Verfasser diese meisterhaften Uebersetzungen nicht besonders herausgegeben, zumal da sie seine eigenen Gedichte etwas verdunkeln? Das dritte Buch, Terpsichore, enthält Gesellschaftslieder, die etwas zu nüchtern, zahm und spielend sind. Das vierte Buch, Urania, bringt ernste, meist didaktische Gedichte, das fünfte, Melpomene, Trauergedichte und eine Uebersetzung aus Byrons Manfred. Im sechsten, Kalliope, finden wir Balladen, größtentheils Sagen aus der sächsischen und thüringischen Geschichte, z. B. von dem Schmidt von Apolda und dem Edelacker, von der eisernen Mauer des neuen Schlosses, von dem Rosenkorb der heiligen Elisabeth, von der böhmischen Libussa rc., alles bekannte Sachen. Sehr sinnig ist dagegen „die Erfindung der Karten," worin wir folgende Deutung erhalten:

Das Pique bedeutet im Waffenglanze
Den Ritterstand mit Schwert und Lanze,
Das Coeur, getaucht in Purpurglut,
Das geistliche Herz bezeichnen thut,
Das Carreau aber, der Quaderstein,
Begründet einst der Bürger Verein,
Und Treffle, der Klee im blühenden Land,
Bedeutet den löblichen Bauernstand.

Vortrefflich ist auch die persische Sage „der Granatbaum;" aber ein größeres Gedicht, „Walters Kampf am Wasgensteine," hat mir nicht so wohl gefallen. Es geht in die Zeit der Niebelungen zurück, es führt uns die Gestalten Ezels und des grimmen Hagen vor, aber es ist nicht in jenem einfachen und kräftigen Versmaaß der Niebelungen oder des Heldenbuchs, sondern in zartverschlungenen weichen Ottaverimen gedichtet, und überhaupt taugen die alten Recken nicht an den Leipziger

Digitized by Google

Theetisch. Der Dichter, ein Meister im Leichten, Feinen, Scherzenden, Süßen, taugt nicht recht für das Tragische und Heroische. — Im siebenten Buch, Thalia, stoßen wir auf Maskenzüge und hören Theater- und Festreden: im achten, Klio, werden wir durch Kriegslieder und Lobgedichte auf hohe Personen, vorzüglich des sächsischen Hauses, unter denen wir zuletzt auch noch Goethe'n antreffen, an des Verfassers Zusammenhang mit der Weltgeschichte erinnert, und im neunten und letzten, Polyhymnia, finden wir Worte an Vertrautere, Wünsche, Erinnerungen und Gelegentliches. Das Aeußere des Werkes ist sehr heiter und elegant.

W. M.

1. Gedichte zum Besten der unglücklichen Greise, Wittwen und Waisen in Griechenland, herausgegeben von Amalia von Helwig, geb. Freyin von Imhoff. — — δοσις ὀλιγη τε φιλη τε, Homer. Berlin, in Comission bey Krause, im Mai 1826. 47 S.

2. Missolunghi. Von Wilhelm Müller. Der Ertrag des Verkaufs ist für die nothleidenden Griechen bestimmt. Dessau, im Juni, 1826. Gedruckt auf Kosten des Verfassers, 14 S. Preis 4 Groschen.

Diese beyden Schriftchen haben ohne Zweifel ihren wohlthätigen Zweck schon erfüllt, da sie vor geraumer Zeit erschienen sind; wenigstens vernimmt man von dem zweyten, daß der in 1200 Exemplaren, zunächst bloß für Anhalt gemachte Abdruck der heiligen Sache den reinen Ertrag von beynahe fünfhundert Reichsthalern gebracht hat. Uebrigens verbürgen bey beyden schon die Namen der Verfasser einen mehr als bloß ephemeren Werth, und sie gehören ihrem Gehalte nach keinesweges zu denjenigen Produktionen, die nach Entscheidung der Sache, für welche sie kämpfen, vergessen seyn oder nur durch die Erinnerung an den großen Kampf werden mitaufbewahrt werden. Beydes sind Erzeugnisse einer ächten, sittlichen und dichterischen, Begeisterung; aus beyden spricht die Empfindung, die jezt wie etwas Neues klingt, in einer Zeit, wo so viel Unempfundenes abgesungen wird.

In den Gedichten der Frau von Helwig ist das Gefühl, wie es sich für die Feyer einer Frau schickt, ganz in subjectiver Form ausgesprochen; wie sie Hellas von Jugend auf geliebt, wie sie es einst besungen, was sie für das edle, unglückliche Volk thun möchte, und was sie dafür thun kann, was sie glaubt, daß andere thun sollten — das legt sie in diesen Liedern mit natürlicher Wärme, in einer Sprache vor, die aus dem Herzen kommt und zu Herzen geht:

„Wär' ich Herrscher — Heere zögen,
Flotten, kriegsgerüstet flögen
Der Bedrängten Schutz herbey.
Hätt' ich Schätze: Wehr und Waffen
Wollt' ich Hellas Kämpfern schaffen,
Ihre Kinder kauft' ich frey.

Was ich immer wär', ich weihte
Jede Kraft dem heil'gen Streite
Dort in rühmlicher Gefahr:
Arzt — Verwundete zu heilen,
Krieger, kühn voran zu eilen,
Führer der erles'nen Schaar.

Doch von allen seinen Spenden
Fiel mir aus des Glückes Händen
Nur des Weibes enges Loos,
Und, dem Kummer früh Vertraute,
Legt' ein gül'ger Gott die Laute
Mild der Weinenden in Schooß." —

Wir vergessen über dem innigen Gedanken die undeutsche Construktion des lezt angeführten Verses und lesen mit steigender Theilnahme das Lied (S. 3 — 5) bis zum schönen Schlusse:

„Tönt indeß, ihr goldnen Saiten! —
Kann ich Hülfe nicht bereiten,
Geb' ich, was die Muse gab, —
Und wenn alle kalt frohlocken,
Halle leis, wie Trauer-Glocken,
Du mein Lied um Hellas Grab."

Dieß Lied ist „Weihe an Hellas" überschrieben. Einen gemesseneren, elegischen Gang geben der „Zuruf an Griechenland" (S. 6) und „den Zaudernden" (schon 1821 ihnen zugerufen!)

„Unseel'ge Staatskunst, die am Weltrecht schnitzelt:
Nichts möglich haltend, was sie nicht erlebt. —
Im Dünkel blind auf Wachs Gesetze kritzelt,
Wenn Noth das ihr' in ehrne Tafeln gräbt.
Wer mag den Schritt des Geistes rückwärts drängen,
In Schlaf ihn wiegen wer, wenn er erwacht? —
Der, gleich dem Strom, den morsche Dämm' umengen,
Hochschwellend, furchtbar neue Bahn sich macht."

In diesem Gedicht erhebt sich die Sängerin am meisten zur Objectivität. Ganz auf eigene, innere Erfahrung dagegen gegründet ist das tief empfundene Lied, das sie an die „weinenden Mütter Deutschlands" richtet. — Byron's furchtbare Individualität ist in dem kräftigen und doch mildernden Liede S. 31 voll Aner-

Digitized by Google

kennung und Theilnahme, abgespiegelt. Das Gedicht an Deutschlands Frauen scheint uns zu bewußt und berechnet: es soll auf putzliebende Jungfrauen, auf hohe Personen, auf reiche Damen — auf jede mit besondern Motiven — wirken. Daraus entstehen gesuchte Gedanken, ja geradezu unrichtige Behauptungen. Oder ist es etwa wahr, wenn Frau v. H. singt, „daß es zwar rührend sey, wenn die Armuth, froh entbehrend, dem bedrängten Bruder biete, was der Mühe Schweiß errungen hat; aber rührender, wenn das heilige Erbarmen der Reichen zu dem Scherflein frommer Armen das geliebte Kleinod lege?" Wie stimmt das zu dem Sinne dessen, der uns mit der Parabel vom Scherflein der Wittwe vorgeleuchtet hat? —

Mit edlem Stolze wird Wilhelm Müller von der Dichterin angeredet (S. 39), aber nicht ganz gerecht als der Einzige deutsche Dichter genannt, der, während die andern in fremden Formen sprechen und Treibhausblumen brechen, sich der Griechen mit der Leyer angenommen habe. Frau v. Helwig vergißt, daß in der Nachbarschaft ihrer Lieder, deren mehrere zuerst im Morgenblatt erschienen sind, von den ersten Zeiten des griechischen Freyheitskampfes an, sich verschiedene begeisterte Liederstimmen haben hören lassen. Nichts desto weniger ist jenes Lied an W. Müller eins der schwungreichsten ihrer Sammlung, und geleitet uns würdig zu dieses Dichters Missolunghi hinüber.

Wir brauchen W. Müllers Griechenlieder nicht erst zu charakterisiren oder ihnen das Lob zu singen, und bemerken hier nur, daß auch diese neuen Lieder der früheren werth sind. Ihr objektiver, von der Phantasie beflügelter Schwung macht sie zu einem schönen Gegenstücke der eben beurtheilten Sammlung, in der die in sich zusammen schmelzende, thränende Lyrik des Gefühles herrscht.

Herr Müller gibt uns drey Triumphlieder (denn mehr dieß sind es, als Elegieen) auf Missolunghi's Vertheidigung und Fall. Das erste heißt: „Die Veste des Himmels." Es ist noch an das stehende Missolunghi gerichtet:

„Ob sich deine Tonnen leeren, deine Scheuern werden licht,
Wäge nicht den lezten Brocken, miß den lezten Tropfen nicht.
Hat dein Heiland mit fünf Broden nicht fünf Tausende gespeist?
Lebe, bis vor deinem Rufe sich des Himmels Zelt zerreißt!"

Dann werden ihm die Heldengeister seiner Gefangenen, ein Markos Bozzaris, ein Normann, ein Byron mit Flammenschwertern und leuchtenden Wunden als Vertheidiger zugeführt. Vergebens! denn schon das zweyte Lied feyert Missolunghi's Himmelfahrt; es gehört zu den schönsten, die Müller gesungen:

„Missolunghi du gefallen? — Nein, gefallen bist du nicht,
Bist in donnerndem Triumphe auf der Blitze Flammenlicht
In den Himmel aufgeflogen, Stein und Erde, Thurm und Wall,
Siegeswaffen, Heldenglieder, Alles auf in Einem Knall!"

Am Schlusse desselben heißt es:

„Kommt, ihr hohen Christenhäupter, die ihr mit dem Schwert der Macht
Habt von ferne still gestanden und an weisen Rath gedacht,
Als die Todtenglocken riefen: helfet uns, so helf' euch Gott,
Als die Heldenherzen brachen in des Hungers grimmer Noth;
Kommt, von dieser Asche sammelt in die Purpurmäntel ein,
Streuet sie auf eure Kronen über Gold und Edelstein.
Und so tretet vor den Richter, der des Himmels Wage hält,
Wann er euch dereinst wird rufen von den Thronen seiner Welt.
An dem Tage wird er fragen: Helfer ihr, mit meinem Schwert
Warum habt ihr nicht geholfen, warum habt ihr nicht gewehrt,
Als der Heiden Tiegerzähne würgten meine kleine Schaar,
Und mit ihrem Blut begossen meiner Kirche Hochaltar,
Als sie meines Kreuzes Banner niedertraten in den Staub,
Und die Zionsburg der Freyheit ward der Sklavenhorde Raub?"

Das dritte Lied zeigt uns ein „neues Missolunghi" in den Herzen und Lanzen der durchgebrochenen Helden:

„Unsre Arme deine Mauern, unsre Brüste deine Schanzen! —
Ach, und um uns her gezogen ist ein tiefer rother Graben,
Blut der Weiber und der Kinder, die sie uns geschlachtet haben." —

Am Schlusse dieser Anzeige wünschen wir den edeln Sängern den Lohn, daß ihre Liedersaat auch in diesem dringenden Augenblicke, wo das halb ausgehungerte Griechenland nicht mehr um Männer und Waffen, sondern um Brod schreit, in recht vielen deutschen Herzen wuchern möge!

Digitized by Google

Nr. 4.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 12. Januar 1827.

Uebersicht der französischen Literatur.

Komisches Epos.

Zweck des Lebens ist glücklich seyn. Das wahre Glück erkennen und es auf dem richtigen Wege suchen, ist Weisheit und Tugend; den lügnerischen Schein des Glücks — den Vortheil des Moments — für Glück halten und statt desselben verfolgen, ist Thorheit und Laster. Der Unterschied zwischen Gut und Böse ist daher wesentlich derselbe mit dem Unterschiede zwischen Wahrheit und Lüge; und die Handlungen der Menschen, die wir gut oder schlecht nennen, sind eigentlich nur Bestrebungen nach einem Ziel, in Bezug auf dasselbe aber theils zweckmäßig, theils unzweckmäßig.

So lange der Mensch in dem natürlichen gesunden Zustande lebt, welcher in der ganzen Menschheit, wie in jedem einzelnen Menschen nothwendig dem krankhaften vorausgehen muß, kann er sich selten über das, was für ihn gut oder zweckmäßig ist, irren. Ein Bestreben, das seinen Zweck verfehlt, ist unnatürlich, und erregt in ihm — da er Hohn, Haß und Verachtung, als ebenfalls unnatürliche krankhafte Zustände, nicht kennt — wie alles Unnatürliche die Neigung zum Lachen. Das Kind lacht über alles, was es zum ersten Mal sieht — es lacht vor Schmerz und es lacht bey dem Anblick von Qualen, die andere leiden. Der Irokese, auf dem Scheiterhaufen, von seinen Feinden mit allen ersinnlichen Martern gepeinigt, lacht über die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen. Der skandinavische Berserkr hieb seinem gefangenen Feind mit dem Schwerte den Rückgrat auf und zog Herz und Lungen durch die Wunde heraus — er nannte dieß einen Adler schneiden (ara hingva) und lachte zu dem grausamen Scherz. Odysseus ruft dem Kyklopen, der seine Gefährten verzehrt hat, lachend zu:

Da, Kyklop, trink Wein, da Menschenfleisch dich gesättigt!

Je weiter der Mensch aus dem anfänglichen Naturzustande herausschreitet, desto enger wird für ihn der Kreis des Lächerlichen beschränkt. So wie seine Bedürfnisse sich verfeinern und vervielfältigen, so vervielfältigen sich, als eben so viele Abwege vom Glück, seine Leidenschaften. Das Glück, das dem Naturmenschen sein natürlicher Zustand war, ist jezt eben so selten, wenn nicht eben so unnatürlich, als in dem Naturzustande die Abirrung von demselben. Auch der Gebildete lacht noch über das, was ihm unnatürlich scheint; aber Laster und Verbrechen sind für ihn nichts unnatürliches mehr, und ihre Folgen greifen zu ernsthaft in sein eigenes Leben ein, als daß er sie lächerlich finden könnte. Unsere Väter lachten mehr, als wir; weil sie über vieles lachten, worüber wir nicht mehr lachen können. *)

Daß in der ältesten Literatur das komische Element nur eine sehr untergeordnete Stelle einnimmt, wird man unserer Ansicht nicht entgegensetzen; da dieß vielmehr nur ein neuer Beweis ist, daß das Lächerliche — Unnatürliche noch nicht in so drückender Masse vorhanden war, daß man es mehr als der augenblicklichen Beachtung würdig gefunden hätte. Alle Momente des Lebens, die wichtig genug waren, um als ein Abschnitt desselben betrachtet zu werden, wurden in kleinen epischen Liedern gesungen, die von Mund zu Munde gingen und als Bilder

*) Anm. Sey es uns hier vergönnt, da wir uns unverhofft auf dem Gebiet der Aesthetik befinden, einen kleinen Ausfall in das unserer Aesthetiker zu machen, die auf keine Definition des Lächerlichen kommen können und in Ermanglung derselben sich damit begnügen, dem Lächerlichen das Ernsthafte entgegen zu setzen. Eben dieser falsche Gegensatz ist es, der die ernsthaften Männer hindert, die Natur des Lächerlichen zu erkennen; denn nicht das Nichternsthafte ist lächerlich, sondern das Nichtnatürliche: τὸ μὴ κατὰ μοῖραν. Man kann über das Ernsthafteste lachen — wie wir z. B. über die Aesthetiker — und dasselbe wird auch für den Lacher dadurch nicht weniger ernsthaft. Das Lachen ist nichts als eine Art der Verwunderung, die beyläufig der Bewunderung auf ähnliche Art entgegengesezt ist, wie z. B. der Teufelslärm des Freyschützen dem grandiosen Kampf der Töne im Don Juan, oder — um mich eines weniger anstößigen Gleichnisses zu bedienen — wie die ohnmächtige Wuth eines Knaben, der mit Händen und Füßen um sich schlägt, nachdem er die Ruthe bekommen hat, dem Zorn des Mannes, der die feindlichen Mächte des Schicksals zum Kampf herausfordert und untergeht, aber als Sieger.

Digitized by Google

der Zeit der Väter ehrfurchtsvoll den Söhnen überliefert wurden. Aber nur die würdigsten dieser Bilder — die, welche die würdigsten Gegenstände schilderten, wurden auf diese Weise aufbehalten; Scherz- und Spottlieder mußten mit dem Vorübergehen der Veranlassungen, die sie hervorgerufen hatten, ihr Interesse verlieren. Wenn dann später ein Meister die einzelnen kleinen Bilder in ein größeres Gemälde zusammenfaßte — wozu selten mehr, als die einfachste Aneinanderreihung erforderlich war, so erhielt natürlich das so entstandene Ganze den ernsten würdigen Charakter der einzelnen Theile, aus denen es zusammengesezt war. Wie wenig komische Züge finden wir in der Ilias und Odyssee, ungeachtet der Heiterkeit des jonischen Himmels, welche jedes Erzeugniß desselben durchweht? — Im Nibelungenliede sind selbst die Scherze tragisch, und die einzige komische Stelle im ganzen Gedicht ist die, wo der Küchenmeister Rumold seine Herren bittet, lieber zu Haus zu bleiben und in Ruhe ihre guten Bähschnitten zu verzehren, als an Etzels Hof zu ziehen.

Als die Formen der Gesellschaft, des Staates veralteten und ihrem Zweck nicht mehr entsprachen; als daher die einzelnen Individuen, unklar und verwirrt in ihren Begriffen von ihren individuellen Bedürfnissen, gezwungen waren, entweder sich von der Natur zu entfernen, wenn sie den Forderungen der Gesellschaft genügen wollten, oder aus der Gesellschaft auszuscheiden — wenigstens einen Seitenweg von der großen Heerstraße des Lebens einzuschlagen, wenn sie die Ansprüche der Natur nicht verläugnen konnten: da mußte die Thierwelt dem entarteten Geschlecht als Repräsentant der Natur entgegentreten und durch ihr stummes Beyspiel die Rückkehr zu derselben predigen. Unter den Menschen war Thorheit und Laster nicht mehr die Ausnahme; wenn sie als solche lächerlich erscheinen sollten, mußten sie sich in einer Welt zeigen, die von ihrem Einfluß frey geblieben war. Die Fabel ist daher der Zweig der komischen Literatur, welcher am frühesten ausgebildet worden ist. Die Vergleichung des Thierlebens mit dem Menschenleben, die derselben zum Grunde liegt, ist schon an sich rein komisch, wird dieß aber noch mehr durch die beabsichtigte Wirkung, da dieselbe auf der Voraussetzung der Vorzüglichkeit des Menschen vor dem Thiere beruht und doch das Thier dem Menschen wieder in gewisser Beziehung als Muster darstellt. — Fabeln sind Bilder des Thierlebens, die Parallelen zu Scenen des Menschenlebens liefern; auf ähnliche Weise, wie die leztern den Stoff zum heroischen Epos darbieten, kann daher aus den erstern ein komisches Epos gebildet werden.

Daß das griechische Alterthum uns die beyden vollendetsten Muster des historischen Epos — die Ilias und Odyssee — gegeben hat, das französische Mittelalter das ausgezeichnetste, oder vielmehr das einzige wahre komische Epos in seinem Roman du Renard *) (aus dem der flämändische, niederdeutsche und hochdeutsche Reinecke-Fuchs übersezt ist), können wir als ein charakteristisches Zeichen für die Zeiten und Völker betrachten, denen diese Gedichte angehören. Nur in einer Zeit, wo die empörendste Ungerechtigkeit der Mittelpunkt des Staatslebens war, konnte dasselbe den Kern bilden, um den sich die einzelnen Scenen, die früher der Gegenstand der Fabel gewesen waren, zu einem Ganzen ordneten. Daß auf diese Weise der Roman du Renard entstanden ist, können wir leicht beweisen — was auch die albernen Fabeln unserer gelehrten Literatoren von einem Nicolaus Baumann und ich weiß nicht welchem Herzog von Lothringen, der in einen Fuchs verwandelt worden sey, sagen mögen. Wie von dem Nibelungenliede — in isländischen, färöischen, dänischen und friesischen Liedern — so haben sich auch von dem Roman du Renard noch mehrere der Elemente, denen er seine Entstehung verdankt, in ihrem ursprünglichen Zustand erhalten. Wir dürfen, da eine weitere Ausführung uns hier zu weit führen würde, nur die Fabeln der Marie de France erwähnen (Poésies de Marie de France, Poëte Anglo-Normand du XIIIe siècle, publiées par B. de Roquefort. T. II. p. 59 — 402), z. B. an die bekannte 59ste: don Lion qui manda le Worpil (d. i. vulpes) von dem Löwen, der auf den Rath Reineckes in die Haut seines treuen Rathes, des Wolfs, gehüllt wird.

Uns Liuns fu mult deshaitiez,
De mal souspris et empiriez;
Tutes lrs bestes i alerent,
Entr' aus distrent et esgardèrent,
K'um le devreit médichiner
Se nus en seit cunseil truver.
Au Werpil distrent li plusur,
Ki des bestes set le retur,
Et as oisiaus refait parler,
Mécine querre et demander.
Par messaiges l'unt fait semunre;
E li Gourpis le vait repunre,
Lez la sale s'esteit muciez,
Car cointez ert et vëziiez.
Li Liuns mult se curreza,
Le Leu, sen Prévost apela,
Demanda li pur coi ne vint etc.

Ein Löwe war viel übellaunig,
Von Uebel ergriffen und unwohl,
Alle Thiere gingen hin,
Sagten untereinander und beriethen,
Daß man ihn mediciniren müßte,

*) Eine Ausgabe des Roman du Renard, 4 Vol. 8° ist unlängst angekündigt worden und wird, wie wir vernehmen, noch im Laufe d. J. erscheinen.

Digitized by Google

Wenn einer davon Rath zu finden wüßte.
Beym Fuchs sagten die meisten.
Der von den Thieren die schlauesten Gänge weiß.
Und zu den Vögeln zu reden versteht,
Sey Medicin zu suchen und zu verlangen.
Durch Gesandten ließen sie ihm anbieten,
Aber der Fuchs entging dem Antworten:
In der Höhle hatte er sich versteckt;
Denn er ist listig und verschlagen.
Der Löwe ward viel zornig,
Den Wolf, seinen Burgrichter, rief,
Fragte, warum er nicht käme u. s. w.

Die Kritik des verderbten Zustandes der Gesellschaft, die im Anfang des Mittelalters schüchtern in den Fabeln, darauf kecker durch die Masse im Renard aufgetreten war, gewann immer weiteres Feld, je mehr die Verderbniß zunahm, und je größer zugleich die Zahl derer wurde, die derselben entgingen. Bald erkannten die lezteren, die bisher vereinzelt gestanden hatten — als sie von allen Seiten verwandte Stimmen vernahmen — ihre Kraft. Sie hüllten nun ihren Spott nicht mehr in das Gewand der Fabel; sie sezten dem verderbten Menschengeschlecht nicht mehr die Natur — in der Thierwelt, sondern sich selbst entgegen, die Vernunft — die Natur im Geiste des Menschen. Der Aberwitz, das Laster, die Bosheit, die bisher am hellen Tage mit ihrer Erbärmlichkeit prunkend einhergeschritten waren, wurden mit den schärfsten Waffen des Witzes bekämpft, und bald gezwungen — wenn auch mit den Zähnen knirschend — in die geheimen Schlupfwinkel der Nacht zurückzufliehen, aus denen sie sich hervorgeschlichen hatten. Die große Revolution des sechszehnten Jahrhunderts, die Reformation, war der Sieg der höchsten komischen Kraft, die, so wie sie ihrer Uebermacht bewußt handelnd in's Leben einschritt, das Schlechte vernichtete, und damit zugleich sich selbst in den tiefsten tragischen Ernst verwandelte. Hutten's Verdienst ist es, das Zeichen zum Angriff gegeben zu haben; Luther's, die schwache Seite des Feindes erkannt und den Angriff geleitet, den Sieg entschieden zu haben. Luther war der Napoleon der Reformation; aber so wenig dieser die französische Revolution gemacht hat, die er beendigte, so wenig hat Luther die Reformation gemacht. Er fand die Reformation und organisirte sie; aber die wahren Apostel derselben waren die Frömmler und Satyriker des 15ten und 16ten Jahrhunderts, die theils ihm vorangegangen waren, theils gleichzeitig mit ihm wirkten. Ohne die Deutschen zu nennen, die wir als bekannt voraussetzen dürfen, wollen wir nur an einige der ausgezeichnetsten Franzosen erinnern, an Marot, Jodelle und seinen Abbé Eugène etc., und da uns die Chronologie keine Fesseln anlegt, vor allen an Rabelais — den komischen Homer seiner Zeit.

Durch ein sonderbares Mißverständniß hat eine gewisse Parthey die Meynung verbreitet, als sey die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts die Mutter der Revolutionen, die das 18te und das 19te erschüttert haben; mit demselben Rechte könnte man der Pockenimpfung, die Europa von seiner gefährlichsten Seuche befreyt hat, den Ausbruch einer Pest in Egypten zuschreiben, oder das Abtragen eines alten Thurmes, der den Einsturz drohte, als die Veranlassung des Sturzes eines benachbarten bezeichnen, den man nicht abgetragen hatte, als er baufällig wurde. Die Kirchenreformation hat Deutschland vor einer politischen Revolution bewahrt: sie rettete den siechen Staat durch Eröffnung der Eiterbeulen und durch Ableitung des Krankheitsstoffes, der ihn an den Rand des Grabes gebracht hatte. — Frankreich verschmähte die Hülfe der Aerzte, oder, um der Wahrheit gemäß zu reden, die Krankheit gewann die Oberhand über die Kunst derselben, und nachdem sie den höchsten Grad erreicht und die edelsten Lebenstheile ergriffen hatte, mußte eine Krisis eintreten, die den Kranken entweder vernichtete, oder ihn rettete. Das leztere ist mit Hülfe einiger chirurgischen Operationen erfolgt. Frankreich ist gerettet, und wenn einzelne Theile seines Organismus noch nicht zur vollen Gesundheit zurückgekehrt sind, andere die ganze Wuth der Krankheit in sich concentrirt zu haben scheinen, so ist doch im Allgemeinen die Genesung entschieden und die allmählige Rückkehr zu einem natürlichen Zustande keinem Zweifel mehr unterworfen. Dieß ist der Unterschied zwischen der gegenwärtigen Lage Frankreichs und Deutschlands. Deutschland hat die Mängel seiner Verfassung verbessert. Frankreich hat ohne einzelne Verbesserungen das Ganze niedergerissen und neu zu bauen angefangen; es hat seine Krankheit nicht einseitig curirt, sondern durch die Selbsthülfe der Natur völlig herausgeworfen, neue Lebenskraft gewonnen, und eine neue, gesunde Organisation angefangen.

Die Aerzte, welche die Bewegungen des Kranken während seiner Krisis — in dem Wahnsinn der Revolution — mit Kopfschütteln beobachtet und mit Achselzucken seinen unfehlbaren Tod vorausgesezt hatten, weil man ihren Rath verschmäht habe — sie sahen voll Verwunderung seine Genesung, und standen nicht an, dieselbe ihren Rathschlägen und Medikamenten beyzumessen. Leider sind die weisen Männer uneins unter sich selbst: die Ultra's von Stahls Schule hatten adstringirende, die liberalen Brownianer relaxirende Mittel gegeben — deren Wirkung sich zum Glück gegenseitig aufgehoben hatte — und jede Parthey behauptet nun, daß ihr die Ehre der Heilung gebühre, und besonders, daß ihr und ihrer Methode die Fortsetzung der Cur anvertraut werden müsse. Denn, daß diese noch keineswegs vollendet sey, ist der einzige Punkt, worüber beyde Partheyen übereinstimmen, wenn auch der Patient frisch und gesund vor ihren Augen her-

Digitized by Google

umfrazirt. Bewahre der Himmel Frankreich, daß es so wenig in die Hände der Liberalen, als der Ultra's falle. Amen!

(Der Beschluß folgt.

Dichtkunst.

Die Häuptlinge Ostfrieslands. Historisch-romantisches Gedicht in zwey Gesängen von H. Suur. Hannover 1826, in der Hahn'schen Hofbuchhandlg.

Der Verfasser beklagt sich in seiner Vorrede mit Recht, daß die Geschichte der Ostfriesen noch so wenige Dichter begeistert hat. Auf dem klassischen Boden der kräftigen Marschländer an der Nord- und Ostsee haben höchstens Voß und Kosegarten sich ein wenig angebaut, kleine Schweizereyen oder Holländereyen angelegt, und die Poesie getrieben wie Kuhmelken und Käsemachen, „diese nützlich häusliche Verrichtung.“ Als ob jene Hirtenvölker nie etwas Edleres gekannt, als ob sie nicht auch das Schwert geschwungen in unsterblichen Freyheitskämpfen, wie die Schweizer, als ob der Dichter nicht etwas Höheres an ihnen zu preisen fände, als jene Vossische dörfliche Philisterey, zu der freylich auch sie gleich den Schweizern endlich herabgesunken sind. Man verpflanzt Vossische Louisen nach Holstein und Kosegartensche Junkunden nach Rügen, wie Clauren'sche Mimilis auf die Alpen; wird denn nie ein Dichter aufstehen, der jenes Heldenmädchen besingt, die eine reine Jungfrau die Fahne voraustrug, als Wolf Isenbrand mit 6000 Bauern aus Dithmarsen das schwarze Heer der Dänen von 30,000 Mann grimmig niederwarf und seinem armen Vaterlande die Freyheit erkämpfte? Die Dithmarsen und Friesen sind an Thaten überreich, und diese Thaten waren schön, wie die der Schweizer, doch haben sie noch keinen Schiller gefunden, so wenig als einen Johannes Müller.

Herr Suur hat in dem vorliegenden Heldengedicht die Bahn gebrochen, aber ich begreife nicht recht, warum er keinen schönern Gegenstand gewählt hat, deren ihm die Geschichte seines Vaterlandes nicht wenige darbietet. Sein Gedicht schildert uns nichts von jenen Freyheitskämpfen seiner Ahnen, sondern nur die Fehden ostfriesischer Häuptlinge in einer schon entarteten Zeit. In jenen Kämpfen galt es etwas Heiliges, Vaterland und Freyheit; in diesen Fehden gilt nur noch das kleinliche habsüchtige Interesse einzelner Burgherren, oder wilde Fehdelust, Blutrache und dergleichen. Sie verdrängen sich durch rohe Gewalt oder Verrath und gehen unter, um neuen Platz zu machen. Das Volk ist dabey passiv, und von einem patriotischen Interesse verschwindet jede Spur. Warum hat uns der Dichter nicht die Kämpfe der Bauern geschildert? Auf diesen Bauern allein beruht das lokale und nationelle Interesse und zugleich alle Poesie jener Gegenden und jener Zeit. Als ein geborner Friese wird er von der Geschichte der Marschländer besser unterrichtet seyn, als ich, der ich nur dem Wolten und Wiarda folgen kann; aber auch schon die Geschichtbücher dieser beyden wackern Männer bieten dem Dichter eine Mannigfaltigkeit von Stoffen dar, die weit poetischer und patriotischer sind, als die Kämpfe Ockos und Fockos.

Indeß läßt sich bekanntlich den Dichtern nichts vorschreiben, und man muß ihre Gaben nehmen, wie sie sind. Ihr Ruhm besteht ja zum Theil darin, daß sie aus nichts etwas, und aus wenig viel zu machen wissen. Suurs Gedicht enthält viele Schönheiten, und die vorzüglichste liegt im Ton des Ganzen, in einer originellen und unnachahmlichen Einfachheit, worin ein ächt epischer Geist weht. Die neuern Epiker gefallen sich gar zu sehr in Schwulst, glänzenden Bildern, pathetischen Redensarten und Exklamationen, und haben fast nichts mehr von der edlen Einfalt des Homer, der Nibelungen und der ältern Chroniken, worin doch gerade der epische Geist so mächtig wirkt. Herr Suur hat dagegen seinem Gedicht den ganzen Zauber dieser Einfalt einzuhauchen verstanden, und ihm dadurch ein lokales und alterthümliches Gepräge verliehen, welches sehr anziehend ist. Damit stimmt auch sein Versmaaß, die vierfüßige Jambe, vortrefflich überein. Man höre den Anfang:

Des Herbstes Frühstrahl drang hervor
Durch Reif und Nebel auf das Moor.
Auf Rockenstoppel, Haid' und Bruch;
Laut lärmend zog der schwarze Zug
Der Dohlen über's Land. Am Wall,
Im Erlbusch tönt überall
Der Drosseln Pfeiffen. stärker gellt
Der Ammer Stimme durch das Feld.
Es malt der Sonne matter Glanz
Der moosbedeckten Zinnen Kranz
Des Thurms. der, die Dünste durch,
Hochprangt am Schloß zu Oldeburg.

Ich habe schon im vorigen Jahrgang unsers Blatts, bey Gelegenheit einer Beurtheilung des Diviko von Henne, darauf aufmerksam zu machen versucht, daß der Deutsche eigenthümliche epische Versmaaße besitze, die ihn besser kleiden, als die Ottaverimen oder Hexameter, die er von Fremden borgen muß. Auch Suur hat wie Henne ein solches ächt nationelles Versmaaß gewählt, und es ist sehr zu loben, daß man in dieser natürlichen und vernünftigen Weise fortfährt Nur einigemal wechselt Suur mit italienischen und spanischen Versmaaßen ab, ja sogar mit Hexametern, welches gewiß fehlerhaft ist, da es die Haltung des ganzen Gedichtes stört, doch einigermaßen Entschuldigung verdient, weil diese Abweichungen nur dann eintreten, wenn der Dichter seinen Helden wirklich nach Süden in die fremden Umgebungen führt.

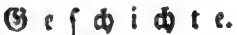
Digitized by Google

Nr. 5.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 16. Januar 1827.





Geschichte.

Historical researches on the wars and sports of the Mongols and Romans; in which Elephants and wild Beasts were employed or slain, etc. etc. with a map and ten plates. By John Ranking (4. pp. 516). London, 1826.

Eine so sonderbare, um nicht zu sagen absurde Meynung als diejenige ist, welche der Verf. dieses Werks aufstellt, ist wohl selten durch einen solchen Schatz von interessanten, zum Theil ganz unbekannten historischen Thatsachen unterstützt worden, als wir hier beysammen finden. Der Verf. ist nämlich der Meynung, daß die fossilen Ueberreste von Elephanten, Löwen, Tigern, Nilpferden u. s. w., welche man an vielen Orten in dem ganzen Norden der alten Welt gefunden hat, nicht das Resultat großer natürlicher Umwälzungen auf der Erde seyen, wie die Naturforscher bis jezt geglaubt haben, sondern die Ueberreste der wilden Thiere, welche durch die Eroberungen und Heereszüge der Römer und später der Mongolen aus südlicheren Klimaten nach dem Norden verpflanzt worden sind. Um diese Behauptung zu erweisen, führt Hr. Ranking eine große Menge von Thatsachen an, die er in den Geschichtschreibern des Alterthums und besonders Asiens gefunden hat. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in Hindostan und Rußland haben ihn in den Stand gesezt, besonders in den leztern zu schöpfen, und oft scheint es wirklich, als wenn er die Elephantenknochen nur als Vorwand brauchte, um eine Geschichte der Mongolen einzuschwärzen oder vielmehr als Rahmen, um sie einzufassen. „Während seiner Bemühungen, sagt er selbst, historische Beweise für seine Ansicht zu sammeln, ist der Verf. durch den ausgedehnten Schauplatz der Eroberungen, die außerordentliche Macht und Größe der Mongolischen Khans, die Pracht ihrer Jagdzüge und Hoffeste, welche alles übertreffen, was je in Europa gesehen worden ist, verleitet worden, einen Quartband aus dem zu machen, was leicht in einen kleinern Raum zusammengedrängt werden konnte....... und einen Auszug der Geschichte des Sibirischen Gengis Khan und seines Enkels Kublai hinzuzufügen u. s. w." — Der Verf. ist offenbar besser in der Geschichte der Mongolen bewandert, als in der Geschichte der fossilen Knochen, ihrer Lage, Beschaffenheit, der Orte, wo sie gefunden werden u. s. w., und scheint wirklich nur über die, welche in England gefunden worden sind, genauer unterrichtet zu seyn. So wenig indessen auch seine Ansicht eine ernsthafte Widerlegung verdient, so können wir es billigerweise ihm nicht abschlagen, kürzlich auseinanderzusetzen, auf welche Thatsachen er sie begründen will. Es geht aus zahlreichen Zeugnissen der alten Schriftsteller hervor, daß die Römer und früher die Carthaginenser auf ihren Heereszügen Elephanten mit sich führten. Wir sahen Hannibal für seine Elephanten einen Weg über die Alpen bahnen; wir sahen in einer einzigen Schlacht in Spanien 39 Elephanten erschlagen, und in einer andern Schlacht zwischen Römern und Carthaginensern bey Palermo hundert und vierzig Elephanten im Gefecht. In Griechenland kämpfen Elephanten sowohl in den Reihen der Römer als in denen des Antiochus und Mithridates. Der Kaiser Claudius gebraucht Elephanten bey der Eroberung von Britannien. — Wilde Thiere aus allen bekannten Gegenden der Erde, sowohl aus Norden als Süden, wurden in ungeheurer Anzahl bey den Kampfspielen der Römer gebraucht, und zwar nicht nur in Rom selbst, sondern in vielen andern großen Städten ihres Weltreiches. Diese Thiere wurden an besondern Orten (vivaria genannt) in der Nähe der Städte für die Kampfspiele aufbewahrt. Ist es demnach zu verwundern, daß Knochen von diesen Thieren in der ganzen Ausdehnung des römischen Reiches gefunden werden? — Daß (um bey England zu bleiben) in der Nähe von Kew, Brentford, Ilford, Romford, London, York, Colchester Knochen von Elephanten, Rhinoceros, Löwen, Gazellen u. s. w. sich finden? — York war der Sitz dreyer Kaiser, Severus, Caracalla und Geta, und hier feyerte Severus seinen Triumph über die Parther. Das Thal, in welchem die fossilen Knochen von Kirkdale bey York gefunden werden, scheint sich vollkommen zum Kampfplatz für diese Thiere, oder zur Aufnahme eines vivarium geeignet zu haben. Die übrigen der genannten Orte waren ebenfalls

Digitized by Google

römische Städte von großem Umfang und Reichthum, und es ist schwer als einen bloßen Zufall das Daseyn fossiler Knochen in ihrer Nähe zu erklären. Gegen die Theorie der Geognosten spricht noch besonders der Umstand, daß man die Knochen von solchen Thieren, die den kältesten Klimaten angehören, neben solchen gefunden hat, die Afrika und Ostindien bewohnen, z. B. bey Paris Löwen und Tiger neben Rennthierknochen, bey Harwich Knochen des Rhinoceros, des Hippopotamus neben denen des Elenthiers aus Irland. In Irland selbst hat man ein solches Elenthier gefunden, was durch einen Pfeil oder Speer verwundet worden war. Alle diese Thiere aber wurden bey den Kampfspielen der Römer zusammengebracht, und wenn sich ihre Ueberreste an vielen Orten finden, von denen wir nicht wissen, daß die Römer je daselbst Niederlassungen gehabt haben, so muß man bedenken, daß die Thiere bey ihrem Transport das römische Reich nach allen Richtungen durchkreuzen mußten; endlich mußte die Anzahl derer, welche während mehrerer Jahrhunderte auf diese Art in Europa umgekommen sind, so groß seyn, daß man sich eher über die geringe Menge der Ueberreste, welche von ihnen gefunden worden sind, wundern könnte, als über ihre Menge. *) Das Daseyn ähnlicher Ueberreste im nördlichen Asien, in Rußland, Polen u. s. w. wird durch die Ausdehnung der mongolischen Riesenherrschaft leicht erklärlich. Timur und seine Nachfolger beherrschten zugleich China, Tibeth und Ostindien östlich vom Burhampooter, lauter Länder, die reich an Elephanten sind, und Sibirien bis an die Behringsstraße. Der große Khan Oktai führte in China Krieg, während sein Neffe mit 600,000 Reitern Rußland und Polen überzog. Die Mongolen bedienten sich aber in ihren Kriegen sowohl als bey ihren Festen derselben südlichen Thiere, deren fossile Ueberreste in jenen nördlichen Gegenden gefunden werden. Daß diese Thiere, besonders aber die Elephanten, die Kälte bis zu einem hohen Grade ertragen konnten, geht nicht nur aus Hannibals Zug über die Alpen hervor, sondern auch daraus, daß der Kaiser Mahmud einmal 1300 und ein andermal 500 Elephanten gegen den König von Kashgar führte, wobey diese Thiere die Kälte der Tartarey aushielten, während Menschen und Pferde zu Grunde gingen. Was die Mammutsknochen betrifft, welche in Sibirien gefunden worden sind, so meynt der Verf., sie könnten entweder einer damals noch lebenden und jezt ausgestorbenen Thierart angehören, oder ein großer Theil der sogenannten Mammuthsknochen seyen wahrscheinlich Wallroßknochen, und nur aus der undeutlichen Beschreibung der Eingebornen bekannt. —

Dieß sind in Kurzem die Thatsachen, womit Ranking seine antigeognostische Ansicht erweisen will, doch ist es billig zu sagen, daß er selbst eingesteht: manche der fossilen Knochen könnten wirklich einen andern Ursprung haben, als den, den er für den größten Theil derselben angibt. Wir können uns nicht darauf einlassen, seine Meynung zu widerlegen, was für diejenigen Leser, die mit den Thatsachen, worauf die entgegengesezte Ansicht Cuviers und anderer Naturforscher beruht, nur einigermaßen bekannt sind, auch überflüssig wäre. Wir übergehen auch die Abhandlung über die Zigeuner und über tausend andere Dinge, welche Ranking anzubringen weiß, und wollen mit der Beschreibung einer großen mongolischen Jagd schließen, welche er unter andern zum Besten gibt und woraus freylich hervorgeht, daß in jenen Zeiten ungeheure Niederlagen von animalischen Ueberresten sich bilden konnten. „Während Gengis Khan sich in Termed aufhielt, ordnete er im Winter 1221 eine große Jagd an, um die Krieger in Bewegung zu erhalten, indem die Jahrszeit den Krieg unterbrochen hatte. Da Touschi Khan, des Kaisers ältester Sohn und Oberjägermeister des Reichs, abwesend war, so erhielt sein Stellvertreter Befehl, Alles zur Jagd in Bereitschaft zu setzen. Der Kaiser bezeichnete den Raum, der eingeschlossen werden sollte, und die verschiedenen Abtheilungen des Heers sezten sich nach den ihnen angewiesenen Stellungen in Bewegung und umschlossen den ganzen ungeheuren Raum wie mit einer dichten Hecke. Die Hauptleute erinnerten ihre Soldaten, daß es ihnen das Leben kosten würde, die wilden Thiere aus diesem Kreise entkommen zu lassen, der viele Meilen im Umfang hatte und große Wälder einschloß. Die Mitte des Kreises bildete eine kleine Ebene, wohin alles Wild zusammengetrieben werden sollte. Nachdem Alles bereit war, wurde es dem Kaiser durch Eilboten angezeigt, und dieser sandte den Befehl zum Aufbruch an die Anführer der verschiedenen Heeresabtheilungen. Bey dem Klange der Pauken, Hörner und Trompeten sezte sich das ganze Heer zur selben Zeit in Bewegung nach dem Mittelpunkte des Kreises hin. Die Soldaten hielten sich dicht zusammen, die wilden Thiere vor sich hertreibend und die Hauptleute folgten hinter den Reihen, um die Ordnung zu erhalten. Alle waren in voller Rüstung wie zum Kriege, mit eisernen Helmen, ledernen Harnischen, Schilden, Säbeln, Köchern und Bogen bewaffnet, und trugen außerdem noch Beile, Packnadeln, Bindfaden und Seile. So rückten sie mehrere Wochen hintereinander vor ohne Unterbrechung. Alles, was im Kriege nothwendig ist, wurde sorgfältig beobachtet, in der Nacht Lager geschlagen, Wachen ausgestellt und die Losung gegeben. Ein Fluß hielt sie nur wenig auf, das Wild wurde hineingetrieben

*) Abgesehen von allen andern Gründen wäre dieser schon hinreichend, um zu beweisen, daß unsere fossilen Knochen nicht die Ueberreste der in den Kampfspielen und Kriegen der Römer gefallenen Thiere seyn können. Welche ungeheure Menge solcher Knochen müßte man sonst in der Nähe von Rom finden!

Digitized by Google

und schwamm hindurch, und die Soldaten setzten auf zusammengebundenen Fellen hinüber, welche an dem Schweif der Pferde befestigt wurden. — Als auf diese Art der Kreis immer enger ward, und die Thiere anfingen sich gedrängt zu fühlen, rannten sie theils auf die Gebirge, theils in die Thäler und Schluchten oder in's Innerste der Wälder, oder suchten in Höhlen eine Zuflucht; überall wurden sie aber herausgetrieben, so daß sie endlich in der Verzweiflung sich auf ihre Verfolger warfen und denselben viel zu thun machten, um so mehr da den Soldaten befohlen war bey Todesstrafe, die Thiere nicht zu tödten oder zu verwunden, sondern sie nur vor sich herzutreiben. Eilboten brachten dem Kaiser immer Nachricht von den Fortschritten der Jagd und dem Betragen der Soldaten. Das beständige und immer zunehmende Getöse der Pauken und Trompeten und das Geschrey der Soldaten, deren Reihen immer dichter wurden, je mehr sich der Kreis verkleinerte, versetzte endlich das Wild, das immer mehr zusammengedrängt wurde, in eine solche Angst, daß die reißendsten Thiere ihre natürliche Wildheit vergaßen. Löwen und Tiger schienen sanftmüthig geworden zu seyn, und Bären und Eber schienen niedergeschlagen und fast ihrer Sinne beraubt vor Schrecken. Nachdem alles Wild auf der bezeichneten Ebene zusammengetrieben war, begab sich der Kaiser mit seinem Gefolge an Ort und Stelle, trat zuerst in den Kreis in der einen Hand sein Schwert, in der andern den Bogen und den Köcher voll Pfeile auf dem Rücken, seine Söhne und seine angesehensten Heerführer begleiteten ihn. Er begann nun das Gemetzel, indem er die wildesten Thiere, Löwen und Tiger zu Boden streckte, wovon einige in der Verzweiflung ihr Leben zu vertheidigen suchten. Bald aber zog sich der Kaiser nach einer Anhöhe zurück, wo ein prachtvoller Thron für ihn errichtet war, und beobachtete von dort aus die Gewandtheit und den Muth seiner Kinder und der Krieger, welche die wilden Thiere ergriffen und sich kühn allen Gefahren aussetzten, wohl wissend, daß der Kaiser ihren Werth darnach beurtheilen werde. Nach den Prinzen und Feldherren betraten die jüngern Soldaten den Kreis und richteten ein großes Blutbad unter allen Arten von Thieren an. Hierauf traten die Enkel des Kaisers und mehrere Edelknaben von ihrem Alter vor den Thron und baten in einer Rede nach ihrer Art den Kaiser, die noch übrigen Thiere zu schonen und ihnen Leben und Freyheit zu schenken, was er ihnen zugestand, und das Heer, nachdem er es für sein Betragen gelobt hatte, wieder nach seinen Winterquartieren zurückschickte. Die Thiere, welche den Säbeln und Pfeilen entronnen waren, flohen nach ihren Höhlen und Wäldern zurück. So endete die Jagd von Termed." —

Uebersicht der französischen Literatur.

Komisches Epos.

(Beschluß.)

Wenn der gegenwärtige Zustand Frankreichs — wie wir behaupteten — ein gesunder natürlicher ist, wenn die Gebrechen desselben nur Ausnahmen von der Regel sind; so bedarf es nur der einfachen Heraushebungen derselben, um sie als Verzerrungen zu bezeichnen, und dem allgemeinen Gelächter Preis zu geben. Auf diese Weise hat Beranger uns in einer Menge kleiner Lieder eine Reihe Karrikaturen gegeben, die selbst von der Stirn des Polizeykommissärs, der sie bey dem Buchhändler confiscirte, die Falten verscheuchten. — Wenn aber eine der beyden Partheyen, die einander feindlich gegenüberstehen, weil eine der andern das Handwerk verdirbt, ihr einseitiges Interesse für das des Ganzen erklärt, und nicht diesem, sondern ihrer eigenen Vortrefflichkeit die Gegenparthey entgegensetzt; so fällt der Effekt des Lächerlichen, der allerdings hervorgebracht wird, weniger auf die angegriffene, als auf die angreifende Parthey. Um alle Versuche dieser Art zu charakterisiren, dürfen wir bloß einen einzigen anführen, den wir überdieß schon seines augenblicklichen Triumphs wegen, in einer Uebersicht der neuesten französischen Literatur nicht mit Stillschweigen übergehen können.

La Villéliade ou la Prise du Château Rivoli, Poème Heroi-comique en cinq chants par Mery et Barthelemy. Onzième édition. Par. 1826. 8.

Die Mittelmäßigkeit der beyden Verfasser spricht sich hinreichend darin aus, daß das geübteste Auge keinen Unterschied zwischen der Arbeit des einen und der des andern entdecken kann; nur ein todtgebornes Kind entbehrt so sehr aller Individualität, daß man darin keine Aehnlichkeit mit dem Vater zu finden weiß. Aber wir bezweifeln, ob das ausgezeichnetste Talent einem so undankbaren Stoff, wie der Wettstreit um eine Ministerstelle, eine poetische Idee abzugewinnen vermocht hätte: dieß ist der Gegenstand des Gedichtes!

cette grande querelle,
Qui troubla s i l o n g t e m p s le sommeil de Villèle,
Comment Labourdonnaie et de fiers députés
Du comte de Toulouse ennemis indomptés
Lassés de haranguer une Chambre muette
Sonnèrent des combats la bruyante trompette,
Et sur le haut balcon du château Rivoli *)
Proclamèrent son règne à jamais aboli!

Die Beschreibung eines großen diner ministeriel eröffnet den ersten Gesang, die dabey anwesenden Deputirten werden — nach dem Muster des homerischen

*) Der Pallast des Ministeriums der Finanzen auf der Straße Rivoli, der eines der schönsten Gebäude von Paris ist.

Digitized by Google

Schiffskatalogs — aufgezählt und einzelne derselben durch kurze Beysätze, ohne Witz, bezeichnet. Villèle hält eine Anrede an sie, worin er sie von der Gefahr benachrichtigt, die ihm von Seiten Labourdonnaie's droht, und seine eigenen Verdienste heraushebt — den spanischen Krieg, die siebenjährige Kammer, die Emigranten-Entschädigung, die drey Procents, den Glanz der Kirche und der Jesuiten. Einer der wenigen glücklichen Züge des Gedichts ist die Bereitwilligkeit, mit der die votirten Deputirten die Aufforderung zum Kampf beantworten:

Ils se levèrent tous; en voyant leur figure
On eut dit, qu'ils allaient demander la cloture.

Aber unmittelbar darauf halten sich die Verfasser für diese ungewöhnliche Anstrengung ihrer komischen Ader durch eine doppelte Gabe Fadheit schadlos; die Deputirten schwören, muthig dem Feind entgegen zu gehen:

Lors Martignac se lève, au valet en livrée
Il demande sa lyre avec de l'eau sucrée. (!)

Er begeistert die Streiter Villèles durch eine äußerst platte Hymne, die den ersten Gesang schließt.

Im zweyten Gesange beginnt Villèle den Feldzug durch den Ausmarsch seines Heeres gegen Labourdonnaie's Lager in der Faubourg St. Germain *); eh' er indessen die Seine passirt, versucht er noch einmal den Weg friedlicher Unterhandlungen, die Veranlassung zu einer Beschreibung der Streitkräfte Labourdonnaie's geben. Damit das Gedicht indeß kein allzufrühes Ende habe, werden alle Ausgleichungs-Vorschläge natürlich abgewiesen.

Im dritten Gesang setzen sich Geistererscheinungen, die aus der Seine aufsteigen, dem Uebergang über den Strom entgegen. Die Armee, verstärkt durch die Abonnenten der Etoile, die fünfzig Abonnenten des Journal de Paris und

le prote de Pillet,
seul homme de Paris qui lise la Gazette, **)

zieht sich in ihr Lager zurück: Villèle wird in seinem Zelt von dem Gespenst eines Rentier's besucht, der — durch die drey Procents ruinirt — sich ersäuft hat, und verlangt, daß Villèle, wenn er die Geister besänftigen wollte, mit Rothschild ihm ein Monument auf dem Grève errichte. Rothschild wird durch einen spiritus familiaris aus London citirt, das Monument errichtet und die Geister der Wässer beruhigt.

Der vierte Gesang bringt Villèle endlich über die Seine. Er passirt, nachdem die Jesuiten von Montrouge ihm zu Hülfe gekommen sind, auf seinem großen Portefeuille den Fluß: Labourdonnaie stellt sich ihm entgegen; aber vergebens sucht er ihn durch die boule noire zu eriegen. Villèle läßt die Rebellen mit Goldstücken beschießen; diese vergessen alle Vertheidigung, um die kostbaren Kugeln zu sammeln und werden völlig zerstreut. Labourdonnaie flüchtet sich in den Convent von Issy; er hält eine Anrede an seine geschlagene Armee, worin er den Sieg des Feindes bloß dem Beystand der Söhne von Montrouge zuschreibt, und beschließt diese für sich zu gewinnen.

Während Villèle im Palais Rivoli das Siegesfest feyert, haben sich, im fünften Gesange, die Gegner erholt und gesammelt. Sie rücken gegen den Pallast an. Um vor demselben aber nicht zehn Jahre liegen bleiben zu müssen, wie die Griechen vor Troja, machen sie bereits im ersten und am ersten Tage von der List derselben Gebrauch. Eine ungeheure Kriegskasse, in deren Innerm Hundert der tapfersten Streiter verborgen sind, wird unter schwacher Bedeckung vor den Augen des Feindes vorübergeschickt; dieser macht einen Ausfall, erobert die Kasse und bringt sie im Triumph in den Pallast ein. Dieß ist das Zeichen zu einem allgemeinen Angriff. Labourdonnaie ersteigt den Balcon des Hotel's. Die Belagerten vertheidigen sich indeß tapfer; diplomatische Traktate in allen Formaten fliegen den Angreifern an den Kopf, unter andern:

les mémoires fameux
Publiés par Ouvrard, rédigés par Villèle;

und es hätte um den Ausgang bedenklich ausgesehen, wenn nicht die Krieger, die in der Kasse verborgen waren, dieselbe gesprengt und den Sieg entschieden hätten. Villèle, von allen den Seinigen verlassen, wirft sich Labourdonnaie zu Füßen; er wird zu Gnaden aufgenommen; und der Anfang des neuen Regnum's durch diesen Act der Milde schließt würdig das heroisch-komische Gedicht.

Ob dasselbe aber ein Gedicht sey, wird durch den Mangel an allem inneren Leben, den man schon aus unserem Grundriß ersehen kann, entschieden; keine einzige individuelle Gestalt, keine einzige scharf und bestimmt hervortretende Handlung — im Ganzen keine durchgeführte, und, wir möchten sagen, überhaupt keine Idee, wenn nicht die höchst unpoetische: daß Geld der Gott der Diplomaten, so wie anderer ehrlicher Leute sey. Nach diesem allgemeinen Verdammungsurtheil wird man uns die Mühe, einzelne Ausstellungen zu machen, erspa ren; doch können wir uns der Bemerkung nicht enthalten, daß das si long temps im Eingang des Gedichts uns charakteristisch für die ganze Gattung scheint: vergebliche Anstrengung etwas darzustellen, die sich endlich nicht anders zu helfen weiß, als indem sie uns zuruft: aber ihr wißt es ja schon, warum soll ich es euch erst beschreiben. Boileau, dessen gepriesenes Meisterwerk freylich in dieselbe Kategorie fällt, kann den Herrn Mery und Barthelemy keinen poetischen Lehrbrief ertheilen, da seine eigene Meisterschaft sich nur auf einen sehr untergeordneten Handwerkszweig — die Politur der Verse — beschränkt und außer dem Gebiet desselben schwerlich noch anerkannt werden dürfte. Voltaire's Pucelle und Parny's Guerre des Dieux gehören in ein anderes Capitel, mit dem die Villeliade nichts zu schaffen hat.

*) Das Quartier von Paris, in dem — weil es den Tuilerien gegenüber — die meisten Herren und Damen vom Hofe wohnen.

**) La Gazette de France, ausgezeichnet durch ihre Langweiligkeit und ihre Bereitwilligkeit, bey jedem Wechsel der Minister jeden denselben gefälligen Ton anzunehmen. Das Journal de Paris, die älteste P. Zeitung, ist gleichen Gehaltes.

Digitized by Google

Nr. 6.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 19. Januar 1827.



Reisebeschreibung.

Tagebuch einer zweyten Reise über Paris nach London und einigen Fabrikstädten Englands, vorzüglich in technologischer Hinsicht. Von Johann Conrad Fischer, Oberstlieutenant der Artillerie. Aarau, Heinrich Remigius Sauerländer. 1826. 276 S. 8.

Der durch wichtige Entdeckungen, welche in der Eisen- und Stahlfabrikation bedeutsame Fortschritte herbeyführten, rühmlichst bekannte Herr Fischer in Schaffhausen besuchte auf der Geschäftsreise, von deren Tagebuch hier ein Auszug mitgetheilt wird, England zum dritten Mal. Vor einigen und dreyßig Jahren, aus Schweden zurückkehrend, sah er es zum ersten Mal. Zwanzig Jahre später (1814) reiste er hin, um die in sein Arbeitsfach einschlagenden technischen Fortschritte mittelst Selbstansicht kennen zu lernen, und das Tagebuch dieser Reise hat er 1816 bekannt gemacht. Jetzt ging er dorthin, um Entdeckungen und Fortschritte auszutauschen, und seiner vorjährigen Reise wichtiges Geschäft war „die Uebertragung seiner Erfindung des Meteorstahls, so wie „zweyer in England bis jezt noch nicht bekannter Proceduren „für Verfertigung von Oefen zu Schmelzung des reinen „Stahleisens, und dann der dazu erforderlichen Schmelz„tiegel.“ Wenn indeß technische Vorwürfe Hauptgegenstand der Reise und somit auch ihres Tagebuchs waren, so ward dieses leztere durchaus so geschrieben, daß sein Inhalt jedem Gebildeten verständlich ist, und es wird dasselbe (wie bereits mit der vor zehn Jahren erschienenen Reiseerzählung der Fall war) auch für Jedermann erfreulich, weil der Reisende zu denen gehört, „die nichts Menschliches sich fremd achten,“ und weil seine, übrigens nirgends zur Schau getragene, Persönlichkeit Vertrauen und Zuneigung einflößt.

Ausnehmend anziehend erscheint schon die kurze Geschichte der Entdeckung des sogenannten **Meteorstahls**. Um einen am polytechnischen Institut in Wien studirenden Sohn zu besuchen und dessen vortreffliche Lehrer kennen zu lernen, war Hr. Fischer im Spätjahr 1824 nach Wien gereist. Der Freyherr von Jacquin führte ihn in's kaiserliche Naturalienkabinet, wo den Technologen besonders die Schätze des Mineralreichs anzogen, und unter diesen am meisten die als Stein und als gediegenes Eisen vorkommenden Meteormassen; immer gleich merkwürdig, seyen es nun Trümmer untergegangener Welten, die, im unendlichen Raume schwimmend, dem Gravitationsgesetz der Erde folgend, in dessen Bereich sie kommen, oder Aussendlinge der Feuerschlünde des Mondes, oder Erzeugnisse energischer chemischer Verbindungen von Urstoffen in den höhern Regionen des Luftkreises. Das wunderbare, heterogen scheinende, und dennoch aus homogenen Massen bestehende Gefüge des Meteoreisens, welches Herr von Widmanstadt so glücklich geahnt und für das Auge dargestellt hat, veranlaßte den Hrn. Fischer, sich gegen den Hrn. von Jacquin zu äußern: nach der Heimkehr wolle er versuchen, das Meteoreisen künstlich nachzumachen. Die Rückreise ging über Triest und Venedig. Im Waffensaale des Arsenals der lezteren Stadt erblickte der Reisende auf türkischen Klingen jene Zeichnungen von Damast, die ihm Analogie mit denen des Meteorsteins zu haben schienen. Dieß erzeugte den Gedanken, statt des beabsichtigten Meteoreisens vielmehr Meteorstahl zu verfertigen. Eine lange Reihe von Versuchen zu diesem Zweck in den Werkstätten zu Schaffhausen unternommen, brachte alsdann die Ueberzeugung, daß durch Kombination des Nickels mit Stahl, einzig nur, aber in der That auch, die ächte Damascener Klinge erhalten werden möge. Wie diese Ueberzeugung sich seither durch Urtheile sachkundiger Richter und durch die Huldigungen, welche in dem Vaterlande der feineren Stahlarbeiten dieser Entdeckung gebracht wurden, bestätigt hat, wird in dem Tagebuch der Reise gemeldet.

Diese war auf den kurzen Zeitraum von anderthalb Monaten (Juni und Juli 1825) beschränkt; wie man aber durch gute Benutzung die Zeit vervielfachen könne, das mag man bey Hrn. Fischer lernen, dessen Hin- und Herreise, von und nach London, mit der größten Schnelligkeit geschehen ist, wozu auch die Dampf-

Digitized by Google

boote beygetragen haben, indem dasjenige zur Rückfahrt den Weg von Dover nach Calais in weniger denn drey Stunden zurücklegte. Es soll hier weder eine Aufzählung der Gewerbstätten, Fabriken und Kunstwerke, von denen der Reisende Kunde gibt, noch eine Liste der ausgezeichneten Männer, Gelehrten, Künstler, Fabrikanten u. s. w., mit denen er zusammentraf, gegeben werden. Von den einen wie von den andern wird man je über die merkwürdigsten Bericht finden und manches Eigenthümliche inne werden, das der guten Aufnahme zu verdanken ist, die dem Hrn. Fischer beynahe überall zu Theil ward, weil er einerseits nicht nur um zu empfangen, sondern hinwieder auch um zu geben und zu tauschen gekommen war, und weil anderseits, wenn wir nicht irren, sein persönlicher Charakter durch Einfachheit und Treuherzigkeit dem brittischen Nationalcharakter verwandt ist.

Wenige einzelne Züge, die seinen Schilderungen sollen enthoben werden, mögen das Vorgesagte bestätigen. Von einem Besuch der syderographischen Werkstätte des Hrn. Perkins und einem langen Gespräche mit diesem merkwürdigen Mann, oder von Erzählung derselben scheidet Hr. Fischer mit der Bemerkung: „Wenn das Auge und die Physiognomie mehr oder minder der Wiederschein der Seele, und welche Bilder der Vergangenheit oder Gegenwart ihr vorschweben, darin zu lesen ist, so glaube ich aus seinem freundlich ernsten, aber wie nach hohen Fernen schauenden Auge entnehmen zu können, daß das Reich des Wissens ihm noch mehr als eine Entdeckung wird zu verdanken haben, und daß die Verfolgung großer Ideen ihn mehr als die staubige Erwerbung irdischer Güter beschäftigen möge.“ — Beym Besuch der großen mechanischen Flachsspinnerey in Leeds, war der Eigenthümer abwesend, und der erste Commis, welcher den Hrn. Fischer empfing, begann mit einem Personalexamen, und frug ihn dann ohne weitere Einleitung: ob die Leute in seinem Lande auch glücklich seyen? „Ich sagte: es komme nur darauf an, was man damit verstehe, denn darüber seyen, ich wisse nicht ob zum Glück oder Unglück, die Begriffe noch verschieden. Wenn es sich aber darum handle, wie man es im allgemeinsten und so ziemlich überall adoptirten Sinne nehme, nämlich gut essen und trinken, sich belustigen, ein sorgloses Leben führen u. s. w., so sey dieß, so sehr man auch bey uns dafür gesinnt seyn möchte, noch nicht allen Leuten gelungen, indessen könnten wir aber doch auch nicht besonders klagen.“ — Es könnte aber alles gelingen, wenn man nur wollte, erwiederte er; haben Sie die Schriften von Owen gelesen? Ich sagte, ich kenne Hrn. Owen persönlich, schätze seine Philanthropie, aber gelesen habe ich von ihm nichts. — Nehmen Sie das, sagte er, indem er ein Pult öffnete und mir einen gedruckten Bogen gab, stecken Sie es zu sich und nehmen Sie es mit in Ihre Heimath. Dieses Blatt enthält alles, was erforderlich ist, um die Menschen glücklich zu machen. Ich that geschwind, was er sagte, denn eben trat sein Principal ein. Als ich nun zu Hause mein wundervolles Papier öffnete, da fand sich der Eingang so prächtig und philosophisch, wie kaum bey einer der ephemeren Constitutionen, die Monarchien in Republiken zu verwandeln bestimmt waren; wie wurde aber meine Meynung heruntergestimmt, als ich fand, daß man in dieser, vermuthlich doch nur noch auf dem Papier bestehenden Cooperativ Society, die unter andern nicht sehr verdeckt den Grundsatz der Communio bonorum ausspricht, um zehn, zwanzig oder vierzig Pfund Sterling glücklich seyn kann. Nur die jedoch, welche vierzig Pfund bezahlen, können sogleich in dieses Himmelreich, wohlverstanden aber auch nur unter dem Vorbehalt, daß man erst die Häuser dazu bauen müsse, eingehen, die andern müssen noch warten. Beym Ueberblick des Plans im Ganzen kam es mir vor, wie ein Pfründerspital.“ Eine zweyte Anekdote mag dieser als Seitenstück dienen. „Ein Zug von englischer Charlatanerie (erzählt der Reisende), die es, so solid übrigens die Nation ist, in Anpreisung ihrer Waaren und Fabrikate weiter als sonst nirgends treibt, ergötzte mich sehr auf einem abendlichen Heimweg. Bekanntlich ist die englische Schuhwichse, welche sie Japan Blacking nennen, schön und gut, aber es sind viele Fabrikanten von diesem Artikel, und jeder will die beste haben. Nun sah ich am Fenster eines Ladens einen großen gelben Zettel mit großen Buchstaben darauf gedruckt Marvel (Wunder)! Turners incomparable blacking, und dann darunter das Schlafzimmer eines Gentlemans abgebildet, neben dem Tisch ein zerbrochener Toilettenspiegel, auf dem Tisch aber einer von des Gentlemans Stiefeln, vor welchem er sich ganz gemächlich rasirt, während dessen die Hauskatze sich sehr erzürnt, da sie, in dem andern auf der Erde stehenden Stiefel sich selbst erblickend, eine unbefugte Nachbarin wahrzunehmen wähnt.“

Hr. Fischer war veranlaßt sich umzusehen, ob räthlich wäre, daß er für seine jüngste Erfindung ein englisches Patent sich erwerbe? „Ich fand nun aber durchaus bestätigt, sagt er, was mir ein sehr einsichtsvoller Mann vor einiger Zeit gesagt hatte, nämlich wenn man nicht durchaus müsse, so solle man nur ja keines nehmen. Gewiß wird die englische Gesetzgebung in diese so verwickelten und mancherley Deutungen fähigen Verordnungen eine größere Klarheit und Einfachheit zu bringen wissen. Schon die französischen Verfügungen darüber sind viel besser, weitaus aber am besten, geradesten und billigsten sind die österreichischen.“

In Birmingham traf der Reisende an einem

Digitized by Google

Sonntag ein, und durchwanderte, weil an diesem Tag keine Fabrik besucht werden konnte, die Stadt. „Mehr noch als vor eilf Jahren fiel es mir durch die Menge von Arbeitern beyderley Geschlechts auf, daß Birmingham einzig nur Manufakturstadt ist. Noch mehr aber fiel mir das verdorbene Aussehen, und die, obschon es Sonntag war, höchst armselige Kleidung vieler dieser Menschen auf. In den Straßen, welche dieselben dann vorzugsweise bewohnen, sieht man Weibspersonen jedes Alters herumgehend oder vor der Thüre sitzend Taback rauchend; eine große Depravität derselben, die man noch über dieses wahrzunehmen Gelegenheit hat, vollendet die Idee über Erziehung und Bildung dieser eigentlich bedauernswürdigen Menschenklasse.“ Der große Fabrik-Unternehmer in Manchester, Hr. Phillips, führte den Hrn. Fischer, nachdem er ihm seine Werkstätte gezeigt hatte, auch in sein Treibhaus. „Ich erstaunte da über die Wirkung des Dampfes auf die Vegetation der Trauben, und nie in meinem Leben habe ich in Hinsicht auf Menge und Größe auch nur entfernt etwas Aehnliches gesehen. Dieses ganze ziemlich große Treibhaus, dessen schräges Dach auch aus lauter Fensterscheiben besteht, von dem ebenfalls alles dicht voll Trauben herunterhängt, bildet nur Ein Rebgelände. Man läßt den Dampf nicht bloß als Wärmestoff in geschlossenen Röhren, um die beliebige Temperatur zu erzwecken, wirken, sondern auch von Zeit zu Zeit als Dampf selbst, der sich dann bey seiner Abkühlung als wohlthätiger Thau niederschlägt, und wodurch also die zwey großen Bedingnisse aller Fruchtbarkeit, Feuchte und Wärme, mit einem Male in's Leben treten. Hr. Phillips, der die Schweiz kennt und eilf Monate an den Ufern des Genfersees zubrachte, sagte, als wir von unserem Weinbau sprachen: You have a climate, but we must make one (Sie haben ein Klima, aber wir müssen eins machen).“

Von mancherley Notizen über die Beleuchtungs-Einrichtungen mit Kohlen- und Oelgas sind zwey vorzüglich bemerkenswerth. Die kundigen Personen, welche Hr. Fischer befragte, trafen darin überein, daß, wo die Steinkohlen wohlfeil sind, solle man Kohlen, und, wo das Oel wohlfeiler ist, Oel gebrauchen für den Gasbedarf. Von Hrn. Daniel, dem Sekretär der imperial gaslight company, welchem Hr. Fischer bemerkt hatte, wie wünschenswerth es wäre, daß man auf dem Continent, gleich wie in London, das Gas in comprimirtem Zustande kaufen und in schicklichen Gefäßen verbrauchen könnte, ward die Antwort gegeben: dieß werde kaum thunlich seyn, denn es habe sich gezeigt, daß das comprimirte Gas die helle Flamme nicht gibt, wie das in natürlicher Spannung; auch kehre das Gas durch die Compression wieder zum Theil in Oel zurück. Diesem ungeachtet will er nun doch bey einiger Muße die Sache nicht unversucht lassen.

Wir schließen diese kleine Aehrenlese, vorzugsweise aus dem nicht technologischen Theile des Buches gewählt, mit dem kurzen Bericht von der Philosophical Hall, einem schönen, seit kurzem erst aufgeführten Gebäude in London, das, wie hundert andere, seine Entstehung dem Verbindungs- und Gemeingeist der Engländer zu verdanken hat. „Der Zweck desselben, erzählt Hr. Fischer, ist Unterricht in der Physik und Chemie; die erforderlichen Instrumente, ein Laboratorium und ein schöner Hörsaal sind dafür vorhanden. Obenauf ist eine artige, ausgewählte Sammlung englischer Mineralien und Fossilien, nebst wohl erhaltenen, aber nicht sehr zahlreichen Exemplaren aus dem Thierreich. Einige vortrefflich erhaltene Mumien, die noch nicht lange hier sind, interessirten mich darum, weil ich hörte, daß die auf den Särgen von Sycamoreholz so trefflich und in den lebendigsten Farben erhaltenen Hieroglyphen von zwey jungen Männern, die aus Oxford den Schlüssel dazu erhalten haben, mit Leichtigkeit und Uebereinstimmung seyen gelesen worden. Es ist eine Bitte der Verstorbenen an die Luftgeister, sie möchten sie doch, obschon sie in ihrem Leben zuweilen Böses, doch aber auch manches Gute gethan haben, durch ihr Gebiet in die Regionen der höchsten Glückseligkeit, wohin sie nun trachten, gelangen lassen. Genaue Gegenuntersuchungen (cross examinations), eine in England besonders bey den Gerichtshöfen eingeführte Methode, die Wahrheit zu erforschen, und wie man sie wohl nirgends so approfondirt hat, bewährten hier die Richtigkeit der Lesung dieser Zeichenschrift, und also auch in dieses seit Jahrtausenden lichtlose mystische Dunkel eines früheren Kultus dringt der Forschungsgeist unserer Tage ein.“ — Möge der kundige Reisende keine seiner künftigen Geschäftsreisen vorbeygehen lassen, ohne durch ähnliche Mittheilungen das Publikum an ihren Ergebnissen Theil nehmen zu lassen.

Geschichte.

Kriegsgeschichte von Bayern unter König Maximilian Joseph I. Von Ed. Freyherrn von Völderndorf und Waradein, Major im K. Bayr. General-Quartiermeisterstabe. Vier Bände. München 1826.

Bekanntlich trat der hochselige König von Bayern im Jahr 1799 die Regierung seines Landes an, und beynahe

Digitized by Google

gleichzeitig begann die große Napoleonische Periode, welche Maximilian Joseph noch lange überlebte. Die Kriegsgeschichte der Bayern unter seiner Regierung umfaßt also den ganzen Zeitraum der lezten ewig denkwürdigen Kriege, und da die Bayern in zerstreuten Corps fast auf allen Punkten der Entscheidung thätig waren, so ist ihre Kriegsgeschichte auch von einem sehr allgemeinen und nicht bloß provinziellen Interesse. Es wäre zu wünschen, daß jeder Heerestheil der ci-devant großen Armee einen Geschichtschreiber gefunden hätte, wie der Bayrische. Es gibt auch eine Special-Kriegsgeschichte, die in's Detail geht, und für den Krieger denselben Werth hat, wie die Specialgeschichte überhaupt für den Historiker. Erscheint der Faden der Begebenheiten in dem vorliegenden Werk auch zuweilen abgerissen, weil er jeder kriegerischen Bewegung nur so weit folgt, als die Bayern darin verwickelt waren, so wird der fehlende Zusammenhang doch durch ein gewisses, durch das Ganze durchlaufende Nationalinteresse ersezt. Es sind überall die Bayern, welche hier oder dort, weniger oder mehr in Thätigkeit sind und ihre Nationalphysiognomie spricht sich überall auf die gleiche Weise aus, und es muß nicht nur dem Geschichtsfreunde, sondern auch jedem Militär interessant seyn, die kriegerischen Eigenschaften eines eigenthümlichen Volksstammes kennen zu lernen. Daß die Nationen im Großen wie die Stämme im Einzelnen in dieser Hinsicht sehr verschieden sind, hat der größte Feldherr unserer Zeit am besten anzuerkennen und zu benutzen verstanden; und das vorliegende Werk gibt häufig Zeugniß von dem genialen Takt, mit welchem Napoleon dem Nationalsinn und Nationalstolz der Bayern zu schmeicheln wußte.

Dem Verfasser gebührt das Lob, daß er mit einem gesunden vorurtheilsfreyen Sinne geschrieben, und sein Werk trägt überall das Gepräge der Wahrheitsliebe und umständlichen Sachkenntniß. Die vier sehr starken Bände umfassen die ausführlichste Darstellung selbst der kleinsten Ereignisse, und wenn alle diese Nachrichten auch den Nichtbayern viel zu weitläufig erscheinen, so müssen sie doch den Bayern selbst von großem Werthe seyn, da vom Feldherren bis zum Gemeinen hinab fast jeder bayrische Krieger, der sich auf irgend eine Weise ausgezeichnet hat, nahmhaft gemacht wird. Der wichtigste und am umständlichsten behandelte Theil des großen Gemäldes umfaßt den Krieg im Tyrol, da hier die Bayern das Meiste zu thun hatten. Es ist sehr erfreulich, diesen Krieg einmal von dem Standpunkt eines Bayern aus so vorurtheilsfrey, ja vielleicht noch unbefangener geschildert zu sehen, als es bisher vom Standpunkt der Tyroler aus geschehen ist.

Philosophie.

Physiologie der Leidenschaften oder neue Theorie der moralischen Empfindungen von J. L. Alibert. Nach dem Französischen bearbeitet von Dr. K. H. Schindler. Weimar im Landes-Industrie-Comptoir 1826.

Das Buch verläugnet die französische Herkunft nicht. Es ist weit unterhaltender, aber auch weit oberflächlicher als unsere anthropologischen, physiologischen und psychologischen Handbücher von Kant, Carus, Eschenmaier rc. Der Titel prahlt etwas, denn er läßt eine neue wissenschaftliche Begründung erwarten. Davon ist aber im ganzen Buche nichts zu finden. Besonders fehlt darin alle Physiologie, alle Herleitung der Leidenschaften aus physischen, organischen Verhältnissen, und es ist höchstens psychologisch zu nennen, sofern es von Erscheinungen der Seele handelt. Aber es faßt diese Erscheinungen auch nur ganz oberflächlich und äußerlich auf und gibt nur artige Schilderungen der Leidenschaften und Schattenrisse leidenschaftlicher Charaktere, ausgepuzt mit interessanten Anekdoten und moralischen Nutzanwendungen; keineswegs aber eine neue Theorie. Der Verfasser sezt schlechthin und ohne weitere philosophische Erklärung die vier bekannten Grundtriebe des Menschen, den Selbsterhaltungs-, Nachahmungs-, Geselligkeits- und Fortpflanzungstrieb, und ordnet denselben acht und dreyßig Neigungen oder Leidenschaften unter. Jede derselben wird in einem Kapitel abgehandelt; ihr Zusammenhang ist völlig lose, es sind kleine Bildchen in Rahmen, und wie sie einzeln dastehen, ohne daß ihr tieferer Zusammenhang mit dem gesammten geistigen und physischen Organismus des Menschen nachgewiesen wäre, so sind sie auch bey weitem nicht vollzählig und viele Zwischenglieder und feine Nuancen bleiben unberührt. So steht das Buch dem wissenschaftlichen Werthe nach tief unter den zahlreichen Werken deutscher Philosophen, welche denselben Gegenstand behandeln. Immerhin aber ist es als ein nützliches Lesebuch für alle Stände sehr verdienstlich. Da jene tiefsinnigen, geistreichen Werke unserer Psychologen fast ohne Ausnahme für das größere Publikum unlesbar sind, so daß die darin enthaltene Weisheit keine Früchte trägt, so ist es immer ein dankbares Unternehmen, Bücher wie das vorliegende zu schreiben, die, wenn auch minder tiefe und geistvolle, doch nützliche Lehren enthalten und, was die Hauptsache bleibt, lesbar sind und unter das Volk kommen.

Digitized by Google

Nr. 7.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 23. Januar 1827.



Naturwissenschaft.

Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen von Alexander von Humboldt. Zwey Bände. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. 12.

Alexander von Humboldt, den man den Fürsten unter den Naturforschern nennen könnte, wie man wohl Goethe'n den Fürsten unter den Dichtern genannt hat, gibt uns hier zum zweyten Male sein unübertreffliches Bild der tropischen Natur, und wir dürfen es als das Lieblingsgemälde dieses großen Meisters betrachten, denn er hat es nicht nur mit philosophischem Geist und wissenschaftlicher Strenge, sondern auch mit dichterischer Wahl und Vorliebe und mit jener schönen Leidenschaft entworfen, die das Herz dessen erfüllen mußte, der in einer innigern Nähe die große Mutter Natur erkannt und den Schleyer der Isis gelüftet. Darum gehört dieses Werk auch zu den seltenen, die gleich einem blumenreichen Isthmus aus dem Lande der Wissenschaft hinüberreichen in die Poesie, und Herz und Auge laben, während sie den sinnigen Geist mit mannigfachen neuen Kenntnissen und Aufschlüssen bereichern und erhellen. Man betrachte Linne's Systema Vegetabilium, das große trockene Register von Wörtern und Zahlen, in deren todten Formeln die ganze blühende Vegetation der Erde eingetrocknet liegt, und nun auf der andern Seite Humboldts Ansichten der Natur, worin im lebendigen Panorama die hohen Vesuve sich erheben über den ewigen Schnee der Cordilleren, und das unendliche Meer lachende sonnenhelle Küsten umarmt, und diese die wimmelnde Menge der tropischen Pflanzen tragen, in einem unauflöslichen ewig blühenden Blumenkranz, und man wird dem genialen Maler die Genugthuung nicht versagen können, daß es etwas mehr heißt, die Natur gleich der meerentstiegenen Göttin in ihrer plastischen Vollendung zu bilden, als ihre Reize nur anatomisch zu zerlegen und die reizenden Glieder abgerissen im Spiritus der Systeme aufzuhängen. Humboldt spricht diese Ansicht selber aus, vorzüglich in Bezug auf die Pflanzenwelt. Die nachfolgende Stelle seines Werkes wird auf die ganze Naturansicht des großen Forschers ein helles Licht werfen und jede weitere Erklärung überflüssig machen.

„Jede Zone hat außer den, ihr eigenen Vorzügen auch ihren eigenthümlichen Charakter. So wie man an einzelnen organischen Wesen eine bestimmte Physiognomie erkennt; wie beschreibende Botanik und Zoologie, im engern Sinne des Worts, fast nichts als Zergliederung der Thier- und Pflanzenformen ist: so gibt es auch eine gewisse Naturphysiognomie, welche jedem Himmelsstriche ausschließlich zukommt.

„Was der Maler mit den Ausdrücken schweizer Natur, italienischer Himmel bezeichnet, gründet sich auf das dunkle Gefühl dieses lokalen Naturcharakters. Himmelsbläue, Beleuchtung, Duft, der auf der Ferne ruht, Gestalt der Thiere, Saftfülle der Kräuter, Glanz des Laubes, Umriß der Berge — alle diese Elemente bestimmen den Totaleindruck einer Gegend. Zwar bilden unter allen Zonen dieselben Gebirgsarten Trachyt, Basalt, Porphyr-Schiefer und Dolomit, Felsgruppen derselben Physiognomie. Die Grünsteinklippen in Süd-Amerika und Mexiko gleichen denen des deutschen Fichtelgebirges, wie unter den Thieren die Form des Alco oder der ursprünglichen Hunderace des neuen Continents mit der europäischen Race übereinstimmt. Denn die unorganische Rinde der Erde ist gleichsam unabhängig von klimatischen Einflüssen; sey es, daß der Unterschied der Klimate neuer als das Gestein ist; sey es, daß die erhärtende, wärmeentbindende Erdmasse sich selbst ihre Temperatur gab, statt sie von außen zu empfangen. Alle Formationen sind daher allen Weltgegenden eigen, und in allen gleich gestaltet. Ueberall bildet der Basalt Zwillingsberge und abgestumpfte Kegel; überall erscheint der Trapp-Porphyr in grotesken Felsmassen, der Granit in sanftrundlichen Kuppen. Auch ähnliche Pflanzenformen, Tannen und Eichen bekränzen die Berghänge in Schweden, wie die des südlichsten Theils von Mexiko. Und bey aller dieser

Digitized by Google

Uebereinstimmung in den Gestalten, bey dieser Gleichheit der einzelnen Umrisse, nimmt die Gruppirung derselben zu einem Ganzen doch den verschiedensten Charakter an.

„So wie die Kenntniß der Fossilien sich von der Gebirgslehre unterscheidet, so ist von der individuellen Naturbeschreibung die allgemeine oder die Physiognomik der Natur verschieden. Georg Forster in seinen Reisen und in seinen kleinen Schriften; Goethe in den Naturschilderungen, welche so manche seiner unsterblichen Werke enthalten; Herder, Büffon, Bernardin de St. Pierre, und Chateaubriand haben mit unnachahmlicher Wahrheit den Charakter einzelner Himmelsstriche geschildert. Solche Schilderungen sind aber nicht bloß dazu geeignet, dem Gemüthe einen Genuß der edelsten Art zu verschaffen; nein, die Kenntniß von dem Naturcharakter verschiedener Weltgegenden ist mit der Geschichte des Menschengeschlechtes und mit der seiner Kultur auf's innigste verknüpft. Denn wenn auch der Anfang dieser Kultur nicht durch physische Einflüsse allein bestimmt wird, so hängt doch die Richtung derselben, so hängen Volkscharakter, düstere oder heitere Stimmung der Menschheit größtentheils von klimatischen Verhältnissen ab. Wie mächtig hat der griechische Himmel auf seine Bewohner gewirkt! Wie sind nicht in dem schönen und glücklichen Erdstriche zwischen dem Oxus, dem Tigris und dem ägeischen Meere die sich ansiedelnden Völker zuerst zu sittlicher Anmuth und zarteren Gefühlen erwacht! Und haben nicht, als Europa in neue Barbarey versank, und religiöse Begeisterung plötzlich den heiligen Orient öffnete, unsere Voreltern aus jenen milden Thälern von Neuem mildere Sitten heimgebracht! Die Dichterwerke der Griechen und die rauheren Gesänge der nordischen Urvölker verdankten größtentheils ihren eigenthümlichen Charakter der Gestalt der Pflanzen und Thiere, den Gebirgsthälern, die den Dichter umgaben, und der Luft, die ihn umwehte. Wer fühlt sich nicht, um selbst nur an nahe Gegenstände zu erinnern, anders gestimmt in dem dunkeln Schatten der Buchen, oder auf Hügeln, die mit einzeln stehenden Tannen bekränzt sind; oder auf der Grasflur, wo der Wind in dem zitternden Laube der Birken säuselt! Melancholische, ernsterhebende, oder fröhliche Bilder rufen diese vaterländischen Pflanzengestalten in uns hervor. Der Einfluß der physischen Welt auf die moralische, dieß geheimnißvolle Ineinanderwirken des Sinnlichen und Außersinnlichen, gibt dem Naturstudium, wenn man es zu höheren Gesichtspunkten erhebt, einen eigenen, noch zu wenig gekannten Reiz.

„Wenn aber auch der Charakter verschiedener Weltgegenden von allen äußeren Erscheinungen zugleich abhängt, wenn Umriß der Gebirge, Physiognomie der Pflanzen und Thiere, wenn Himmelbläue, Wolkengestalt und Durchsichtigkeit des Luftkreises den Totaleindruck bewirken; so ist doch nicht zu läugnen, daß das Hauptbestimmende dieses Eindrucks die Pflanzendecke ist. Dem thierischen Organismus fehlt es an Masse, und die Beweglichkeit der Individuen entzieht sie oft unsern Blicken. Die Pflanzenschöpfung wirkt dagegen durch stetige Größe auf unsere Einbildungskraft. Ihre Masse bezeichnet ihr Alter, und in den Gewächsen allein ist Alter und Ausdruck stets sich erneuernder Kraft mit einander gepaart. Der riesenförmige Drachenbaum, den ich auf den kanarischen Inseln sah, und der sechszehn Schuh im Durchmesser hat, trägt noch immerdar (gleichsam in ewiger Jugend) Blüthe und Frucht. Als französische Abenteurer, die Bethencourts, im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts die glücklichen Inseln eroberten, war der Drachenbaum von Orotava (den Eingebornen heilig wie der Oelbaum in der Burg zu Athen, oder die Ulme zu Ephesus) von eben der kolossalen Stärke als jetzt. In den Tropen ist ein Wald von Hymeneen und Cäsalpinien vielleicht das Denkmal von einem Jahrtausend.

„Umfaßt man mit einem Blick die verschiedenen Pflanzenarten, welche bereits auf dem Erdboden entdeckt sind, und deren Zahl nach Decandolle's Schätzung über 56,000 beträgt, so erkennt man in dieser wundervollen Menge wenige Hauptformen, auf welche sich alle andern zurückführen lassen. Zur Bestimmung dieser Formen, von deren individueller Schönheit, Vertheilung und Gruppirung die Physiognomie der Vegetation eines Landes abhängt, muß man nicht (wie in den botanischen Systemen aus andern Beweggründen geschieht) auf die kleinsten Theile der Blüthen und Früchte, sondern nur auf das Rücksicht nehmen, was durch Masse den Totaleindruck einer Gegend individualisirt. Unter den Hauptformen der Vegetation gibt es allerdings ganze Familien der sogenannten natürlichen Systeme. Bananengewächse und Palmen werden auch in diesen einzeln aufgeführt. Aber der botanische Systematiker trennt eine Menge von Pflanzengruppen, welche der Physiognomiker sich gezwungen sieht, mit einander zu verbinden. Wo die Gewächse sich als Massen darstellen, fließen Umrisse und Vertheilung der Blätter, Gestalt der Stämme und Zweige in einander. Der Maler (und gerade dem feinen Naturgefühle des Künstlers kommt hier der Ausspruch zu!) unterscheidet in dem Mittel- und Hintergrunde einer Landschaft Tannen- oder Palmengebüsche von Buchen, nicht aber diese von andern Laubholzwäldern!"

Digitized by Google

Dichtkunst.

Schwedische Volksharfe, mit einer Beylage Norränaliedern und Melodieen, von J. L. Studach. Stockholm bey Samuel Rumstedt. 1826. XXII und 239 S. 8.

Dieser merkwürdige Beytrag zur Alterthumskunde und zur Kunde des skandinavischen Volksliedes ist der Erbfürstin von Hohenzollern-Hechingen zugeeignet und rührt von einem jungen Schweizer her, (Altstetten im St. Gallischen Rheinthal ist sein Geburtsort), der als Hofkaplan der Kronprinzessin von Schweden in die nordische Landschaft versezt ward, wo er Stammverwandte seiner heimathlichen Landsleute zu finden hoffte und wirklich auch gefunden hat. „Als ich noch, so erzählt er, in Rhätiens Alpenthälern weilte, sah ich schon mit Liebe nach dem Land der Sagen, zu der Mitternacht hin, wo das Nordlicht glimmt und die Sonne am längsten den Sommer begrüßt; dorthin, wo die eigene Sage mich hinwies — von wannen den Alpen die Väter gekommen. Mit ungewöhnlicher Neugier betrat ich den skandinavischen Boden vor einigen Jahren, mit eigenem Ohr die Sprache zu hören und ihre Mundart mit den Alpenzungen zu vergleichen. Wie ward ich in Schweden überrascht! Es klang mir die Rede so heimisch an's Ohr, daß ich glaubte an einen Alpensee mich entrückt; und ich konnte erst nicht einig werden, warum mein Sinn nicht verstände, was meinem Ohr so verwandt war. Da griff ich, weil ich gern in den Hütten einkehre, zu den Volksliedern des Landes, und lernte an ihnen zuerst die Fülle und Kraft, den Gesang und Ernst der hochherzigen Sprache, übertrug, was mich vorzüglich ansprach, und des schwedischen Volkes ausschließlicheres Eigenthum war, in die Mutterzunge, nach Laune, ohne alle weiter spähende Absicht, bis die gegenwärtige Sammlung herangewachsen, und ich auf den Gedanken kam, sie möchte ein nicht unwillkommener Gruß der fernen Heimath seyn."

Diesen Angaben von des Buches Entstehung reihen sich umständliche Betrachtungen über seinen Inhalt an. Wenn Volkslieder sich von einander unterscheiden, wie Völker, wie Land und Sitte und ihre eigenthümliche Erziehung durch die Geschichte, so muß die reichste Ernte da gefunden werden, wo die Zeit am bewegtesten war, die größten Thaten geschahen, und dem Volke so viel übrig blieb, zu Sinn zu kommen. Des skandinavischen Volksliedes Geschichte und Art verliert sich weit hinauf in den Skaldengesang, und es hatte einige Stufen zu durchwandern, bis sein Kehrreim (omquaedel) so sich gestaltete, wie er jezt noch gefunden wird. Was von den Quellen, die der Verf. benuzt hat, gemeldet wird, läßt künftighin weitere Ausbeute erwarten. Von den zwey Dutzend der skandinavischen Volkslieder, welche dießmal gegeben und mit erläuternden Anmerkungen begleitet werden, wählen wir zur Probe gleich das erste: es ist überschrieben: „Der Jungfrau Zuversicht," eines der kürzesten und, wie der Sammler versichert, findet sich solches, mit kleinen Variationen, durch alle Gauen, in aller Mund. Sein Inhalt ist dieser:

Das holde Kätchen diente
An jungen Königs Hof.
Und alle schöne Frauen
Verdunkelte die Zof.

Sie glänzte wie die Rose
In bunter Blumen Chor,
Da sprach der junge König
Dem holden Kätchen vor:

Du holdes Kätchen höre,
Sag', willst du leben mir?
Und Roß und güldnen Sattel
Das schenk ich dir dafür.

Und Roß und güldner Sattel
Die wollen mir nicht stehn,
Der Königin sie schenke,
Laß mich in Ehren gehn.

Du holdes Kätchen, höre,
Sag', willst du leben mir?
Die güldenschmucke Krone
Die schenk ich dir dafür.

Die güldenschmucke Krone
Die will mir ja nicht stehn,
Der Königin sie schenke.
Laß mich in Ehren gehn.

Du holdes Kätchen, höre,
Sag', willst du leben mir?
Mein Königreich zur Hälfte
Das schenk ich dir dafür.

Dein Königreich zur Hälfte
Das will mir ja nicht stehn.
Der Königin es schenke.
Laß mich in Ehren gehn.

Und hör', du holdes Kätchen,
Willst du nicht bleiben mein,
So schließ dein junges Leben
Die Nageltonne ein.

Und schließe mein junges Leben
Die Nageltonne ein.
So sehen Gottes Engel,
Daß ich von Schulden rein.

Da schloß das holde Kätchen
Die Nageltonne ein;

Digitized by Google

Des Königes Gesellen
Sie rollten sie vom Rain.

Da lenkten her vom Himmel
Zwo weiße Tauben treu,
Den Flug zum holden Kätchen
Und wurden ihrer drey.

Es spielt das Lied, sagt Hr. Studach, auf der Meereswelle der Geschichte mit seinem Säugling, dem Volke, und feuchtet seine trockene Lippe mit dem Milchthaue der Sommernacht, welcher als silberner Aether über der Gesangeswoge schwebt; regt seine Seel aus der Verkümmerung und hebt ihm das Haupt über den Pflug. Was das Lied ihm noch vorenthält, rundet die Sage ihm aus, und so sammelt sich ihm ein Born, aus dem sein Durst süßduftende Labe trinket. Wer nun aber doch, was manchem Leser begegnen kann, eine kräftigere Speise verlangen möchte, der findet sie in des Buches zweyter Hälfte, welche die Norränalieder begreift. Dichtungen nämlich, die in der Stammsprache Skandinaviens, Norränazunge genannt, geschrieben wurden, die bis zum dreyzehnten Jahrhundert und darüber herrschte, und noch auf Island sich erhalten hat, wo der Polyhistor Are (1068 — 1148) in ihr die erste Geschichte schrieb. Von diesem Skaldengesang werden drey größere Stücke: Odins Weisheit, die Lilie und das Sonnenlied hier mitgetheilt; das erste oder das Spruchlied Havamal im Distichon übersezt, welches der Urform zu entsprechen und ihre Kraft vollends auch noch zu verstärken schien. Von den 106 seiner Distichen will ich etliche hersetzen:

1) Hohn und Spott bewillkomme nie den nahenden Fremdling:
Keiner ist ohne Fehl, keiner so schlecht, der nichts taugt.

2) Bösen argen Gemüths belacht der Unselige Alles:
Weiß nicht wessen er Noth; daß er sich selber belacht.

3) Alles sich traut zu verstehn der Fant, wenn fern die Gefahr ist:
Stockt mit dem albernen Rath, prüft ihn der Mann in der Noth.

4) Reisen heischen Verstand, er öffnet dir sicher die Herberg:
Denn der verlässigste Freund ist der bereite Verstand.

5) Bessere Bürd' als Verstand nimmt man nicht leicht auf den Weg mit:
Treuer aushilft er als Geld, steht dir am höchsten die Noth.

6) Bessere Bürd' als Verstand nimmt man nicht leicht auf den Weg mit;
Schlechtere Wegkost nicht trägt man als Liebe zum Trunk.

7) Länder und Meere durchreist und viele Bräuche erfahren:
Kennst du der Menschen Gemüth, warst du auch weise zuvor.

Das Ganze dieser Sprüche umfaßt Räthe des Lebens, Räthe der Freundschaft, Ermahnungen zur Gastfreygebigkeit und Wohlthätigkeit, Räthe auf die Reise. Im Sonnenlied sind auf andere und eigenthümliche Art Lehren der Weisheit und Klugheit vorgetragen. Die Warnung vor der Wollust durch nachfolgende Erzählung:

Die Macht der Wollust
Hat Mancher beweint,
Oft Weh von Weibern kam,
Zur Fahr sie führen,
Ob Gottes Finger
Gleich rein sie gab.

Gesellen waren sich
Swafar und Skart-hethin,
Keiner des andern entbehren konnte:
Bis sie entbrannten
Ob eines Weibes,
Die Beyder Brandmal worden.

Nicht wahrten sie
Vor der weißen Maid
Spiel nach, schönem Tag:
Kein andrer Gedanke
Vor ihnen stand,
Als baar ihr lichtes Bild.

Schmerzvoll wurden
Die schwarzen Nächte,
Kein süßer Schlaf sie grüßte:
Aber vom Harm
Der Haß aufwuchs
Unter treuen Freunden einst.

Unthaten werden
Auf alle Fälle
Grimmig vergolten;
Im Zweykampf rennend
Für das reize Weib,
Traf beyde der Tod.

Die Lilie endlich, ist freye Uebersetzung des gleichnamigen Liedes, vom Bruder Eystein, dem Norweger, zur Ehre Mariens gesungen, in hundert stabgereimten achtzeiligen Gesetzen, woraus in der neuen Bearbeitung die Kehrreime weggelassen sind. Es war zu seiner Zeit ein sehr berühmtes Lied, von vielen gekannt, gebetet und gesungen; fiel aber bey den spätern protestantischen Kirchengeschichtschreibern und Literatoren, seiner angeblichen Marienabgötterey wegen, in Ungnade. Es wurde zuerst im Jahr 1612, dann 1748 gedruckt, aber verstümmelt. Finn Johannsen, der Bischof zu Skalholt auf Island, gab es in der ursprünglichen Gestalt (1772) in seiner Kirchengeschichte Islands wieder, und aus ihr hat Hr. Studach seine Uebersetzung bearbeitet. Der junge Schweizer im Norden verdient Dank für die ersten Mittheilungen seines Fleißes und seiner Forschungen; ihr Gehalt ist aufmunternder Theilnahme werth, und er bürgt zugleich auch für fernere Gaben, die fortschreitend reicher und mehrseitig befriedigend werden mögen.

Digitized by Google

Nr. 8.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 26. Januar 1827.

Gewerbwesen.

Traité des brevets d'invention, de perfectionnement et d'importation: par Augustin Charles Renouard, avocat à la cour de Paris. Paris chez Antoine Augustin Renouard. 1825. (8. S. 501.)

Dieß ist eine sehr vollständige Abhandlung über die Gesetze, welche in Frankreich die Fortschritte der Industrie und des Wohlseyns der Gesellschaft durch diese, in so fern sie von neuen Entdeckungen abhängt, befördern und sichern. Der Verf. betrachtet den Gegenstand sowohl in geschichtlicher und juristischer als in philosophischer Rücksicht, und obgleich er dabey vorzüglich Frankreich im Auge hat, so fehlt es seinem Werke keineswegs an allgemeinem Interesse, sowohl durch die allgemeine Wichtigkeit des Gegenstandes selbst, als durch die Vergleichung der ihn betreffenden Gesetzgebung in Frankreich mit derjenigen anderer Länder, besonders Englands. Es ist immer eine mißliche Sache, ein bestehendes Verhältniß auf seinen moralischen oder philosophischen Ursprung zurückzuführen, da man früher oder später dabey auf einen Punkt kommt, wo kein philosophischer Beweis mehr möglich ist, und da auch bey Fragen von praktischer Wichtigkeit diese Mühe sehr überflüssig ist. Der Verf. sezt ein angebornes Recht des Erfinders auf die Erfindung oder im Allgemeinen des Denkers auf den Gedanken voraus. Dieß, wie alle sogenannten angebornen oder natürlichen Rechte möchte schwer zu erweisen seyn, und uns scheint es, der Denker habe nur das Recht seine Gedanken für sich zu behalten, wo sie dann für die Gesellschaft nicht vorhanden sind, sobald er sie aber, ohne vorhergegangenen Vertrag geäußert hat, so kann er nicht das geringste Recht mehr darauf haben, wenn das Recht nicht vorher durch einen Vertrag festgesezt ist; das Recht beruht also auf dem Vertrag, nicht der Vertrag auf einem natürlichen Recht; der Vertrag beruht in diesem Falle wie in allen andern auf der Nothwendigkeit, den beyderseitigen Bedürfnissen. Der Denker, der Erfinder würde seine Erfindung für sich behalten, wenn er durch ihre Bekanntmachung nicht irgend einen Vortheil zu erwarten hätte, und die Gesellschaft würde dadurch eines Genusses entbehren, beyde vereinen sich daher über die Bewegungen, unter welchen der Erfinder seine Erfindung in's Leben treten läßt, und werden wohl thun, ihre Philosophie nicht zu verschwenden, um den Ursprung ihres Vertrags a priori zu erklären, sondern sie zu brauchen, um a posteriori, d. h. durch Erfahrung diesen Vertrag so vortheilhaft wie möglich für beyde Theile zu machen. Die Erreichung dieses Zweckes wird für uns besonders durch geschichtliche Untersuchung der verschiedenen Abänderungen, welche dieser Vertrag zu verschiedenen Zeiten erlitten hat, erleichtert, und in dieser Hinsicht ist das vorliegende Werk von großem Interesse, indem es die Betrachtung der gegenwärtigen Gesetzgebung über diesen Gegenstand durch eine Uebersicht der Geschichte des Gewerbwesens überhaupt in Frankreich einleitet; dieß war um so nothwendiger, da die jetzigen Gesetze wegen der brevets d'inventions zwar einen besondern Zweig der Gesetzgebung über die Patente und Gewerbsfreyheit ausmachen, während vor der Revolution der Gewerbszwang die brevets d'inventions ganz ausschloß, und allerley andere Auswege nöthig machte und hervorbrachte, wodurch man die Fortschritte der Industrie von dem Drucke der bestehenden Gesetze zu befreyen suchte, was gewöhnlich nur dadurch geschehen konnte, daß man dem bestehenden Gesetze das Machtwort der Könige entgegensezte. Der Verf. zeigt übrigens, daß in dem Gewerbswesen, wie in allen andern Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft, eine verhältnißmäßige Freyheit dem drückenden Zwange, von dem die Revolution Frankreich befreyt hat, vorherging, und daß dieser Zwang nur allmählig und zum Vortheil Einzelner überhandnahm. Diejenigen, welche damals diese und ähnliche Einrichtungen einführten und vertheidigten, gestanden wenigstens ehrlich und offen, daß sie ihren eigenen Vortheil dabey suchten und fanden, dagegen wollen uns jezt die Freunde des Mittelalters alle jene schönen Sachen aus sogenannten höheren An- und Rücksichten anpreisen und uns glauben machen, das Wohl

Digitized by Google

des Staates, der Throne und der Völker hänge davon ab. Wenn sie doch wenigstens so ehrlich wären wie ihre Vorfahren und sich oder uns nichts weiß machen wollten. Wenn z. B. ein großer Herr im Mittelalter sagte: ich muß großes Landeigenthum besitzen, um mächtig zu seyn, so hat das Hand und Fuß und Menschenverstand, aber wenn man uns jezt versichert: es müsse große Landeigenthümer und Majorate und Pairs geben, damit der Thron nicht umfalle, so ist es zum Lachen. Von alle dem war sonst keine Rede. Wenn in der guten Zeit die Gilde dem, der ein nicht in den Reglements angeführtes Verfahren anwenden wollte, die Arbeit untersagte, so berief sie sich dabey auf ihr Recht oder vermeintlichen Vortheil, ohne sich weiter auf etwas einzulassen; wenn man aber jezt wieder Gilden und Gewerbszwang anpreißt, weil sie uns, und dem Thron und der Kirche und der Moral und Gott weiß wem sonst noch sehr gedeiblich und nothwendig seyen, so muthet man uns einen sehr starken Glauben zu.

Ohne weiter zurückzugehen, genügt es hier zu sagen, daß (nach dem Verf.) die erste einigermaßen gesetzlich bestimmte Gerichtsbarkeit im Gewerbswesen im Mittelalter den großen Hofstellen zustand, so daß z. B. der Oberstmundschenk (Grand-bouteiller) die Gerichtsbarkeit über die Weinhändler und Weinwirthe, der grand pannetier über die Bäcker, der Oberstallmeister über die Hufschmiede, der Oberstkämmerer über die Krämer, Kleiderhändler, Pelzhändler u. s. w. ausübte. Jeder von diesen Großwürdenträgern gab nicht nur denjenigen Handelsleuten oder Handwerkern, welche in dem unter seiner Aufsicht stehenden Theile des Hofdienstes arbeiteten, sondern allen Gewerksgenossen in Paris Meisterbriefe. Sie bezogen dagegen eine gewisse Taxe und hatten das Recht über die Tauglichkeit der Arbeit, Verlust der Meisterschaft u. s. w. zu entscheiden. Aehnlich bildete sich das Verhältniß an den Hofstellen der mächtigern Vasallen. Im Verlauf der Zeit gelang es den verschiedenen Gewerken und andern Corporationen, sich immer mehr der Gerichtsbarkeit der Kronbedienten zu entziehen und ihre eignen Vorsteher zu wählen; diese Veränderung hängt jedoch zu genau mit der Geschichte der Städtefreyheiten zusammen, als daß sie hier ausführlicher nachgewiesen werden könnte. Ludwig der Heilige ordnete die Gerichtsbarkeit der Kronbedienten derjenigen des prevot de Paris unter, und um diese Zeit wurde das Meisterrecht allgemein gegen eine gewisse Summe verkauft, nachdem gewisse Proben vorhergegangen waren, und die Gesetzgeber glaubten besonders durch Schärfung dieser Proben das Wohl des Ganzen zu befördern. Im Jahr 1260 wurde von dem Prevot von Paris, Boileau, eine Sammlung der auf diesen Gegenstand Bezug habenden Gesetze veranstaltet unter dem Titel: établissemens des métiers de Paris; sie enthält im ersten Theil die Statuten der verschiedenen Gewerbe, die sich unter dem Namen confréries gebildet hatten, im zweyten Theil die Bestimmung der Abgaben und Einfuhrzölle, welche von verschiedenen Waaren dem König zufielen, und im dritten Theil die Rechte und Privilegien der verschiedenen Gerichtsbarkeiten in der Stadt und in den Vorstädten. Diese Sammlung hat den meisten der nachfolgenden Verordnungen als Grundlage gedient, allein sie ist denselben weit vorzuziehen, indem sie die unbegränzte Zahl der Meisterschaften und den freyen Zutritt in dieselben für einen jeden, der die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllte, anerkannte. Es werden übrigens in dieser Sammlung hundert verschiedene Gewerbe angeführt, und ihre zum Theil gegenwärtig ganz ungebräuchlichen oder unbekannten Benennungen geben einen Begriff des damaligen Standes der Industrie und der Bedürfnisse und Genüsse der Gesellschaft. Als die angesehensten Gewerbe, und die, welche mehr unmittelbar eine politische Existenz und Antheil an der Stadtverwaltung erhielten, traten nach und nach die Tuchhändler, Gewürzhändler, Krämer, Pelzhändler, Mützenmacher und Goldschmiede hervor. Diese machten die sechs Corporationen der Stadt Paris aus und ihre Vorsteher nannten sich Anfangs Könige und Prinzen, später Geschworne, Wächter, Aelteste, Syndike; sie wurden bald von den Corporationen erwählt, bald von den Regierungsbeamten ernannt, je nachdem die Könige den Corporationen oder der Stadt überhaupt gewogen waren oder glaubten, sie bestrafen zu müssen. Der König der Krämer (roi des merciers) hat sich am längsten erhalten, seine Autorität erstreckte sich über ganz Frankreich; kein Krämer konnte ohne von ihm ausgefertigte Freybriefe aufgenommen werden und er hatte die Aufsicht über ihre Maße, ihr Gewicht und ihre Waaren. Obgleich diese Stelle 1597 aufgehoben wurde, so ward noch 1614 von den General-Staaten (états-generaux) darüber Klage geführt und verlangt: „daß die Stelle, Kosten und Rechte des Königs der Krämer und anderer Gewerbe und Waaren aufgehoben werden solle." Durch ein Gesetz von 1581 war die Einrichtung der verschiedenen Gewerbe, ihr gegenseitiges Verhältniß, und die Bedingungen der Aufnahme in dieselben für alle Städte des Reichs bestimmt. Diese Verordnungen hatten zum wirklichen oder vorgeblichen Zweck, den Preis und die Güte der Arbeit und der Waaren zum Vortheil der Arbeiter und der Verbraucher, der Verkäufer und der Käufer zu sichern, allein bald wurden sie immer mehr dazu gemißbraucht, um einerseits den Fiskus durch den Verkauf der Meisterschaften und anderer Stellen und Vorrechte zu bereichern, und anderseits den verschiedenen Körperschaften, Gilden u. s. w. ein drückendes Monopol zu sichern, wodurch sie sich ge-

Digitized by Google

wissermaßen auf Kosten des Publikums für die Eingriffe des Fiskus schadlos halten sollten. Colbert suchte vergebens diesem Unwesen ein Ende zu machen und durch specielle Privilegien die Einführung neuer Industriezweige zu befördern; die Industrie gedeiht nicht unter den Händen der Macht, und man war damals noch nicht zu der Einsicht gekommen, daß die größte Wohlthat, welche die Regierungen ihr erzeigen können, die ist, sie sich selbst zu überlassen. Colbert glaubte durch neue, den Fortschritten der Künste und Wissenschaften angemessenere Reglements die Fortschritte der französischen Industrie zu begünstigen, allein das damalige System war so radikal schlecht, daß auch diese Verordnungen in den Händen der Corporationen eine Waffe gegen die Industrie wurden, indem sie alle Neuerungen, welche nicht in diesen Reglements angeführt waren, verfolgten und als ungesetzlich unterdrücken ließen. Es würde zu weit führen, wenn wir ausführlicher den Weg nachweisen wollten, auf welchem das Gewerbswesen in Frankreich zu dem Punkte gelangte, der endlich eine gänzliche Reform in diesen, so wie in andern Theilen des bürgerlichen Lebens durch die Revolution herbeyführte. Welchen Einfluß die damaligen Einrichtungen auf die Industrie hatten, geht am besten aus einigen Beyspielen hervor. Einige Fabrikanten von Nantes und Rennes wollten Manufakturen von Wollen-, Leinen- und Baumwollenzeug anlegen; und neue Zubereitungen der Farben anwenden, allein kaum waren diese Anstalten im Gange, so protestirte die Gilde der Sergefabrikanten gegen die Fabrikation der Zeuge, und die Färber reklamirten ihr ausschließliches Privilegium. Die für diese Unternehmung bestimmten Kapitale gingen nun in Prozeßkosten auf, und als endlich nach mehreren Jahren ein günstiges Urtheil die Fortsetzung der Arbeiten gestattete, fehlte es an Mitteln und die Unternehmer sahen sich zu Grunde gerichtet. — Die Kunst, Eisenblech zu firnissen und zu löthen (emboutir), ward 1761 in Frankreich erfunden, allein da man zu dieser Arbeit die Werkzeuge mehrerer Gewerbe braucht, und der Erfinder nicht reich genug war, um die Gebühren an alle diese Gilden zu bezahlen, so sah er sich gezwungen, seine Erfindung im Auslande anzuwenden. — Lenoir, der sich zu seiner Zeit in der Verfertigung von physikalischen und mathematischen Instrumenten auszeichnete, bedurfte bey seinen Arbeiten eines kleinen Schmelz-Ofens, um die Metalle zuzubereiten; allein kaum hatte er einen solchen errichtet, so rissen ihn die Syndike der Schmelzergilde mit eigener Hand ein, weil er nicht zu ihrer Corporation gehörte. — Wenn Frankreich erst so spät in den Besitz von Fabriken für gemalte Zeuge gekommen ist, so verdankt man es den Vorstehern der Weber, der Tuchhändler und der Seiden-Fabrikanten von Lyon, Tour und Rouen, welche sich dieser Neuerung hartnäckig widersetzten, indem sie versicherten: „daß die Fabrikation von gemalten Zeugen den Staat zu Grunde richten und die Arbeiter an den Bettelstab bringen werde; daß Alles verloren sey, wenn die Regierung nicht die Einführung der neuen Industrie unterdrücke u. s. w." — Als Argand seine Lampen mit doppeltem Luftzug erfunden hatte, war er genöthigt gegen die Gilden der Blechner, der Schlosser, der Messerschmiede und der Schmiede zu prozessiren, welche ihm alle das Recht streitig machten, Lampen zu verfertigen. — Reveillon, der in Frankreich die Fabrikation des bunten Papiers eingeführt hat, war lange Zeit den Verfolgungen mehrerer Gilden ausgesezt, und hätte seine Unternehmung ganz aufgeben müssen, wenn er nicht das Privilegium einer manufacture royale für dieselbe erhalten und sich so durch eine Ungerechtigkeit gegen eine andere geschüzt hätte. — Der Balancier, um Medaillen zu prägen, ward 1615 von Nikolas Briot erfunden, aber der Erfinder erfuhr so viele Verfolgungen von Seiten der Gilden, daß er sich nach England wandte. Dasselbe Schicksal hatten die Maschinen zur Verfertigung der Gase, das Rothfärben der Baumwolle, der Strumpfwirkerstuhl, welcher zu Nimes erfunden wurde, und mehrere andere Erfindungen.

(Der Beschluß folgt.)

Alterthumskunde.

Die verschiedenen Systeme zur Erklärung der egyptischen Hieroglyphen.

In einer gelehrten Abhandlung des Herrn Dr. Sickler über die Priestersprache der alten Egyptier *) zählt eine beyläufige Note die hauptsächlichsten Systeme auf, welche zu Erklärung der egyptischen, weltberühmten Hieroglyphen sind erfunden worden. Da nach einem der menschlichen Natur eingeborenen Triebe, gerade das Dunkelste, Entlegenste, Verschlossenste, aufzuhellen, kennen zu lernen und zu entriegeln, eben jene Hieroglyphen schon seit undenklichen Zeiten die Forschbegierde der Gelehrten in Thätigkeit gesezt und die Neugierde der Ungelehrten beschäftigt haben, so dürfen wir wohl auch den Dank unserer Leser, deren Ueberzahl wir in diesem Fall ohne Furcht, sie zu beleidigen, den lezteren beyrechnen, zu verdienen hoffen, indem wir ihnen aus jener Note die Uebersicht der hieroglyphischen Systeme mittheilen. —

Unstreitig kommt in dem gegenwärtigen Stand der Untersuchungen über das wahre Wesen der Hieroglyphik der alten Egyptier Alles darauf an, vorerst möglichst bestimmt auszumitteln, was für eine Sprache derselben zum Grunde liege? Denn ohne bestimmte Sprache keine Schrift, auch keine hieroglyphische. — Bey

*) Hildburghausen. 1826.

den nun schon seit zweytausend Jahren immer wiederholten Versuchen, den verloren gegangenen Schlüssel zu den egyptischen Hieroglyphen aufzufinden, glaubte man zuerst eine ideale, sodann die koptische Sprache, die gewöhnlich auch für die altegyptische, von einigen für neuegyptisch gehalten wurde, als deren Grundlage annehmen zu können. Noch hat diese Annahme zu keinem befriedigenden Resultate geführt. In der neuesten Zeit ward, fährt Herr Dr. Sickler fort, von mir ein dem (hinlänglich bekannten) semitischen Sprachstamme nahverwandter Dialekt als diese Grundlage aufgestellt; — — — Nicht geringer ist die Verschiedenheit der Ansichten, die bisher in fünf bis sechs Systemen über das Wesen der Hieroglyphen aufgestellt worden sind.

Das erste ist das sogenannte Figurative, nach dessen Princip die Hieroglyphen unmittelbar die Begriffe bedeuten, welche sie vorstellen.

Das zweyte ist das Symbolische, nach dessen Princip die einzelnen Begriffe zwar andere Begriffe, als die vorgestellten Bilder zeigen, jedoch damit verwandte andeuten.

Das dritte ist das Phonetisch-paronomastische, in einer Wortschrift bestehende, durch welche nicht einzelne Buchstaben- und Sylbenlaute, sondern ganze Worte und Begriffe, theils durch die ihnen vollkommen entsprechenden Bilder unmittelbar, oder mittelbar durch Bilder von gleich- oder ähnlichlautenden und benannten Gegenständen geschrieben werden. — Dieses ist das von Herrn Dr. Sickler aufgestellte System und hat mit dem schon von den Alten angenommenen, theils figurativen, theils symbolischen Vieles gemein.

Das vierte ist das Ideologische, nach welchem mehrere Hieroglyphen zusammengenommen werden, um aus ihnen den Begriff zu entwickeln, dessen Merkmale die einzelnen Bilder ausdrücken sollen.

Mit diesem ist das fünfte oder protophonetische verbunden, wo jede Hieroglyphe vermöge des ersten Lautes des ihr unmittelbar zukommenden Namens einen der Buchstaben ausdrückt, aus welchen das zu schreibende oder geschriebene Wort besteht. Diese beyden Systeme sind die seit einiger Zeit so hochgerühmten Erfindungen des Engländers Dr. Young und des Franzosen Champollion d. J.

Das sechste und neueste ist das Spohn-Seyffarthische, nach dessen kalligraphischem, oder grammatisch-symbolischem Princip die Hieroglyphen im Allgemeinen weiter nichts, als verzierte Buchstaben einer hieratischen und priesterlichen Schrift der alten Egyptier sind.

Dieses neueste System scheint, wie manches Neueste, nicht gerade das Vortrefflichste zu seyn, denn obgleich wir uns nicht aufgefordert fühlen, die Bitterkeit zu theilen, mit welcher Herr Dr. Sickler in edlem Eifer für verständliche Auflösung egyptischer Geheimnisse dasselbe tadelt, so verräth es doch auf den ersten Blick eine allem Alterthümlichen widersprechende, moderne Willkürlichkeit, der es nie gelingen wird, eine gewiß der Natur selbst abgelauschte und also einfachgesetzmäßige Bezeichnungsweise zu enträthseln. So rühmt sich denn dieses System vor der Hand der bedeutenden Anzahl von 6000 Buchstaben, wovon jedoch erst 3000 einigermaßen bestimmt sind. Dabey bedeuten dieselben Hieroglyphen oft mehrere Buchstaben, und bisweilen sollen die Hieroglyphen, vorzüglich der Eleganz wegen, nicht in sprachgemäßer Ordnung zusammengestellt werden, wogegen jedes Wort, so oft es wiederkehrt, ein oder zwey neue Zeichen erhält. Obgleich nach Allem klar ist, daß noch keine feste Regel gefunden und Alles noch im Werden ist, so rühmt sich dasselbe System gleichwohl durch sich selbst jene längst vermuthete, altegyptische Priestersprache, die keiner bekannten entspricht, entdeckt zu haben. Eine dieser merkwürdigeren Entdeckungen ist unter andern die, daß die egyptischen Priester den Königstitel ihrer Pharaonen, welcher nach Herrn Prof. Seyffarth das Wort „Boro" (König) ist, mittelst der „Blattlaus" auf der Bildsäule Memnons geschrieben haben sollen, und zwar also: Zu dem Buchstaben B ward ein Stengel nebst dem Kopf und den Fühlhörnern, zum O ein Halbkreis nebst dem einen Flügel zum Buchstaben R der Mittelkörper nebst dem andern Flügel, zum O endlich ward der Hinterleib des Insekts nebst einem darunter befindlichen Halbkreis genommen. — Um solche Kleinlichkeiten auszuhecken, hätten die egyptischen Priester, welche in den Obelisken befruchtende Sonnenstrahlen zu symbolisiren wußten, eine Schnittlingsphantasie haben müssen! —

Dr. — m —

Koptische Sprache.

Balbis Atlas ethnographique enthält folgende von Champollion Figeac mitgetheilte Bemerkung: Auf der Königl. Bibliothek zu Paris ist ein provenzalisch-koptisches Wörterbuch. Marseille und die benachbarten Städte standen jederzeit in Verkehr mit Alexandrien, und da sich demnach die Provenzalen und Egypter einander verständlich machen mußten, so verfaßte man Wörtersammlungen, worin provenzalische Wörter und ganze Sätze mit koptischen Buchstaben geschrieben und auf arabisch erklärt sind. Darunter sind bloß Sätze aus dem gewöhnlichen Leben begriffen, ferner Wörter, die auf Handel oder auf die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse Bezug haben, die Zahlwörter u. dgl. m. Das Koptische hat sich seit mehr als zweyhundert Jahren in Egypten verloren. Das erwähnte Wörterbuch scheint vom 13ten Jahrhundert herzurühren, zu welcher Zeit Marseille's Handel mit dem Orient in größter Blüthe stand.

Digitized by Google

Nr. 9.



Literatur-Blatt.

Dienstag, den 30. Januar 1827.

Vermischte Schriften.

Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Herausgegeben von Ludwig Tieck und Friedrich von Raumer. Zwey Bände. Leipzig bey Brockhaus, 1826.

Wenn der selige Solger auch kein anderes Verdienst hätte, als daß er die Philosophie dem größern Publikum hat verständlich und genießbar machen wollen, so müßte man ihm schon deßhalb ein ehrenvolles Denkmal setzen. Er gehörte zu den wenigen neuern Gelehrten, die nach dem großen Beyspiel Lessings und Herders die Schätze des Wissens und der Kunst in der Nation verbreiten, verallgemeinern, sie nicht bloß im Allerheiligsten gewisser dem Volk unzugänglicher Tempel zusammenscharren wollten. Sein eifrigstes Bemühen war, die Vorhallen der Weltweisheit jedem Uneingeweihten zu öffnen, die Philosophie dem Leben anzupassen, das Volk zur Philosophie zu erheben, und jene große Kluft auszufüllen, die bisher die Schulen und Sekten der Philosophen von dem übrigen Volke getrennt. Er fühlte mehr als irgend jemand den Widerspruch, daß ein kleiner Theil der Nation bis zu einer schwindelnden Höhe des Geistes hinaufstieg, während der andere größte Theil tief unten zurückblieb, und jene kühnen Geister sogar verlachte. Es ist aber freylich dem wackern Solger so wenig als irgend einem andern noch gelungen, diesen Widerspruch genügend zu lösen, jene Kluft wirklich auszufüllen. Dazu gehört vielleicht eine jahrhundertlange Durchbildung des ganzen Volks; ein einzelner Mann kann das Ungeheure nicht leisten. Man muß sein Verdienst mehr nach dem guten Willen und nach der richtigen Idee, wovon er ausging, nicht nach dem Erfolge würdigen.

Es ist schon immer viel gewonnen, wenn nur einzelne Männer, mit vielem Wissen und einem gesunden Menschenverstand ausgestattet, uns die Möglichkeit zeigen, daß die unendliche Verwirrung der Meynungen sich auflösen, die so verschiedene Bildung der Stände sich vermitteln läßt. Die Gelehrten werden dadurch aufgefordert, ein wenig von ihren excentrischen Höhen hinabzusteigen, sich dem Volke liberaler mitzutheilen, und die Ungebildeten lernen wenigstens ahnen, daß ihnen das Heilige und Hohe keineswegs verschlossen ist, wenn es ihnen nur auf die rechte Weise, nicht in einer gelehrten prahlerischen Hieroglyphensprache mitgetheilt wird, und sie müssen sich endlich einmal jenes brutalen Trotzes schämen, womit sie nur zu lange das Treiben großer Gelehrten und Denker verachtet haben. Es ist unendlich viel gewonnen, wenn ein gesunder Menschenverstand zwischen einseitige kastenmäßige Gelehrsamkeit und rohe barbarische Unwissenheit in die Mitte tritt, und die Bessern von beyden Partheyen unter der Fahne der Popularität versammelt. Wodurch anders haben Lessing und Herder so weitverbreitete, segensreiche Wirkungen hervorgebracht, die ganze Nation eine Stufe höher gehoben, und ihr einen Augenblick griechischen Gemeingeist eingehaucht, während selbst die tiefste Weisheit und gründlichste Gelehrsamkeit der unpopulären Schriftsteller von Kant bis Hegel verhältnißmäßig im Volke selbst nur sehr kümmerliche Früchte getragen hat?

In dem zweyten Bande des vorliegenden Nachlasses von Solger finden wir philosophische, philologische und kritische Aufsätze, die wir größtentheils als Nachträge zu seinem Erwin und zu seinen früher herausgegebenen philosophischen Gesprächen betrachten dürfen. In allen spricht sich die eben bezeichnete Tendenz der Popularität aus. Wichtiger aber erscheint uns der erste Band, welcher den Briefwechsel Solgers mit Tieck, Friedrich von Raumer, von der Hagen, Krause und einigen andern Männern jenes Kreises enthält. Hierin liegt unstreitig ein weit reicherer Schatz von Ideen und Ansichten, als in seinen ausführlichen Werken selbst, denn die Briefform gestattet ihm, sich über alles, was ihm vorkommt, auf's freymüthigste und ungebundenste auszusprechen, während er bey seinen sorgfältig ausgearbeiteten Aufsätzen und Gesprächen in zu engen Schranken gehalten ist. Da er überdem frühzeitig gestorben ist, und lange nicht alles ausführen konnte, was ihm noch im Sinne lag, so müssen uns seine brieflichen Aeußerungen wenigstens dazu dienen, uns von seinem allseitigen Streben eine Vorstel-

Digitized by Google

lung zu geben, und sie sind bey ihm dasselbe, was bey Novalis die bekannten Aphorismen sind, Bruchstücke, Keime, Anfänge, die uns leider nur die großen Anlagen seines Geistes bezeichnen, aber auch in dieser unvollendeten Form unschätzbar sind.

Die Herausgeber des Nachlasses haben nicht nur Solgers Briefe an die genannten Dichter und Gelehrten, sondern auch deren Antworten in die Sammlung aufgenommen, und wir müssen ihnen dafür dankbar seyn. Sie geben uns nicht einzelne Blätter von einer Gattung und Farbe, sondern den ganzen vollen Kranz, und versetzen uns mitten in den schönen Kreis geistreicher Männer, den die Freundschaft und die Muse eng verbunden hatte. Warum sollten wir uns auch mit Solger allein auf seine Studirstube und nicht lieber in die Mitte seiner Freunde versetzen, die auf alle seine Bestrebungen und Werke so mannigfach eingewirkt haben, wie er auf die ihrigen! Vorzüglich interessant und belehrend ist das Verhältniß Solgers zu Ludwig Tieck. Wir dürfen nur wissen, daß beyde sich herzlich geliebt und ununterbrochen mit einander Briefe gewechselt haben, um uns sogleich zu überzeugen, wie weit Solgers Philosophie und Gelehrsamkeit von aller Schulsteifigkeit und Pedanterey entfernt gewesen. Uebrigens bieten sich bey der Lektüre dieses Briefwechsels sehr interessante Vergleichungen mit ähnlichen frühern Briefsammlungen deutscher Dichter- und Gelehrtenkreise dar, z. B. Gleims, Johannes Müllers, Jakobis ꝛc. Dabey ist uns besonders zweyerley sehr charakteristisch erschienen, der freyere von der Etikette und Sentimentalität minder gebundene Ton, und die kritische, fast kriegerische Tendenz. Wem muß nicht vor der läppischen Väterlichkeit in Gleims Hüttchen, vor der widerlich warmen Brüderlichkeit in Johannes Müllers Briefen ekeln? Bey aller Ehrfurcht, die wir dem Geist jener Männer schuldig sind, können wir uns doch nicht darüber täuschen, daß ihre Freundschaft übertrieben, erkünstelt, weibisch, weinerlich gewesen. Männern ziemt dieses süßliche, höfliche, beleckende Wesen nicht, und was am Ende daraus entsteht, hat Schiller in einem guten Epigramme vorhergesagt, und der alte Voß handgreiflich bewiesen, denn die am liebreichsten sich gestreichelt, haben sich hintennach am grimmigsten gekrazt. Wie erfreulich ist es dagegen, jenen freyen, männlichen Ton zu vernehmen, in welchem sich die Briefsteller der uns vorliegenden Sammlung ihre Ansichten mittheilen! Hier ist jede Spur von Pedanterey und Affektation verschwunden, und besonders ist der Humor in den Briefen Tiecks von einer unschätzbaren Liebenswürdigkeit und männlichen Grazie. Zweytens muß uns die feindliche kritische Stellung auffallen, in welche diese Gesellschaft hochgebildeter Männer gleichsam wider Willen gerathen ist. Wir ersehen daraus nur zu deutlich, wie wenig ein geistvoller Mensch in unserer Zeit dem Unmuth und dem edlen Zorn entgehen kann, den so zahllose Ungereimtheiten, Uebertreibungen, ja Schändlichkeiten unserer Literatur hervorrufen. Selbst der Friedlichste fühlt sich empört und unwillkürlich zum Kampf hingerissen, oder wenigstens zu Klagen, die um so peinigender sind, da sie nichts helfen. Immerhin aber ist es heilige Pflicht mit solchen Klagen und Protestationen hervorzurücken, um andere zu trösten oder anzufeuern. Will ein zügelloser Pöbel sich aller Gebiete der Wissenschaft und Kunst bemeistern, so soll er wenigstens darum kämpfen müssen; und unterdrückt er die schwächere Parthey der edlen Geister, so sollen diese wenigstens ihre Meynung zu Protokoll geben dürfen, damit die Nachwelt nicht den Unschuldigen mit dem Schuldigen verdamme.

W. M.

Gewerbwesen.

Traité des brevets d'invention, de perfectionnement et d'importation: par Augustin Charles Renouard, avocat à la cour de Paris. Paris chez Antoine Augustin Renouard. 1825. (8. S. 501.)

(Beschluß.)

In einem Bericht, den 1778 der nachmalige Minister Roland auf Necker's Verlangen machte, heißt es: „ich habe in Rouen oft an einem einzigen Morgen 80, 90 bis 100 Stücke Tuch zerschneiden sehen, und das alle Wochen während vieler Jahre, ich habe Waaren confisciren und Strafgelder zahlen sehen, ich habe sie öffentlich verbrennen oder zur Marktzeit an den Schandpfahl binden, und dem Fabrikanten mit demselben Schicksal drohen sehen, und alles dieß in Folge der Reglements oder ministerieller Befehle. Und warum? wegen der Unterlassung einiger Förmlichkeiten, oder wegen geringer Fehler in der Fabrikation, oder endlich wegen einiger nicht in den Reglements vorgeschriebenen Handgriffe oder Neuerungen .... Ich habe in Amiens Haufen von Gerichtsdienern in die Werkstätten eindringen, die Werkstühle umwerfen, zerbrechen, Alles in Verwirrung und Schrecken setzen, Vorladungen, Verhöre, Confiskationen, Geldstrafen und Alles, was daraus folgt, Armuth, Schande, Unglück aller Art gesehen. Und warum? weil die Leute eine Art von Sammt fabrizirt hatten, die man in England macht und die die Engländer überall und auch in Frankreich verkaufen, und das, weil die Reglements in Frankreich nur von einer einzigen Art Sammt sprechen. Ich habe dieselben Auftritte, dieselben Verfolgungen gesehen, weil man Camelote in einer Breite gemacht hatte, die in England und Deutschland sehr all-

Digitized by Google

gemein ist, die in Portugal, in Spanien, in Frankreich selbst sehr gesucht wird; die aber in den französischen Reglements nicht vorgeschrieben ist. Ich habe Alles dieß selbst gesehen, und könnte zwanzig Arten von Zeugen anführen, die alle im Auslande verfertigt werden, die in allen Ländern verkauft und in Frankreich von allen Seiten verlangt werden, und deren Verfertigung in Frankreich dieselben Mißhandlungen zur Folge haben, von denen ich eben sprach." Ich habe aber noch schlimmere Dinge gesehen. Die bewaffnete Macht ist in Bewegung gesezt, die Gefängnisse gefüllt worden, weil vernünftige, mitleidige Fabrikanten, statt von ihren Arbeitern zu verlangen, daß sie alle Tage drey, vier Stunden weit nach ihren Werkstätten gehen und Weib und Kind verlassen sollen, um in der Stadt zu arbeiten, ihnen an Ort und Stelle Arbeit gegeben hatten. Ich habe die Fabrikanten bis zu ihrem Untergang durch die Gerichte verfolgen sehen, weil sie ihre Bedürfnisse da eingekauft hatten, wo sie am wohlfeilsten waren, u. s. w. Das Unwesen war so hoch gestiegen, daß die Nothwendigkeit einer Reform schon viele Jahre vor der Revolution allgemein gefühlt und häufig ausgesprochen wurde; man fing auch endlich an einzusehen, daß diese Reform nicht durch neue Reglements, sondern durch die Abschaffung aller Reglements bezweckt werden könne. Dieß sprach schon Colbert aus, und später entwarf Türgot — von dem Ludwig XVI. sagte: „hier meint es Niemand wirklich gut mit dem Volke als Türgot und ich" — wirklich 1776 eine Verordnung, wodurch alle jene Fesseln der Industrie zerbrochen und die später in dieser Hinsicht durch die Revolution in's Leben gerufenen Grundsätze ausgesprochen wurden. Diese Verordnung fand jedoch von Seiten aller derer, deren Interesse sie verlezte, so großen Widerstand, daß sie sogleich wieder zurückgenommen ward, und alles blieb auf dem alten Fuße bis zum Ausbruch der Revolution. Die Beschlüsse der konstituirenden Versammlung sind es, auf denen wesentlich die gegenwärtige französische Gesetzgebung in Hinsicht des Gewerbwesens beruht. Indem diese Versammlung dabey von dem Grundsatz ausging, daß jeder Bürger das Recht habe, seine geistigen und materiellen Mittel in allen Zweigen der Industrie anzulegen, wollte sie zugleich die Fortschritte der Industrie durch neue Erfindungen befördern, indem sie dem Erfinder einen billigen Vortheil sicherte. Auf diese Art theilte sich die Gesetzgebung über diesen Gegenstand in die Gesetze, welche auf die Patente, das heißt auf die freye Ausübung jedes Gewerbes Bezug haben, und in diejenigen, wodurch die Ansprüche, welche der Erfinder neuer Industriezweige oder der Verbesserer der bestehenden an die Gesellschaft machen kann, festgesezt werden, indem sie ihm ein Privilegium auf eine bestimmte Zeit bewilligen. Daß die französischen Gesetze über diesen Gegenstand, wenn sie auch nicht vollkommen sind, doch keine wesentlichen Mängel haben, geht schon daraus hervor, daß sich keine Klagen dagegen erheben, daß alle Theile, sowohl das Publikum als die Handwerker, Fabrikanten und Kaufleute, damit zufrieden zu seyn scheinen, und daß die französische Industrie seit der Revolution ungeheure Fortschritte gemacht hat, und täglich durch neue Erfindungen bereichert wird. Der Verf. des vorliegenden Werkes geht ausführlich in die verschiedenen Fragen ein, welche seit der Revolution in Hinsicht auf die Art, die Dauer und die Bedingungen des Privilegiums, das dem Erfinder oder Verbesserer gebührt, zur Sprache gekommen sind, und führt dabey im Wesentlichen Alles an, was von Schriftstellern und Gesetzgebern darüber geschrieben oder gesagt worden ist. Einer der wesentlichsten Punkte wäre dabey wohl der: ob diese Privilegien (die brevets d'invention) ohne vorhergehende Untersuchung ausgestellt werden sollen, oder ob es rathsamer sey, die Erfindungen oder Verbesserungen, wofür ein brevet verlangt ward, vorerst durch irgend eine Behörde untersuchen zu lassen, um zu entscheiden, ob sie ein Privilegium verdienen und ob sie wirklich neu sind und kein schon bestehendes Privilegium verletzen. Die französischen Gesetzgeber haben sich endlich für das erstere entschieden, und der Verf. beweist zur Genüge, daß sie wohl daran gethan haben, und, daß es besser sey jeden vorläufigen Einfluß der Behörden auf die Fortschritte der Industrie abzuschneiden und sie nicht für das etwaige Mißlingen einer Erfindung verantwortlich zu machen, das Urtheil über die Wichtigkeit oder Nützlichkeit derselben dem Publikum, d. h. den Käufern, etwaige Reklamationen gegen das ausgestellte Privilegium den Betheiligten und die Entscheidung den Gerichten zu überlassen *). Unter der kaiserlichen Regierung kam die Einrichtung einer vorläufigen Untersuchungs-Commission durch folgende Veranlassung wieder zur Sprache. Der Kaiser fand einst unter den ihm zur Unterschrift vorgelegten Papieren ein brevet d'invention „für eine unsichtbare Frau," so nannte man die bekannte akustische Vorkehrung, wodurch auf eine Frage die Antwort von einem unsichtbaren Wesen erfolgt. Napoleon warf das Papier unter

*) Dieß gibt zwar zu Prozessen Anlaß, allein es kommt hier darauf an, zwischen zweyen Uebeln das kleinere zu wählen. Die Freunde der guten alten Zeit mögen bedenken, daß der Prozeß zwischen den Trödlern und Schneidern in Paris, der 1530 angefangen hatte, 1775 noch nicht beendigt war, weil man nicht darüber einig werden konnte, was ein fertiges und was ein altes Kleid sey. Der Prozeß zwischen den Schuhmachern und Schuhflickern hat ungefähr eben so lang gedauert, und man hat berechnet, daß die Gilden von Paris jährlich etwa 800,000 Fr. auf dergleichen Prozesse verwandten.

Digitized by Google

den Tisch, ärgerlich, daß man ihn mit Taschenspielerkünsten behellige, und ernannte eine Commission, um Mittel vorzuschlagen, wodurch die Ertheilung von Brevets für unnütze oder schädliche Erfindungen vermieden werden könnte. Was der Verf. über das Gewerbswesen in England überhaupt sagt, scheint uns nicht genügend; dagegen ist das englische Gesetz über Erfindungspatente ausführlich behandelt und mit dem französischen verglichen. Der einzige wesentliche Unterschied zwischen beyden scheint zu seyn, daß in England der Erfinder sich durch ein sogenanntes caveat, d. h. durch die vorläufige Anzeige und Niederlegung seiner Erfindung bey der Behörde, gegen etwaige Collision mit einem gleichzeitigen oder früheren Erfinder sichern, und so mit geringen Kosten spätere Reklamationen, Prozeß u. s. w. vermeiden kann. In einer Beylage finden wir ausführlich die französischen Gesetze und Verordnungen über die brevets und die englischen und amerikanischen Gesetze über diesen Gegenstand. Der Raum erlaubt uns nur noch hinzuzusetzen, daß dieses Werk nicht nur für den Rechtsgelehrten und Gesetzgeber, sondern für jeden Gebildeten von großem Interesse seyn muß.

Volkssagen.

Sagen der Hebräer. Aus den Schriften der alten hebräischen Weisen. Nebst einer Abhandlung über den Ursprung, Geist und Werth des Talmud's. Aus dem Englischen des Heimann Hurwitz von Dr. Leipzig, 1826. Wilhelm Engelmann.

Die Toleranz, welche in unseren Tagen von allen Besonnenen verlangt und gewährt wird, hat sich auch auf die Würdigung und Anerkennung jüdischer Weisheit erstreckt. Der Verf. gegenwärtiger Sagen der Hebräer, ein ehrenwerther und gelehrter Israelit zu London, verlangt jene mit bescheidenem Selbstgefühl, und der Uebersetzer, ein deutscher christlicher Gelehrter, gewährt sie nicht allein durch die bloße Uebersetzung, sondern noch mehr durch eine warme, in sich selbst wohl begründete Empfehlung, welche ihre Bestätigung in den aus Talmud'schen Schriften mitgetheilten moralischen Erzählungen, Aphorismen, Parabeln und Gleichnisse finden. Denn dieß ist es vorzüglich, was wir unter obigem Titel empfangen. Schon der unsterbliche Herder, dessen großer Geist alles Vortreffliche, ob er es bey Heiden, Christen oder Juden fand, sogleich erkannte und mit allgerechter Liebe umfaßte, hat auf die Schätze des Talmud's hingewiesen, und einige der auch hier dargebotenen Erzählungen bekannt gemacht. Wir stimmen dem deutschen Herausgeber im Allgemeinen darin bey, daß dieselben eine passende Lektüre auch für christliche Kinder gewähren; eine passendere gewiß, als die vielen matten, weichlichen, nicht einmal gut erfundenen, öfters sogar geradezu unmoralischen Erzählungen vom guten Hans und der folgsamen Grete. Während durch Geistlosigkeit und Langweiligkeit dieser der Geist der Kinder geschwächt wird, fordern gegenwärtige Sagen, wenn auch manche moralische Klugheit mehr als Tüchtigkeit empfehlen, doch immer, weil sie alle sinnreich sind, zu geistiger Anstrengung auf. — Den moralischen Erzählungen sind einige „Sinnsprüche und Lehren der Weisen" beygefügt. Wir tragen kein Bedenken, ihnen denselben praktischen und philosophischen Werth beyzulegen, welchen die in Schulbüchern gesammelten Aussprüche griechischer und römischer Weisen haben. Zur Bestätigung dieses Urtheils, welches manchen Philologen anstößig seyn wird, heben wir einige Sprüche aus:

„Wenn Dir Weisheit mangelt, was erwarbest Du dann? Wenn Du Weisheit erworben, was fehlt Dir dann?"

„Ich habe, erzählte Simon, der Sohn Gamaliel's, einen großen Theil meines Lebens im Umgange mit weisen Männern zugebracht und fand immer, daß den Weisen nichts mehr schmückt, als Schweigen. — Nicht vieles Lehren, sondern Thun ist die Hauptsache. Wer viele Worte macht, verleitet am ersten zum Irrthum."

„Wenn ich nicht für mich selbst stehe, sagte der fromme Hillel, wer ist dann für mich da? Wenn ich bloß für mich da stehe, was bin ich dann? Und wenn ich es jezt nicht thue, wann soll ich es thun?

„Wer nach Ehre geizt, verliert sie; wer nicht seine Kenntniß erweitert, vermindert sie. Wer nicht Weisheit zu lernen strebt, fällt dem Tode anheim."

„Gelehrsamkeit ohne Arbeit leitet endlich zur Sünde!"

Auch scherzhafte Erzählungen finden sich neben den ernsten, und sie erinnern mehr als ein Mal an den überraschenden, eigenthümlichen Witz, den selbst israelitische Kinder an den Tag legen. Ein Anhang schildert die Leiden der Juden unter Hadrian, ein Vorbild so vieler Verfolgungen, Schmähungen und Erniedrigungen, welche die Juden bis auf den heutigen Tag erlebt haben und sie endlich bis zu der Verächtlichkeit herabgedrückt hat, in der uns die Meisten von ihnen erscheinen.

Von der Abhandlung über den Talmud werden wir nächstens bey einem größeren dahin einschlagenden Werke zu reden Gelegenheit haben.

W. B. M.

Digitized by Google

Nr. 10.



Literatur = Blatt.

Freitag, den 2. Februar 1827.

Zur Ethnographie und Geographie.

Das zierliche Werk einer unserer Landsmänninnen zieht zunächst unsere Aufmerksamkeit auf sich. Die Frau Baronin Wolfardine von Minutoli, geb. Gräfin v. Schulenburg, begleitete ihren Gemahl, den K. Pr. General Minutoli, auf seiner Untersuchungsreise nach Egypten in den Jahren 1820 — 22, stieg mit ihm in die Pyramide des Cheops, schiffte mit ihm den Nil hinauf bis Assouem, brachte mehrere Wochen in den Tempeltrümmern, Königspallästen und Königsgräbern von Oberegypten zu, und entschloß sich erst 3 Jahre später nach ihrer Rückkunft nach Europa, bloß ihrem treuen Gedächtnisse vertrauend, da sie sich kein eigentliches Tagebuch gehalten hatte, ihre Erinnerungen an jenes den europäischen Frauen ihres Standes noch so wenig besuchte Wunderland niederzuschreiben. Allerdings hatte sie an ihrem Mann, mit welchem sie zuletzt in Lausanne lebte, den kundigsten Wegweiser und Rathgeber; denn in frischem Andenken ist uns ja allen das gelehrte und forschungsreiche Prachtwerk über Egypten, seine Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberegypten, welche 1824 (bey Rückert in Berlin) in einem starken Quartband nebst einem Atlas von 30 Imperial-Folio-Tafeln in Steindruck erschienen und, mit dem Zusatze des Prof. Tölken bereichert, bereits Gemeingut unserer Literatur und auch von Heeren neuerlich gebraucht worden ist. Jezt erschien nun in Paris im niedlich 18Format aus der Feder der Frau v. Minutoli: Mes souvenirs d'Égypte, Paris 1826. 2 Bändchen mit 7 sehr sauber kolorirten Kupfern. Daß die deutsche Frau französisch schrieb, wird man in ihren Verhältnissen und Umgebungen gewiß nicht befremdend finden. Sie legte ihre Erinnerungen in der Handschrift einer auch unter uns durch Uebersetzungen aus dem Deutschen und durch ihre anmuthigen und geistreichen Romane geschäzten Kennerin beyder Sprachen, der Frau von Montolieu, vor, und nachdem diese ihre Zufriedenheit damit bezeugt hatte, fand sie an dem berühmten Alterthumsforscher und Conservateur der K. Bibliothek in Paris, Raoul-Rochette, der Archäolog und geistreicher Schriftsteller zugleich alle Eigenschaften dazu vereinigt, einen trefflichen Herausgeber, der in seinem Vorwort das schmeichelhafte Zeugniß ablegt: la Baronne de Minutoli manie le plus souvent notre langue, qui lui est étrangère, avec une aisance, une grace et une facilité qui lui envieraient beaucoup de Français et même beaucoup de Françaises. Nimmt man nun diese anspruchlos dargebotene, durch eine gefühlvolle Zueignung der Verfasserin an ihre Schwester, die Gräfin von Kanitz, noch besonders geweihte Gabe, nur nicht mit der Erwartung in die Hand, über die Wunder und Menschen am Nil hier ein ganz neues oder durch grundgelehrte Forschungen gewonnenes Resultat zu finden, — diese gab selbst die heroische Brittin, die Frau des kühnen Belzoni, nicht im Anhange zur Reise ihres Mannes — sondern denkt man sich die geistreiche und liebenswürdige Berichterstatterin im blumenreichen Salon oder am knisternden Kamin gegenüber und folgt mit Vergnügen ihrem fein aufgefaßten, unterhaltend vorgetragenen Blick auf Sitten, Gebräuche, pittoreske oder wilde Nilansichten, auf die dunkle Kammer in den Pyramiden und Königsgräbern, auf Schlangenbeschwörer und Tänzerinnen (beyde treten abgebildet vor uns) und auf das ganze Leben und Seyn im Orient, so wird man sich bald überzeugen, daß die Beobachterin und Erzählerin nichts in der Nähe und Ferne zu verborgen braucht, daß sie vielmehr die Haupteigenschaft eines Schriftstellers, der gelesen seyn will, so erfüllt, wie sie Raoul-Rochette angibt: d'être soi, d'avoir sa physionomie propre et particulière. Als Lady Montague ihre seit einem Jahrhundert gelesenen und bewunderten Briefe aus der Türkey schrieb, zog darin ihr Besuch im Serail des Großherrn, von welchem später man so wunderbare Dinge sich in's Ohr sagte, die Aufmerksamkeit am meisten auf sich, und noch heute läßt ihre Schilderungen kein Gebildeter ungelesen. Gern möchten wir der Verfasserin dieser Souvenirs eine ähnliche Aufnahme auch für spätere Zeiten versprechen. Wenigstens haben ihre Schilderungen der verschiedenen Besuche, die sie von der Frau ihres gastfreyen Wirthes Basil Faber in Damiette erhielt und ihr erwiederte, und dann im Harem des dortigen Janitscha-

Digitized by Google

ren=Aga abstattete, alle Reize der frischesten und lebendigsten Darstellung, die durch zwey allerliebste Costümblätter der Bewohnerinnen des Harems in ihrem festlichen Schmuck ungemein an Lebhaftigkeit gewinnen. Wer zweifelt nicht, daß sich deutsche Unterhaltungsblätter alles dessen bey Zeiten bemächtigen werden, was die Verfasserin im zweyten Theil des 19ten bis 21sten Kapitels uns mit höchstem Interesse vorzuführen versteht. Und hätte auch ihre durch Anschauungen, wenn sie kaum irgend einem Deutschen dort am Nil noch zu Theil wurden, aufgeregte Einbildungskraft einige verschönernde Pinselstriche hinzugefügt, das Ganze trägt unverkennbar das Gepräge innerer Wahrheit. Wir haben, was sie über die nur scheinbare Verschließung der Frauen des Orients und über das, was sie sehr treffend Système de compensation nennt (Vol. II. pag. 110.), nach welchem der völlige Mangel aller geistigen Bildung sie wegen aller Entbehrungen entschädigt, auf wenigen Seiten kaum etwas Treffenderes gelesen. Bey dieser Gelegenheit mag auch noch folgende literarische Bemerkung an ihrer Stelle seyn. Man hat in neuern Zeiten aus den Reisebeschreibungen einen eigenen Luxusartikel, besonders für die Damen=Toilette zu machen gewußt, Auszüge in Taschenformaten mit niedlichen Kupferstichen und gefälligem Druck. In Deutschland that dieß der spekulative Hartleben in Pesth zuerst durch seine Miniaturgemälde aus der Länder= und Völkerkunde, worin in zwey Folgen, zusammen an 40 Bändchen, nach den lezten und neuesten Resebeschreibern Gemälde von Rußland, Dalmatien, dem westlichen Afrika, Egypten, (4 Bändchen, mit 67 Kupfern) Spanien, Brasilien, Ostindien, u. s. w. mitgetheilt wurden. Der Unternehmer erfreuet sich eines verdienten und bleibenden Beyfalls, konnte aber vielleicht nur da gedeihen, wo Wohlfeilheit des Drucks und Kupferstichs so große Erleichterung gewährte. Unser wackerer Landsmann, der Kunsthändler Ackermann in London, verpflanzte, so wie die deutschen Almanachs in seinem Forget me not, auch diese Taschenbibliothek der Reisebeschreibungen in seinem bereits zu 16 Abtheilungen (die lezte hat es mit der Schweiz zu thun) angewachsenen Werke the World in Miniature. Mehrere Abtheilungen hat der fleißige Schoberl geradezu aus Hartlebens Sammlung übersezt, andere aber, wie die Südseeinseln, Tibet und Indien jenseits des Ganges, sind neu und sehr lehrreich bearbeitet worden. Die vor uns liegende ganze Sammlung hat sowohl durch die Zweckmäßigkeit des Textes, als die anlockende Zierlichkeit der kolorirten zahlreichen Kupfertafeln und den verhältnißmäßig billigen Preis (so kosten die Südseeinseln, 2 Bände, mit 26 farbigen Kupfern nur 12 Sch.) so viel Empfehlendes, daß der Verleger, der auch einen großen Absatz nach Amerika macht, immer neue Auflagen davon veranstalten muß. Indeß trugen auch in dieser Art der literarischen Garkochkunst und Leckerbissenbereitung die Franzosen den Preis davon. Die Souvenirs der Frau v. Minutoli machen einen Theil einer höchst gefälligen petite Encyclopédie portative des voyages, welche der Pariser Buchhändler Neven (passage de Panorama Nro. 26.) seit mehreren Jahren mit aller Eleganz und Verfeinerung der Hauptstadt an der Seine auszuschmücken wußte; und indem er die zuverlässigsten und neuesten Hülfsquellen für die Redaktion des leicht und faßlich geschriebenen Textes und die kundigsten Redaktoren, Breton, Castellan, Gautrier, Geoffroy, Langlès u. s. w., dafür zu gewinnen wußte, für die Kupfer überall, wo möglich, Originalzeichnungen erwarb (so lieferten für China die von den Missionaren eingeschickten Bilder, für Constantinopel, Mellig einen Zug des Sultans in die große Moschee, für Rußland Sauerweid und Ker Porter ausgemalte Zeichnungen), und diese mit seltener Nettigkeit stechen und koloriren ließ, eine Handbibliothek von Länder= und Völkergemälden aufstellt, die in ihrer reizenden Ausstattung schwer zu übertreffen seyn möchten, so bald der Preis so billig gestellt werden soll, als hier wirklich der Fall ist. Gleich zuerst trat der schon oben genannte Raoul=Rochette mit seinen Briefen über die Schweiz in den Jahren 1819 und 20, 6 Bändchen mit 40 kolorirten Prospekt= und Costümtafeln, nach Originalzeichnungen von König, Lori, Dlagere u. s. w. auf. (Preis 25 Fr.) So sind nun bereits Einhundert und zwey Bände erschienen, die zusammen eine Gallerie von mehr als 800 ausgemalten Kupfern umfassen und zusammen allerdings die bedeutende Summe von 561 Fr. (im freyen Verkauf) kosten, aber auch für jedes Land einzeln zu haben sind. In Deutschland ist so etwas zu unternehmen, völlig unstatthaft. Selbst Wien und Berlin entbehren des Publikums und Vertriebs in alle Weltgegenden, wie ihn die Metropolen an der Themse und Seine allein haben. Doch ist's nur Luxussache, für welche die Bewohner jener Städte so manches entbehren, was uns für diese Beschränkung in weit höhern Genüssen entschädigt.

Im deutschen Buchhandel ist jezt Wohlfeilheit das Feldgeschrey. Auch in Werken, die zur Erdbeschreibung gehören, und im Landchartenwesen sucht in diesen Zeiten des Wohlfeildrucks und des ihm so gern zur Begleitung sich anbietenden Steindrucks, im Mindergebot die eine Unternehmung der andern den Rang abzulaufen. Wohlfeiler ist wohl bis jezt noch keine Landchartensammlung mit erklärendem Text geliefert worden als im folgenden Werke: Atlas von Europa nebst den Kolonien, für Geschäftsmänner, Zeitungsleser und Besitzer des Conversations=Lexikons, mit einem alphabetisch eingerichteten Text vom K. S. Kammerrath von Schlieben, Leipzig, bey G. J. Göschen,

seit 1820. (Bis jezt 5 Lieferungen in Querfolio.) Jeder europäische Hauptstaat erhält seine Generalcharte mit den farbig begränzten Provinzen. Diese folgen nun vereinzelt in Specialcharten überall mit illuminirten Begränzungen. Hier fehlen selbst merkwürdige Dörfer nicht, und für die Vollständigkeit bürgt auch das auf gespaltenen Columnen im engsten Druck beygefügte alphabetische Ortsverzeichniß, wobey die wichtigsten statistischen Angaben eingetragen sind. Diesem Register geht aber allezeit auch noch eine tabellarische Uebersicht der Statistik des ganzen Landes in 32 Abschnitten voran, wo nichts über die kirchliche, politische, militärische Verfassung, Lehranstalten, Industrie, Münze, Maaß, Gewicht u. s. w. ausgelassen ist. Den Staaten, welche in andern Welttheilen Kolonien besitzen, sind diese sogleich in Specialcharten und in der Erläuterung beygefügt. Die Charten sind zwar nur lithographirt, aber der Verleger hat alle Sorgfalt angewendet, daß er aus Bayern und Süddeutschland tüchtige Zeichner und Drucker dafür gewann; das Papier zu den Charten ist weiß und stark, vor allem aber verdient die Deutlichkeit der Schrift, die auch für geschwächte oder ungeübtere Augen sehr lesbar ist, alles Lob. Es liegt die lezte, die 5te Lieferung vor uns, welche in 24 Charten das Königreich der Niederlande, Dänemark, Schweden und Norwegen umfaßt. Der reiche Anbau der Niederlande, die zahllosen Inselgruppen und Vorgebirge der skandinavischen Küsten treten genau und ohne Verwirrung hervor. Und ein solches Heft mit 24 Charten kostet schwarz 1 Thaler, kolorirt 1 Thaler 8 gGr. Denn der in diesem Heft aus 24 halben Foliobogen engen Druckes bestehende Text wird umsonst dazu gegeben. Die einzelne Charte schwarz kostet 10 Pfennige, kolorirt 16 Pf. Bey einem solchen Preise noch mehr Ausführung, die Darstellung aller Gebirge und Canäle u. s. w. zu fordern, wäre unbillig. Aber die in den Ankündigungen gegebenen Versicherungen, daß Verleger und Herausgeber sich selbst genügen und sowohl das Technische als das Wissenschaftliche des Unternehmens bey jeder Lieferung noch mehr zu vervollkommnen suchen, ist keine bloße Redensart. Die lezten Hefte zeugen von unläugbaren Fortschritten; dieß Unternehmen scheint ganz dazu geeignet selbst in der Masse des Volkes und in den Schulen, wo jeder Aufwand ein unübersteigliches Hinderniß wird, einzudringen.

Es fehlt uns nicht an periodischen Musterungen des Neuesten in der Erd-, Völker- und Staatenkunde. Die Bibliothekare von Europa, die Deutschen, thun es auch hier allen englischen und französischen Journalen zuvor, wiewohl die Redaktoren des unter des Barons von Ferussac vielbethätigender Leitung herauskommenden Bulletin Universel auch in diesem Abschnitt ihrer Monatsberichte schon jezt viel leisten (der Septemberheft 1826 enthält allein 48 Nummern, worunter doch wenigstens ein Drittel nicht aus andern Zeitschriften entlehnte Artikel sind). Neben den noch immer Neuheit mit Mannigfaltigkeit verbindenden neuen Allgemeinen geographischen und statistischen Ephemeriden, die, der Alles nur bissenweis genießenden Uebersättigung sich bequemend, jezt auch in einzelne Bogen oder Hefte zerschnitten, wovon 15 einen Band bilden, unter des kundigen Hassel Redaktion erscheinen (bereits 20 Bände), hat die im J. G. Cotta'schen Verlage geförderte Hertha (bis jezt zwey Jahrgänge in 6 Bänden) unstreitig durch Reichthum der größern und kleinern Aufsäze und Uebersichten sowohl als durch Gründlichkeit ganzer Abhandlungen sich in Kurzem ein sehr ausgebreitetes Publikum zu verschaffen gewußt. Der begabteste und umsichtigste aller jezt lebenden Reisenden und Erdmesser, Alex. v. Humboldt, den Berlin künftig wenigstens abwechselnd besitzen wird, hat den zwey rühmlich bekannten Herausgebern dieser Hertha, Berghaus und Hoffmann, seine Mitwirkung gewidmet und so wird hier die täglich wachsende Masse dem Geist wohl am wirksamsten belebt und durchdrungen erscheinen. Man darf, um sich davon zu überzeugen, nur die geographisch-statistische Section in Ferussac's Bulletin Universel damit vergleichen, da sind zwey Drittel erborgt, hier ist alles eigene Arbeit, eigenes Excerpt. Es fehlt dabey auch nicht an Zeitschriften, die nur Einzelnes umfassen, wo dann z. B. an die Stelle der einst so gern gelesenen englischen Miscellen von Hüttner, jezt die in Stuttgart erscheinende, von England aus gut unterstüzte Britannia, an die Stelle der vordem vielgeachteten Ebelingischen Sammlungen Röding's inhaltreicher Columbus getreten ist. Allein man wünscht auch aus dieser ethnographischen Vorrathskammer und aus dem üppigen Zuwachs neuer Reisebeschreibungen allgemein unterhaltende Lesebücher in mäßigem Umfang zubereitet zu erhalten. D. Bran in Jena weiß in seinem ethnographischen Magazin durch geschickte Auszüge aus den neuesten ausländischen Reisebeschreibungen immer das auszuwählen, was gebildeten Lesern aller Classen willkommen seyn muß. Auch enthält selbst das Morgenblatt nicht selten sehr anziehende Reiseberichte und Auszüge der Art, so wie dieß auch von dem überall kräftig eingreifenden und nie Erborgtes auftischenden Hesperus und von den eben so freymüthig als unterhaltend redigirten Unterhaltungsblättern für Welt- und Menschenkunde (wovon nun schon im 3ten Jahre wöchentlich zwey enggedruckte Bogen in gespaltenen Columnen in gr. 4. bey Sauerländer in Aarau erscheinen und in manchen Gegenden Deutschlands viel zu wenig gekannt und geschäzt werden) reich an den mannigfaltigsten ethnographischen Notizen und kleinen Sittengemälden sind, und die An-

Digitized by Google

gabe: Uebersicht des Bemerkenswerthesten auf dem Erdball, nicht bloß als Aushängeschild führen. Allein ein so planvoll aufgefaßtes und durchgeführtes Lesebuch, wie einst der Hofrath Zimmermann in Braunschweig mit dem einfachen Titel eines geographischen Taschenbuchs bey Gerd. Fleischer herausgab, welches noch jezt in Büchersammlungen seinen Ehrenplatz hat, vermißt unser Publikum sehr ungern. Ein durch Prof. Lichtenstein in Berlin versuchte Fortsetzung scheiterte bald an der so rasch in Anspruch genommenen Berufsthätigkeit eines Mannes, der seinem zoologischen Cabinet gern die ganze Erde zinsbar machen möchte. Indeß sucht uns doch der vielunterrichtete und thätige Herausgeber des nun mit dem 6ten Bande geschlossenen Gemäldes der physischen Welt, J. G. M. F. Sommer (Professor bey der ständischen Musikschule in Prag) durch sein Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse, so viel nur Kräfte und Mittel es gestatten, uns für diese Entbehrung zu entschädigen. Man wird den vor wenigen Wochen erschienenen 5ten Jahrgang (Prag 1827 in der Calve'schen Handlung LVI und 451 S. im kleinsten Quartformat, mit 6 zum Theil kolorirten Kupfertafeln und Charten) gewiß nicht ohne mannigfaltige Belehrung und Unterhaltung aus der Hand legen. Wer wissen will, wie weit in Jahresfrist die Länder- und Völkerkenntniß in alle außereuropäische Länder durch öffentlich unterstüzte Reiseunternehmungen und einzeln kühnvordringende Reisende gefördert wurde, darf nur die auch in diesem Jahrgang voranstehende allgemeine Uebersicht der geographischen Entdeckungen mit einer tüchtigen Weltcharte, wie sie zulezt noch Campe lieferte, oder, was das jezt von allen Küsten hinein erforschte Afrika betrifft, die unvergleichliche Berghausische Charte von Afrika zur Hand durchlesen. Aber auch die 11 Artikel, welche den eigentlichen Inhalt des Buches ausmachen, zeigen sich durch Auswahl und Reichhaltigkeit aus, und sind zum Theil unmittelbar aus englischen und französischen Originalwerken gezogen. Zwey Hauptstädte, Peking (aus Timkowski) und Lima in Peru (aus Hall) eröffnen dieß Ethnorama. Dann tritt uns Valparaiso in Chili (aus Caldcleugh, Schmidtmeyer u. s. w.) vor Augen. Eine Uebersicht aller ungarischen Bäder aus den unter uns noch fast gar nicht gekannten, in Kaschau 1825 erschienenen Merkwürdigkeiten des Königreichs Ungarn von den HH. v. Szepisbazy und v. Thiele, ist ein guter Beytrag für einen bald zu erwartenden allgemeinen Brunnen- und Bad-Almanach. Dem verdienten böhmischen Reisenden und Botaniker Thaddäus Hänke wird ein Denkmal aus den Reliquiis Haenkianis gesezt, welche vor Kurzem der für Naturwissenschaft und Erdkunde so kräftig wirkende Präsident des K. Böhmischen Museums in Prag, Graf Kaspar von Sternberg, herausgegeben hat. Die Auszüge aus des K. Sächsischen Leibarztes, D. Erdmann in Dresden reich ausgestatteten Beyträgen zur Kenntniß des Innern von Rußland, aus Anderson über Sumatra, aus Cambessedès Isles Balauriques, und der Aufsatz die Bhills im nördlichen Hindostan unterhalten durch Mannigfaltigkeit. Vorzüglich hat uns der ausführliche Auszug aus des Britten Weddell 1825 in London erschienenen und noch nirgends in's Deutsche übersezten Reise nach dem Südpol gefallen, wozu auch eine neue Charte von den Neu-süd-shetländischen Inselgruppen gekommen ist. Welch eine neue Welt in den nur sparsam dort zerstreuten Vögelgattungen und der seltsam gemischten Menschenrace!

Wie Manches hätte schon aus diesem Taschenbuch der in Förderung neuer Lese- und Lehrbücher unermüdete Veteran Galetti in Gotha für den dritten und lezten Theil seiner (bey Schlesinger in Berlin) erschienenen anschaulichen Erdbeschreibung eintragen können. Dieser Theil umfaßt auf 458 Seiten die 4 übrigen Welttheile auf Europa. Sammlerfleiß und wohlgeordnete Zusammenstellung rechtfertigen besonders in diesem Schlußtheil die auf dem Titel stehende Empfehlung: der leichten und gründlichen Erklärung der Erdkunde gewidmet. Wenn die vorhergehenden zwey Theile mit eben so viel Genauigkeit und verständiger Benutzung des schon vorhandenen zusammengestellt sind, wie diese dritte, so ist dieß Werk, so viel auch ähnliche schon vorhanden sind, ein sehr brauchbares zu nennen. Vielleicht hätte zu größerer Begründung der Gründlichkeit bey jedem Staat die neueste Quelle aus Reisebeschreibungen kurz angedeutet werden können.

(Der Beschluß folgt.)

Indische Literatur.

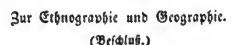
Die Bibel ist, ganz oder zum Theil, von den baptistischen Missionären in viele indische Sprachen übersezt worden. Nur einige Uebersetzungen waren vordem von andern Missionären gemacht worden. Die hauptsächlichsten Mundarten, in welche die Bibel übertragen ist, sind das Sanskrit, Hindi, Hindustani, Brudsch, Haruti, Dschuva-pura, Uduva-pura, Maranar, Bikanir, Pendschabi, Dovura, Caschemir, Utsch, Sindi, Kutsch, Guserate, Kunkuna, Malabar, Maldivische, Cingalesische, Carnatara, Tamulische, Telinga, Orissa, Bengali, Assam, Neval, Mithili, Magudha, Maharattische und Bundelchund. Es gibt, außer diesen, Uebersetzungen der Bibel in's Syrische, Alt- und Neuarabische, Alt- und Neu-Gheez und in's Amharische, welche Mundarten zur semitischen Familie gehören; in's Persische, Afghanische und Belludschische, welche zur persischen Familie gehören, wie auch in die für Dialekte ausgegebenen Zweige der Mul'hena barma Sprache, nämlich das Birmanische und das Mul'heng; in's Moitay und Chassi, das Siamesische, Chinesische und andere Mundarten der Länder jenseits des Ganges.

Digitized by Google

Nr. 11.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 6. Februar 1827.



Zur Ethnographie und Geographie.

(Beschluß.)

Mit einem aus der fleißigsten Forschung hervorgehenden und die gewonnenen Resultate auf drey lithographirten Charten darstellenden Ueberblick hat uns der schon durch mehrere statistische Tabellen und Uebersichten bekannte Professor der Statistik an der Karl-Ferdinandeischen Universität in Prag, D. Schnabel, eine lehrreiche Schrift: über Raum- und Bevölkerungs-Verhältnisse der österreichischen Länder (Prag, Calvesche Buchhandlung 1826. 16 S. enger Druck in 4. mit den 3 kolorirten Blättern besonders geheftet) gegeben. Da sich hier alle Angaben auf die neuesten Distriktadgränzungen, Volkszählungen, Militäretats gründen und dem Verfasser die lautersten Quellen fließen, so mag ein Fingerzeig auf diese Erscheinung, die uns die erstaunenswürdige Grundmacht des gewaltigen Ländervereins der österreichischen Monarchie so lebhaft versinnlicht, auch hier an ihrer Stelle seyn. Die erste Charte schildert auf eine sehr anschauliche und neue Weise den sämmtlichen Flächenraum der Monarchie. Das Areal jedes Bestandtheils dieser Ländermasse und die Einwohnerzahl auf jeder Quadratmeile gibt viel neue und von den vorigen bekannten Angaben abweichende Zählungen. Die zweyte Charte gibt die politischen, Justiz- und Militärverwaltungsbezirke durch eine dreyfache Signatur bey den Verwaltungsstädten. Die dritte liefert mit großer Genauigkeit die Höhenverhältnisse der Alpen und höchsten Gebirge in der Monarchie und berichtigt die bis jezt irrig in Umlauf gesezten Angaben darüber.

Aller Augen sind fortdauernd auf Griechenland gerichtet. Während die Griechenvereine durch alle Länder Europa's, wo nicht höhere Politik dem Triebe der Wohlthätigkeit Schranken gesezt hat, die thätigste Theilnahme fortdauernd beurkundeten und Stratford Canning und Ribeaupierre, nach dessen nun gewiß erfolgter Ankunft, als kräftige Vermittler beym Divan auftreten, ist jede geographische Forschung und Berichtigung über das alte und neue Griechenland doppelt willkommen. Noch immer bleibt die Periegese des Pausanias aus dem 2ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine unerschöpfliche Fundgrube hellenischer Ortsbestimmung und Alterthumskunde, welche auch O. K. F. Müller bey seinen Forschungen sowohl in den hellenischen Geschichten als in einzelnen Artikeln der Ersch-Gruber'schen Encyklopädie meisterhaft benuzt und durch selbstgezeichnete Charten erläutert hat. Italiener und Franzosen hatten neuerlich kritisch berichtigte Uebersetzungen des Pausanias durch den Archäologen Antonio Nibby in Rom und den verstorbenen Clavier in Paris erhalten, und von beyden gab der unermüdete, sprachkundige Siebelis, Rektor am Gymnasium in Budissin in der Oberlausiz, dessen reich ausgestattete Ausgabe des Pausanias bald mit dem 4ten Theil vollendet seyn wird, eine genügende Anzeige in den ersten zwey Heften der Jahrbücher der Philologie, welche Jahn, Privatdocent an der Universität Leipzig, dort bey Teubner herausgibt und im Verein mit tüchtigen Mitarbeitern, wie Passow, Bremi, Görenz u. s. w., eine uns noch fehlende Zeitschrift gestaltet. Aber das neueste Verdienst um diesen alten Periegeten erwarb sich der Oberlehrer des Gymnasiums in Wezlar, Ernst Wiedasch, von dem wir erst vor wenigen Monaten den ersten Theil einer sehr lesbaren und verständig bearbeiteten deutschen Uebersezung: Pausanias Beschreibung von Hellas, 1ster Theil, mit einem Plan von Athen (München, Fleischmann, 1826) erhalten haben, welcher die ersten zwey Bücher des Originals und dabey am Ende einen zweckmäßigen Commentar enthält, in welchem der Uebersezer sowohl von den Gründen seiner Uebersezung Rechenschaft, als auch die nöthige Aufklärung über die von alten Reisebeschreibern erwähnten Gegenstände mit treuer Benuzung der neuesten Untersuchungen deutscher Archäologen ertheilt. Und damit ist nun auch für die jezt immer zahlreicher werdende Classe solcher Künstler und Kunstfreunde gesorgt, die, der alten Sprachen unkundig, doch im klassischen Alterthum Begründung und Vorbild, ihrer Kunststudien finden. Wie erwünscht würde z. B. den Brüdern Riepenhausen in Rom bey der jezt fertigen und auf Unterzeichnung angekündigten Darstellung

Digitized by Google

und Wiederherstellung der zwey großen Wandbilder des alten Meisters Polygnotus in der Beschreibung zu Delphi die Benutzung von solchen Uebersetzungen gewesen seyn, da ihnen weder der veraltete Goldhagen noch der moderne Nibby überall befriedigende Auskunft geben konnten? Es tritt aber auch täglich das Bedürfniß dringend ein, alle alten und neuen Untersuchungen über das alte Griechenland, zum Theil aus den theuren Reisebeschreibungen des Auslands, doch stets auf der Basis philologischer Forschungen in den altgriechischen Erdbeschreibern und Geschichtschreibern, in ein einziges, durch Nebensache nicht allzusehr angeschwollenes Werk zusammengestellt, gleich vor sich zu haben. An einem solchen Werk arbeitete seit vielen Jahren Professor und Bibliothekar Ukert in Gotha, der durch die zwey nur zu lange unterbrochenen Bände seiner Geographie der Römer und Griechen und mehrere dahin einschlagende Abhandlungen eben so wohl, als durch ein früher erschienenes Taschenbuch über Griechenland seinen Beruf zu einer solchen Arbeit hinlänglich erwiesen hat. Allein noch wartet der Unterrichtete mit Sehnsucht darauf. Es ist aber ein anderer Mann mit einem Werk der Art unter uns aufgetreten, der sich durch seine früheren Forschungen über mehrere Ortsbestimmungen in der Geographie des Ptolemäus noch während seines Aufenthalts in Breslau und durch andere archäologische Abhandlungen auch schon ein Recht erworben hat, hier mitzusprechen. Es ist D Fr. K. H. Kruse, Professor der Geschichte und Geographie in Halle. Von ihm sind bereits 2 Bände eines sehr umfassenden Werks unter dem Titel erschienen: Hellas, oder geographisch-antiquarische Darstellung des alten Griechenlands mit steter Rücksicht auf die neuen Entdeckungen. Leipzig, Leopold Voß, 1825 und 1826, XXII, 626 und VIII, 652 S. in gr. 8. sehr anständig gedruckt. Das auf 5 Theile berechnete Werk verdient als ein, mit großer Sammlergeduld und gewissenhafter Befragung aller nur immer aufzufindenden Quellen, lichtvoll geordnetes und mit eigenen Urtheilen überall durchflochtenes Repertorium, als ein Werk deutschen Fleißes auch dann noch dankbare Anerkennung, wenn die strenge, in diesem Gebiete seit Jahren seßhafte Kritik Vieles noch nicht erschöpft, Anderes nur einseitig dargestellt, oder auch wohl irrig erklärt finden sollte. Denn schon der Muth, ein solches Werk, wozu die Vorbereitung gewiß nicht die Jahre des trojanischen Kriegs erreichte, schneller zu gestalten, weil das Bedürfniß allgemein gefühlt wurde, verdient fördernde Anerkennung, nicht hemmenden Tadel. Der erste Band umfaßt in 5 Kapiteln und drey wichtigen Beylagen die allgemeinen Vorkenntnisse, und dazu gehören auch mehrere Charten und Ortabbildungen in einem eigenen Atlas. Man darf nur im zweyten Kapitel die Literatur, die hier, in drey Epochen getheilt, uns meist aus eigener Anschauung auf die kostbaren Kupferwerke vorgeführt wird und bis auf Bröndstedt und Hughes geht, vergleichen, um sich zu überzeugen, daß der Verfasser sich die Sache nicht leicht machte. Im Verfolg dieser Prolegomena, wo er in einem ausführlichen Abschnitt die Bewohner des Landes, die ursprünglichen Pelasger, unter welchen auch die kolonisirenden Phönizier mit begriffen sind, und die Hellenen nach ihren Stämmen und Verzweigungen uns vorüberführt, wird ihm von der jetzt herrschenden Mythenauslegung gar mancher Zweifelsknoten geschürzt werden. Indeß gibt er, rücksichtlos und wie es seyn soll, die Ergebnisse seiner Forschungen. Man kann nun selbst die Stellen vergleichen. Ueberall ist auch auf das Neueste Rücksicht genommen. Nur der oft oberflächliche Pouqueville hätte schon in diesem Band oft berichtigt, der gründliche Dodwell noch mehr benuzt werden sollen. Eine ganz erwünschte Zugabe ist die durch den großen Orientalisten Gesenius, seinen Collegen bey der Universität Halle, mitgetheilte Vergleichung des phönizischen Alphabets mit den ältesten griechischen und den untergesezten Belegen aus Böckh's corpus inscriptionum in der ersten Beylage S. 576 — 592. Der zweyte Band beginnt die Darstellung der einzelnen Provinzen, beschäftigt sich mit Mittelgriechenland, fängt im 6ten Kapitel mit Attika an. In den zwey folgenden kommt Megaris und Böotien an die Reihe. Bey Attika sind außer Leake, dessen Topographie von Athen oft Berichtigungen erhält, und Gell auch die unedited monuments der Dilettanti fleißig verglichen. Bey Megaris hätten Weller's gelehrte Forschungen über die Staatsverfassung von Megara in den Prolegomenen zum Theognis benüzt werden können. Bey Böotien hatte O. K. F. Müller in seinem Orchomenos und in der Encyklopädie schön vorgearbeitet. Aber auch mehrere gründliche Aufsätze in Walpole's doppelter Sammlung, Clarke, Galt und andere sind genau verglichen. Und so mag dieß mühsame Werk, durch keine gehässige Kritik unterbrochen, mit wachsenden Kräften und Einsichten des Verfassers recht bald sein Ende erreichen. Aus vollem Herzen rufen auch wir das stat sua cuique dies, jeder erfüllet sein Loos, wie es über der sinnvollen Vignette auf dem Titelblatt des ersten Bandes heißt, wo die Sonne über das Thal von Tempe aufgeht, und theilen die fromme Erwartung, die in dem kräftigen Vorwort ausgesprochen worden. Das Gegenstück dazu, die Beschreibung des neuen, wiedergeborenen Griechenlands mag dann der kundige und begeisterte Verfasser der Leukothea, D. Iken in Bremen, uns geben! —

Böttiger.

Digitized by Google

Kulturgeschichte.

Ueber die Fortschritte der Gesellschaft. Von James Douglas. Aus dem Englischen übersezt. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1825.

Das geistvolle Werk des Engländers schließt sich gewissermaßen an Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit an, und führt dieselben ein wenig weiter in die Zukunft hinaus. Vermuthungen über das, was künftig seyn wird, Rathschläge, fromme Wünsche füllen den größern Theil des Werkes aus, die historische Einleitung nur den kleinern. Der Verf. sucht zuerst darzuthun, daß die menschliche Gesellschaft wirklich Fortschritte mache, nicht stille stehe, wie die einen, oder rückwärts schreite, wie die andern glauben. Er verfolgt sodann in einem großen Ueberblick diese Fortschritte durch die ganze Geschichte. Die Griechen, Araber und Deutschen erscheinen ihm als die Träger und Hüter aller Kultur. Er charakterisirt sie nach den Zonen. „Wenn die Menschheit ihre bestimmten Zonen hat, wie die Welt, welche sie bewohnt, so kann die Breite Griechenlands als das Klima und der Siz des Schönen betrachtet werden. Im Norden herrscht sittliche Erhabenheit, oder der Kampf des Menschen mit der Natur. Im Süden das Erhabene der Unendlichkeit, wo er schmachtend in der Hize und verloren in der Unermeßlichkeit der Natur den Streit aufgibt." Ueber die Kultur der Griechen stellt der Verfasser höchst interessante Betrachtungen an, und wenn sie auch nicht vollkommen neu sind, so sind sie doch sehr klar und scharf. Unter andern gibt er mit Recht der Musik der Griechen eine Bedeutung, die nur zu oft verkannt worden ist. Er sagt, es sey in gewissem Sinne keine Fabel, „daß die griechischen Stämme durch Musik gezähmt und die Mauern ihrer Städte durch den Gesang ihrer Dichter erbaut wurden. So wesentlich war sie mit ihrem gesellschaftlichen Leben und bürgerlichen Einrichtungen verwebt, daß das Studium derselben, als mit der Bildung gleichbedeutend und zusammentreffend betrachtet wurden, und es ist eben so wahr, daß diejenigen ihrer Stämme, welchen die Musik unbekannt und zuwider war, Barbaren blieben und einen geringen Theil an der sittlichen Vollkommenheit ihrer Landsleute hatten. Ihre Musik war nichts, als der richtige und äußere Ausdruck jener inneren Harmonie, die in Gemüthern wohnt, welche mit allen Bildern der Schönheit beseelt sind. Ihre große Einfachheit war ihr günstig. Sie bestand nicht in Schwierigkeiten, absichtlich aufgestellt, um geschickt gelöst zu werden ꝛc." Bey der Kultur der Araber macht Douglas folgende Bemerkung: „Sobald die Griechen aufhörten, mitzutheilen, hörten die Saracenen auf, vorwärts zu schreiten. Die arabischen Uebersezungen griechischer Schriftsteller wurden die Grenzen ihres Geistes." Endlich verbreitet sich der Verfasser eben so einsichtsvoll über die moderne Kultur, und vorzüglich über die Wissenschaft. Er betrachtet beyde als ein gemeinsames Gut der Europäer und ihrer Abkömmlinge in der andern Welt, und hofft von der Zukunft ihre weitere äußere Verbreitung und innere Vervollkommnung. Dabey weiset er auf noch bestehende Mängel hin und gibt die Mittel an, wie denselben abzuhelfen sey. Er verlangt die Abfassung einer Literatur-Geschichte, damit man sich gleichsam des ganzen geistigen Thatbestandes bemächtigen könne, ferner eine Uebersicht über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft, eine größere Ausdehnung der wissenschaftlichen Reisen, die Stiftung eines Briefwechsels zwischen den Gelehrten aller Nationen, die Vereinfachung und gedrängteste Anwendung aller bisherigen Lehren und Kenntnisse, um den Ueberblick zu erleichtern, thätige Unterstüzung und Hülfe für alle Wissenschaften und diejenigen, welche sie treiben, Verbindung der Künste, und endlich vorzüglich der Religion mit der Wissenschaft. Alle diese gewiß sehr wohlmeynenden Rathschläge führt der Verfasser sorgfältig aus. Indeß täuscht er sich auch nicht über die Hindernisse, welche der Erfüllung seiner frommen Wünsche jezt, und wer weiß wie lange noch, im Wege stehen. Er spinnt sich nicht so ganz in die seligen Träumereyen eines Weltverbesserers ein, daß er nicht sähe, was wirklich und möglich ist. So fest er überzeugt ist, daß die Menschheit im Allgemeinen beständig fortgeschritten ist und fortschreiten wird zum Höheren und Besseren, so zweifelt er doch, ob er den allgemeinen Saz auf den besondern Fall Europa's anwenden dürfe. Auch er fühlt ein ungewisses ahnungsvolles Bangen, von dem fast jeder ergriffen wird, der auf der Höhe der Geschichte steht und den Blick auf das gährende Europa wirft. Wer kann die Zukunft dieses Welttheils sich enträthseln? Ein Theil seiner edelsten Kraft erscheint als abgenuzt und verbraucht, ein anderer hat mit einer überwiegenden Gegenkraft zu kämpfen. Siegt Asiens materielle Kraft, so droht die Barbarey; siegt die europäische Geisteskraft, so droht byzantinische Ueberbildung und Erschlaffung. Indeß sind dergleichen trübe Gedanken vielleicht auch nur die natürlichen Folgen einer hypochondrischen Langenweile, die vor und nach großen Ereignissen gewöhnlich einzutreten pflegt, und die Wirklichkeit ist nicht so schlimm, als die Meynung davon. Dem sey indeß, wie ihm wolle, Douglas weiß sich folgendermaßen zu trösten: „Wenn das Schicksal Europa's verschieden von den Erwartungen wäre, die sich auf sein wachsendes Gedeihen gründen, und wenn seine freyen und civilisirten Staaten einem neuen Einfalle der Barbaren unterlägen, so würde Amerika bald die Lücke ausfüllen, und die Führung der Fortschritte der Gesellschaft

Digitized by Google

übernehmen. Die Edlen und Aufgeklärten der alten Welt würden sich der Sklaverey ihres Vaterlandes entziehen, und auf einer andern Seite der Erdkugel mit demselben Eifer der Wahrheit nachforschen, und die Grenzen der Wissenschaften erweitern. Amerika, welches nicht länger einen Zuwachs des Wissens von Außen erhielte, würde eine Original-Literatur beginnen, und dort anfangen, wo die Europäer aufgehört hätten; so würde es eine frische Laufbahn der Verbesserungen betreten, und neue Schätze des Geistes auffinden. In weniger als fünf und zwanzig Jahren verdoppeln die amerikanischen Staaten ihre Bevölkerung, und vermehren ihre Hülfsquellen mehr als zweyfach; ihr Einfluß, der selbst jezt in Europa gefühlt wird, muß mit jedem Jahre seine Herrschaft über den Geist des Menschen erweitern, und ihnen ein glänzenderes Beyspiel des Gedeihens und der Freyheit darstellen. In ein wenig mehr, als einem Jahrhunderte werden die vereinigten Staaten eine zehnfach größere Bevölkerung enthalten, als noch jemals durch den Geist und die Kraft einer freyen Regierung belebt worden, und in weniger als anderthalb Jahrhunderten wird die neue Welt nicht mehr fähig seyn ihre Bewohner zu fassen; gedrängt durch ihre überfließende Menge, wird es sie über die Küsten der weniger gebildeten Völker ausgießen, bis die ganze Erde von der Wissenschaft erleuchtet und mit den Wohnungen freyer und civilisirter Menschen bedeckt ist. Doch wird sich der Geist und die Nachahmung der amerikanischen Freyheit noch weiter und schneller als seine Macht verbreiten. Keine Gewalt vermag die Sympathie zu zerstören, welche schon zwischen Europa und der neuen Welt besteht und sich täglich vermehrt. Die Augen der Unterdrückten wenden sich schon jezt sehnlich nach dem Lande der Freyheit, und die Anhänger des Alten betrachten mit Furcht und Unruhe das neue Rom, das sich im Westen erhebt, und dessen zukünftige Erstarkung."

Inschrift einer byzantinischen Damascenerklinge.

Friedlich werden in der École spéciale des langues orientales zu Paris in einem und demselben Hörsale Vorlesungen über das Neugriechische und Türkische gehalten. Lezteres findet Zuhörer, weil es den Talenten des bekannten Reisenden Jaubert anvertraut ist; das Neugriechische erregt an sich Interesse und noch mehr durch den geistreichen Vortrag des berühmten Philologen Hase. Die Kunst bleibt darin nicht unberücksichtigt, und besonders die Malereyen in den griechischen Handschriften, welche bey aller Unvollkommenheit und talentlosen Ausführung sehr oft schäzbare Spuren der alten Kunst wie eine schlechte Kopie an sich tragen, werden vorgelegt, verglichen und erklärt. Hievon später. Ein anderes Interesse haben für die Kunst jene zahlreichen Inschriften, zu welchen wohl nie ein Volk mehr seine Zuflucht nahm, um Ersatz für die Unkunde der Buchdruckerkunst zu suchen, als die alten Griechen. Daß öffentliche Urkunden, Testamente der Fürsten u. dgl. m. einzelne Marmorstücke oder ganze Wände bedeckten, darüber kann man sich nicht wundern, und die Griechen und Römer verfuhren bey diesem Vollschreiben aller Wände mit mehr Geschmack als die Egypter und Etrusker, welche die Bildsäulen selbst mit Inschriften überfüllten; wenn die Griechen Sachen, welche heut zu Tage kaum in Zeitungen einen Platz fänden, in Marmor gegraben auf den Landstraßen ausstellten, so müssen wir bedenken, mit welcher Schnelligkeit sie sogar die Werke der höheren Künste vollbrachten; aber merkwürdig genug ist es, daß sie auch ihre Bleykugeln, deren sie sich im Kriege bedienten, nicht bloß mit dem Namen der Fabrikanten und der Archonten beschrieben, sondern auch nicht selten mit einem ironischen kräftigen ΛΑΒΕ (Accipe). Die breiten kurzen Degen der Alten eigneten sich noch besser als solche Bleykugeln zu Inschriften, und unter den griechischen Kaisern des Mittelalters bestand die Sitte, Verse auf die Klinge zu schreiben, als religiöser Brauch fort.

Unlängst wurde ein Damascenersäbel nach der Königl. Bibliothek gebracht. „Die Inschrift, welche auf der Klinge steht," bemerkt Hr. Hase in seiner Vorlesung, ein sogenannter politischer Vers, ist, in gewöhnliche große Buchstaben umgeschrieben, folgende:

† ΣΥ ΒΑΣΙΛΕΥ ΑΗΤΤΗΤΕ ΛΟΓΕ ΘΕΟΥ
ΠΑΝΤΑΝΑΞ

Du unbesiegbarer König, Wort Gottes, Allherrscher.

Es ist der erste Vers einer Anrufung Christi; man sollte erwarten, die Fortsetzung des Gebets zu finden, aber die Klinge zeigt, jezt wenigstens, keine Spur davon (H. sah dergleichen Anrufungen, in Jamben, zu Venedig). Nahe dem Griffe sind zwey angezündete Leuchter abgebildet, ein mystisches Zeichen des Christenthums; darüber die heilige Jungfrau mit dem Kinde. Zwey Engel tragen das Zeichen des Kreuzes auf der Brust, halten in der einen Hand Schwerter, und auf der andern ruht eine kaiserliche Krone. Aus diesem Sinnbild könnte man schließen, der Säbel sey für einen byzantinischen Kaiser verfertigt worden, oder einer dieser Fürsten habe ihn einem Feldherrn verehrt. Das Kreuz, welches vor dem Verse steht, sieht man auf den meisten griechischen Inschriften des byzantinischen Kaiserthums. Die Form der Buchstaben gehört dem 12ten, 13ten oder 14ten Jahrhundert, in welchen die Comnenen, die Lascaris und Paläologen regierten." Das genaue Alter der großen Buchstaben ist bekanntlich viel schwerer zu bestimmen als das der Cursivschrift.

D.

Digitized by Google

Nr. 12.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 9. Februar 1827.



Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Literatur.

Es ist eine vielfach sich vordrängende Behauptung, daß die französische Literatur während der Herrschaft Napoleons höchst mittelmäßig gewesen sey; dagegen seit Einführung der Charte von Neuem in preiswürdiger Gestalt sich gezeigt habe. Auch fehlt es nicht an fertigen Erklärungen, warum dieß nicht anders habe seyn können. „Es wäre zuvörderst zu bemerken, daß, wenn eine Kraftäußerung des menschlichen Geistes zur Vollkommenheit gebracht werden solle, dieß nur gelinge, wenn alle Geister die gleiche Richtung zur Entwickelung derselben nehmen. Daher auch die Literatur nur reich werden könne, wenn der allgemeine Ehrgeiz einer Nation in Ausbildung der Wissenschaften und Künste seine Befriedigung suche. Dann mache sich das Genie Bahn unter der Menge, und große Meisterwerke kämen zum Vorschein.“ Man erläutert dieß durch Beyspiele: „Als ganz Italien malte, sagt man, da glänzten Michel Angelo und Raphael. Als ganz Frankreich Tragödien und Comödien schrieb, warf man sich mit Begeisterung auf die Literatur, und es erschienen Moliere, Racine und Voltaire.“ Es wäre der Wahrheit gemäßer, wenn man sagte: weil große Dichter Meisterwerke lieferten, glaubte die Legion der Nachahmer, sie könne deßgleichen thun. Wir wollen jedoch die Weisheit unserer jungen Literatoren ungestört sich aussprechen lassen, und hören, was sie weiter vorbringen. — „Als in dem vorigen Jahrhundert, fahren sie fort, die allgemeine Bewegung der Geister eine Richtung gegen den Aberglauben und gegen politische Verirrungen nahm, da traten Rousseau, Voltaire und Montesquieu auf. Ja Frankreich besonders, wo man nur thun will, was Jedermann thut, scheine auf keinen Erfolg zu rechnen, als wenn ein allgemeines Streben nach einem einzigen Gegenstand hindrängt.“ Daraus schließt man dann weiter: „Unter Napoleon warf sich aller Ehrgeiz auf den Krieg. Jeder Mensch, der einen Rang unter seinen Mitbürgern sich erwerben wollte, suchte ihn in dem Feldlager zu gewinnen. Man trachtete nicht mehr darnach, Mitglied der Akademie, sondern Oberst oder General zu werden. Dieß sey Thatsache, und daher soll die Literatur arm und pedantisch geworden, und den Schulmännern heimgefallen seyn. Delille sey das poetische Genie jener Zeit gewesen; er habe die Alten und die Neueren in glänzendem Styl übersezt, oder didaktische Gedichte gemacht, die damals bewundert wurden, und jezt vergessen sind. Der jüngere Lacretelle habe die Geschichte im Styl der Reden geschrieben, wie sie bey Aufnahmen in der Akademie gehalten werden; und der junge Villemain, zu jener Zeit im Beginn seiner Laufbahn, habe Lobreden gehalten, die mit damals üblicher Pracht gekrönt wurden. Frankreich sey nur eine Rednerschule, Hr. von Fontanes, unter dem Titel eines Großmeisters der Universität, deren erster Professor gewesen. Napoleon habe, wie in allen Theilen des Staats, so auch gewissermaßen in der Literatur, die Verwaltung eingeführt, und vergessen, daß, wenn man mit starkem Willen und großem Ordnungsgeiste schöne Straßen, prachtvolle Brücken oder Gebäude für den öffentlichen Nutzen baut, man damit noch kein einziges Kunstwerk hervorbringe. Er habe in der That Straßen und Brücken hinterlassen, die ihm für lange Zeit die Erkenntlichkeit der Völker sichern; er habe Denkmale errichtet, die ihre Einbildungskraft in Staunen setzen; aber kein Monument der Architektur sey als seine Schöpfung aufzuweisen, so wenig als ein Meisterstück der Literatur, das er hervorgerufen. Sein bewunderungswürdiger Takt, der sich gleichmäßig mit Allem beschäftigte, hätte ihn zwar merken lassen, daß Frankreich, in literarischer Beziehung, sich in einem Zustande der Dürftigkeit befände. Er hätte deßhalb gegen Hrn. von Fontanes Klage geführt; dieser aber habe nichts Besseres zu thun gewußt, als künstlich ein Ey auszubrüten, aus welchem denn eben jener Hr. Villemain hervorgegangen, der ein verständiger, schulgerechter Mann, doch sonst nichts wäre. — Das Genie der Kunst brauche Freyheit und eine allgemeine Vorliebe für dieselbe; wenn man nur politische Redner höre, oder nichts als einen Eroberer sehe, so verberge sich das Genie und schweige, gleich einem verzogenen Kinde, das stets verlange, man solle sich mit ihm

Digitized by Google

allein beschäftigen." — — Solche Urtheile hört man in Paris von unsern jungen Literatoren von allen Dächern predigen; und wirklich muß diese Ansicht als eine ziemlich allgemein verbreitete angegeben werden. Sie wird also, als öffentliche Meynung, von Allen, welche Abgötterey mit dieser Dame treiben, als unwiderleglich angesehen.

Da jedoch gegenwärtig die Freyheit, wenigstens die literarische, nach dem Sturze Napoleons bey uns eingekehrt seyn soll, so wird es erlaubt seyn, dem Götzen der öffentlichen Meynung abzuschwören, und ein unabhängiges Urtheil zu wagen. Zur Einleitung desselben bemerken wir, daß die Völker ihre verschiedenen Entwickelungsperioden haben, und daß in einer Epoche, wo das Leben selbst alle Kräfte der Gesellschaft in Anspruch nimmt, die Darstellungen eines bloß künstlichen Schein-Lebens wenig Aufmerksamkeit erregt, es sey denn, daß die Kunst sich eben jenes neue, aufgeregte Leben zum Stoffe wählt. Als Napoleon der Welt eine andere Gestalt gab, suchten die literarischen Menschen, die ihre Bildung einem andern, untergegangenen Leben verdankten, nicht etwa das neue Leben zu verstehen; sondern traten in Opposition gegen die neue Schöpfung des Prometheus. Daraus ist die Dürftigkeit der französischen Literatur zur Zeit des Kaiserreiches zu erklären. Es mußte sich erst ein neues Geschlecht bilden, dessen Geist, von der großen Gegenwart ergriffen, sich in Darstellung derselben versuchen, und die Literatur mit neuen, in ihrem innern Wesen neuen Schöpfungen bereichern konnte. Daß dieß möglich sey, beweisen mehrere Gedichte des Delavigne, die ächt poetisch sind, weil sie die Harmonie in dem neugebornen Leben auffassen, das sie jedoch nur in elegischen Tönen wiedergaben, weil es unterdessen in dem großen Trauerspiel der Zeit unter der Gewalt des Schicksals wieder zu Grunde gegangen war. — Wenn übrigens solche Geister sich finden, so hat man es der Natur, nicht den Umständen zu danken: diese können das Genie nur begünstigen, nicht erschaffen. Daß Napoleon, wo er Genie fand, es auszeichnete, daß er die Talente ermunterte, — wer wird es läugnen? Ist es vor ihm einem Fürsten eingefallen, unadeliche Gelehrte und Dichter mit dem Stern der Ehre zu schmücken? Schrieben unter ihm die alten Literatoren nicht, so geschah es, weil sie in ihrer Einseitigkeit nicht begreifen konnten oder wollten, daß eine neue Zeit gekommen sey. Ihre, nicht seine Schuld, war die Dürftigkeit der schönen Literatur in Frankreich. An wissenschaftlichen Werken fehlte es nicht, die jeden Schutz, jede Aufmunterung fanden, und dem Ernst der Zeiten angemessen waren. Welches Zeitalter hat ein Monument wissenschaftlichen und künstlerischen Strebens aufzuweisen, das dem großen Werke über Egypten an die Seite gesezt zu werden verdiente? — Kein architektonisches Denkmal hätte Napoleon hinterlassen? Der Dom in Mayland, das Louvre und viele, ohne seine Schuld unvollendete Gebäude in Paris mögen antworten. Welche erhabene Begriffe der Kaiser über Architektur gehabt, davon zeigt ein Brief von ihm, den unlängst der Globe bekannt machte. War es Napoleons Schuld, wenn er wenig Architekten fand, die ihn verstanden, wenn auch ihnen die alte Routine mehr galt, als eine aus dem Genie lebendig hervorgehende neue Schöpfung? Und welches sind denn in Frankreich die wahrhaft architektonischen Monumente aus dem großen Zeitalter Ludwigs XIV.? — Doch, wir sprechen von der Literatur, und hier müssen wir fragen, ob die ausgezeichneten Werke, die gegenwärtig erscheinen, etwas anders als Resultate der kaiserlichen Periode sind? Ist nicht sein eigener historischer Nachlaß eine ruhmvolle Bereicherung der französischen Literatur? Gibt es in andern Ländern und Zeiten viele solche Denkmale historischer, ächter Beredtsamkeit, als seine Beschreibung des 18ten Brumaire? Hat Napoleon nicht das große literarische Verdienst, daß er durch seine Thaten, wie durch seine Schriften, uns den lebendigen Geist des Alterthums erst aufschloß? In diesem antiken Charakter spiegelte sich die Größe der römischen Welt, die er uns von Neuem begreiflich machte. Wer hat wie er die großen Feldherren mit einer Genialität geschildert, die jedem Dichter zum Ruhme gereichen würde? Nicht Alle haben ihn verstanden: der modernen Flachheit stand er zu hoch. Doch sind reiche Geister aus seiner Schule hervorgegangen. Die historischen Schriften eines Darü, eines Sismondi, eines Boulay de la Meurthe, eines Fain, eines Pelet gehören dem Kaiserreiche an.

Was hat denn Großes die neue Literatur unabhängig von ihm hervorgebracht? Zwey berühmte Talente, sagt man, bewahrten nicht nur ihre Freyheit, sondern begannen rühmlich den Kampf gegen ihn, schufen eine andere Literatur, und gaben das Signal der Unabhängigkeit. „Dieß sollen Hr. von Chateaubriand und Frau von Staël gethan haben." „Beyde, heißt es, sind viel gereist, haben die Literatur und Sitten fremder Völker studiet, nach Frankreich neue Ideen gebracht, und so dem Vaterlande einen großen Dienst, den einzigen der Emigration, geleistet, indem sie die Bekanntschaft mit den ausländischen Schöpfungen und den Geschmack an denselben bey uns einführten. Wir konnten nun jene Einseitigkeit ablegen, welche bisher uns verführte, die Werke des Auslandes zu verachten, ohne sie zu kennen." Dagegen ließe sich vielleicht zweifeln, ob das Große und Treffliche im Auslande von Leuten entdeckt werden könnte, welche für das Einheimische blind waren. Wie dem auch sey, so haben jene berühmten Schriftsteller, gerade indem sie den Stoff, der sie begeisterte, aus fremden Ländern holten, aufgehört der National-Literatur anzugehören, die früher

Digitized by Google

sich erschöpft hatte, indem das ältere Leben, das ihr Nahrung gab, ausgestorben war. Das neue Leben aber verstand Hr. von Chateaubriand so wenig als Frau von Staël. Beyde führten, durch ihre Vorliebe für das Ausland, nur eine Erscheinung herbey, die allemal ein Zeichen des Verfalls inländischer Literatur ist: man sucht durch fremde Formen neu zu seyn, nachdem das Genie die heimischen erschöpft hat. Jedes nationelle Leben hat seine Periode der eigenthümlichen Literatur, die, so wenig als jenes, in starrer Gestalt ewig dauert. Nur wenn das Leben sich erneuert, kann es auch die Literatur werden. Was wäre aus der deutsch-lutherischen Literatur geworden, wenn der große Friedrich nicht den Geistern einen neuen Schwung gegeben hätte? Sind aber die Literatoren blind gegen das Neue, aus Vorurtheil, Leidenschaftlichkeit oder Beschränktheit, wogegen ein schönes Talent zu schreiben nicht sichert: so werfen sie ihre Blicke auf entfernte Zeiten und Länder, weil hier das Neue ihre Eitelkeit nicht beleidigt, wie solches der Fall ist, wenn in ihrem Vaterlande, ohne von ihnen geahnet zu seyn und ohne daß sie dazu halfen, ein jugendlicher Geist in Selbstständigkeit und Originalität sich Bahn macht.

Was leisteten jene beyden gefeyerten Geister?

Hr. von Chateaubriand bemühte sich die poetischen Schönheiten des Christenthums darzustellen, das doch nur dann Religion ist, wenn es Wahrheit und keine Poesie ist. Darum wußte ihm auch kein Gläubiger Dank für seine Bemühung, und kein Ungläubiger wurde dadurch bekehrt. Die Kritik aber mußte bemerken, daß der Dichter sich im Stoffe vergriffen habe, was dem ächten Genie nicht geschehen wird. Hr. von Chateaubriand hatte allerdings das Verdienst, auf manche poetische Seite des Mittelalters, das man bisher nur als eine Periode der Barbarey angesehen, aufmerksam zu machen; aber er that dieß zur Unzeit, indem die Gesellschaft vielmehr die Aufgabe hatte, einem neuen Leben Gestalt und Bildung zu geben, als sich Muster für das zu Schaffende aus dem Mittelalter zu holen. Uebrigens ist, Alles wohl erwogen, Hrn. von Chateaubriand das Verdienst, ein brillanter Stylist zu seyn, nicht abzusprechen; doch wird es Niemand einfallen, in ihm ein poetisches Genie zu sehen.

— Frau v. Staël, ihrer Seits, wollte die Deutschen, die sie nicht kannte, in den Augen ihres stolzen Siegers erheben, und, indem sie das Genie der Engländer, von dem sie nur verworrene Begriffe hatte, ohne Maß und Ziel lobte, den Eroberer ärgern, der sie exilirt hatte. Solche Rücksichten können wohl Gelegenheitsschriften erzeugen; die Werke des Genies entspringen aus reinerer Quelle. Und dann, so achtungswürdig und ausgezeichnet auch das Talent der Frau von Staël war, so reichte es doch nicht aus, mit schöpferischer Kraft der Literatur eine andere Gestalt zu geben. — Indem Hr. von Chateaubriand und Frau von Staël unsern ausschließenden Geschmack angriffen, haben sie nichts bewirkt, als daß sie Anlaß gaben zu dem Streite über Classicismus und Romantismus, der gegenwärtig in unserer Literatur Lärm macht, und nächst den Reden der Tribünen am meisten unsere gebildeten Geister beschäftigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dichtkunst.

Virgils Georgika. Uebersezt von C. G. Bock und J. H. Voß.

Mittheilung der Ansichten von Heyne und F. A. Wolf über diese Arbeiten.

Interessant wird es stets bleiben, wie zu allen Zeiten die vorzüglichsten Philologen, — die selbst in Ansichten und Beurtheilungen unter sich sehr uneinig und hart waren — doch übereinstimmten in Beurtheilung des J. H. Voß in Heidelberg.

Als im Jahr 1790 C. G. Bock die erste Ausgabe seiner Uebersetzung der Georgika herausgab, (— 1783 waren schon Proben vorhergegangen, die großen Beyfall fanden —) wozu Bürger auf Anrathen Heynes eine für die damaligen Verhältnisse zweckmäßige Vorrede verfaßte, schrieb der alte treffliche Heyne: „Bocks Georgika sind in keiner günstigen Periode erschienen; recht von Grund des Herzens möchte ich dem Uebersetzer in dieser Lage der Sache beystehen, allein meine Kräfte langen hierbey nicht zu. Bock gewönne das nicht, was er erwarten möchte; ich hingegen verlöre wirklich beträchtlich dabey und auf eine unbesonnene Weise. Voß hat sich gegen mich als ein böser, passionirter Mensch betragen, greift mich mit und ohne Veranlassung an. Erbittert durch meine Mäßigung hat er neue Insolenzen in seiner Ausgabe des Georgischen Gedichts gegen mich begangen. Ich werde ihn mit Stillschweigen strafen; das ist Alles, was ich thun werde, und meinem Charakter nach thun kann. Ich darf über Bocks Uebersetzung nichts öffentlich sagen, dieß würde erst über das Werk, Voßens ganze Galle erregen; er würde gegen dasselbe Gift und Galle geifern."

Als 1803 Bock eine neue umgearbeitete Ausgabe der Georgika veranstaltete, schrieb Heyne: „Lob und Tadel lasse ich gern über mich ergehen. Fällt der Leztere hämisch und leidenschaftlich boshaft aus — wie von Voß — so ist das Einzige, das mir wehe thut, die Unsittlichkeit

Digitized by Google

und die täglich bestätigte Erfahrung Litterae non mutant mores, als Gegentheil von dem, was man doch erwarten sollte. Ich, für mich, gehe meinen Gang vorwärts nach den einmal festgesetzten Prinzipien und Gründen; am wenigsten werde ich mich auf das kleine Stück Weges, das ich für dieses Leben noch zu wandeln habe, von dem vorgeschriebenen Pfade durch leidenschaftliche Angriffe von Aufpassenden ablenken lassen. Aber Herrn Bock beklage ich, daß er für seinen literarischen Ruhm in Concurrenz mit einem Manne gekommen ist, der schwerlich einem Nebenbuhler anständig begegnen wird. Aus diesem Grunde stehe ich auch sehr an, von dieser trefflich durchgearbeiteten Uebersetzung in den gelehrten Anzeigen Erwähnung zu thun, da dieß leicht seine Galle noch mehr erregen würde. Mitleiden verdient der Mann, denn es ist bey ihm körperliche und Gemüthskrankheit."

So urtheilte der ehrwürdige Heyne!

In vor uns liegenden Briefen von F. A. Wolff kommen über Voß und Bocks Arbeiten folgende Stellen vor. Im Oktober 1814 schrieb derselbe: „Sollte Ihnen ein gewisser Versuch deutscher Hexameter (die 11te Satyre des Horaz) zu Gesichte gekommen seyn, so brauche ich nicht erst zu sagen, was ich an den frühern, auch Voßischen Versen der Art zu wünschen übrig sehe. Es ist dieß ganz außerordentlich viel, so daß man nicht weiß, wo anzufangen, wo aufzuhören. Voß scheint als Cyclop (wie Herder sagte) in einer Art von Eisenhammer zu arbeiten, folglich sehr regelmäßig; und dennoch sind weder in seinem Homer noch Virgil auch nur fünf Verse hintereinander durchaus richtig. Denn Trochäen statt Spondeen, wie er so oft dergleichen hat, wären den Alten unlesbar gewesen; da jene einer Zeit, einer Kürze nämlich für den Fuß ermangeln. Hiernach bleibt auch in Bocks Uebersetzung der Georgika (zweyte Ausgabe 1803) bey aller Leichtigkeit und Schönheit für den strengen Metriker manches zu wünschen."

„Der Deutsche wird trotz allen großen Worten sobald nicht zur Nation werden und seine eingeborenen Schätze kennen lernen, auch schwerlich jemals ein sicheres Gehör bekommen. Denn, außer etwa in 20 Sylben, bleiben in unserer Sprache nirgend Ungewißheiten über Länge und Kürze; wenn gleich eine gute Anzahl Sylben ancipites sind, so gut als in beyden alten Sprachen. Anceps ist aber das nämliche Wort oft durch seinen Sinngehalt, z. B. und als Copula durchaus kurz; lang hingegen, wenn ich z. B. sagte: und dies wolltest du thun, für ergone u. s. w. Darin stimme ich übrigens bey, daß Bock in seinen Verbesserungen, die ich handschriftlich vor mir habe, (Ausgabe: Wiesbaden 1819) die Vergleichung mit Vossens so unnatürlich harten Dollmetschereyen nicht scheuen darf, allein Voß und seine Leute im Eisenhammer — — —."

Im Juni 1821 schrieb Wolff: „Ich interessire mich sehr für Bocks unermüdetes Streben nach metrischer Vollendung in der schon so sehr geglätteten Uebersetzung (Wiesbaden 1819) der Georgika. Bock hat mir abermals handschriftliche Verbesserungen auch schon von dieser Ausgabe mitgetheilt, die mir recht große Freude gemacht haben, und, ich mag auf die Sache selbst oder auf Bocks jetziges Alter — 80 Jahre — sehen, meine Hochachtung, ja Bewunderung der noch so regen Kunstliebe erhöht. So wenig ich mich auch gern unter die praktischen Metriker mischen mag, habe ich mich doch spielweise auch im Hexameter so weit versucht, (besonders durch den Anfang der Odysse in dem 3ten Theil der lit. Analekten), daß ich dergleichen Bemühungen um die höchste Vollkommenheit des Versbaus wohl zu schätzen im Stande bin. Bocks Uebersetzung wird ohne mein Dazuthun sich schon feststellen; denn theils ist sein Gegner, den ihm das Schicksal beym Virgil entgegen gebracht hat, ein von moralischer Seite allzuwiderlicher Mensch, als daß ihm nicht alles, was man für die Kunst thut, der Kabale verdächtig seyn sollte, theils behält auch alles Richtige und Wahre die Eigenschaft, zu seiner Zeit einen entschiedenen Sieg über die gegnerischen Bestrebungen und Schläge davon zu tragen. Die Vollendung der sämmtlichen 4 Bücher auf die so muthig angefangene Art wünsche ich gar sehr. Bock wird, selbst in seinem hohen Alter, jezt aufs neue durch die revidirte Arbeit bey Vieweg in Braunschweig zur Fortsetzung gereizt werden. Von mir wird dagegen keine metrische deutsche Zeile weiter gesehen werden, weder aus Aristophanes noch aus Homer, und ich werde mit allem, was davon bereit liegt, das erste Kaminfeuer des nächsten Winters nähren."

Von Wichtigkeit und vielem Interesse sind die brieflichen Auszüge für alle geschmackvollen Gelehrten und Freunde des klassischen Alterthums, zumal wenn — wie es verlautet — die von Wolff gekannte und so sehr gelobte (der Verewigte lobte selten!) neue Umarbeitung der Bock'schen Uebersetzung der Georgika noch erscheinen sollte, und herzlich wünschen wir dem würdigen Greise, der mit seinem Freunde, dem Bischof Borovski, allein noch aus Königsbergs großem, vielwirkenden Gelehrtenverein übrig ist — daß Wolffs Prophezeihung noch bey seinen Lebzeiten wahr werde, nämlich: „daß alles Richtige und Wahre die Eigenschaft habe, zu seiner Zeit einen entschiedenen Sieg über die gegnerischen Schläge davon zu tragen."

Dorow.

Digitized by Google

Nr. 13.



Literatur-Blatt.



Dienstag, den 13. Februar 1827.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Literatur.

(Fortsetzung.)

Im Augenblicke der Restauration bildeten alle etwas lebhaften Köpfe sich ein, sie hätten nun, ohne zu wissen, wie? und wodurch? eine allgemeine Unabhängigkeit erlangt. Unter der Verwaltung des Kaisers fühlten sie sich wie betäubt; es stand ihnen eine Größe gegenüber, die sie erdrückte, die es ihnen unmöglich machte, die Welt durch unsterbliche Werke zu beglücken, wie, meynten sie, ohne seine Tyranney unfehlbar ihnen gelungen wäre. Die nach dem Sturz des großen Feldherrn und Regenten in der Phantasie des Volks entstandene Leere glaubten sie bald ausfüllen zu können. Sie unterwarfen Alles ihrer Kritik, wagten sich an Alles, und verkündigten das Morgenroth eines Reichs der Freyheit, der Talente und der allgemeinen Glückseligkeit. Da die Verwaltung, die dem Kaiserreiche folgte, ihrer Erwartung nicht entsprach, so unterhielt dieß bey ihnen den Geist der Fronde, den sie von ihrer erlangten Unabhängigkeit unzertrennlich achteten, und der sie anreizte, über unsere Institutionen ihre unfehlbaren Richtersprüche kund zu machen. So wurden unsere Lese-Cabinette mit einer Menge politischer Schriften und Broschüren überschwemmt, die freylich jezt beynahe vergessen sind, obgleich sie sämmtlich verschiedene, allemal einzig mögliche Mittel, Frankreich zu retten, in Vorschlag brachten. Mit gleicher Gründlichkeit warf sich dieser Geist eingebildeter Unabhängigkeit auf die Literatur. Man prüfte die in Frankreich anerkannten Regeln des Schönen, man verglich damit alle Werke der andern Nationen, ohne jedoch fremde Sprachen zu verstehen, und ohne die Werke anders als aus schlechten Uebersetzungen zu kennen; aber man glaubte, bald zu sehen, woran es uns fehlte, — und versprach, uns nächstens für den universellen Geschmack geschickt zu machen. — Auch in der Philosophie wollte man nicht zurückbleiben: man warf das Joch ab, das Locke und Condillac, durch ihre bey uns geltenden Systeme, uns auferlegt hatten, und glaubte an deren Stelle eine nach französischem Geschmacke zugestuzte Kantische Philosophie setzen zu müssen. — So wurde der Geist der Unabhängigkeit allgemein. Es ist nicht zu läugnen, daß diese neue Aufregung viele gute Köpfe zu dem Entschluß ermuthigte, das, was sie bisher auf Treu und Glauben, und als orthodoxe Literatoren, angenommen hatten, einer neuen Untersuchung zu unterwerfen, und daß dadurch viele neue Ideen in Umlauf kamen, die uns aus früherer Selbstgenügsamkeit aufschreckten. Indessen laufen diese Ideen noch ziemlich in chaotischer Unordnung durch das Gebiet der Mittelmäßigkeit, und erwarten ein schöpferisches Genie, das aus diesem Material einen neuen Tempel des Apollo zu bauen verstünde. — In politischer Beziehung haben wir vielleicht am meisten durch unsere Discussionen über die wesentlichen Grundsätze der repräsentativen Regierung gewonnen: das Volk hat eingesehen, daß seine schwer erkämpften Rechte nicht im Schlaf zu bewahren seyen, daß mehr als Worte und Buchstaben sie beschützen müssen; daß die Freyheit, die es wünscht, nur aus seiner eigenen höheren Civilisation hervorgehen könne, zugleich aber gegen die Feinde derselben thatkräftig zu sichern sey. Diese in der Nation verbreitete Gesinnung ist es aber nicht, die sich bey unsern liberalen Publicisten ausspricht, welche noch immer nicht über die Formen sich haben erheben können. Unsere Herren Benjamin Constant, Doyou, Guizot ꝛc. halten die Leser in Spannung; doch sind sie noch nicht, aus dem Zauberkreis ihrer Doctrinen heraus, in's Innere der Natur einer in unserem Jahrhundert sich verbreitenden Reform gedrungen. Wenn ein Schriftsteller sich durch das Labyrinth der Theorien Bahn zu machen sucht, findet er wenig Aufmunterung. Daher Dünoyer's treffliche Schrift: L'industrie et la morale, ziemlich kalt aufgenommen wurde, vielleicht weil die Liberalen ahneten, daß dieser besonnene, klare, das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft auffassende Geist, wenn er Gehör fände, bald ihre Phraseologien und oberflächlichen Ansichten außer Credit bringen würde.

Es ist hier nicht die Absicht, sich in ausführliche Erörterung über unsere politische Schriftstellerey einzulassen. Nur der neue Gang der eigentlichen Literatur

Digitized by Google

im Fach der schönen Wissenschaften, soll hier in der Kürze angedeutet werden. — Die erste Bewegung unserer literarischen Independenten bestand darin, daß sie gegen die bisherige Theorie, die man das klassische System nennt, sich erhoben. Corneille, Racine, Voltaire waren lange Zeit, und mit vollem Rechte, Gegenstand der Bewunderung Frankreichs. Aus ihren Werken hatte man gewisse Regeln abstrahirt, deren Beobachtung bey Hervorbringung poetischer Arbeiten für wesentlich nothwendig gehalten wurde. Die literarischen Independenten, die von Frau von Staël (welche Hr. Schlegel in die Schule genommen hatte) in Frankreich zuerst den Namen: Romantiker erhielten, griffen diese Regeln an, und behaupteten, daß Shakespeare, Schiller und andere fremde Dichter sich zur Höhe der Kunst erhoben hätten, ohne die Regeln zu beobachten. Besonders war dieser Angriff gegen die bekannten drey Einheiten dramatischer Werke gerichtet. Man führte an, daß selbst die Griechen, von denen diese Regeln entlehnt sind, sie nicht immer beobachtet hätten, und schloß daraus, daß das, ihnen zu gefallen, uns aufgelegte Joch weder legitim durch Alterthum, noch nothwendig durch seinen Nutzen wäre. Man klagte es sogar als schädlich an; es ersticke das Genie und sey geradezu die Ursache der Kälte und Mittelmäßigkeit, die nach dem Tode Voltaire's in den französischen dramatischen Schöpfungen sich bemerklich mache. Die freyen Künste müßten unabhängig seyn, und hätten daher die fremden Regeln nicht zu achten. — Ihre Gegner, die Classiker, antworteten: daß die, gegenwärtig mit zweydeutiger Heftigkeit ergriffenen, Regeln nicht willkürlich von den Kritikern ersonnen, sondern als Resultate aus der Vergleichung der größten Dichterwerke hervorgegangen wären; daß die Griechen und die französischen Dichter, die im Zeitalter Ludwigs XIV. am meisten durch Genie und Vollendung sich auszeichneten, jene Regeln beobachteten, und durch diese Beobachtung ihr Genie nicht geschwächt hätten. Es sey allerdings möglich, daß Dichter, die sich über die Regeln hinaussezten oder sie nicht kennen, gleichwohl ihren Werken große Schönheiten verleihen; aber selbst Shakespeare wäre erhabener gewesen, hätte er sich ihnen unterworfen. Wenn Nachahmer, troz der Beobachtung der Regeln, frostige Stücke geliefert, so sey der Fehler in dem Mangel des Genies, nicht in den Regeln zu suchen. Einheit des Orts und der Zeit wäre so wenig willkürlich als jene der Handlung, die wenigstens noch Gnade bey den Romantikern fände. Selbst in der Malerey gelte dasselbe Gesetz: würde in einem historischen Gemälde der Held im Vorgrunde als Kind auf einer Wiese spielend, in der Mitte als Erwachsener in dem Zimmer eines Pallastes, und im Hintergrunde als Greis in einer Kapelle dargestellt: so könnte solche Widersinnigkeit unmöglich als neue, die Grenzen der Kunst erweiternde Erfindung gepriesen werden. Da das Drama ebenfalls ein historisches Gemälde, so müsse die Natur des Zuschauers, welche Einheit verlangt, auch hier geachtet, sie dürfe nicht durch widernatürliche Sprünge über Zeit und Ort hinaus verlezt werden. — Der Streit bezog sich jedoch nicht bloß auf jene Einheiten; man wollte vielmehr eine eigenthümliche, romantische Dichtungsart entdeckt haben, die der klassischen wenigstens ebenbürtig sey. „Das Klassische, sagten die Romantiker, bezieht sich auf ein ehemaliges, abgeschlossenes Leben; das Romantische greift in's gegenwärtige, frische, bunte, bewegte Daseyn ein, und muß schon deßhalb die Gemüther lebhafter rühren." — Wie geschieht es denn aber, daß die Romantiker immer nur vom Mittelalter träumen, und gleichsam als Abgeordnete des 15ten Jahrhunderts die Rathgeber des 19ten seyn möchten? Soll übrigens vergangenes und gegenwärtiges Leben den Unterschied beyder Gattungen bezeichnen, so war ja das Klassische einmal gegenwärtig, also romantisch. Auch wird es nicht schwer seyn, aus den Alten ächt romantische Schilderungen aufzufinden. Sonach ist vielleicht der ganze Unterschied nur eingebildet, oder gleichbedeutend mit den Ausdrücken civilisirt und barbarisch. — Die Romantiker sind in der That in Verlegenheit, wenn man sie drängt, bestimmte Unterscheidungszeichen anzugeben. Die Deutschen, denen sie die angeblich neue Entdeckung abborgten, waren selbst nicht einig in ihren Begriffen: sie hatten beyde Gattungen bald durch die Benennung: naiv und sentimental, bald durch: plastisch und pittoresk unterscheiden wollen; doch in der That sich dabey in abstruse Ideen verloren, die sich nie zu erfreulicher Klarheit erheben konnten. Je undeutlicher aber die Begriffe wurden, desto leidenschaftlicher wurde der Streit; denn gerade weil man mit dem Verstande nicht fortkam, rief man das Gemüth zu Hülfe, gleichsam als wäre dieß ein eigens geformter Geist ohne Verstand, oder der Verstand nur ein künstlich an das Gemüth angesezter Fetzen, den man willkürlich und nach Gefallen lostrennen könne. — Eine Eigenheit dieses Streites, die bey uns sichtbar wurde, zeigte sich darin, daß die politischen Partheyen, die sich in denselben mischten, im umgekehrten Verhältniß ihrer Doctrinen sich für eine oder die andere Ansicht entschieden. Die sklavischen Anhänger des Alten in der Politik waren die Independenten und Neuerer in der Literatur. Hr. von Chateaubriand stellte sich an die Spitze der Romantiker. Dagegen erklärten sich die Liberalen für das Alte, und der Constitutionnel wurde das Organ der Klassiker oder literarischen Ultras, wie man hier sagte. — Ruhige Zuschauer mußten fragen, ob diese kritischen Händel ein Beweis wären, daß Napoleon die Literatur unterdrückt, und daß nach ihm die Unabhängigkeit der

Digitized by Google

Genies sich in vollem Glanze gezeigt habe? — Auf jeden Fall gab es nur ein Mittel, die Gründlichkeit des einen oder andern Systems zu beweisen: man mußte eine schöne Tragödie nach dem Muster des Racine oder nach dem des Shakespeare hervorbringen; man mußte ein Epos dichten, das mit der Aeneide oder mit der Hölle des Dante wetteifern konnte. So wäre die Entscheidung schneller als durch theoretische Untersuchungen gefördert worden. Was waren aber die Folgen dieser Kämpfe? Seit zehn Jahren hat man Tragödien und Comödien geschrieben, aber die Verfasser mochten sich den Regeln unterwerfen oder sie absichtlich verletzen, klassisch oder romantisch zu Werke gehen: so hat die gerühmte Unabhängigkeit unserer Literatur doch nur mittelmäßige Arbeiten zu Stande gebracht. — Sobald ein solches Resultat bemerkt wird, verliert nothwendig der Streit alles Interesse; die wahrhaft selbstständigen Geister werden ermüdet, und wenden mit Widerwillen ihre Blicke davon ab. Es wird klar, daß unsere Zeit weniger poetisch sey als die napoleonische, die in erhabener Romantik über die Erde zog; und daß wir Unrecht haben, ihm die Schuld beyzumessen, wenn die Natur nicht jedem Zeitalter Genies wie Racine und Voltaire gibt.

(Der Beschluß folgt.)

R o m a n.

Die Overstolzen. Von H. E. R. Belani. Drey Theile. Braunschweig, bey Meyer. 1826.

Abermals Walter Scott und immer wieder Walter Scott! Doch ist es gewiß ein glücklicher Gedanke, den historischen Roman auch einmal nach der alten „billigen Stadt Cöllen" pilgern zu lassen. Die von Overstolz waren das mächtigste Patriziergeschlecht in Cölln und in langer Fehde mit dem Erzbischof und der gemeinen Bürgerschaft. Diese Kämpfe fielen in die Zeit, da der große Cöllner Dom gegründet wurde, und eine liebliche Erscheinung tritt mitten unter den kühnen Gestalten jenes Jahrhunderts der edle Maler Wilhelm von Cölln auf. Der Verfasser hat gar nicht Unrecht, wenn er in der Vorrede sagt, daß er gleich den alten Malern auf Goldgrund male. Die Geschichte liefert ihm diesen Goldgrund, wie aber hat er das Bild ausgeführt? Herr Belani ist unstreitig in seine Stadt so verliebt als irgend ein Cöllner, er schildert sie mit Vorliebe und nicht ohne romantischen Zauber. Wir glauben uns zuweilen selbst an einem frischen Sonntagmorgen mitten auf die Straßen der hundertthürmigen alten Stadt versezt und das Geläut der Glocken zu vernehmen. Die Lokalfarben sind lebendig und mit Liebe aufgetragen. Indeß hat der Verfasser das Poetische der Geschichte verfehlt. Der große Kampf der drey mächtigsten Stände des Mittelalters war einer geistreicheren Behandlung würdig und fähig. In Cölln fand dieser Kampf so recht den Brennpunkt, denn der Cöllner Erzbischof war der gewaltigste Kirchenfürst im Reich, und die Cöllner Bürgerschaft die unternehmendste und stolzeste, weil ihre Stadt der Mittelpunkt des Handels war. So mußten denn auch die Ritter, welche zwischen beyde sich stellten, gewaltige Menschen seyn. Cölln zeigt uns auf einem Punkt dasselbe, was uns ganz Deutschland im Großen zeigt. Der Kampf der stolzen, an Kraft überströmenden Stände war das Hauptinteresse des Jahrhunderts, und wenn irgend ein Kampf, so war dieser poetisch, denn auf keiner Seite zeigte sich krankhafte Schwäche; gesunde, starke, gewandte, muthwillige Ringer stritten sie mehr aus rein poetischer Lust an Kampf, als aus Noth. Herr Belani hätte bey seiner Darstellung mehr auf diesen Charakter der alten Stände Rücksicht nehmen und aus ihm allein die Begebenheiten auf eine natürliche Weise entwickeln sollen. Statt dessen behandelt er das eigenthümliche Wesen der Stände sehr oberflächlich, besonders die Geistlichkeit, von der wir viel mehr hätten erfahren sollen, denn wir befinden uns im heiligen Cölln. Von den Kirchen und Pfaffen ist kaum die Rede, und der Erzbischof erscheint als das Werkzeug eines intriganten Höflings. Die Hierarchie erscheint daher ziemlich albern und verächtlich, und die religiösen Farben fehlen auf der Palette des Verfassers nur allzusehr. Auch der gemeine Bürgerstand wird nicht richtig geschildert in seiner gesunden Kraft, sondern im Geist der Krähwinkliaden sehr unzeitig verspottet. Nur die Ritter hat der Verfasser begünstigt und einige schöne und charakteristische Gestalten ausgeführt. Der Hauptfehler seiner Darstellung liegt aber darin, daß er das ursprüngliche historische Interesse seines Romans aufopfert, um einen gemeinen Intriguen- und Liebesroman daraus zu machen. Das Ganze bewegt sich um die Intrigue eines Höflings und um drey Liebschaften. Der Verfasser behandelt die Liebe in einigen Scenen mit vieler Wärme, doch verirrt er sich auch zuweilen in unbegreifliche Unnatur. So läßt er ein achtjähriges Mädchen, die kleine Hedwig Overstolz, mit dem etwas ältern Wilhelm von Cölln gar romantisch in einer Kirche zusammentreffen, und mir nichts dir nichts sich verloben.

„Weißt du was, Wilhelm? — lachte das Mädchen aufspringend und klatschte vor Freuden in die kleine Hand: — wenn ich groß bin und du groß bist, dann werde ich deine Braut. Komm nur gleich mit mir, ich sag es heute noch dem Vater.

Hedwig — meine süße Hedwig — schmeichelte der Knabe und Thränen feuchteten seine Blicke: — ich darf ja nicht fort aus den Klostermauern; — aber wenn es darum Gottes Wille wäre, so mag es sich doch einmal fügen.

Hier Wilhelm! sagte das kleine Mädchen ernsthaft,

Digitized by Google

und zog einen kleinen einfachen Goldreif von dem Mittelfinger ihres Händchens: — hast du den Verlobungsring.

Der Chorknabe nahm den Ring und steckte ihn mit Mühe an den kleinen Finger seiner Linken. — Aber — sagte er verlegen: — ich habe nun keinen Ring. — Ich habe auf der Welt nichts, als einen Kuß — willst Du den, dann sind wir Brautleute.

Ja — aber — entgegnete Hedwig zögernd, — ich habe das wohl gesehen bey Oheim Rüdgar und Base Kunigunda — indeß Amme sagt, — man muß keine Männer küssen."

Bald darauf findet eine ähnliche noch sentimentalere Scene zwischen einem zehnjährigen Mädchen und einem andern Knaben Statt. Das heißt die Rosenknospen mit den Fingernägeln aufkratzen, um die rothen Blätter hervorzuzerren, ehe sie von selber kommen.

Unterhaltungs-Literatur.

Sagen und romantische Erzählungen von Ludwig Rellstab. Zweytes Bändchen. Berlin, Friedrich Laue 1826.

Unter den vielen der Poesie Ergebenen, welche nicht gerade geeignet scheinen, neue Bahnen der Dichtkunst zu eröffnen und unbekannte Inseln, Planeten oder Fixsterne und selbst Cometen zu entdecken, (ein Unternehmen, welches nicht allein aus Mangel des Entdeckbaren, immer schwieriger zu werden anfängt), nimmt der Herr Verf. einen nicht unbedeutenden Platz ein. Um Originalität wenig bekümmert, ja dieselbe fast, aus Scheu vor der falschen, verschmähend, sucht er sich vielmehr hauptsächlich durch gebildeten Geist, Geschmack und Styl auszuzeichnen und dieß ist unstreitig, wenn man jener entsagen zu müssen glaubt, ein sehr lobenswerthes, in sich selbst würdiges Bestreben. — Schon durch das erste Bändchen seiner Sagen und romantischen Erzählungen hat Herr Rellstab dem ästhetischen Publikum gezeigt, daß er, nicht sowohl durch eine willkürliche Laune, als vielmehr durch den naturnothwendigen Zug eines angemessenen Talentes bewogen, sich mit Glück in der Gattung von Poesie versucht habe, als deren Meister wir unter uns Deutschen Ludwig Tieck verehren. Wenigstens würde es ihm ohne eine, zum wenigsten formale Aehnlichkeit seines Geistes mit dem des genannten Dichters, auch wohl eines Hoffmann und anderer schwerlich gelungen seyn, uns in seinen Erzählungen auf eine lebhafte und zugleich angenehme Art an die eben Erwähnten zu erinnern. — An Gewandtheit, Leichtigkeit, Lebendigkeit und Klarheit der äußeren Darstellung ist Herr Rellstab seinen Vorbildern noch näher getreten. Eben so haben die Schilderungen der Natur, die im ersten Bande manchmal noch wie mit einem leichten Flor überkleidet waren, an Deutlichkeit und an Bestimmtheit der Contoure so wie an wohlgeordneter Gruppirung der einzelnen Parthien zu einem Ganzen gewonnen. Obwohl dieselben hie und da der von Walter Scott beliebten Manier, durch Contraste Effekt zu machen, huldigen, so wissen wir dem Verf. es doch sehr Dank, daß er uns mit dem breiten Detail eines gewissenhaften Reisebeschreibers verschont hat. Gleichwohl sieht man es den Schilderungen an, daß sie aus Localanschauung gegriffen sind. In der einen Erzählung des gegenwärtigen Bandes befinden wir uns in Prag und den böhmischen Waldgebirgen, in einer andern bald am Komersee, bald an den Gestaden der Ostsee. Im vorigen Bändchen hatte uns der Verf. einmal in's Neckarthal und in den Odenwald und dann in Harzgegenden versezt; und da dem Ref. alle genannte Gegenden zum größten Theil durch eigene Anschauung bekannt sind, so ist dessen Lob nicht gerade aus der Luft gegriffen. Nächst den Naturschilderungen verdienen die damit verwandten, aus der Natur entlehnten Bilder und Gleichnisse für Personen und deren Mienen, Gebährden, Empfindungen und Sinnesweise unsere Anerkennung. Hierin, so wie in der Charakteristik des Einzelnen und besonders edeler, reiner und zarter Empfindung, ist Herr Rellstab gewiß sein eigenes Muster. Weniger eigenthümlich, als in diesen lyrischen Parthieen, finden wir denselben in der Erfindung und Durchführung des Ganzen seiner Erzählungen. Namentlich ist uns eine gewisse Monotonie aufgefallen, mit welcher derselbe die Räthsel und die Wunder, welche das romantische Interesse den vorgetragenen, unerklärlich scheinenden Begebenheiten ertheilen, gelöst werden, wenn gleich überall der Romantik zu Liebe immer noch ein Residuum des Unerklärlichen übrig bleibt. Jene Auflösung besteht immer in Erzählung unbekannt gebliebener Ereignisse aus früherer Zeit, die theils alten Männern in den Mund gelegt oder in Briefschaften, Kloster- oder Kirchenbüchern zur gelegenen Zeit, nämlich wenn die Geschichte endigen muß, aufgefunden werden. Bey alle dem gewähren diese Erzählungen eine angenehme Unterhaltung, und zeichnen sich noch dazu vor den Meisten Ihresgleichen durch sittliche Reinheit und Beobachtung der Wohlanständigkeit aus. In einer Erzählung des zweyten Bändchens, „das Hochzeitfest," welches uns in einigen Scenen an Tieck's „Liebeszauber," in andern an die Hochzeit in Heinse's „Ardinghello" erinnert hat, werden wir doch etwas mehr, als sich mit einem ächt ästhetischen Genuß vertragen will, durch fortgesezte Spannung auf das Entsetzliche, was hereinzubrechen droht, gequält. Wenn freylich Herr Rellstab uns mit dem Beyspiel einiger Compositionen, in denen Tieck und Hoffmann uns in beängstigende Träume versezt, abweisen will, so haben wir darauf nichts zu erwiedern als: Aller Virtuosität unbeschadet, die Beyde in diesen Fällen an den Tag gelegt, haben dieselben gleichwohl nur das Extravagante, nicht das Musterwürdige damit geleistet.

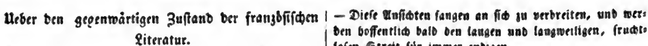
W. B. M.

Digitized by Google

Nr. 14.



Literatur-Blatt.



Freitag, den 16. Februar 1827.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der französischen Literatur.

(Beschluß.)

Auch fangen wir an einzusehen, daß jede Kunst etwas Conventionelles habe, dem der Künstler sich unterwerfen müsse, wenn er auf seine Nation wirken will, indem sie sich nun einmal nicht von ihren Sitten und Gewohnheiten, romantischen Tönen zu Liebe, trennen wird. Franzosen können so wenig politisch als poetisch in Deutsche oder Engländer umgeschaffen werden. Es gibt vielleicht einen universellen Geschmack; so wie aber jedes Kunstwerk, wenn es Leben und Wärme haben soll, irgend eine Individualität darstellen muß, so kann es sich auch nicht von aller Nationalität lossagen. Der Cesar des Shakespeare ist, trotz der Unabhängigkeit des Dichters, immer ein Britte. Dieß bringt schon die Sprache, das erste und wesentlichste Element aller Poesie, mit sich. Mit den conventionellen und nationellen Rücksichten stehen die Regeln in mehr oder minder fester Verbindung. Bey einer Wiedergeburt der Nation können dem Genie sich andere Regeln offenbaren; wird aber die Wiedergeburt verkannt, und sucht man die Quelle der Begeisterung unter fremden Nationen, so läuft man Gefahr, nur Mißgeburten zur Welt zu bringen. Unsere Romantiker haben es sogar an Abgeschmacktheiten nicht fehlen lassen. Etwas Absolutes in der Kunst zu suchen, kann so wenig gelingen, als in der Moral. Entspricht ein schönes Werk dem Genie einer Nation, so ist seine Wirkung groß, sein Zweck erfüllt. Ohne eigenes Genie des Dichters aber wird eine im fremden Geschmack gefertigte Arbeit jederzeit verwerflich seyn. Der gebildete Geist wird die Schönheiten ausländischer Literatur anerkennen und verehren, er wird jedoch nicht glauben, sie auf fremden Boden durch sklavische Nachahmung ihrer Eigenheiten verpflanzen zu können, ohne die Kunst zu besitzen, den Geist seiner Nation mit dem Fremden zu verschmelzen. Die sklavischen Nachahmungen gleichen den buchstäblichen Uebersetzungen eines Gedichts, das nur im Geiste empfangen und nur durch den Geist wiedergeboren werden kann. — Diese Ansichten fangen an sich zu verbreiten, und werden hoffentlich bald den langen und langweiligen, fruchtlosen Streit für immer endigen.

Ohne uns nun weiter in die Theorien der Classiker und Romantiker einzulassen, betrachten wir die verschiedenen Zweige der Literatur, und werfen zuerst einen Blick auf den gegenwärtigen Zustand unsers Theaters. Der Geschmack am Schauspiel ist in Frankreich fortwährend so lebendig, als er es ehedem nur seyn konnte. Alle Völker finden Vergnügen daran, vor ihren Augen Gemälde menschlicher Leidenschaften und großer historischer Verhältnisse durch lebendige Personen vorgestellt zu sehen; diese Schauspiele sprechen vernehmlicher und eindringender, als Erzählungen, die im einsamen Zimmer gelesen werden. Die Franzosen besitzen diesen Geschmack in höherem Grade, weil er durch alle ihre geselligen Neigungen gestärkt wird. Sich gemeinschaftlich, Einer neben dem Andern, an Beschäftigungen der Einbildungskraft ergötzen, ist ihnen ein größeres Bedürfniß, als andern Menschen, die auch in der Absonderung sich erlustigen. Unglücklicherweise ist diese Neigung jezt schwerer als sonst zu befriedigen; nicht bloß weil man uns künstlich vom Theater herab eine Begeisterung für die gute alte Zeit einimpfen möchte, sondern vorzüglich weil wir wirklich Mangel an dramatischen Schöpfungen leiden. —

Ist das Jahrhundert zu langweilig, um dramatisch zu seyn? Fehlt es an Stoff? Sind die Kräfte der Menschen geschwächt? Allerdings sind Jugend, Naivetät und Phantasie des Volks unerläßliche Bedingungen, und diese finden sich nur in dem Jugendalter der Literatur und der Künste. Ist uns die erneuerte Jugend genommen, und dafür das Alter wieder auf den Nacken gelegt: so sind auch frische Schöpfungen jugendlicher Einbildungskraft nicht zu erwarten. Ein altes Volk beschäftigt sich mit Raisonnement, Philosophie und Politik; es ehrt noch die Künste, aber es hat seine bildende Kraft in ihnen erschöpft. Vielleicht offenbart sich dieß in der gesammten europäischen Literatur. Wieland hat den Untergang der Deutschen vorausgesagt; nur der einzige Goethe stärkt die Freunde noch durch geistvolle Erinnerungen; — dage-

Digitized by Google

gen führt ein Müllner das große oder grobe Wort in der Kritik. —

Bey uns hatten Racine und Molière die dramatische Kunst, wie sie dem Nationalsinn entspricht, bis zur Vollendung gebracht. Voltaire kam nach ihnen und fand ein Mittel die Kunst dadurch zu verjüngen, daß er sie zur Gehülfin bey Ausführung philosophischer Intentionen machte. Gelang ihm dieß aber, indem er den Leidenschaften seiner Zeit schmeichelte: so werden doch seine vor 50 Jahren bewunderten dramatischen Schöpfungen heut zu Tage nur selten noch gespielt, und scheinen sonach nicht die unbestrittene Unsterblichkeit der Werke des Corneille und Racine erlangt zu haben. Nach Voltaire hat Ducis auf einen Augenblick lebhafte Theilnahme erregt, indem er Shakespeare auf unsere Bühne brachte. Das Mittel aber, von Fremden zu borgen, ist erschöpft, und seit der Restauration haben zehn Jahre lang viele vergebliche Versuche bewiesen, daß die Zeit der Tragödie bey uns vorübergegangen sey. Man hat nach einander alle fremden Theater nachgeahmt, das spanische, englische und deutsche; doch kein großes Werk zu Stande gebracht. Unstreitig die glücklichste Nachbildung war Maria Stuart nach Schiller. Den großen Schönheiten des Originals und dem feinen Sinne des Uebersetzers, Herrn Lebrün, verdankte dieses Stück einen ausgezeichneten Erfolg; doch läßt sich ein fremdes Meisterstück nicht als eine französische Schöpfung ansehen. —

Hrn. Delavigne sind in der sicilianischen Vesper einige ächt tragische Züge gelungen; in seinem Paria hat er durch glänzenden Styl und Aufregung der Einbildungskraft den Zuschauer bestochen; und in der École des vieillards durch eine unsern gegenwärtigen Sitten entlehnte Scene allgemeinen, begeisterten Beyfall geerndtet. Die gemischte Gattung des lezteren Drama verräth aber die Mühe, welche unsere heutigen Dichter anwenden müssen, durch neue Gegenstände die Herzen zu rühren; und neu scheint ihnen die Vermischung der Gattung, was doch ein sicheres Zeichen der Erschöpfung ist. Hr. Delavigne verdient ohne Widerrede als glänzender Schriftsteller geachtet zu werden; gleichwohl wird man eingestehen müssen, daß weder seine Arbeiten, noch die unserer anderen Dichter, Schöpfungen eines dramatischen Genies sind. Nach ihm haben die Herren Soumet, Giraud, Ancelot und Arnaud der Sohn ein hübsches Talent, in Versen zu schreiben, gezeigt; ein Meisterwerk tragischer Poesie hat keiner zu Tage gefördert. Die Kunst, in Versen zu schreiben, läßt sich durch Zeit und Mühe erwerben, so daß man es darin zu einer gewissen, mechanischen Fertigkeit bringt, ohne daß eigentliche Begeisterung sich einmischt. So erklärt sich der reine, oft glänzende Styl dieser Herren. Sie können schreiben, was heut zu Tage fast Jeder mehr oder weniger versteht; mit Leben und Seele begabte Werke bringen sie nicht hervor, denn vom Felde der Schöpfungen ist die Erndte bereits eingetragen worden. —

In dem unglücklichen Zustande der dramatischen Kunst blieb dem Publikum noch eine Quelle des Vergnügens und den Dichtern eine Bürgschaft für den Erfolg: — es war das große, zur Meisterschaft ausgebildete Talent Talma's. Dieses Talent ist nicht mehr, und wir müssen besorgen, daß die Tragödie mit ihm zu Grabe gegangen ist. —

Es dürfte zeitgemäß seyn, hier an den Einfluß zu erinnern, welchen Talma auf unser Theater und auf unsern Geschmack in seiner langen künstlerischen Laufbahn ausübte. Während nach Corneille und Racine die dramatische Dichtung in zunehmende Schwäche versank, ging im Gegentheil die Darstellung immer mehr der Vollkommenheit entgegen. Die Deklamation war zur Zeit des Racine eine Art Psalmengesang, eintönig und hochtrabend. Das Costüme zeichnete sich durch die lächerlichste Ausstaffirung aus: Cesar erschien in gepuderter Perücke und in französischer Kleidung; Phedra und Iphigenie trugen Reifröcke. — Zur Zeit des Lekain wurde die Deklamation einfacher und wahrer; und im Costüme begann eine Revolution. Erst Talma gab der Deklamation ihre natürliche Einfachheit menschlicher Rede wieder, und unterwarf das Costüme dem Gesetz der historischen Wahrheit. Mit ihm erreichte die Kunst des tragischen Schauspielers ihren höchsten Gipfel. — Diese Bewegung im entgegengesetzten Sinn, wodurch die Poesie abwärts und die Darstellung aufwärts stieg, ist aus einem einfachen Grunde zu erklären: Alles, was schöpferische Begeisterung voraussezt, muß in unserer erschöpften oder verschrobenen Bildung täglich seltener werden; was aber nur nachbildende Kunst erfordert, kann mit der Zeit, durch Erfahrung und Auffinden der Handgriffe, immer vollkommener werden. Das dramatische Gedicht ist eine unmittelbare Frucht der Begeisterung und des Genies; die Darstellung ist nur nachbildende Kunst, der Studium zu Hülfe kommen kann, und die mit dem Talent sich begnügt. Daher hatten wir in Talma den vollendetsten tragischen Schauspieler zu einer Zeit, wo wir keinen tragischen Dichter erster Größe aufweisen können. — Talma fand die Deklamation noch singend; er führte sie zur natürlichen Sprache des Gefühls und der Leidenschaften zurück. Er that mehr: früher zerlegte man merklich den Alexandriner in zwey Theile und betonte den Abschnitt; Talma richtete sich in Abtheilung der Verse nach dem Sinn, nicht nach dem Versmaaß. Er deklamirte dramatische Poesie fast wie Prosa; daher routinirte Ohren ihn Anfangs beschuldigten, er versinke in's Triviale. Doch bald fühlte und würdigte man die Wahrheit dieser Neuerung und bewunderte sie als eine Entdeckung. Bey dieser Reform kam ihm sein ernstes, feyerliches, unvergleichliches Organ, und seine ächt tragische Physiognomie zu Hülfe. Im

Digitized by Google

Besitz solcher Gaben wußte er Alles zu veredeln, selbst was bey Andern gemein erschienen wäre. Zugleich hielt er Haus mit den Mitteln außerordentliche Wirkung hervorzubringen, und verließ seine gewohnte Einfachheit nur bey Anlässen, wo die Wuth der Leidenschaft in Stürmen ausbricht und den Menschen aus der gewöhnlichen Natur hinaustreibt; dann war er erschütternd — gerade durch die Wahrheit seines Spiels. Seine in allen Schattirungen des Gefühls und der Leidenschaft geübte Kunst, die nicht ihn, die er als Meister beherrschte, reichte daher auch aus für die Vielseitigkeit der verschiedensten Rollen. In Jeanne Shore erschien er als mißgestalteter Richard III. doch mit Würde, und ohne daß der Höcker auf seinem Rücken seinen Anblick widerlich gemacht hätte. In Carl VI., wenn Talma ihn spielte, war der Wahnsinn des Königs so rührend als edel; in solcher Narrheit ging noch nicht alle Majestät verloren. —

Nur Talma war es, der unserem großen Theater das Leben erhielt. Die dramatischen Autoren, die sich auf ihn verließen, schrieben nur Stücke, worin sie ihm eine glänzende Hauptrolle zubereiten konnten. So geschah es, daß unter seinem Einfluß es der Tragödie fast erging, wie den Operngedichten in Italien, die man bloß als Canevas für die Musik ansieht: unsere tragischen Dichter schrieben eine Art Canevas, um dem großen Schauspieler Gelegenheit zu geben, eine neue Rolle zu komponiren. So hatte z. B. der Sylla keinen andern Zweck, als Talma zu veranlassen, den Kaiser Napoleon den Franzosen wieder vor Augen zu stellen, und wirklich gelang ihm dieß auf eine Art, die einigen Leuten als furchtbare Wirkung seiner Kunst erschien. —

Talma war allein der tragische Dichter unserer Zeit; die Autoren waren nur seine Sekretäre. Er schuf das Gemälde, das man bewunderte; seine bezaubernden Töne, nicht des Dichters Melodieen, zu hören, ging man in's Theater. Mit Talma scheint auch das Theater gestorben. —

Landeskultur und Armenwesen.

Beyträge zur Beurtheilung der Vortheile der Kolonisation eines Theils der Alpenweiden im Gegensatz der Armenhäuser und Zuchthäuser in Städten und Flecken und der Einbürgerung der Heimathlosen in schon bestehenden Gemeinden. Von Kasthofer, Oberförster. Leipzig bey Gerhard Fleischer. 1827. 8. 33 S. und 13 Bogen Tabellen.

In seinen zwey Alpenreisen, denen sich nun bald eine dritte durch das Wallis vom Jahr 1825 anreihen wird, hatte der Bernische Oberförster, Hr. Kasthofer, zwey Lieblingsideen zu empfehlen versucht, deren eine die rationelle Kultur der Alpen befaßt, um sie durch vermehrten Ertrag nutzbarer und bewohnbarer zu machen; die andere dann eben diesen Zweck durch Anlegung von Kolonien im bewohnbaren Gebirgsland zu erzielen sucht, um damit wie der Uebervölkerung von Thalgegenden zu begegnen, so die allzugroße Zerstückelung des Grundeigenthums zu behindern und einer Classe von Einwohnern, die kein Grundeigenthum besizt, solches zu verschaffen. Die vorliegende Schrift ist nun bestimmt, eben diese Vorschläge näher zu begründen und weiter zu entwickeln; sie thut dieß durch Zusammenstellung eigener und fremder Versuche über den Anbau des höheren Gebirgslandes und der dafür dienlichen nutzbaren Gewächse, so wie hinwieder auch durch historische Nachweisungen, welche den philanthropischen Ansichten zur Stütze dienen können.

Die Schrift muß den Naturforscher, den Landwirth und den Staatsmann gleichmäßig ansprechen. Die Armenkolonie in den Alpen, wozu Herr Kasthofer den Plan vorlegt, bildet ein merkwürdiges Seitenstück zu den wirklich bestehenden Armenkolonien im Königreich der Niederlande, und das Gedeihen von diesen darf mit Recht als Zeugniß für die Ausführbarkeit von jener angerufen werden. Anders verhält sich's mit der Kolonie von Botany-Bay, die Herr Kasthofer auch anruft, wo er anzudeuten scheint, daß die Kosten der Bauten für neue Zuchthäuser und Strafgefängnisse in Hauptstädten wohl zweckmäßiger auf die Einrichtung von Alpenkolonien verwandt würden.

„Wenn es (sagt er unter anderm) bey den Einrichtungen der Strafgefängnisse bloß darum zu thun wäre, Verbrecher zu strafen und gefährliche Verbrecher in Ketten zu halten, so ist die Aufgabe bald gelöst; Eisen, Mauern, fühllose Aufseher, Wächter und Stockschläge sind dann die Hapterfordernisse solcher Anstalten. Wenn es aber darum zu thun ist, nicht nur zu strafen, nicht nur zu fesseln und zu züchtigen, sondern durch Behandlung, Art und Maß der Strafe den Keim des Guten, der in jedes Menschen Gemüth noch wohnt, aufzusuchen, zum Bewußtseyn zu bringen, zu schonen und zu pflegen; wenn es darum zu thun ist, dem Verbrecher Arbeitsamkeit zur Gewohnheit, zum Bedürfniß zu machen, die Anlagen seines Gemüthes, die Kräfte seines Verstandes, seines Körpers zu entwickeln und zu üben, diesen Kräften in Bildung zur Erwerbs-Fähigkeit die gehörige Richtung zu geben, damit er, nach seiner Entlassung aus der Anstalt, sich selbst vor Mangel schützen und in ehrenhaftem Fleiß die Achtung seiner Mitbürger wieder gewinnen könne: dann führt die Aufgabe zweck-

gemäßer Einrichtung der Zuchtanstalten zu den Grundsätzen zurück, deren Wahrheit für Landschulen und Armenanstalten anerkannt worden ist, und wir betrachten, für jene wie für diese, die Landwirthschaft als wesentliche Hülfsquelle der Zuchthäuser, die Einrichtung aber, den Verbrecher wüstes Land verbessern, durch Fleiß und sittliches Betragen ihn das Eigenthum, oder die ausschließliche Nutzung dieses durch ihn verbesserten Landes erwerben zu lassen: jene Hülfsquelle und diese Einrichtung sehen wir für die Grundlage, für den Nerv jeder zweckmäßigen Zuchtanstalt an." — Schwerlich jedoch möchte hiermit die Verpflanzung von Anstalten, bey denen die Sicherheit der Gesellschaft erstes Beding ist, in's Gebirgsland gerechtfertigt werden, wo, diese Sicherheit zu erzielen, ohne neue sehr kostbare Einrichtungen völlig unmöglich seyn würde, und nicht leicht dürfte die Armenkolonie selbst etwas gefährlicher werden, als wenn die Zuchtgefängnisse mit ihr vereinbart werden sollten.

Auf dreyzehn Bogentafeln hat Herr Kastbofer eine Uebersicht derjenigen Nahrungspflanzen, Futtergewächse, für Kleidung, Wohnung und jeglichen Menschenbedarf nützlichen Pflanzen gegeben, deren Kultur auf dem Alpengebirge mehr und minder vortheilhaft erachtet werden kann. Von jeder derselben wird nachgewiesen, die Gränze ihres Gedeihens auf der Höhe des Alpengebirges, so wie desjenigen in geographischer nördlicher Breite, dann aber auch die bisher über ihren Anbau und ihre Benutzung im Hochlande gemachten Wahrnehmungen und die Ergebnisse angestellter Versuche, mit welchen Herr Kastbofer selbst seit vielen Jahren im Bernischen Oberlande beschäftigt ist. Mit diesen Versuchen aber, hält er dafür, sey erst noch ein kleiner Anfang gemacht worden.

„Von den vielen tausend Pflanzen, die auf den Höhen unsers Gebirgs gedeihen, eine thätige Bevölkerung ernähren und Mittel des Wohlstandes ihr darbieten könnten, sind nur wenige genannt worden. Wer hat noch hinreichend das Himelaya-Gebirge, den Ural, das Mondsgebirge, die Anden und so viele hohe Gebirgsketten anderer Welttheile; wer hat noch hinreichend die Alpen und Pyrenäen erforscht? Wie viele Schätze birgt noch die Pflanzenwelt, wie viele Gewächse finden sich, deren Anbau und Benutzung auf den Hochgebirgen noch Niemand versucht hat? Wer bürgt dafür, daß die Erde auf der Höhe unserer Gebirgskette nicht durch fortgesetzte Erzeugungen der nämlichen vegetabilischen Bildungen an denjenigen Kräften und Nahrungs-Elementen erschöpft werde, welche seit Jahrtausenden die Rothtanne z. B., und immer nur die Rothtanne auf dem gleichen Standort mit ihren Wurzeln sucht, und an sich zieht? Ist es nicht möglich, daß die Ceder, die auf den asiatischen Hochgebirgen 13000 Fuß hoch über dem Meere wächst, besser als die Rothtanne auf den Alpen, diese umgekehrt besser auf den asiatischen Gebirgen gedeihen würde? Und läßt sich dieses Beyspiel nicht auf Sträucher, nicht auf Futterkräuter, Oehl- und Webepflanzen anwenden? Es hängt das Gedeihen von Armenkolonien auf den Alpen wesentlich von der Bestimmung ab, bis zu welchen Höhen hinauf die Bewohnung dieser Gebirge während des ganzen Jahres möglich, und bis auf welche Höhen ferner die Kälte oder Witterungszufälle ein Hinderniß des Gedeihens jener Pflanzen werde, auf deren Anbau in landwirthschaftlicher Betriebsamkeit der Wohlstand der Anwohner beruht. Jene Frage der Bewohnbarkeit wird zum Theil durch diese Frage der Kulturfähigkeit bedingt, zum Theil wird sie durch die Thatsache des Daseyns vieler 5 bis 6000 Fuß über das Meer erhöhter, auch während dem Winter bewohnter wohlhabender Bergdörfer im Alpengebirge beantwortet. Tief im Norden, in Norwegen, Lappland und Siberien stehen Temperatur und Witterungszufälle mit dem Alpengebirg in Uebereinstimmung; die Kulturen, die dort versucht worden, können also nicht ohne Belehrung für die Bewohner der Alpen seyn. Die Unterschiede wird der verständige Beobachter zu würdigen und zu beurtheilen wissen."

— Ueberall weiset der Verfasser auf diejenige Staatswirthschaft hin, die nicht selbst das Bessere auszuführen, nur Hindernisse des Bessern zu heben sucht, die thätig und unverdrossen jede erzeugende und bildende Kraft im Boden und im Volke zu erkennen und zu beleben strebt, die keine den Wohlstand fördernde Anlage, kein gemeinnütziges Unternehmen gleichgültig ansieht oder lähmt, die jeder Hemmung des freyen Verkehrs im Innern und nach Außen kräftig und entschlossen entgegen sieht, die da will, daß jeder unter dem Volke und jeder Stand im Volke sich frey unter gerechten Gesetzen bewege, sich bilde, hervorbringe, erfinde, den Wohlstand erringe.

Der vorlezte chinesische Kaiser Kien-lung fand es übel, daß man eine gar zu große Menge chinesischer Wörter in der Mandschu-Sprache gebrauche, und ließ daher neue Wörter aus Wurzeln der lezteren bilden, um eine Menge Begriffe auszudrücken, welche die Mandschu's selbst ihrer niederen Bildungsstufe halber nicht hatten. Diese Arbeit ward durch einen Verein von den sprachgelehrtesten Mandschu's, die er zu diesem Behufe aus der Mandschurei verschrieb, ausgeführt. Der Verein gab im Jahr 1777 nach Chr. ein mandschu-chinesisches Wörterbuch heraus, worin man 5000 neue Wörter findet. Jeder, welcher eine öffentliche Anstellung hat, muß sich darnach in seinen Schriften richten, und auf den Gebrauch der sonst gebräuchlichen chinesischen Wörter ist als Strafe — körperliche Züchtigung gesezt.

Nr. 15.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 20. Februar 1827.

Aesthetik.

Möron. Philosophisch-ästhetische Phantasien in sechs Gesprächen von Andreas Erhard, Professor. Passau, bey Pustet, 1826.

Der Verfasser scheint es gefühlt zu haben, daß eine Geschmackslehre selbst geschmackvoll seyn müsse, und er hat gewiß keine unglückliche Wahl getroffen, indem er der seinigen die schöne Form des platonischen Gespräches gibt. Es ist indeß nicht genug, den Schleyer der Grazie in Händen zu haben, man muß ihn auch wie die Grazie selber tragen. Dieß ist dem Verfasser nicht gelungen, und es kommt mir so vor, als ob er das platonische Gewand nur so umhängen hätte, wie ein neuer Doktor den alten Doktormantel, so daß man die modische Cravatte deutlich hindurchblicken sieht. Es ist überhaupt etwas demüthigendes für uns, daß wir uns mit der fremden Form immer so kümmerlich herauszuputzen streben, während wir uns der eigenen schämen. Es fällt niemanden ein, dem göttlichen Platon damit schmeicheln zu wollen, daß er in Deutschland hätte Professor seyn können; aber ein deutscher Professor wäre nur gar zu gern der göttliche Platon. Wie viele haben nicht schon nach seinem Gewande, nach seinem Kranze gegriffen, aber weder Fries hat ihn im Evagoras, noch Bouterweck im Septimius Severus, noch Erhard im Möron erreicht.

Der Verfasser versammelt jüngere Schüler um einen ältern Weisen und läßt diesen gesprächsweise dociren. Alle tragen griechische Namen und reden wirklich in deutscher Zunge, als ob es eben erst aus dem Griechischen übersezt wäre. Man kann den Platon in den äußersten Aeußerlichkeiten kaum treuer copiren, als es hier geschehen ist. Die kurzen Antworten, die feyerlichen Anreden, alles ist platonisch. Ein Deutscher würde sagen: „nein, lieber Freund, die Sache verhält sich so!“ oder „du hast recht, mein Sohn.“ Damit es aber ächt platonisch klinge, läßt Herr Erhard seine Personen stets ausrufen: „o Wunderbarer, du sagst recht,“ oder „wie meynst du das, o Seliger?“ und es klingt gewiß jedem deutschen Ohre ganz so griechisch wie: o Makarie! In diesen Kleinigkeiten ist die Copie Platons völlig sklavisch, und die mühsame Geduld, welche der Verfasser darauf verwendet hat, bewunderungswürdig. Der Herr Verfasser erlaube mir aber, ihn nun auf das aufmerksam zu machen, was an seiner Arbeit nichtplatonisch ist.

Die Form des Gespräches eignet sich für die wissenschaftliche Darstellung nur, in so fern ein und derselbe Gegenstand von verschiedenen Standpunkten aus aufgefaßt werden soll. Jede an dem Gespräch theilnehmende Person hat nur dann eine Bedeutung, wenn sie von einer eigenthümlichen Ansicht ausgeht, und das ganze Gespräch dient nur, alle verschiedenen Ansichten zulezt auf die eine einzig wahre zurückzuführen, die Wahrheit aus dem Irrthum zu befreyen, wie in Platons Gorgias, oder unter einer Menge einseitiger, halber, zu umständlicher oder bloß witziger Erklärungen endlich die richtigste, einfachste und erschöpfendste, gleichsam unter einer Menge krummer Linien endlich die gerade zu finden, wie in Platons Gastmahl. Dort wird die Wahrheit durch den contrastirenden Irrthum lichthell hervorgehoben, hier wird ihr Licht durch die bunte Menge variirender Ansichten wie durch ein Prisma gebrochen, und der reinste Strahl herausgesucht. Immer erscheint die richtigste Ansicht im Kampf mit der entschieden irrigsten, und die klarste mit den unklaren und dämmernden. Diese Art, im Gespräch zu philosophiren, die Wahrheit in lebendigem Kampf mit dem Irrthum, der absichtlichen Lüge oder der unfreywilligen Täuschung zu erhärten, ist mit Recht als die kunstreichste, schönste, und doch zugleich auch als die natürlichste von jeher anerkannt worden, und Platons Gespräche sind als das Ideal der philosophischen Darstellung von seiner Zeit bis auf unsere gepriesen worden. Griechen und Römer, besonders Lucian und Cicero, haben ihn schon nachgeahmt, und unsere neuen Philosophen würden seine Formen ihren Systemen und dem Charakter unsers Zeitalters gern anpassen, wenn sie das jezt so sehr erweiterte Gebiet der Philosophie so klar überschauten, als Plato, wenn sie nicht beständig noch mit dem eigenen Irrthum zu kämpfen hätten. Unsere Philosophen suchen selbst noch nach der Wahrheit, sie können sie also dem

Digitized by Google

fremden Irrthum noch nicht klar und sicher gegenüberstellen. Es sind daher immer sehr unglückliche Versuche geblieben, Platons Formen nachzuahmen. Die modernen Sokratesse stehen unter den gewaltigen Perturbationen, welche die Philosophie gegenwärtig bewegen, immer ein wenig wankend und schwindelnd. Wie kommt aber wohl Herr Professor Erhard zu einem solchen Platonisiren, da er seine Wahrheit durchaus keinem fremden Irrthum, keinen fremden Ansichten, sondern überhaupt nur der Unwissenheit seiner Schüler gegenüberstellt? Er lehrt nur vor gehorsamen und aufmerksamen Schülern, keine fremde Meynung, kein Widerspruch tritt ihm entgegen. Seine Schüler fragen nur, wie die Kinder in Campes Robinson Crusoë, wenn sie etwas nicht recht verstanden haben, oder vielmehr, wenn der Verfasser noch etwas anbringen will. Von einem lebendigen Kampf und Austausch der Meynungen wie bey Platon ist nirgend die Rede. Wozu also überhaupt das Gespräch? Es stört nur den Zusammenhang des Ganzen. Soll uns nur eine Lehre und die Meynung eines Einzigen vorgetragen werden, so ist die dialogische Zerstückelung nur unbequem und völlig bedeutungslos. Eine fortlaufende Abhandlung würde weit schicklicher seyn.

Mit dem Kampf der Meynungen fällt auch alle Schärfe, Gewandtheit und Grazie der Dialektik, und jene heitere Ironie, worin Platon so bewunderungswürdig ist, gänzlich weg. Statt dessen gefällt sich unser Verfasser in einem etwas sentimentalen, moralischen Ton, und anstatt uns seinen Weisen in dem liebenswürdigen Licht zu zeigen, in welchem Plato den Sokrates beständig hervorzuheben weiß, indem er ihn allen groben und feinen Angriffen seiner Gegner bloßgestellt, mit unnachahmlicher Anmuth ringen und siegen läßt, begnügt sich Herr Professor Erhard, seinen Sokrates wie den Sarastro in der Zauberflöte immer nur als ein unfehlbares Orakel Worte der Weihe von sich geben und von seinen artigen Schülern ohne Widerspruch und Kampf mit Staunen, Bewunderung und Schmeicheleyen überschütten zu lassen. Diese Prahlerey ist ein wahres Gegengift gegen den Platonismus, der überall und immer in den Grenzen der zartesten Bescheidenheit verweilt.

Auch ist es wohl ziemlich unpassend, platonische Griechen auf den Standpunkt unserer Zeit zu versetzen, und ihnen Dinge in den Mund zu legen, von denen die alte Hellas noch keine Ahnung hatte. Herr Erhard verweilt nicht bloß bey der antiken Poesie, er geht auch auf die Ideen der christlichen, modernen und deutschen Dichtkunst ein, und er hätte deßhalb nicht Griechen, sondern Deutsche darüber sprechen lassen sollen. Platon schrieb als Grieche von Griechen für Griechen. Seine Gespräche bewegen sich in demselben nationellen Kreise, in dem Platon lebte. Warum hat ihn Herr Erhard hierin nicht nachgeahmt, und nicht als ein Deutscher, der für Deutsche schreibt, auch Deutsche redend eingeführt? Warum bringt ein deutscher Professor seine rein deutschen Phantasien, die in deutscher Sprache geschrieben, nur von Deutschen gelesen werden sollen, in der fremden Form vor und legt sie Personen in den Mund, welche Speiolithes, Haliakron, Hamarelos, Karpheus und Möron heißen, also Griechen seyn sollen und sich auch gar griechisch, ja athenienisch und obendrein platonisch geberden? Es ist doch recht kläglich, daß der Deutsche noch immer so gern eine fremde Uniform anzieht, wenn sie ihn auch zum Sklaven stempelt, gleichviel physisch oder geistig, oder beydes. Wahrlich, wenn wir in Wissenschaft und Kunst ein Eldorado bey uns entdeckten, wir würden unser Gold nicht eher für Gold halten, bis es in einer fremden Münze gestempelt worden wäre. Wenn Herr Erhard eigene, tiefe, neue Gedanken zu Tage gefördert, warum gibt er sie für ein griechisches Produkt aus? Es wäre höchst komisch, wenn Platon seinen Sokrates nach Passau versezt hätte; und nicht weniger komisch ist es, daß ein Professor in Passau seine Collegien unter dem Namen Speiolithes in Athen halten will. Er kann sich auf andere Philosophen und Dichter berufen, die seit Wieland oft die gleiche Thorheit begangen; aber es ist und bleibt eine Thorheit.

Als eine Kleinigkeit, die aber doch einen sehr üblen Eindruck macht, muß ich es noch rügen, daß der lehrende Weise, der Sokrates des Herrn Erhard, gerade Speiolithes heißt. Warum kann er denn nicht auch anders heißen? Der Name klingt einem deutschen Ohre doch gar zu fatal.

Ueber die Form des Werkes wäre genug Tadel ausgesprochen. Wir kommen zum Inhalt, zur Sache. Der Titel ließ etwas Fragmentarisches erwarten, indeß werden die versprochenen Phantasien an einem sehr zusammenhängenden philosophischen Faden herausgesponnen. Der Verfasser verfährt so sehr systematisch, daß wir eine ganze Philosophie durcharbeiten müssen, bevor wir auf dem eigentlichen Felde der Aesthetik angelangt sind. Die Leser werden es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich ihnen den Grundriß jenes Systems in wenigen Hauptzügen entwerfe, denn man muß das Buch sehr sorgfältig und mit gesammeltem Geist durchlesen, um den Zusammenhang nicht zu verlieren, und ein sorgfältiges Lesen philosophischer Bücher ist nicht jedermanns Sache, wenn die Mühe sich auch reichlich belohnte. Folgende Sätze werden den Leser orientiren.

Gott offenbart sich in der Natur, im Geist und in der Einheit von beyden.

Das Wesen der göttlichen Offenbarung in der Natur ist Nothwendigkeit, die Form derselben Wahrheit.

Digitized by Google

Das Wesen im Geist ist Freyheit, die Form das Gute.

Das Wesen in der Einheit beyder ist das Heilige, die Form das Schöne.

Der Typus oder die Urform des Wahren, Guten und Schönen ist das Ideal und liegt in des Menschen Seele (nach der altplatonischen Lehre) als eine dunkle Erinnerung zu Grunde, die allmählig wieder belebt wird in Wissenschaft, Tugend und Kunst.

Das Schöne neigt sich mehr zur Natur und zur Nothwendigkeit, oder zum Geist und zur Freyheit, die Kunst stellt also theils Naturideale, theils Freyheitsideale dar.

Alle Kunst beruht auf diesen Idealen. Nur die Erinnerung, Entdeckung, Erdichtung des Idealen macht den Künstler, nicht die technische Ausführung.

Im Orient überwog die Natur, daher galten auch seiner Kunst mehr Naturideale. Bey den Griechen überwog der Geist, daher in ihrer Kunst das Ideal der Freyheit, und es sprach sich aus im Kampf der Helden gegen das Schicksal. Das Christenthum erhob sich aber über beyde in der höchsten Einheit des Heiligen.

Aus diesen wenigen Grundzügen wird der denkende Leser leicht erkennen, daß Herrn Erhards Werk, was man auch an seiner Form mit Recht mißbilligen muß, doch im Wesen und Inhalt sehr interessante Wahrheiten und fruchtbare Gedanken darbietet. In der ersten Hälfte des Buchs ist zwar die philosophische Einleitung ein wenig zu lang ausgesponnen, und vermag so wenig, als irgend eine andere philosophische Begründung der Aesthetik, die große Frage genügend zu lösen. Besonders vermißt man darin die so nothwendige Rücksicht auf das Gemüth, die eigentliche Empfindungs- und Schöpfungskraft des Schönen, die lebendige Mitte zwischen Natur und Geist. Der Verfasser bleibt zu streng bey dem bloßen Gegensatz von Natur und Geist stehen. Dagegen ist die zweyte Hälfte seines Werkes, nachdem er auf dem historischen Gebiet der Kunst angelangt ist, und nicht mehr bey bloß philosophischen Erörterungen verweilt, sondern wirkliche Kunstwerke betrachtet, sehr reichhaltig und belehrend. Vor allem ist seine Vergleichung des antiken und christlichen Geschmacks am ausführlichsten und geistvollsten behandelt, und zwar besonders in den dramatischen Formen. Wer A. W. Schlegels Erörterung dieses Gegenstandes in seinen Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur kennt, wird hier einen umfassenden Commentar dazu finden. Jeder Freund der Kunst wird daher Herrn Erhards Möron willkommen heißen müssen, und der Schatz von tiefen und klaren Ideen, den er darin findet, wird ihn die falsche Künsteley in der Form bald entschuldigen und vergessen lassen.

W. M.

Dichtkunst.

Romantische Dichtungen von Lope de Vega Carpio. Aus dem Spanischen übersezt von C. Richard, K. Großbr. Hannöv. Major a. D. Zweyter und dritter Band. Aachen und Leipzig bey Mayer. 1826.

Im ersten Bande dieses Werkes ist eine größere Novelle, der Pilger, vorangegangen, und durch die günstige Aufnahme desselben aufgemuntert, läßt der Uebersetzer hier sechs kleinere nachfolgen. Lope de Vega verdient, auch den Deutschen mehr bekannt zu werden, ob er gleich seine Landsmänner, Cervantes und Calderon, bey weitem nicht erreicht. Sein größter Vorzug und sein größter Fehler sind in einer Eigenschaft eingeschlossen, in seiner Leichtigkeit, worin er etwas mit unserem Wieland gemein hat. Sein Styl ist voll Grazie und schreitet so behend und locker einher, wie ein junger Kastilianer zum Fandango. Oft sollte man glauben, den Liebenswürdigsten unter allen Erzählern, Cervantes selbst zu hören, wenn uns nicht eine gewisse Oberflächlichkeit, die nirgends eine Tiefe verräth, daran erinnerte, daß es nur Lope de Vega ist, den wir vor uns haben. Es fehlt ihm im Ganzen an der unübertrefflichen Ironie des Cervantes, und im Einzelnen an guten Gedanken, womit die Spanier sonst ihre Schreibart zu schmücken wußten, wie ihren Putz mit Edelsteinen und Perlen. Bekanntlich hat Lope de Vega ungeheuer viel geschrieben, und dieß erklärt einigermaßen die Leichtigkeit seiner Produkte. Wenn man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen will, so muß man mehr den Umfang seiner Werke im Ganzen würdigen, als das eine oder andere einzeln durchmustern. Sehen wir ihn als Schöpfer einer so unermeßlichen Welt voll anmuthiger Abenteuer und Liebesgeschichten, so müssen wir die Fülle seines Geistes bewundern, und in dem reichen Kranze nehmen sich selbst gemeine und ungefüllte Blumen noch sehr artig aus. Dieser so erfindungsreiche Dichter hat in seinen Werken den Franzosen und auch uns Deutschen eine ganz unerschöpfliche Quelle von Grundrissen und Stoffen zu Liebesgeschichten und Intriguenstücken aufgeschlossen, und er ist häufig benuzt und nachgeahmt worden, ohne daß man ihn dabey genannt hätte. Er war eigentlich der erste, der die leichte und bequeme Manier der modernen Unterhaltungspoesie einführte, wodurch sich sofort eine Mehrzahl geringerer Geister des Parnasses bemächtigten und die Bretter und sogenannten gebildeten Cirkel beherrschten. Vor ihm war die Poesie viel strenger und spröder und ergab sich nur den kräftigsten Geistern. Man mußte ihr huldigen, und sie hatte nur mit den großen Leidenschaften des Menschen, vorzüglich mit Andacht, Ehrgeiz

Digitized by Google

und Liebe Verkehr. Nachher huldigte sie selbst und richtete sich nach der Bequemlichkeit der Gesellschaft ein und ließ sich herab, ein bloßes Mittel der Unterhaltung, ein Präservativ gegen die Langeweile und ein gefälliges Spielzeug der Mode zu seyn. Lope de Vega's Muse zeigt uns zuerst dieses Bestreben, nur gefallen, und nur den modischen Herrn und Damen seiner Zeit gefallen zu wollen. Diese Absicht leuchtet auch aus den vorliegenden Novellen hervor, doch fehlt es ihnen nicht an einem fremdartigen und romantischen Zauber, weil seine Zeit und besonders sein Spanien noch gar ritterlich und romantisch war. Einige dieser Novellen sind ziemlich leer und unbedeutend, die besten sind Dianens Prüfungen und Don Gusman der Schläger, zwey höchst reizende Gemälde altspanischer Ritterlichkeit und Minne.

Aus Italien.

— Unter den neuesten literarischen Produkten bemerken wir für dießmal die, unter dem Titel: Alcuni ritratti di donne illustri veneziane, im Verlage von Horjopoli zu Venedig erschienene Sammlung von Bildnissen berühmter Venezianerinnen von B. Gamba. Zwölf, theils durch Talente, theils durch ihre Schicksale ausgezeichnete Damen finden sich in derselben abgebildet, nämlich Isotta Nogarola von Verona, die an Bessarion einen Bewunderer hatte; die von Politian gefeyerte Venezianerin Cassandra; Irene von Spilinberg, aus dem Friaul, eine Schülerin Tizians und bewundert von Tasso; Gasfara Stampa, deren Verse und Liebe noch jezt hier und da eine Thräne hervorlocken; die drey Venezianerinnen Veronica Franco, Modesta de Pozzo und Marietta Tintoretto; Isabella Andreini, von Padua, die sich bey den Akademien durch ihre Verse und auf den Theatern von Frankreich und Italien, durch ihre Deklamation nicht wenig Ruhm erwarb; Elena Cornaro Piscopia, ebenfalls von Padua, und endlich Rosalba Carciero, Luisa Bergalli Gozzi und Elisabetta Caminer-Turca, insgesammt Venezianerinnen, deren Blüthenzeit in das abgewichene Jahrhundert fällt. Die Bildnisse sind größtentheils nach Gemälden von gleichzeitigen Meistern ausgeführt. — Eine willkommene Erscheinung, zumal wenn sie mehr als bloß ephemerisch bleiben sollte, sind die im Juli v. J. zu Mailand begonnenen Annali universali di tecnologia etc., von welchen der gelehrte Agronom Lomeni, der Graf Bossi und mehrere andere, sich für die Sache der Wissenschaften und des öffentlichen Unterrichts in Italien interessirende Gelehrte, die Besorgung übernommen haben. Der erste Heft enthält eine Analyse der Abhandlungen des Hrn. Bonafous über die Seidenwürmer-Zucht, einen Aufsatz über die Papier-Fabrikation der Chinesen, einen andern über die Dampf-Diligencen von den Hrn. Burstall und Hill, nebst einer Anzeige und Würdigung einer grossen Anzahl neuer Proceduren. — Als in Italien zu Tage gefördert, obwohl französischen Ursprunges und in französischer Sprache abgefaßt, bemerken wir auch den Essai sur la versification des Grafen von Saint-Leu, wovon der erste Band im Jahr 1825 zu Rom aus Salviucischen, der zweyte 1826 zu Florenz aus Mollinischen Pressen hervorgegangen ist. Der Verfasser, welcher auch, seitdem er wieder in den Privatstand zurückgekehrt ist, nicht aufgehört hat, den Musen hold zu seyn, gibt am Anfange seines Werkes zu vernehmen, daß er jener Ungenannte gewesen, der seiner Zeit als Preisaufgaben die Fragen zur Beantwortung vorgelegt habe, welches die Schwierigkeiten seyen, die sich der Einführung des Rhythmus der Alten in die französische Poesie entgegenstellen, warum man keine andere als gereimte französische Verse machen könne, ob der Mangel an einer festen Grundlage der französischen Prosodie ein unüberwindliches Hinderniß sey, und warum, dieß angenommen, andere Sprachen zu einer solchen fixen Grundlage haben gelangen können? Die französische Akademie, mit Zuerkennung des Preises beauftragt, krönte die Abhandlung des Abbé Scoppa, welcher versucht hatte, zu beweisen, daß die modernen Sprachen dieselbe metrische Quantität haben, wie die lateinische und griechische; daß sich der Rhythmus der leztern beyden auch in die französische Versifikation einführen und somit sich auch reimlose französische Verse, die noch harmonischer klingen müßten, als die italienischen, verfertigen lassen, u. s. w. Nunmehr aber hat der Graf von St. Leu, der von ganz andern Ansichten ausgeht, als Hr. Scoppa, die von ihm aufgegebenen Fragen selbst zu lösen versucht. Seine Schrift, welche neben der individuellen Ansicht des Verfassers auch einen Auszug aus der italienischen Schrift des Abbé Bafni über die Identität des poetischen und musikalischen Rhythmus liefert, hat zum Zwecke darzuthun, daß die französische Prosodie nicht bestimmt genug sey, um für die französische Versifikation das Metrum der Alten gangbar machen zu können, daß sie sich hingegen gar wohl durch die Zusammensetzung der prosodischen Accente mit dem musikalischen Rhythmus identificiren lasse, und daß in diesem Falle der Reim, als zur Unterscheidung der Poesie von der Prosa nicht mehr erforderlich, gänzlich proscribirt seyn und bleiben müßte. Der zweyte Band der Schrift des Grafen liefert eine Analyse der Meynungen und Ansichten der bedeutendsten Schriftsteller, welche über Reim und Versbau gesprochen haben. — Die Süd-Italienerin Cäcilia von Luna-Folliero hat sich, nachdem sie früherhin die Dichtkunst zu ihrer Lieblingsbeschäftigung gemacht hatte, in neuester Zeit einen ernsthaftern und wichtigern Gegenstand, nämlich die Erziehung ihres eigenen Geschlechtes, zur Bearbeitung erkoren. Ein zu Neapel (b. Marotta und Vanspandoch) kürzlich erschienenes Werk: Mezzi onde far contribuire le donne alla pubblica felicità, d. h. von den Beförderungsmitteln des allgemeinen Wohles durch die Frauen, hat die gedachte Dame zur Verfasserin. Ueberzeugt durch eigene Erfahrung von den hohen Vortheilen, welche eine gute Erziehung dem weiblichen Geschlechte gewährt, durchgeht und prüft sie zuerst mit mehr als gewöhnlicher Einsicht und Kenntnissen die vorzüglichsten, denselben Gegenstand behandelnden Schriften, und legt dann, ohne sich ausschließlich an eines der bisherigen Systeme zu halten, dem Leser eine selbst ausgedachte Methode vor Augen, nach welcher die Sphäre des Wissens bey der weiblichen Erziehung, Religion, Moral, Grammatik, Rhetorik, Geschichte und Dichtkunst, beynebens auch etwas von den strengen Wissenschaften, nämlich Arithmetik, Geometrie und Kosmographie, umfassen soll. Auch die schönen Künste, Tanz, Musik und Deklamation dürfen, nach dem Erziehungsplane der Frau v. Luna-Folliero, dem schönen Geschlechte keineswegs fremd bleiben. Wie viele Italienerinnen dürften nicht im Falle seyn, die von ihrer Landsmännin ihnen ertheilten Räthe und Anweisungen zu ihrem nicht geringen Vortheile zu benutzen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 16.

Literatur-Blatt.



Freitag, den 23. Februar 1827.



Lyrische Gedichte.

Die lyrische Muse lebt in einem ewigen Frühling und überschüttet uns mit so viel Blumen, daß wir sie unmöglich alle zählen, bey allen gleich lange verweilen können. Die beste Gabe, die wir in der jüngsten Zeit aus ihrer Hand empfangen, ist ohne Zweifel die dritte Auflage von Ludwig Uhlands Gedichten (J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1826). Uhland ragt über den bunten Wiesenteppich der neuern Lyriker,

„wie ein Baum, der Blüthen regnet."

Zu ihm wird der Blick hingezogen, wenn er über die andern nur leicht hinwegstreift. Er ragt über sie hinaus und wird noch viele, viele Frühlinge, viel aufkeimende und wieder hinwelkende Generationen überdauern. Eine zweyte, ebenfalls recht erfreuliche Erscheinung ist die zweyte Auflage von Wilhelm Müllers Liedern eines reisenden Waldhornisten (Dessau, bey Ackermann 1826). Der wohlverdiente Ruf des vielbesprochenen Dichters scheint sich dadurch noch fester begründen zu wollen. Auch von Fouqués Gedichten ist der fünfte Band erschienen (J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1826). Wenn diese Namen keiner Empfehlung bedürfen, da jedermann sie kennt und schätzt, so fordert uns dagegen das unbekanntere Verdienst auf, es aus der Dunkelheit hervorzuziehen.

Die jüngst erschienenen Gedichte von Friedrich Hölderlin (J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1826) sind eine auffallende Erscheinung. Ein ächter Dichter voll göttlichen Feuers hat seit geraumer Zeit unter uns gelebt und ist nur wenig bekannt geworden, da wir bisher nur einen Roman von ihm, Hyperion, besitzen. Aber seit drey und zwanzig Jahren liegt der Geist des edlen Sängers in dunkeln Banden. Seine Gedichte, größtentheils noch aus dem vorigen Jahrhundert, haben einen gewissen Reiz des Alterthümlichen, die meisten sind in Hexametern und im alcäischen Versmaß oder in pindarischen Dithyramben geschrieben. Doch hat er darum nie und nirgend der deutschen Sprache Gewalt angethan, und seine Verse können als Muster ionischer Lieblichkeit gelten. Es ist etwas Eigenes, ein magischer Reiz darin verborgen. Wir glauben eine fremde niegehörte und doch wunderbar dem Herzen vertraute, innig rührende Musik zu vernehmen. Die Gegenstände dieser Gedichte sind Liebe, Freundschaft, Natur, vor Allem aber jene tiefglühende Sehnsucht jeder Dichterbrust. Diese Sehnsucht tritt uns hier mit einer Wahrheit, mit einem Schmerz entgegen, die unser Innerstes erschüttern. Wir werden an die furchtbaren Töne des gefesselten Prometheus erinnert. Das Gefühl der gefesselten Kraft ist das Herrschende, und wenn es sich in den stärksten, ergreifendsten Tönen ausgesprochen, schmilzt es in milde Wehmuth hin. Von diesem gewaltigen Charakter sind die Gedichte, das Schicksal, der Genius der Kühnheit, der gefesselte Strom, die Eichbäume. Ein herzzerreißender Schmerz liegt in dem Gedicht, der blinde Sänger. In der leisesten sanftesten Wehmuth ist aber die lange Elegie, der Archipelagus, wie seufzend hingehaucht. Eine wunderbare Neigung lenkt die Sehnsucht des Dichters nach Griechenland. Auf den sonnenhellen Inseln Joniens ruht sein Geist aus, und hier wird seine Klage sanfter, wenn er in die Laute Homers und des Alcäus greift. Doch der wilde Sturm in seinem Innern läßt ihn nicht ruhen. Zulezt, denn dieses sind die spätesten Gedichte, bricht diese flammentrunkene Seele in wilde kühne Dithyramben aus, die mit aller Grazie des Erhabenen sich schmücken, furchtbar schön. Diese Gedichte sind überschrieben Andenken, die Wanderung, der Rhein, Hyperions Schicksalslied. Der Rhein ist das gewaltigste und schönste Gedicht der ganzen Sammlung, nur zu lang, als daß wir hier mehr als folgenden Auszug daraus geben könnten:

Jezt aber, drinn im Gebirg,
Tief unter den silbernen Gipfeln,
Und unter fröhlichem Grün,
Wo die Wälder schauernd zu ihm
Und der Felsen Häupter übereinander
Hinabschaun, tagelang, dort
Im kältesten Abgrund hört'
Ich um Erlösung jammern

Digitized by Google

Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt,
Und die Mutter Erd' anklagt',
Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
Erbarmend die Eltern, doch
Die Sterblichen flohn von dem Ort,
Denn furchtbar war, da lichtlos er
In den Fesseln sich wälzte,
Das Rasen des Halbgotts.

Die Stimme war's des edelsten der Ströme,
Des freygebornen Rheins,
Und anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
Dem Tessin und dem Rhodanus,
Er schied und wandern wollt', und ungeduldig ihn
Nach Asia trieb die königliche Seele.
Doch unverständig ist
Das Wünschen vor dem Schicksal.
Die Blindesten aber
Sind Göttersöhne, denn es kennt der Mensch
Sein Haus und dem Thier ward, wo
Es bauen solle, doch jenen ist
Der Fehl, daß sie nicht wissen wohin?
In die unerfahrene Seele gegeben.

Ein Räthsel ist Reinentsprungenes. Auch
Der Gesang kaum darf es enthüllen. Denn
Wie Du anfiengst, wirst Du bleiben,
So viel auch wirket die Noth
Und die Zucht, das Meiste nämlich
Vermag die Geburt
Und der Lichtstrahl, der
Dem Neugebornen begegnet.
Wo aber ist einer,
Um frey zu bleiben
Sein Leben lang und des Herzens Wunsch
Allein zu erfüllen, so
Aus himmlischgünstigen Höh'n
Und so aus reinstem Schooße
Glücklich geboren, wie jener.
Drum ist ein Jauchzen sein Wort,
Nicht liebt er, wie andere Kinder
In Wickelbanden zu weinen;
Und wenn, wo die Ufer sich ihm
An die Seiten schleichen, die krummen,
Und durstig umwindend ihn,
Den Unbedachten, zu ziehen
Und wohl zu behüten begehren
Im eigenen Schlunde, lachend,
Zerreißt er die Schlangen und stürzt
Mit der Beut', und wenn in der Eil'
Ein Größerer ihn nicht zähmt,
Ihn wachsen läßt, wie der Bliz muß er
Die Erde spalten, und wie Bezauberte fliehn
Die Wälder ihm nach und zusammensinkend die Berge.

Den Schluß des Ganzen macht ein unvollendet gebliebenes Trauerspiel, **der Tod des Empedokles**. Dieser Grieche stürzte sich in den Feuerschlund des Aetna, und so spricht auch hier wieder die kühne, schöne, in ihrer Zerrissenheit noch so erhabene Seele des Dichters sich aus. Er selbst fühlte, daß sein Weg von dem gewöhnlichen Pfade der Menge abführte, und er drückt sich darüber auf eine rührende Weise aus, in dem Gedicht:

Stimme des Volks.

Du seyest Gottes Stimme, so ahndet' ich
In heil'ger Jugend; ja, und ich sag es noch. —
Um meine Weisheit unbekümmert
Rauschen die Wasser doch auch, und dennoch

Hör ich sie gern, und öfters bewegen sie
Und stärken mir das Herz, die Gewaltigen;
Und meine Bahn nicht, aber richtig
Wandeln in's Meer sie die Bahn hinunter.

Allein er ist des eigenen Werthes stolz sich bewußt:

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplaz taugt,
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen,
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

Und er weiß, was das Loos des Schönen ist auf Erden:

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch,
Drum bleibe dieß. Ein Sohn der Erde
Bin ich; zu lieben gemacht, zu leiden.

Er ahnet ein trauriges Loos, doch jenseits seiner Nacht schimmert ihm ein helles Licht.

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich ist, besteht.

Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand
Und herrlicher und freyer walle
Mein Geist in's unbekannte Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonnen lezte ringe,
Genährt vom Siege dieses Herz!

Man kann von Hölderlin sagen, er sey nicht nur ein Dichter, sondern auch selbst ein Gedicht. Sein Gemüth gehört zu den seltenen, die von Natur poetisch sind und in jeder Aeußerung Poesie athmen, wie die Blume den beständigen und eigenthümlichen Duft. Er denkt auf nichts Poetisches, er bemüht sich nicht, es zu machen, es zu künsteln, er ist es schon. Er strahlt das poetische Feuer nur von innen aus, er läßt es brennen in kunstlosen, ja in wilden Flammen, bis es sich selbst verzehrt hat. Seine Seele ist eine zartbesaitete Aeolsharfe, erst leise melodisch vom Winde bewegt, dann vom Sturm gepackt und unter furchtbaren, doch immer noch schönen Klängen zerrissen. Wenn je ein Dichter gefühlt hat, was er singt, so ist es dieser. Im Strome seiner Lieder ist jeder Tropfen aus seinem innersten Herzen entsprungen.

Hölderlins glühende verzehrende Leidenschaft ist eine seltene Erscheinung in unserer lyrischen Welt, in der gewöhnlich nur sehr zahme Leidenschaften in elegischen

Digitized by Google

Liebesklagen laut werden. Es gibt der Salvator Rosas so wenige in der lyrischen Poesie, als in der Malerey. Unsere Dichter sind größtentheils zufriedene Leute, die Jahr aus Jahr ein Frühling, Wein und Liebe preisen, und oft sogar den Liebesjammer nur erkünsteln. Unter der Masse der neuern Lyriker stößt uns sogleich einer auf, der gegen Hölderlin auf's Lebhafteste contrastirt. In den Gedichten von Hoffmann von Fallersleben (Breslau bey Grüson, 1827) spricht sich ein stilles in sich selbst vergnügtes, in Scherz und Leid gleich mäßiges Gemüth aus. Der Dichter sagt von sich selbst:

Bin noch jung und guter Dinge.
Freue mich auch, daß ich's bin;
Wann ich rede, wann ich singe,
Immer kommt's aus heiterm Sinn.

Er liebt, wie gutmüthige Menschen pflegen, bloß aus Temperament, und gleichsam alles, was ihm vorkommt.

Mein Mädel lebet überall
In Wald, Gefild und Au,
Im Maigesang der Nachtigall
Und in des Himmels Blau.

Drum wird's dem Sänger auch so leicht,
Zu Liebeslust gestimmt,
Er singt, was nur sein Aug' erreicht,
Und was sein Ohr vernimmt.

Er verwundert sich selbst über diese Allerweltsliebe oder Simultanliebe, wie sie Jean Paul einmal genannt hat.

Ich ärg're mich so stumm und dumm,
Daß ich so vieles liebe,
Das geht mir so im Kopf herum,
Ich liebe selbst die Liebe.

Der größte Theil seiner Gedichte besingt die Natur in ihren sanftesten Erscheinungen, Frühling, Thau, Rosen u. s. w. fast immer in Beziehung auf Liebe, dann die Liebe selbst, wieder in ihren sanftesten Regungen, gewissermaßen furchtsam, und ein wenig allzu tändelnd und leise, sanguinisch flatternd von Blume zu Blume, kaum wagend, daran zu nippen, wie ein Schmetterling. Der Mangel an Kraft, Feuer und Leidenschaft wird aber besonders in den Wein- und Soldatenliedern bemerklich, die sich niemals zur rechten bacchischen und kriegerischen Lust erheben wollen. Er versucht, im Ton eines alten deutschen Landsknechts zu singen, aber es klingt gerade so, als ob ein junger zahmer deutscher Literator sänge, der kein anderes Pulver gerochen, als Dintenpulver. Er hätte sich in das Gebiet des alten rostigen Eisens und der alten Knasterbärte nicht wagen sollen. Seine Landsknechte denken vor dem Humpen oder vor den feindlichen Kanonen immer nur an ihre Schätzchen daheim, und sind gar zahm. Glücklicher ist er in der originellen Manier seiner „Maikäferiade oder Lieben, Lust und Leben der Maikäfer.“ Dieß ist ein Cyclus von kleinen romanzenähnlichen Liedchen, worin die Maikäfer die Helden und die blühende Frühlingswelt die Scenen darstellen. Hier hat das spielende, mit dem Zarten, Kleinen sich vergnügende Talent des Verfassers sein rechtes Feld gefunden. Mit etwas mehr Auswahl und Geschmack hätte sein scherzhaftes Heldengedicht sich zu der Lieblichkeit des Elfenlebens in Shakspeares Sommernachtstraum erheben können. Folgendes Liedchen erinnert einigermaßen daran:

Wir wollen die Braut begraben,
Sechs Schröterlein müssen sie tragen,
Wir andern, wir folgen und klagen.

Wer spielet und singet zur Trauer?
Heuschrecken, und Heimchen, und Grillen,
Sie zirpen und gillen und schrillen.

Wo bleiben die Fackelträger?
Johanniswürmchen im Dunkeln,
Sie kommen und leuchten und funkeln.

Wo ist der Pfaff von der Rose?
Mit goldenem Mantel umwunden,
Hat er sich hier eingefunden.

Er lieset vom Rosenblättchen:
Die gute, die edele Fraue,
Sie starb am kühlen Thaue.

Als zwanzig Maiennächte —
Gott müsse die Seele behüten
Im Reiche der ewigen Blüthen.

Gott müsse die Seele behüten,
Wo unsere Väter hinkamen!
Nun betet und saget: Amen.

Zeitgeschichte.

Lettres sur la Grèce, notes et chants populaires extraits du portefeuille du colonel Voutier. Paris 1826. XXXI 224.

Nicht ohne mannigfaches Interesse ist vorliegende Broschüre für diejenigen, welche mit den einzelnen Begebenheiten der griechischen Revolution vertraut sind oder an der Person des von der griechischen Regierung im J. 1823 zum Oberst ernannten französischen Philhellenen Voutier selbst besonderen Theil nehmen. Es ist derselbe, der im J. 1823 die in Deutschland nach Verdienst gewürdigten „Mémoires sur la guerre actuelle des Grecs“ herausgab. V. hatte nach seinem ersten Aufenthalte in Griechenland dasselbe in der ersten Hälfte des J. 1823 verlassen, kehrte aber zu Anfang 1824 dahin zurück und blieb daselbst bis zu Ende desselben Jahres, wo ihn eine heftige Krankheit nach Frankreich zurückzukehren nöthigte, von wo er aber in sechs Monaten nach Griechenland zurückkommen wollte. Auf jener Reise nun nach Griechenland (über Rom und die jonischen Inseln) und während seines Aufenthalts daselbst bis December 1824 sind die hier mitgetheilten Briefe größtentheils von Missolonghi, wo er, im Mai, landete, und von Argos und Napoli aus geschrieben worden, und es scheint kein Grund vorhanden

Digitized by Google

zu zweifeln, daß sie so, wie sie hier mitgetheilt, auch geschrieben worden seyen. Der Inhalt ist natürlich gar verschieden, nicht immer in Beziehung auf Griechenland und dessen Revolution, indeß im Ganzen und Einzelnen von Interesse und nicht ohne Nutzen auch für die Geschichte der innern und äußern Begebenheiten in Griechenland. Der Oberst Voutier hielt es für „important, de mettre au jour tous les renseignemens, tous les faits, toutes les notions propres à faire connaître l'état, les ressources, les hommes, la situation civile et militaire de la Grèce, und dieß war es, was ihn zur öffentlichen Bekanntmachung der Lettres bestimmte. Namentlich will Rec. erwähnen, daß der Leser, außer einzelnen Ereignissen in Griechenland im J. 1824, manches Interessante über Englands Einfluß auf die Angelegenheiten Griechenlands findet, über Lord Byron (bald nach dessen Tode kam V. nach Missolonghi), über den er, neben sehr wichtigen Bemerkungen, doch nicht ganz unbefangen und ruhig urtheilt, über die englische Anleihe vom J. 1824 (die verzögerte Ankunft dieser Gelder hatte äußerst nachtheiligen Einfluß auf den Feldzug des Jahres 1824 und zog manche bedeutende Verluste der Griechen nach sich), und über mehrere Beyspiele, wie die von den europäischen Mächten in dem gr. Kampfe proklamirte Neutralität beobachtet worden. Sehr richtig ist im Ganzen das Urtheil über Stanhope, mit dem V. zu gleicher Zeit in Griechenland war, und über einzelne seiner Urtheile (S. 65. 66. 116.), und besonders kommt das, was über dessen Ansicht von Odysseus gesagt wird, auf das hinaus, was Rec. in der Anzeige der Briefsammlung des Obersten Stanhope in diesen Blättern (1826. Nr. 51.) ausgesprochen hat. Den Briefen voransteht eine zur Kenntniß der Art der Kriegführung in Griechenland und der dortigen militärischen Verhältnisse sehr lehrreiche „Notice sur les troupes régulières de la Grèce," aus welcher Rec. hier, zur Beachtung Aller für Griechenland sich wahrhaft Interessirenden, besonders der Griechenvereine, nur folgendes aushebt: „C'est vers l'organisation des forces navales de la Grèce, qu'il faudrait tourner ses soins et son attention: c'est à l'empire de la mer que tiennent les destinées de la Grèce." Ferner sind sogenannte pièces justificatives angehängt, von denen indeß nur die wenigsten allgemeines Interesse haben, die meisten dagegen wohl nur zur Legitimation des Obersten Voutier (vergl. Vorrede S. VIII. IX.) bekannt gemacht worden sind. Wichtiger sind aber die S. 193 ff. im Originale, mit einer französischen Uebersetzung, mitgetheilten, von V. an Ort und Stelle gesammelten Chants populaires, größtentheils κλεφτικὰ τραγούδια, an der Zahl sieben, alle, wie es scheint, aus der Zeit der gegenwärtigen Revolution, wobey nur das zu bedauern ist, daß theils das Original nicht ganz fehlerlos, auch die Uebersetzung nicht durchaus richtig ist, theils nicht, wie in Fauriels Sammlung, historische Erklärungen zum bessern Verständniß der einzelnen Lieder hin und wieder hinzugefügt sind.

Geschichts-Literatur.

Jahrbuch der gesammten Literatur und Ereignisse, betreffend die Erdbeschreibung, Geschlechter-, Wappen-, Münz- und Staatenkunde, die Staatswissenschaft, Zeitrechnung, politische Geschichte und Archäologie von 1824 und 1825. Von Ernst Gabriel Woltersdorf, Prof. Berlin, bey Ludwig Oehmigke, 1826. 556 S. 8.

Wir finden in diesem schätzbaren Werke die Titel aller in den Jahren 1824 und 1825 im In- und Auslande erschienenen, die Geschichte und deren Hülfswissenschaften betreffenden Bücher und Abhandlungen mit unsäglichem Fleiße gesammelt, systematisch geordnet, und mit einem kurzen Urtheil begleitet. Ihre Zahl beläuft sich auf mehr als 5000, und nur in zwey Jahren. Daraus ersieht man schon, welche Mühe der Verfasser für uns übernommen hat. Wenn sich auch die größern Werke in den gewöhnlichen Bücherverzeichnissen genannt finden, so sind sie doch nicht nach Fächern und Unterabtheilungen bequem geordnet, und die vielen in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze, die oft so wichtig sind, als ein Buch, entziehen sich bey der großen Menge der Journale sehr leicht dem Blicke. Ohne Zweifel werden diese Jahrbücher fortgesezt werden, und es wäre sehr zu wünschen, daß in dieser Art auch alle andern Fächer der Literatur für den Ueberblick geordnet würden, besonders in Rücksicht auf die Journalartikel, die man in ähnlichen encyclopädischen Sammlungen bisher unbeachtet gelassen hat. Auch ein kurzes Urtheil wird jedem Nachschlagenden erwünscht seyn, wenn es so unpartheyisch ist, wie das des Herrn Prof. Woltersdorf.

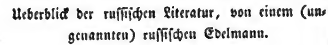
In der vorliegenden Sammlung ist die geschichtliche Literatur zunächst nach den Hauptvölkern eingetheilt. Wir finden allgemeine Geschichten von Rußland 5, von Frankreich 9, von England 13, von Deutschland 20, die sämmtlich in den genannten zwey Jahren erschienen sind. Warum beurtheilen unsere gelehrten Journale alle diese einen Gegenstand behandelnden Werke nicht gleich mit einander in Masse? Sie könnten sich dadurch Raum ersparen und das Urtheil durch die Vergleichung schärfen. Wenn Jahrbücher, wie das vorliegende, immer zur rechten Zeit erschienen, so würden sie den Recensenten glücklich in die Hände arbeiten und der Unordnung vorbeugen, über die man sich so häufig beklagt, da viele Werke gar nicht und die übrigen so sehr zerstreut recensirt werden.

Digitized by Google

Nr. 17.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 27. Februar 1827.



Ueberblick der russischen Literatur, von einem (ungenannten) russischen Edelmann.

Auszug aus dem Französischen.

Die russische Sprache ist, wie viele andere, eine Tochter der slavischen, das heißt der Sprache, welche zur Uebersetzung des Evangeliums und anderer heiligen Bücher diente, wiewohl auch diese schon nach der Ansicht vieler Gelehrten ursprünglich nur eine Mundart war. Zwey griechische Mönche, Methodios und Konstantinos oder Kyrillos, welche im Jahre 863 von Konstantinopel nach Mähren geschickt wurden, um dort die christliche Religion zu predigen, erfanden das slavische Alphabet und übersetzten das Evangelium, die Apostel und andere Theile der Bibel in's Slavische, so daß dieses sich nach einer reichen und gelehrten Sprache bildete. Die älteste Abschrift dieser Uebersetzungen, vom Jahre 1056, ist in der kaiserl. Bibliothek zu Petersburg; seitdem sind durch Abschreiben, und um die Sprache der heiligen Schriften der eigentlichen russischen näher zu bringen, viele Veränderungen hineingerathen. Das Slavische der heiligen Schrift ist der heutigen servischen sehr ähnlich. Der Russe versteht bey einiger Aufmerksamkeit die auf slavisch geschriebenen Bücher. Das Russische wird am reinsten in Moskau und der Umgegend gesprochen; von den andern Mundarten ist die hauptsächlichste die von Klein Rußland, welche die Mitte zwischen dem Russischen und Polnischen hält. Die Bewohner von Archangel und Astrachan können sich mit Leichtigkeit unterreden, und der Grund davon soll im Lesen der heiligen Bücher und dem allgemeinen Gebrauch der slavischen Sprache beym Gottesdienst liegen.

Ihren Ursprung dankt die russische Nation den Normannen, welche im Jahre 862 vom Ufer der Ostsee mit ihren Fürsten, Rurik und seinen beyden Brüdern, zu den zwischen Nowgorod und Kieff wohnenden Slaven kamen. Rurik's Abkömmlinge setzten ihr kriegerisches Leben fort, und kamen mit Beute beladen von den Thoren Konstantinopels zurück. Der Urenkel Rurik's, Wladimir, nahm 988 die Taufe und machte die christliche Religion zur herrschenden in Rußland. Griechische Mönche brachten die erwähnten Uebersetzungen, und derselbe Wladimir stiftete die erste Schule in seinem Reiche. Sein Sohn Jaroslaff brachte die Herrlichkeit des Reichs zu einer Höhe, welcher damals nichts gleichkam. Zu Anfang des eilften Jahrhunderts, als ganz Europa noch kaum aus der Finsterniß, womit es ein halbes Jahrtausend bedeckt war, hervorzutreten begann, stand Rußland in fortwährendem Verhältniß mit Griechenland, damals dem einzigen Zufluchtsort der Künste und Wissenschaften. Jaroslaffs erster Sohn vermählte sich mit der Tochter Harald's von England, der zweyte mit des polnischen Königs Casimir Schwester, der dritte mit der Schwester des regierenden Bischofs zu Trier, der vierte mit der Tochter von Konstantinos Monomachos, Kaiser zu Konstantinopel. Seine erste Tochter heirathete einen König von Norwegen, die dritte einen König von Ungarn; und die zweyte, Anna, vermählte sich mit Heinrich I. von Frankreich; ihr Sohn Philipp I. war Vorfahr von Ludwig IX. Wäre Rußland so ruhmvoll fortgeschritten, gewiß hätten sich die griechischen Gelehrten, welche zur Zeit der Eroberung von Konstantinopel ihr Vaterland verlassen mußten, am liebsten zu ihren Religionsbrüdern, den Russen, geflüchtet; der Norden wäre dem Süden in der Kultur vorangegangen. Aber Jaroslaff theilte das Reich unter seine Söhne; innere Kriege schwächten die Kräfte des Volkes, bis 1223 die Mongolen oder Tartaren mit Feuer und Schwert verheerten, was die Wuth innerer Zwietracht verschont hatte. Ihre barbarische Herrschaft lastete fast zwey Jahrhunderte auf dem unglücklichen Rußland, und auf lange verlöschte das Licht, welches eben angefacht war; die Sitten der Nation änderten sich, die Frauen kamen um ihre Freyheit, die Männer wurden feige und abergläubisch, die Regierung despotisch und grausam.

Diese Zeit der Unwissenheit hinterließ wenige literarische Denkmäler, zerstörte vielmehr die früheren. Doch ist das Gesetzbuch, welches man Jaroslaff und seinen Söhnen beylegt, merkwürdig in Hinsicht der Sprache und des Gerichtswesens, welches im 9ten Jahrhundert in

Digitized by Google

allen von den Normannen bewohnten Ländern in Gebrauch war. — Die Nestorianische Chronik, welche die ganze Zeit von der Entstehung der russischen Nation bis zum zwölften Jahrhundert, in welchem der Verfasser starb, begreift, ist ein kostbares Denkmal für die Russen und die slavischen Völker (herausgegeben von Schlözer, zu Göttingen); sie ist fast ohne Unterbrechung von andern, meist dem Namen nach unbekannten, bis zum 17ten Jahrhundert fortgesezt. — Das Gedicht über das Heer Igur's gehört auch dem 12ten Jahrhundert an. Es besingt den Heldenmuth dieses Fürsten von Nowgorod-Sewersky, seine Niederlage durch die damals am Don wohnenden Polowzen, seine Gefangenschaft bey diesem Barbarenvolke, desselben Rückkehr nach Rußland; und verdient durch seine Originalität, die Kühnheit der Bilder und den der Dichtung aller jugendlichen Völker eigenthümlichen Reichthum der Einbildungskraft ganz besondere Aufmerksamkeit. *) Des Verf. Name ist unbekannt; des ältern Dichters Bojane Schriften sind verloren. — Die Ueberlieferung hat unter dem russischen Volke eine Menge Lieder aufbewahrt, welche man der Zeit der Tartarenherrschaft zuschreibt. In einigen dieser Lieder, welche voll Naivetät und Gefühl sind, kommen Refrains vor, welche auf heidnische Bräuche Bezug haben. Andere preisen den Glanz von Wladimir's Hof und die Thaten seiner Waffengefährten. Hierin hat die Zeit dieses Fürsten das Ansehen der Fabel, wie Karls des Großen Regierung in den Romanen des Mittelalters. Es fehlt nur den Ueberlieferungen ein Ariost. Ist wirklich das Wundersame in den Romanen der Ritter von der Tafelrunde und von den zwölf französischen Paladins durch Odin von Asien nach Skandinavien gebracht worden und von da nach England und Frankreich gelangt, so könnte dasselbe zur Zeit der normännischen Ansiedlung nach Rußland gekommen seyn.

Langsam ging die Befreyung von den Tartaren vor sich; erst der Großfürst Johann III. in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts war freyer Selbstherrscher von ganz Rußland. Botschafter des Pabstes, des deutschen Kaisers, der Könige von Polen und Dänemark, vom Freystaate Venedig kamen nach Moskau; man führte diese aber von der Grenze mit asiatischer Pracht nach der Hauptstadt, ohne die Einwohner in Verhältnisse mit ihnen treten zu lassen. Durch Aufhebung der republikanischen Verwaltung von Nowgorod, welches noch Verbindungen mit den Hansestädten hatte, war Rußland von allen civilisirten Völkern Europa's getrennt; denn die Architekten, Aerzte und andere aus der Fremde blieben ohne weiteren Einfluß. Johann IV. legte Schulen und die erste Buchdruckerey in seinem Reiche (1553) an, aber die Musen flohen beym Anblick seiner Gräuel, und wenn auch Boris Godonnoff durch Beyziehen fremder Gelehrten und dadurch, daß er junge edle Russen in der Fremde ihre Studien machen ließ, einige Hoffnung gab, so folgte doch hierauf eine tiefe Nacht. Alexis versuchte endlich, was Peter der Große vollendete; er ließ ein Schiff bauen, welches freylich von den Kosacken bey der Einnahme von Astrachan verbrannt wurde, bildete ein disciplinirtes Heer, legte Fabriken an, ließ fremde Officiere und Handwerker kommen; aber die Russen flohen ihre Gemeinschaft.

Dieser Zeitraum ist in Hinsicht der Literatur merkwürdig durch den Einfluß, welchen die Geistlichkeit von Klein- und Weiß-Rußland, unterrichteter als die des eigentlichen Rußlands, ausübte, und welcher für die Literatur nützlich, für die Sprache schädlich war. Zur Zeit der Vereinigung mit dem Mutterlande besaß Kieff schon eine geistliche Akademie; deßgleichen ward durch den Czar Theodor 1682 eine zu Moskau gestiftet. Er hatte große Liebe für Dichtung und Musik. Sein Lehrer, der Mönch Simeon aus Polozk, war einer der besten Dichter seiner Zeit, und Verfasser der von der Prinzessin Sophie und den jungen adelichen Herrn und Damen ihres Gefolges bey Hofe aufgeführten Dramen; die Prinzessin selbst arbeitete für das Theater. Die dramatische Kunst war kurz vor diesem Zeitraum in Rußland bekannt worden. Den ersten Begriff davon gaben die Studenten der Akademie von Kieff, welche während der Ferien in den südlichen russischen Provinzen Dramen aus der heiligen Schrift aufführten. Die Moskauer Akademie ahmte dieß nach, und so kamen sie an den Hof. Auf diese Weise offenbarte sich die Liebe zur Kunst; aber für den Geist Peters des Großen war dieser Gang zu langsam; warum geduldete er sich nicht, sie allmählich entwickeln zu sehen, und ohne daß alles Nationale darin ausgetilgt wurde? Er studirte die Arzneywissenschaft, Architektur, Mathematik, besonders aber die Schiffbaukunst. Die 36 Jahre seiner Regierung gestalten sein ganzes Reich um; die Hauptstadt wird nach einer unlängst ihr unbekannten Gegend verlegt, sein Heer mit europäischer Kriegszucht siegt über den größten Feldherrn der Zeit; seine Flagge wird von allen Seemächten geehrt, der Boden ist voll von Fabriken und Manufakturen, der Handel öffnet sich neue Wege, das Kaspische Meer wird mit der Ostsee vereint, die Unterthanen erlernen in ganz Europa Künste und Wissenschaften, im Lande finden die Fremden Aufnahme und Auszeichnung, der Jugend wird fast in allen Städten Belehrung zu Theil. Buchdruckereyen blühen zu Petersburg auf, und in einem abgeänderten Alphabet erscheinen Uebersetzungen ausländischer Werke zum Gebrauch der neuen 51 Schulen, ungerechnet die 26 für die Geistlichkeit, die 58 für das Heer und einer andern für das Seewesen. Auch legte er eine naturhistorische Sammlung und eine öffent-

*) S. Lit. Bl. von 1826. Nr. 89.

Digitized by Google

liche Bibliothek an, und nur sein Tod (1725) hinderte ihn an der Stiftung einer Akademie der Wissenschaften nach Leibnitzens Plan. Aber Katharina I. gab bald dieser durch Euler und Müller so berühmt gewordenen Anstalt ihr Entstehen, und Anna der Kadettenschule, woraus der Marschall Rumianzoff und die Dichter Sumarokoff und Oseroff hervorgingen.

Von dem Vorwurfe, welcher in der Mitte des 17ten Jahrhunderts Klein- und Weiß-Rußland trifft, ist besonders Demetrius, Erzbischof von Rostoff, frey, dessen (slavische) Sprache als Muster gilt. Er verfaßte unter andern geistreiche Dramen, welche in seinem Bisthum von den Studenten der Theologie aufgeführt wurden. Unter Peter kamen mit den Sitten und Kenntnissen fremde Wörter aller Nationen nach Rußland. Dieß Chaos herrscht in allen Schriften aus dem Anfang des 18ten Jahrhunderts. Auch der Erzbischof Theophanes, der Vater russischer Kirchenberedtsamkeit, ist nicht ganz frey davon. Seine Gedichte sind vergessen, die Epistel an den berühmten Kantemir ausgenommen. — Fürst Kantemir, geboren zu Konstantinopel, und 4 Jahr alt mit seinem Vater, welcher Hospodar in der Moldau war, nach Rußland gekommen, darauf außerordentlicher Botschafter erst in England, dann in Frankreich (starb zu Paris 1744 im Alter von 36 Jahren) hatte mehrere alte und neue Sprachen inne, ist aber mehr durch seine originellen Dichtungen und besonders durch die Satyren bekannt, worin er mit Erfolg, und ohne zu copiren, Horaz und Boileau nachahmt. Sein Styl ist etwas veraltet, das Versmaß beruht auf der Zahl der Sylben.

Den Rhythmus der Griechen und Römer führte zuerst Trediakofski ein, er ward aber erst durch Lomonossoff allgemein. Ersterem hat sein Lehrer Rollin Kenntnisse und Arbeitsliebe eingeflößt, Genie war ihm nicht zu geben. Katharina II. ließ als Strafe Verse desselben auswendig lernen. Lomonossoff aber würde hinreichen, ein ganzes Jahrhundert zu verherrlichen. Schon in seiner ersten Ode (über die Einnahme von Chotin, 1739) bewunderte man die Harmonie der Jamben, den schönen reinen Styl, den lyrischen Schwung. Er war damals 28 Jahr alt und befand sich in Deutschland. Unter dem eiskalten Himmel von Archangel in einer Fischerhütte geboren, begab er sich vom väterlichen Erwerb nach Moskau, ward später nach Deutschland zu Wolf geschickt, und lehrte von 1741 an bis zu seinem Tode (1765) zu Petersburg Chemie und andere Naturwissenschaften. Seine physikalischen, chemischen, geognostischen, astronomischen Schriften sind von keinem Nutzen mehr. Aber er war der erste, welcher eine russische Grammatik verfertigte, der Sprache ihre Reinheit gab und die Regeln des Styles festsezte. Die lyrischen Gedichte und die akademischen Reden sind seine besten Arbeiten; er hatte das Griechische, Lateinische, Französische und Deutsche inne und bereicherte die russische Literatur mit Uebersetzungen; weniger Erfolg hatten seine epischen und tragischen Versuche. Der einzige Dichter, welcher bey seinen Lebzeiten ihm nachahmen konnte, war der jungverstorbene Popofsky, dessen Meisterwerk die Uebersetzung in Versen von Pope's Versuch über den Menschen ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Böhmische Literatur.

Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Erster Jahrgang. Januar. Prag, im Verlag des böhmischen Museums. 1827. 96 S. 8.

Wer möchte den Nutzen läugnen, den Zeitschriften, diese Erfindung neuerer Zeiten, durch schnelle Verbreitung der Ideen schon gestiftet haben? Freylich ist der Unterschied unter ihnen sehr groß, und während einige und eigentlich die meisten im wörtlichen Verstande Ephemeren sind, erheben sich andere zu Jahrbüchern der Wissenschaft, die man nach längerer Zeit selbst mit Nutzen zu Rathe zieht. Die oben angekündigte Monatschrift gehört in die Reihe der lezteren; denn durch sie will sich (wie es das Vorwort besagt) die Gesellschaft des böhmischen Museums, dieser vor acht Jahren entstandenen, nun immer mehr und mehr emporblühenden Anstalt, in eine innigere vielseitigere geistige Berührung mit der Nation setzen. Dieser Monatschrift geht zur Seite eine andere in böhmischer Sprache in vierteljährigen Heften, die mit eigenen Originalaufsätzen ausgestattet wird. Beyde Zeitschriften werden, wie das Museum selbst, vorzugsweise eine vaterländische Tendenz festhalten. Sie werden alles Historische sammeln, was im Leben, so wie in der Wissenschaft und der Kunst die Nation berührt, oder von ihr erstrebt worden ist; sie werden den vielfach gewünschten Vereinpunkt für die gesammte literärische Thätigkeit in Böhmen bieten.

Die Redaktion der beyden Zeitschriften besorgt, im Einverständniß mit einem aus der Mitte des Ausschusses der Gesellschaft gebildeten Comité, der böhmische Literator Franz Palazky. Die Monatschrift beginnt mit drey Bruchstücken aus dem epischen Gedichte: Wlasta oder der böhmische Mädchenkrieg von Karl Egon Ebert. Des Verfassers Gedichte (Prag bey Kronberger und Weber 1824) haben überall ehrenvolle Anerkennung gefunden. Das zweyte Bruchstück dieses

Digitized by Google

nationellen Heldengedichts schildert, wie die Anführerin der böhmischen Amazonen, in der Verfolgung eines Hirsches begriffen, plötzlich im Walde mit Primislaus, dem Böhmenherzog, zusammentrifft, für den ihr der Dichter eine geheime Neigung zutheilt, wodurch das Wilde ihres Charakters, das sonst unerträglich wäre, gemildert wird. — Im dritten Bruchstück beschreibt der Dichter den Kampf der Wlasta mit dem ries'gen Samoslaus und das Unterliegen des leztern auf eine originelle Weise, welche doch nach den vielen Beschreibungen von Kämpfen, die schon epische Dichter geliefert haben, nicht leicht zu erreichen ist. Ueberhaupt leuchtet aus den mitgetheilten Proben ein glänzendes episches Talent hervor, und wir freuen uns auf die Erscheinung des ganzen Gedichts. —

Der darauf folgende Beytrag zur Geschichte des großen Zwischenreichs in Böhmen in den Jahren 1439 — 1453, enthaltend die Verhandlungen über die neue Königswahl, im Jahre 1440 von Franz Palazky einfach und prunklos geschrieben, wie es dem wahren Geschichtschreiber geziemt, bringt Licht in diesen noch zu wenig aufgeklärten Zeitraum der böhmischen Geschichte, zu welchem Endzwecke der Verfasser die Archive in Wittingau, Neuhaus u. a. m. benüzte. Kritische Bemerkungen und urkundliche Belege zu diesem Aufsatze werden im nächsten Hefte folgen.

Hierauf theilt Joseph Wenzig acht Sonnette mit, übersezt aus dem Böhmischen des J. Kollar. Kollar (in Ungarn lebend) ist der bedeutendste neu-böhmische Dichter, aus dessen herrlichem Werke: Wlastislawa, einem Kranz von Sonnetten, diese Proben genommen sind. Weil wir uns nicht erinnern, irgendwo eine deutsche Uebersetzung eines neu-böhmischen Gedichts gelesen zu haben, so glauben wir den Dank der Leser zu verdienen, wenn wir das achte Sonnett hersetzen:

Vernehmt mich, Berge, hohe Felsgesteine,
Und thürmt euch Berg auf Berg zur Wolkenbahn,
Erbaut mir eine Leiter himmelan,
Daß ich die Ferne schaue, die ich meyne:
Vernehmt mich, Berge, hohe Felsgesteine!

Vernehmt mich, Ström' im donnernden Vereine,
Eh' ihr dahinbraust in den Ocean,
Und tragt Ihr Hymnen zu im Liebeswahn,
Und diese trüben Thränen, die ich weine:
Vernehmt mich, Ström' im donnernden Vereine!

Was seyd ihr still geworden, Lüft' und Winde?
O wehet meine Seufzer hin zu Ihr,
Erbarmt euch meiner, eilet, eilt geschwinde:
Was seyd ihr still geworden, Lüft' und Winde?

Bringt mich zu Ihr, geheime Geisterheere,
Bringt mich zu Ihr hin, oder Sie zu mir,
Ob Sturm, ob Nacht, ob Schrecken es euch wehre:
Bringt mich zur Ihr, geheime Geisterheere.

Der große durch ganz Europa bekannte slavische Literator J. Dobrowsky untersucht mit gewohntem Scharfsinn: was die böhmische Geschichte durch die Monumenta Germaniae historica, welche die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde veranstaltet, wovon der erste Band bereits (Hannover 1826) erschien, gewinnt. —

Die Notizen über die Bevölkerung Prags von Dr. Franz Stelzig geben einige merkwürdige Resultate.

Noch erwähnen wir unter den Notizen eines Rückblicks auf die Leistungen der Prager Schaubühne im Jahre 1826. —

Alfrid.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— In einem kleinen Gedichte, Il Calomero (Mailand, b. Bettoni in Fol. m. K.) besingt der Graf Folchino Schizzi, der früherhin schon durch einige Schriften sowohl, als durch verschiedene seiner Vaterstadt Cremona geleistete Dienste seine Anhänglichkeit an die Sache der Völker und seine wohlthätige Theilnahme an dem Unglücke nothleidender Mitmenschen zu Tage gelegt hat, die architektonischen Denkmäler, womit die Erzherzogin Marie Luise in neuester Zeit ihre Staaten verziert hat. Indem er, von einem Freunde begleitet, über den Po sezt, schildert er die reizenden Ufer der kleinen aus diesem Flusse sich erhebenden Inseln. Am lautesten äußert sich sein Enthusiasmus beym Anblicke der über den Taro und über die Trebbia geschlagenen Brücken: auch des neuen Theaters zu Parma wird mit Bewunderung erwähnt.

— Für die beyden Jahre 1827 und 1828 hat das Athenäum zu Brescia als Preisaufgabe ausgesezt: Zu bestimmen, was die Architektur unter der Herrschaft der Longobarden gewesen sey; zu untersuchen, ob dieselbe einen absonderlichen Ursprung gehabt habe; ihre Eigenthümlichkeiten, zumal was die Construktion der Tempel, die Eintheilung der Gebäude, die äußern und innern Verzierungen und die Auswahl der Materialien betrifft, anzugeben, und endlich die vorzüglichsten Denkmäler zu benennen, die man ihr zu verdanken hat. Die Gelehrten aller Nationen werden zur Concurrenz eingeladen. Die in französischer, lateinischer oder italienischer Sprache abzufassenden Abhandlungen sind vor Ende 1827 an den Präsidenten des Athenäums einzugeben. Zugleich mit der Publikation des vorstehenden Programmes haben die Herausgeber der allgemeinen statistischen Annalen zu Mailand den Wunsch laut werden lassen, die sämmtlichen Anstalten, welche sich in Italien durch Subscriptionen zur Beförderung der Künste, Wissenschaften und Literatur gebildet haben, mit fortgesezter Thätigkeit und einer Beharrlichkeit, welche auf jeden Fall von Nutzen seyn müßte, zu ähnlichen Zwecken concurriren zu sehen. „Zu einer Zeit," sagen sie, „wo man den Kunstfleiß überall und auf mannigfaltige Art in Bewegung und eine edle Rivalität des Eifers für die öffentliche Wohlfahrt unter allen Menschenklassen aller Völker aufleben sieht, sollte es den sämmtlichen Athenäen, Aufmunterungs-Gesellschaften, Leseanstalten, u. s. w. ein Leichtes seyn, Gegenstände zur Behandlung sowohl als einige Hundert Francs zu jährlichen oder zweyjährigen Preisen aufzufinden, und auf jeden Fall müßte es ihnen zur Ehre gereichen, wenn sie auf diesem Wege zur Wohlfahrt ihres Landes beytragen würden."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 18.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 2. Merz 1827.

Zeitgeschichte.

Denkschrift, die Enthüllung eines Systems bezweckend, das die politische und religiöse Absicht hat, der Religion, der Gesellschaft und dem Throne den Untergang zu bereiten. Vom Grafen Montlosier. Aus dem Französischen. Mit einem Vorwort von Dr. H. E. G. Paulus, Großh. Bad. geheimen Kirchenrath. Stuttgart. Bey Gebrüder Franckh. 1826.

Bey dem großen Aufsehen, welches vorliegende Denkschrift nicht mit Unrecht in der politischen Welt erregt hat, dürfen wir voraussetzen, daß jedem unserer Leser dieselbe, als öffentliche, gegen die religiös-politischen Umtriebe in Frankreich gerichtete Anklageakte, schon längst bekannt sey. Aber es ist nicht allein dieser politische Gegenstand und Zweck der Schrift, welche unsere ganze Theilnahme in Anspruch nehmen, sondern bey weitem mehr noch die Art und Weise, wie der Verf. jenen behandelt und diesen verfolgt hat. Was nämlich Rechtsgelehrte, besonders Deutsche, zu tadeln geneigt seyn möchten: die Freyheit, mit welcher derselbe die äußere Form, die eine öffentliche Anklage erheischt, gebraucht, sie mit Geist und Leben erfüllt; — das eben ist es, was wir nicht genug rühmen können. Wir sind darauf gefaßt, einen verwickelten und bedenklichen Fall zu vernehmen, der schwer zu begreifen, über den noch schwerer ein Urtheil zu fassen seyn wird; aber alle Verwickelung löset sich vor unseren Augen wie von selbst auf, und wir stehen keinen Augenblick an, in den wiederkehrenden Ruf des Verf. einzustimmen: Consules videant, ne quid respublica detrimenti capiat. Wir erwarten umständliche Auseinandersetzungen, die nicht wohl festzuhalten und deßhalb geeignet sind, unsern Geist durch überangespannte Aufmerksamkeit zu ermüden; aber wir finden uns auf das angenehmste belehrt, ja bis an's Ende interessirt, als ob wir ein Werk der Poesie gelesen hätten. Und dennoch ist unsere Stimmung fortwährend eine ernste und der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene gewesen. Der Verf. hat bekanntlich nachgewiesen, daß die Congregationen, die seit der Restauration um sich gegriffen, royalistisch-religiöse Zwecke verfolgen und in der That alle politischen Interessen Frankreichs leiten, indem sie sich des Hofes, der Ministerien, der Polizey, der Posten, der Kammern und selbst eines großen Theiles des Mittelstandes zu versichern gewußt haben. Gleichwohl sind sie wiederum nur Instrumente in der Hand der Jesuiten, der Ultramontaner und selbst der gallikanisch-gesinnten Priesterschaft, indem diese drey sich widerstreitenden, geistlichen Partheyen alle darauf hinzwecken, (unter dem Vorwand, das Königthum und die Religion zu befördern) die geistliche Gewalt von der weltlichen Macht unabhängig zu machen, ja über diese zu erheben. Dieses Resultat geht aus einer einfachen Zusammenstellung weniger Thatsachen hervor, über welche erst das rechte Licht durch eine Charakteristik der genannten, vier religiösen Partheyen verbreitet wird, die der Verf. aus der Vergleichung des Princips und der es bewährenden Geschichte derselben gewonnen hat. Es ergibt sich, daß Jesuiten, Ultramontaner und Gallikaner, so wenig als der Papst selbst, je aufgegeben haben, die weltliche Macht, wo sie nur gekonnt, zu beherrschen, diese nur als ein Werkzeug in ihrer Hand, sich selbst aber als die allein herrschende Macht zu betrachten. Es zeigt sich, daß die Jesuiten zu Erreichung ihrer Plane schon vor und zu Ludwig's XIV. Zeiten Congregationen gebildet und den öffentlichen Unterricht an sich zu reißen getrachtet haben. Merkwürdig erschien uns die Nachweisung, daß jene Congregationen, deren Mitglied selbst Ludwig XIV. gewesen seyn soll, nie, selbst während der Revolution nicht, ganz aufgehört haben. Ueberhaupt zeichnet sich die ganze Denkschrift eben so sehr durch historische Haltung, als durch geistvolle Blicke in das Wesen der Menschen und Ereignisse aus, wie sich freylich von dem Verf., welcher die Revolution erlebt, zum Theil darin gehandelt und sie überlebt hat, kaum anders erwarten läßt. „In der konstituirenden Versammlung saß er auf der rechten Seite und vertheidigte die reine Feudalität. Später schrieb er ein Werk, worin er darthat, daß der Adel seit dem dreyzehnten Jahrhun-

Digitized by Google

dert immer mehr ausgeartet sey und somit sein Schicksal von 1789 selbst verschuldet habe. Obgleich selbst Royalist, hat er gewisse Royalisten doch schon häufig getadelt und zurechtgewiesen." Diese scheinbaren Widersprüche lösen sich auf, wenn man, auch in vorliegender Denkschrift, bemerkt, wie er den wesentlichen Charakter und Werth von Handlungen, wie von Institutionen, stets zu unterscheiden weiß von deren Uebertreibung und Ausartung. So heftig er zum Beyspiel jede priesterliche Anmaßung angreift und zurückweiset, so ganz ist er doch von Achtung vor der Würde der Religion und selbst der Priester erfüllt, sobald diese lezteren ihren heiligen Wirkungskreis nicht überschreiten. Aus dieser stets wachenden, nie zu störenden Besonnenheit, deren sich der Verf. rühmen darf, so wie aus seiner ächtreligiösen und sittlichen Sinnesweise, erklären wir uns, daß es demselben besser als manchem protestantischen Schriftsteller gelungen ist, das Wesen der Religion und Kirchlichkeit, christlicher und priesterlicher Frömmigkeit in ihren mannigfaltigen Wechselbeziehungen eben so fein als treffend zu bezeichnen. Namentlich dürften auch evangelische Geistliche mit Nuzen berücksichtigen, was über die Schranken gesagt ist, in welchen Geistliche ihre religiösen Aufforderungen zur Pflicht und Tugend sowohl auf der Kanzel, als im persönlichen Verhältnisse zu den Gliedern ihrer Gemeinde, halten sollten. — Man wundert sich vielleicht, wie der Verf. auf dergleichen Einzelnheiten habe können zu sprechen kommen, während er doch nur von politisch-religiösen Umtrieben zu reden gehabt habe. Allein, wie man von den Rechten und Pflichten der Kirche und der Priester nicht wohl etwas aussagen kann, ohne sie in den Glaubenslehren selbst begründet nachzuweisen, so mußte der Verf. von den Elementen der priesterlichen Wirksamkeit ausgehen und diese in ihrem engsten Kreise betrachten, weil hier schon die Geistlichen geneigt zu seyn pflegen, die Grenzen ihres Amtes zu überschreiten und auf diese als Rechte usurpirten Ueberschreitungen dann jeden Eingriff in weltliche Angelegenheiten zu begründen suchen. Man denke nur an die Ausdehnung der Kirchendisciplin und die daran geknüpfte Herrschaft über die Gewissen, womit wiederum der Anspruch auf die Leitung des öffentlichen Unterrichts eng verbunden ist, den die Jesuiten so vortrefflich für ihre Plane zu benutzen gewußt haben. — Auf diese Weise werden alle religiösen und kirchlichen Interessen, die in der neuern Zeit wieder mit Lebhaftigkeit erwacht sind, zur Sprache gebracht, obwohl sie alle unter dem politischen Gesichtspunkt, auf den es dem Verf. am meisten ankommt, erscheinen. Und so erhalten wir insbesondere eine sehr deutliche Schilderung von dem sittlich-religiösen Zustande des gegenwärtigen Frankreichs. Es leuchtet ein, daß wirklich daselbst eine sittliche und religiöse Stimmung sich vieler bemächtigt hat, die von den genannten Partheyen, so fern sie selbst nicht darin befangen sind, zu priesterlich politischen Zwecken benuzt wird. Auf eine überzeugende Art erklärt der Verf. auch aus bloß politischen Gründen, wie es möglich geworden, daß die Priester und die Congregationen sich der Leitung der gesellschaftlichen Interessen haben bemeistern können. Er behauptet nämlich zu wiederholten Malen, daß durch die Revolution, welche alle geschichtlich gebildeten Institutionen zerstört habe, eine unermeßliche Leere entstanden sey, die bisher noch nicht wieder habe mit organischen Kräften ausgefüllt werden können, die vielmehr bald von dieser, bald von jener überwiegenden Macht sey besezt worden. Zuerst von den Sanscülotten, welche bald den Soldaten haben weichen müssen, auf diese seyen die Gewerbtreibenden gefolgt, und diese wieder durch die großen Gutsbesitzer verdrängt worden. Die lezten beyden Wechsel seyen seit der Restauration und zwar unter Autorität der Congregationen und Geistlichkeit eingetreten. Denn der Hierarchie hätten sich die Bourbonen darum nothwendig in die Arme werfen müssen, weil diese das einzige Institut sey, welchem nicht alle Wurzeln, durch die es mit der alten Zeit zusammenhänge, abgeschnitten worden. Der Verf. fühlt übrigens, so sehr er auch schon als Greis der alten Zeit angehört, wie unmöglich es sey, diese herzustellen, und daß sich erst mit der Zeit aus dem gegenwärtigen chaotischen Zustand ein neuer, organischer entwickeln könne und müsse. Daß er darauf resignire, eine neue Ordnung der Dinge zu erleben, geht aus der folgenden bitteren Bemerkung hervor: „Ich zweifle nicht, daß in dem Zustande, darin wir uns befinden, und bey unserer Regierungsart, Gott der Herr mit Frankreichs Regierung zu Stande kommen werde; aber auch nur Der, der die Welten erschaffen und nur sprechen darf, auf daß sein Wille geschehe, würde es vermögen. Wenn er uns aber bloß einen Engel senden wollte, so könnte dieser sich füglich die Mühe der Reise ersparen, denn der könnte uns nicht zurecht bringen."

Wir haben geglaubt so ausführlich in unseren Andeutungen über die berühmte Denkschrift seyn zu dürfen, weil sie unserer Ansicht nach zu den wenigen Büchern gehört, welche, wenn man sie noch so oft gelesen hat, doch immer wieder neues Interesse zu erregen im Stande sind. Eben deßwegen müssen wir aber bedauern, daß vorliegende Verdeutschung alle Spuren der Raschheit an sich trägt. Inzwischen entschädigt uns wieder für alle damit verbundenen Mängel ein ernsthaftes Vorwort, mit welchem der Herr Geheime Kirchenrath D. Paulus die Schrift des französischen Grafen beym deutschen Publikum einführt.

W. B. M.

Digitized by Google

Ueberblick der russischen Literatur, von einem (ungenannten) russischen Edelmann.

Auszug aus dem Französischen.

(Fortsetzung.)

Die Kunst der Melpomene und Thalia führte Sumarokoff ein. Er ahmte Corneille, Racine und Voltaire nach. Die Kadettenschule führte seine ersten Trauerspiele auf. Unterdeß sah der Sohn eines Kaufmanns aus Jaroslaff das deutsche und italienische Theater, welches seit Anna bestand, in Petersburg, baute zu Hause ein Schauspielhaus und gab die Stücke von Demetrius aus Rostoff. Elisabeth berief ihn nach Petersburg und errichtete 1756 ein russisches Theater unter der Direktion von Sumarokoff, ein ähnliches entstand 1759 zu Moskau. Sumarokoff's Trauer- und Lustspiele, Dramen und Opern behaupteten lange die erste Stelle im russischen Repertorium; der Stoff ist meist aus der inländischen Geschichte genommen. Sumarokoff bahnte den Weg in fast allen Zweigen der Dichtung. (Er starb 1777).

Elisabeth gründete eine Universität zu Moskau und eine Akademie der schönen Künste zu Petersburg. Pallas (1768) erweiterte, auf Anstiften Katharinens, auf seiner Reise durch Rußland das Gebiet der Erdkunde und Naturwissenschaften. Dieselbe Kaiserin gründete die Akademie der russischen Sprache, die Bergwerksschule, eine andere für Arzneywissenschaft u. a. m.; die Akademie gab ein Wörterbuch und eine Sprachlehre heraus, und Katharina überließ einem Jeden das Recht, Buchdruckereyen anzulegen. Belisaire, in Frankreich von der Sorbonne und dem Erzbischof von Paris verdammt, wurde von ihr und den ersten Großen in's Russische übertragen. Bis dahin war die Nationalgeschichte als Staatsgeheimniß angesehen worden, die Chronikenschreiber und selbst die Historiker Chilkoff und Tatischtscheff waren nicht herausgegeben, unter Katharina aber erschienen die Werke Müllers und Schlözers, sie selbst sammelte Materialien und munterte Tscherbatoff, Boltine und Golikoff auf, sich mit der Landesgeschichte zu beschäftigen.

Petroff hatte nicht so viel Takt und Ohr als Lomonossoff, aber mehr Manchfaltigkeit; er lobte nicht bloß seine Fürstin, er besang auch die Heldenthaten seiner Mitbürger; daher der lyrische Schwung, die kräftigen und neuen Bilder. Ein gefährlicher Gegner Petroff's war Derschawin, der bey allen Fehlern, welche die Folge einer vernachlässigten Erziehung sind, eine der ersten Stellen auf dem russischen Parnaß einnimmt. Charakteristisch ist bey ihm Reichthum der Einbildungskraft. So beginnt er seine Ode über Alexanders Geburt mit einem Gemälde der von Boreas angerichteten Verheerungen. Dieser Fürst kam ungefähr um die Zeit zur Welt, als die Sonne den Wendekreis des Steinbocks verließ und der Dichter benuzt dieß; bey seiner Geburt, sagt er, wandte sich das Gestirn des Tages zum Lenze hin, und die Natur begann wieder aufzuleben. Drauf beschreibt er die Genien, welche vom Himmel stiegen und den Neugebornen mit allen einem guten Fürsten nothwendigen Eigenschaften zieren, zeigt endlich Rußland mit gebeugtem Knie, das theure Kind in seine Arme nehmend und für sein künftiges Wohl betend. Derselbe Dichter verstand die Moral in dichterische Form einzukleiden, und seine Originalität ist kein geringes Verdienst in einer Literatur, welche fast ganz aus Nachahmung besteht (st. 1816, Petroff 1799). Der Lyriker Kampnist (st. 1813) besaß mehr Kunst als angebornes Talent, und war glücklicher im Lust- als im Trauerspiel.

In der epischen Dichtung machte Lomonossoff den ersten Versuch. Er wollte Peter den Großen besingen, vollbrachte aber nur die beyden ersten Gesänge, welchen man, so schöne Verse sie auch enthalten, doch die üble Wahl eines zu nahe liegenden Thema's anmerkt. Ihm wagte Cheraskoff auf der neuen Bahn zu folgen, dessen Rossiade und Wladimir zur Zeit überschäzt wurden. Noch besitzen die Russen kein episches Gedicht. Petroff's Uebersetzung der Aeneide und die der ersten sechs Bücher der Iliade durch Kostroff wurden Anfangs kalt aufgenommen; werden aber jezt hochgeschäzt, so wenig auch der alexandrinische Vers dem alten Hexameter entspricht. In der lezten Zeit hat man die Fortsetzung von Kostroff's Iliade bis zur Hälfte des neunten Buches gefunden.

Gehen wir zum komischen Epos über, so können wir, ohne bey Maikoff's Gedichten, der rasende Bachus und der Spieler, zu verweilen, deren ersteres besonders sich durch Originalität und die manchmal nur zu plumpe Heiterkeit hervorthut, zu Bogdanowitsch's Psyche (in drey Gesängen) übergehen, worin man für das Gemisch der alten Mythologie mit dem wundersamen russischer Mährchen Ersatz in der lieblichen und naiven, in anmuthigen Versen vorgetragenen Erzählung findet. (st. 1803).

Die dramatische Kunst machte damals Fortschritte, besonders die Komödie; denn die Tragödie ließ sich zu sehr auf Nachahmung der Franzosen ein. In Visin's beyden prosaischen Lustspielen: der Brigadier und der Unmündige (existirt in franz. Uebersetzung unter dem Titel le Dadais), findet man das wahre Sittengemälde der Zeit; das leztere ist gewiß das beste unter allen russischen Originallustspielen, und war durch seine beißende Satyre von Nutzen.

Die Oper dankt Kniaschnine viel. Einige seiner Stücke behaupteten lange die erste Stelle auf der russischen Bühne. Den Müller von Abiessimoff aber sieht man in Rußland für das erste Vaudeville der Zeit und wohl auch dem Verdienste nach an; es ist ein treues Sittengemälde russischer Dörfer.

Der Fabeldichter Chemnitzer vereinigt mit seiner Liebe zur Freyheit und allem Guten und Schönen jene gemüth-

Digitized by Google

liche Einfachheit, bey welcher das Resultat langen Nachdenkens als hingeworfene Bemerkung erscheint; nur Styl und Verse sind nicht ohne Fehler (st. 1784).

Bey allen Völkern folgt die Prosa langsam den Fortschritten der Poesie. In Italien ging Dante um ein halbes Jahrhundert Bocaccio voraus; in Frankreich setzte Malherbe schon durch seinen kühnen Flug in Erstaunen, als Montaigne noch ungewissen Schrittes ging. Auch blieb die wunderbare Prosa Lomanossoff's lange ohne Nachahmer, bis endlich der Erzbischof-Plato (st. 1812) die Kirchenberedtsamkeit zu einer Höhe brachte, welche seinen Nachfolgern den Muth nahm. Wisin war einer der besten Prosaiker seiner Zeit, Kostroff gab in seiner Uebersetzung Ossian's das Meisterwerk poetischer Prosa. Dem geschichtlichen, Brief- und didaktischen Styl widmete sich mit Erfolg Murawieff (st. 1816), Alexanders Lehrer.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte.

Kurzer Abriß der Preussisch-Brandenburgischen Geschichte unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. Berlin bey Stuhr, 1826.

In einer seichten und monotonen Sprache erzählt uns hier der anonyme Verfasser eine Reihe von Begebenheiten, die nur eben von der Oberfläche der Geschichte abgeschöpft sind, und selbst dann gründlicher hätten behandelt werden können, wenn sie auch nur der ersten besten Berliner Zeitung entlehnt worden wären. Nicht leicht sind so interessante Ereignisse vor den Zeitgenossen und im Mittelpunkt des betreffenden Staates irgend so fade behandelt worden. Von den innern Verhältnissen Preussens, vom Zustand des Hofes und Heeres, und von den dieselben leitenden Personen, von den Staatseinrichtungen, von den Hülfsmitteln, der Bildung und dem Geist des Volkes ist so wenig die Rede, daß man nicht einmal etwas von dem Einfluß dieser Verhältnisse auf den Gang der Ereignisse erfährt. Nur die Thatsachen der verschiedenen Kriege werden uns im gewöhnlichen Zeitungsstyl erzählt, und der Verf. hat gänzlich vergessen, daß die jüngstvergangene Geschichte Preussens gerade in ihren zwey wichtigsten Momenten nur durch den innern Zustand und Geist des Hofes und der Nation erklärt werden kann. Der Verfall Preussens 1806 und die Erhebung desselben 1813 sind gleichmäßig Folgen seines innern Zustandes gewesen, und noch hat jeder Geschichtschreiber darauf Rücksicht genommen, bis uns ein Buch, das in Berlin selbst herauskommt, lehren will, diese innern Verhältnisse seyen bedeutungslos gewesen. Es ist wahr, der Verfasser sagt uns etwas von der patriotischen Begeisterung der Preussen im Jahr 1813, aber er läßt sie nur mit den Ereignissen geben, während die Ereignisse, wenigstens ein großer und nicht der unwichtigste Theil derselben, aus ihr hervorgegangen sind; warum sagt er uns denn aber gar nichts über den Zustand Preussens von 1806, nichts von den ungeheuren Mißgriffen, durch welche der Sieg verscherzt wurde, bevor es noch zum Kampfe kam? Ist es vielleicht ein edler Patriotismus, welcher den Verfasser hier schweigen läßt? Die Geschichte erkennt dergleichen Beschönigungen nicht an, und weder die Politik, noch die dem Unglück gebührende Achtung rechtfertigen sie. Hat Preussen nicht den Flecken von Jena durch glorreiche Siege so gut abgewaschen, als Frankreich den Flecken von Roßbach? welcher Tugend soll man sich denn rühmen dürfen, wenn man sich schämt, einen Fehler zu gestehen? sollen denn solche Fehler nicht einmal die einzige gute Frucht tragen dürfen, uns zu warnen? Der gute Anonymus scheint sich dergleichen Fragen niemals vorgelegt zu haben. Er schiebt alle Schuld im Jahr 1806 auf das Unglück, und vergißt, daß man mit demselben Recht die Tugenden des Jahres 1813 auf Rechnung des bloßen Glücks setzen könnte, wenn man so geistreich Geschichte schreiben wollte, wie er. Man höre seine Schilderung der Schlacht bey Jena. (Sie findet sich schon auf der 19ten Seite, woraus man schließen kann, wie flüchtig alles Frühere von der Thronbesteigung Sr. Majestät an behandelt ist). „Gleich mit Anbruch des Tages nahm die Schlacht ihren Anfang. Das Heer des Königs stand bey Auerstädt, die Hohenlohesche Armee bey Jena. Der Kampf ward bald allgemein, und ungeachtet der tapfersten Gegenwehr und der glänzendsten Beweise von persönlichem Muthe, welche der König und die Prinzen seines Hauses gaben, wurden die Preussen dennoch geschlagen, und ihre Reihen in Unordnung gebracht, da der oberste Heerführer, der regierende Herzog von Braunschweig, ein Greis von zwey und siebenzig Jahren, durch eine Musketenkugel im Kopfe tödtlich verwundet worden war." Das ist alles. Der Tod des Herzogs war also die einzige Ursache der Niederlage? aber die Schweden haben doch gesiegt, obgleich Gustav Adolf gefallen war. Oder das Alter? aber Blücher war eben so alt bey Waterloo, und hat doch gesiegt. Eine andere Ursache gibt der Anonymus nicht an. Von der Zwietracht der Feldherrn, vom Ungeschick der Dispositionen, von der Schulsteifigkeit des Heeres, von allen weltbekannten wahren Ursachen der traurigen Niederlage sagt uns der Anonymus keine Sylbe. Und das heißt er Geschichte schreiben. Er erzählt nicht einmal, was wirklich geschehen, noch viel weniger zieht er daraus die so heilsame Lehre für die Zukunft. Er beraubt sich selbst des Genusses, seinem Vaterlande, seinem König und den preussischen Fahnen den Triumph zu bereiten, der im Contrast der Jahre 1813 und 1806 liegt. Er wagt so albern und seelenlos zu erzählen, was tausende seiner Mitbürger nicht nur selbst gesehen, sondern selbst gethan, und man kann ihm mit Wallenstein zurufen:

> Ersparen Sie's, uns aus dem Zeitungsblatt
> Zu lügen, was wir schaudernd selbst erlebt.

Zum Schluß sey noch bemerkt, daß der Verfasser seine Geschichte nur bis zum zweyten Pariser Frieden fortführt. Er thut es darin vielen unserer deutschen Geschichtschreiber gleich, die gern mit dem allgemeinen Friedensfest schließen, wie die Romanschreiber mit der Hochzeit. Aber man sagt, in der Ehe sey noch gar mancherley zu erfahren.

Digitized by Google

Nr. 19.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 6. März 1827.



Dramatische Literatur.

Die Hohenstauffen. Cyklisches Drama in sieben Abtheilungen. Von Wilhelm Nienstädt. Sieben Bände. Leipzig 1826. bey J. Ambrosius Barth. 8.

Friedrich von Raumers Hohenstauffen haben unter unsern jungen Dichtern einen dramatischen Wetteifer geweckt, denn eben war Ref. über den gigantischen Plan eines Jünglings, welcher die Hohenstauffen in vierzehn Trauerspielen abhandeln wollte, ein wenig erschrocken, als ihn ein anderer, Herr Nienstädt, schon mit der Wirklichkeit überraschte, und bereits sieben solche Stücke fix und fertig hatte. Sie sind in einen Cyklus eingeschlossen wie die alten sieben Churfürsten und Planeten. Statt des Kaisers, der jene, oder statt der Sonne, welche diese führte und verknüpfte, findet sich hier die Muse Clio ein, welche die Stelle des Chores, Prologus und Epilogus vertritt und gleich einer Frau mit dem Guckkasten die Bilder eins nach dem andern vor- und zurückschiebt. Das ist ganz in der Ordnung, denn die Theile müssen zusammenhängen. Warum muß es denn aber gerade die Muse Clio seyn, welche diese Verbindung bewirkt? Was soll denn die griechische Mythologie im Zeitalter Barbarossas und der Kreuzzüge? Doch die Muse hat ein Recht, überall zu seyn, wenn es nur die Muse ist.

Die Muse Nienstädts ist dieselbe, die Shakspeare und — Schlenkert begeistert. Ich weiß nicht, ob der moderne Leser diesen Schlenkert noch kennt. Er findet sich wohl noch in Lesebibliotheken. Vor dreyßig, vierzig Jahren war er als Verfasser Heinrichs des Vierten, Friedrichs mit der gebissenen Wange, Wiprechts von Groitsch ꝛc. ziemlich beliebt und berühmt. Er brachte, nach dem Vorgange Shakspeare's, interessante Parthieen aus der Geschichte des Vaterlandes in dramatische Gemälde. Sein Kaiser Heinrich IV. lief allein durch vier dicke Bände voll unzähliger Scenen. Alles war aber die baare Prosa, nackte Geschichtserzählung in Dialog gesezt, und mit groben Redensarten, die den Ton des Faustrechts bezeichnen sollten, bis zum Eckel angefüllt. Zwischen diesem Schlenkert und Shakspeare steht Nienstädt ungefähr in der Mitte. Er hat weder jenen ganz vermieden, noch diesen ganz erreicht. Allerdings hat er, man sieht es deutlich, im Allgemeinen Shakspeare nachahmen wollen, und dem Krieg der beyden Rosen den Krieg der Welfen und Gibellinen an die Seite setzen wollen. Wie Shakspeare, hat er sich auf die Höhe eines alles überschauenden epischen Standpunktes versezt, und nicht ohne Glück in ein so überreiches und verwickeltes Gemälde, wie es ihm die Geschichte der Hohenstauffen darbot, einen übersichtlichen Zusammenhang gebracht, und den Faden eines ungetheilten dramatischen Interesses durch das Ganze durchgeführt. Aber im Einzelnen hält sein großes Gedicht die Vergleichung mit Shakspeare nur allzu wenig aus. Wo bleiben Shakspeare's tiefe, wahre, scharfgezeichnete Charaktere, und wo bleibt die Sprache Shakspeare's, die uns in einem vollen unendlichen Strome mit allen Tönen der Menschenbrust, und mit allem Licht und Feuer des Geistes, mit allem überschüttet, was die Sprache jemals von Würde, Geist, Anmuth, Naivetät, Witz und Humor besaß? Hierin steht Nienstädt allzuweit hinter seinem großen Vorbild zurück und nähert sich allzusehr dem armen Schlenkert. Seine Dichtung ist allzuoft nur trockne, kalte, flache Geschichtserzählung in Dialogen.

Nur durch kräftige, warme und natürliche Zeichnung der Charaktere kann dramatisches Leben in die Darstellung der Begebenheiten kommen. Diese suchen wir aber hier vergebens. Statt jenes natürlichen, sichern Ausdrucks inwohnender Kraft, mit welchem Shakspeare starke Menschen schildert, wie den Percy, der den deutschen Heldengestalten jener Zeit noch am meisten gleich kommt, gibt Nienstädt seinen Helden nur zahme Phrasen in den Mund. Statt den Charakteren ein warmes Leben einzuhauchen, finden wir sie kalt und hohl, aus bloßen Reflexionen zusammengeflickt. Statt sie endlich natürlich und wahr zu zeichnen, hat er sie größtentheils ganz falsch aufgefaßt und widernatürlich verzerrt. Betrachten wir z. B. den Kaiser Friedrich Barbarossa, wie Nienstädt ihn

Digitized by Google

schildert. Diese herrliche Heldengestalt war eines Shakspeare's würdig, oder, wenn wir uns unter den Dichtern unsers eigenen Volks umsehen, so fällt unser Blick auf Goethe, der uns in Götz von Berlichingen gezeigt hat, wie man einen deutschen Helden zeichnen soll! Doch kaum kann man ein Maaß finden, um daran das Bild eines Friedrich Barbarossa zu messen, wie es seyn soll. Und diesen Riesen der Geschichte malt uns Herr Nienstädt als einen girrenden Liebesritter, der Redensarten drechselt „wie ein Schneider vor dem Fenster der Putzmamsell unter den Linden." Die schöne Gela verliebt sich in ihn, und er sich in sie. Sie hat aber allem Anschein nach die neuesten Damenromane von der Corinna der Frau von Staël bis zur Tante der Frau Schopenhauer gelesen und daraus die beliebte Resignationsmethode studirt. Sie opfert ihm von freyen Stücken ihr Lebensglück auf, und entsagt ihm, damit er sich durch diesen Liebeshandel nicht stören lassen soll, große Thaten zu vollbringen, als ob nicht beydes mit einander bestehen könnte, als ob es nie einen Helden gegeben, der zugleich geliebt hätte, als ob sie, das kalte, überlegte, belesene Ding nothwendig eine Omphale, und er ein Herkules seyn müßte. Er verwundert sich ein wenig über ihre Pruderie: „Fühlendes Herz, sagt der junge deutsche Bär aus dem zwölften Jahrhundert, Fühlendes Herz! Ja, wie freute ich mich, als wir von Cölln aufbrachen, und es hieß, wir zögen gen Nürnberg. Es führt über Frankfurth — wie erquickte mich das! Dich wiederzusehen, das war der geheime Ursprung meines Entzückens, meiner Ungeduld; Niemanden, ja mir selbst kaum wagte ich's zu gestehen. Dich fand ich, meine Seele jubelt vor Wonne — da ruft mich's von dannen, und du — wendest dich von mir! — Sollte ich sterben, sollte ich getrennt von dir das Leben durchklagen (man glaubt den leidenden jungen Werther und den thränenreichen Siegwart zu hören), wäre es nur weit, recht weit von hier 2c." Sonach darf es uns nicht mehr wundern, daß diese schneidermäßige Carrikatur des großen Barbarossa, statt das überfeine Jüngferchen beym Arm zu nehmen und frischweg zu heirathen, mit einer einfältigen Miene ihre Entsagung anstaunt, ganz unentschlossen und unthätig bleibt und sie ohne weiteres in's Kloster gehen läßt. Gela selbst tröstet sich mit folgenden Tiraden aus den modernsten Frauenzimmer-Romanen: „bleibt er doch immer mein; ich bilde sein Daseyn liebend in mir fort, wie es wächst und sich ausbreitet, ich wachse mit ihm und an ihm auf in geistiger Umarmung und er trägt mich im verborgenen Herzen über die Grenzen der Zeit. — Wohin entreißt mich der Liebe trunkne Begeisterung? was begehre ich? lockt mich nicht geheim die Welt? sind es nicht dennoch eitle Hoffnungen, in denen ich schwärme? — Schnell darum, daß kein Rückweg übrig bleibe, in's Kloster!" So sind die Charaktere. Mehr davon zu sagen, scheint unnütze Mühe.

Die Sprache unsers Dichters ist eben so wenig zu loben. Das erste Trauerspiel ist in Prosa, die übrigen sind in Jamben geschrieben. So flüchtig diese Verse hingeworfen scheinen, so fehlt es ihnen doch nicht an guter Diktion; aber man kann immerhin fließende und correkte Verse machen, die doch nichts weniger als poetisch sind. Denken wir nur wieder an Shakspeare. Auf jeder Seite fesselt er uns durch tausend kleine Reize, durch den Wechsel im Ausdruck der Charaktere, durch die naivsten Stimmen der Natur, durch tiefergreifende Bilder, durch unerschöpflichen Witz und Humor. Seine Sprache ist in jeder Zeile voll Leben und Geist. Shakspeare und jeder große Dichter weiß nicht nur dem Ganzen eines Gedichtes in Idee und Anordnung einen poetischen Geist einzuhauchen, sondern auch in jeder Kleinigkeit, in jedem geringsten Theile. Wie viele leere Blätter hat aber nicht das bändereiche Werk des Herrn Nienstädt! Eine Person redet wie die andere trocken und gleichförmig fort; Bilder, Gedanken, Naivetäten, Witze fehlen fast gänzlich, und die wenigen Bestrebungen, im alterthümlichen Volkston etwas Naives und Humoristisches zu erzielen, laufen auf Albernheit hinaus. Beynahe der ganze Nothbedarf der alterthümlichen Redeweise wird aus zwey Wörtchen bestritten: gen und traun! Es heißt immer: ich fahre gen Nürnberg, statt nach Nürnberg! und immer: ich will dir's traun gedenken, statt, ich will dir's wahrlich gedenken! Das erinnert nun ganz an den guten alten Schlenkert. Wenn sich der Verfasser nur ein wenig mehr beschränkt hätte. Man kann wohl auf einem Fuß stehend hundert Verse machen, um bald sieben Trauerspiele zu füllen, aber sie werden nicht die besten seyn. Die Flüchtigkeit sieht überall hervor. Nachlässigkeiten, wie in folgender Redensart (Th. II. S. 139)

> Der Herr des Morgenlands
> Brennt vor Begier, die Trennungskluft zu schlichten,
> Die beyde Kirchen in der Vorzeit schied.

würden bey einiger Aufmerksamkeit leicht zu vermeiden gewesen seyn. Ich brauchte dann dem Verfasser nicht erst bemerklich zu machen, daß man wohl einen Streit schlichten, das heißt die Streitenden aus einander reißen, nach beyden Seiten trennen kann, nicht aber eine Kluft, die schon geschlichtet, schon nach beyden Seiten von einander gerissen, die selbst schon eine Schlichtung ist.

Im Ganzen fehlt noch etwas, das ich aber schüchtern kaum zu berühren wage, weil man es in unserem Zeitalter nicht vermissen wird, und nicht vermissen will. Das ist nämlich ein gewisser katholischer, religiöser, mittelalterlicher Ton und Duft, der über einem Gedicht schweben müßte, das die Hohenstauffen besingt. Jene Zeit

Digitized by Google

der Kreuzzüge wird sich würdig und passend immer nur auf eine Weise schildern lassen, wie Ludwig Tieck das Zeitalter Karl Martells in seiner Genoseva geschildert. Wenn ihr denn in den altkatholischen Zeiten etwas Poetisches findet, warum wollt ihr ihm die Hauptfarbe nehmen? Herr Nienstädt faßt jene Zeiten zu sehr nur von der politischen Seite auf, und behandelt sie zu kalt und zuweilen sogar mit polemischen Seitenblicken gegen den verrufenen Aberglauben, gegen die Pfaffen, kurz zu sehr als ein moderner Protestant. In dieser Behandlungsweise verliert aber das Gemälde seinen eigenthümlichen Reiz. Der Dichter muß mit den Helden, die er schildert, nicht nur handeln oder denken, sondern auch fühlen, glauben, irren, schwärmen. Dann wird sein Gedicht ganz warm, wahr und lebendig seyn und nicht unter der Poesie der Geschichte selber zurückbleiben. Der Protestant geht bey einer Schilderung der Hohenstauffen keineswegs leer aus, er findet seine Ansicht repräsentirt in Arnold von Brescia, in vielen Sektirern und selbst in dem planvollen Reformator Friedrich II., einem Hohenstauffen selbst. Zugleich aber war das Zeitalter der Hohenstauffen auch das der vollendetsten Blüthe des Katholicismus, des christlichen Ritterthums, der religiösen Kunst. Nie war der Katholicismus poetischer, und der Gegensatz, in welchen er gerade damals zuerst mit den Vorläufern und ersten Propheten der künftigen Reformation trat, trägt ungemein viel bey, das poetische Bild desselben zu beleben. Hier hätte der Dichter viel thun können, hier ist ihm eine ganze romantische Zauberwelt verschlossen geblieben.

Er behandelt die Kirche nur als Hierarchie, so weit sie die politischen Begebenheiten berührt, nicht in ihrem innern Wesen, in ihrer stillen Wirkung auf Glauben und Gemüth des ganzen Zeitalters. Ebenso entgehen ihm die Eigenthümlichkeiten der Volkssitte, fast alles, was des Volkes Wesen innerlich betraf und nicht gerade in den politischen Ereignissen wichtig wurde, dem Dichter aber von der höchsten Wichtigkeit seyn mußte. Die Denkweise, Ausdrucksweise ist überall in diesen Dichtungen modern, und verräth Kenntnisse, Meynungen, Gewohnheiten, die dem Mittelalter schlechterdings fremd waren, und in dieser Verbindung seinen Charakter verfälschen. Bey dieser Mißkennung des Alterthums ist es dem Verfasser auch nicht gelungen, von den poetischen Stoffen, die ihm die Vorzeit gleichsam schon fertig ausgearbeitet überliefert hat, den glücklichsten Gebrauch zu machen, z. B. von der Sage, nach welcher Kaiser Friedrich der Rothbart im Kyffhäuserberge schlafen und einst wiederkommen soll mit aller Herrlichkeit der alten Zeit. Hr. Nienstädt benuzt diese Sage nur zu einem sehr unnützen Prolog seines dritten Trauerspiels, Heinrichs VI. Der alte Kaiser prophezeiht hier seinem unwürdigen Sohne dessen eigene Schicksale. Der Verfasser würde sich bessern Dank verdient haben, wenn er den Kaiser hätte von der Zukunft ganz Deutschlands prophezeihen lassen, wenn er ein wenig an den gefesselten Prometheus des Aeschylos gedacht hätte, und in diesem Sinne einen Epilog im erhabensten Styl das Ganze hätte schließen lassen. Da er einmal bey dem Zauberberge war, fiel es ihm natürlich ein, auch des im Volk tief wurzelnden und ebenfalls schon ganz poetisch zubereiteten Elfenglaubens zu erwähnen, und er umgibt den Kaiser Rothbart mit einer Schaar von kleinen Geistern. Indem er aber dabey im Namen und Charakter vom gemeinen Volksglauben abweicht, und die Sache so willkürlich, wie Wieland im Oberon, behandelt, wird auch hier wieder das alterthümliche Gepräge verfehlt, wie alles übrige.

Länder- und Völkerkunde.

Gemälde der Iberischen Halbinsel oder Abriß der alten und neuen physischen, historischen und politischen Geographie von Spanien und Portugal. Vom Obersten Bory de Saint-Vincent. Aus dem Französischen. Mit einer Vorrede und Bemerkungen von Professor D. F. J. Mone. Heidelberg, bey Engelmann 1827.

Das Buch ist nichts anders, als ein résumé von der beliebten Gattung, eine Uebersicht zum Nutzen und Vergnügen des größern Publikums, ohne wissenschaftliche Strenge, daher auch nicht pedantisch, nicht langweilig, sondern sehr unterhaltend. Der Verfasser entwirft zuerst ein Bild des Landes, und das Einfache, Uebersichtliche darin hat uns überrascht. Er theilt den Boden der Halbinsel in vier Abdachungen nach dem Gefälle der Flüsse. Sie entsprechen den vier Himmelsgegenden und dem Charakter der gegenüberliegenden Welttheile. Das nördliche Territorium ist seinem Klima, seinen Produkten und Einwohnern nach ganz europäisch, das südliche afrikanisch, das westliche erinnert in einigen Erscheinungen schon an Amerika und das östliche an Asien. Der Verfasser geht auf die Schilderung des Volkes über, und sie ist eben so übersichtlich und lebendig. Mit den todten Angaben der Statistik, mit dem Aufnehmen von Quadratmeilen und Einwohnerzahl hält er sich nicht lange auf, da er nur den Zweck der Unterhaltung verfolgt und ein Handbuch nicht für einen Eroberer liefern will, der mehr auf diese statistischen Notizen zu sehen hat, sondern nur für einen heitern Reisenden, dem es nur um die Merkwürdigkeiten, Schönheiten und Sonderbarkeiten jenes Landes und Volkes zu thun ist. Er erwähnt daher bey den einzelnen Provinzen und Städten lieber interessante Züge aus der Geschichte derselben oder aus den Sitten und Gewohnheiten ihrer Einwohner, als die Zahl der darin befindlichen Fabriken, Gefängnisse rc. Da er Spanien und sein

Digitized by Google

Volk aus langer eigener Anschauung kennt, so ist es ihm vergönnt gewesen, in seinen Schilderungen auch von längst bekannten Dingen, z. B. von den Stiergefechten und Autodafés, immer noch etwas Neues anzubringen und durch Ausführlichkeit und lebhafte Darstellung unser Interesse dafür aufzufrischen. Ueber die spanische Literatur sind seine Aeußerungen nur dürftig und einseitig. Er betrachtet sie zu sehr aus einem befangenen, modernen, französischen Standpunkt, und das Religiöse, Ritterliche, Wunderbare darin erscheint ihm nur frazzenhaft. Dagegen lobt er die spanischen Maler mehr, als es bisher geschehen ist. Er kennt ihre Meisterwerke aus eigener Anschauung. Es ist nicht uninteressant ihn darüber zu hören: „Spanien ist mit herrlichen Cathedralen, Kirchen und Klöstern übersäet, ewige Denkmäler des Hochmuths und großen Reichthums der Demuth predigenden Mönche; nichts gleicht aber der Pracht der Gemälde, welche man in allen diesen frommen Anstalten findet. Die Sevilla'sche Schule brachte besonders berühmte Maler hervor, eines viel größern Rufs würdig, als dessen sie genießen. Morillo erhebt sich über alle, und muß Raphael an die Seite gesezt werden. Die Werke dieser großen Meister, von Geistlichen bestellt, um Hochaltäre oder Kapellen zu zieren, waren in dem Umfange der Kirchen und Klöster geblieben, für welche man sie verfertigte, und da nur wenige Reisende sie hier zu sehen kamen, so war ihr Ruf ihrem seltenen Verdienst nicht gleich — seit dem Anfange dieses Jahrhunderts haben aber Tausende von Polen, Italienern, Deutschen, Belgiern, Franzosen und Engländern, durch die Kriege und auf andere Art in's Land gerufen, diese Wunder betrachten können, deren Ruf sich von nun an gründete, und es ist jezt anerkannt, daß die spanische Schule weder der italienischen, französischen, noch flandrischen nachsteht. Jedoch haben nur sehr wenige der bewundernswerthen Bilder, welche man dem strengen Pinsel jener großen Meister verdankt, angenehme Gegenstände zum Vorwurfe; von lezterer Art sind bloß Jesuskinder auf den Knieen wahrhaft göttlicher Jungfrauen. Der übrige Theil spanischer Meisterwerke besteht aus schrecklichen Darstellungen der furchtbarsten Qualen, welche angeblich die Heiden den heiligen Märtyrern angethan haben: zerlumpte Heilige in Verzückung, weibliche Heilige, bleich und abgemagert durch Entbehrungen, in Thränen vor Todtenköpfen; Aussätzige; Bettler oder Mönche, Wunder thuend." Der Verfasser schildert eins der merkwürdigsten dieser Gemälde, das von folgender Geschichte die Hauptscene darstellt. Ein Heiliger zu Valencia verrichtete eine so große Menge Wunder, daß der Obere seines Klosters — in der Meynung, es geschähe aus Hochmuth — ihm verbot, sie zu sehr zu vervielfältigen. Er gehorchte. Da er jedoch eines Tages einer Kirche vorüberging, deren Dach man ausbesserte, geschah es, daß ein Schieferdecker ausglitt und herabstürzte. Der Heilige that sogleich ein stilles Gebet, demzufolge der Dachdecker zwanzig Fuß hoch von der Erde in seinem Sturz inne hielt; doch indem der Wunderthäter des Verbots seines Obern sich erinnerte, befahl er dem armen Teufel, in der Luft zu warten, bis er mit seinem Guardian gesprochen, und von ihm die Erlaubniß, das Wunder zu vollenden, erhalten habe.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— In den zu Mailand, im Verlage des Verfassers vor einiger Zeit erschienenen: Monumenti sacri e profani dell' imperiale e reale Basilica di Sant Ambrogio in Milano rappresentati e descritti dal dottore Giulio Ferrario (224 S. in Folio, mit XXXI illuminirten Kupfertafeln) wird erzählt, bey Anlaß der Wiederherstellung des Fußbodens der gedachten Basilika habe sich unter den damals (1813) an's Tageslicht gezogenen Gebeinen ein Schädel vorgefunden, bekleidet mit einem Netze von fahlbrauner Wolle, mit welchem Netze einige überaus feine, kastanienfarbige Haarlocken verflochten und darin eingewickelt gewesen seyen. Dieser Umstand ermangelte nicht, die Feder eines italienischen Gelehrten, des Dr. Labus, desselben, welcher bey dem Athenäum zu Brescia mit einer Abhandlung zur Erläuterung der merkwürdigern, bey jener Kirchenreparatur ausgehobenen und dann in die Mauer eingesenkten Grabsteine eingekommen ist, in Bewegung zu sezen. Als Resultat seiner Untersuchungen ging die Meynung hervor, jene feinen kastanienbraunen Locken haben einen Theil der sterblichen Hülle einer Römerin ausgemacht und seyen eine Perrücke gewesen, was, wie Hr. Labus meynt, um so weniger befremden könne, weil im Alterthume, und namentlich bey den alten Römern die blonden Perrücken sehr Mode gewesen und aus dem bezwungenen Germanien gar häufig nach der Hauptstadt Italiens versandt worden seyen. Dieser höchst unwahrscheinlichen Conjektur sezt der Herausgeber der Monumenti sacri etc. als historische Thatsache entgegen, daß jene überaus feinen Locken, weit entfernt, einer alt-römischen Perrücke anzugehören, vielmehr den Haarschmuck einer edeln Mailändischen Dame, der nicht minder schönen als unglücklichen Giustine Riya ausgemacht haben, welche in ihrer, unterm 17ten März 1657 gerichtlich aufgesezten lezten Willensmeynung eine alltäglich in der Basilika von Sant Ambrogio zu lesende Messe unter der Bedingung legirt habe, daß ihr Gebein in gedachter Kirche unmittelbar neben der Gruft ihres Vaters, d. h. gerade an der Stelle, wo jenes Haargeflechte an's Tageslicht gezogen worden, beygesezt werde. Es war aber jene durch ihre vorzügliche Schönheit und ihre blonden ungewöhnlich langen Haarlocken gleich berühmte Dame eine Tochter des Pietro Antonio und der Isabella Lonato. Sie hatte sich nach dem Tode ihres ersten Gatten, Paolo Caravaggio, in zweyter Ehe mit dem Ritter von Calatrava, Filippo Lanzardo, verheirathet. Dieser, ein brutaler, in dem Wuste aller Laster sich wälzender Mann, fing damit an, die aus wenigstens 200,000 Lire bestehende Mitgift seiner Gattin zu vergeuden und zu verprassen; dann suchte er neue Opfer von ihr zu erpressen, und da er nicht zum Zwecke gelangen konnte, so ermordete er sie in der schönsten Blüthe ihres Lebens, (sie war gerade 32 Jahr alt) mit acht Dolchstichen, vor der Porta orientale von Mailand, an einem Orte alle Rotole genannt. Bereits hatte sie die Gemahlin des Herrn von Brignano, Alfonso Visconti, zur Erbin ihres ganzen Vermögens eingesezt, und Brignano ist es auch, wo noch jezt, in dem grandiosen Pallaste Visconti an einer der Seitenwände der vier großen Treppen aufgehen, wo Giustinas Bildniß mit dem herrlichen, über die Maßen langen Haarschmucke zu schauen steht. (Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 20.



Literatur-Blatt.



Freitag, den 9. März 1827.

Geschichte.

Atlas historique et chronologique des litteratures anciennes et modernes, des sciences et des beaux arts; d'après la méthode et sur le plan de l'atlas de Lesage (Cte de Las-Cases) et propre à former le complément de cet ouvrage; par Jarry de Mancy, ancien éléve de l'école normale, professeur d'histoire de l'academie de Paris. (Ire et IIme Livraison). Paris chez Jules Rénouard. 1826.

Man wird dieser Unternehmung ohne Zweifel dieselben Vorwürfe machen, die man schon früher gegen ähnliche Versuche, und namentlich gegen das große Werk von Lesage erhoben hat. Man wird eine größere oder geringere Anzahl von einzelnen irrigen Angaben oder Lücken nachweisen, und das Ganze als oberflächlich und flüchtig mit vornehmer gelehrter Miene und Redensarten verwerfen. Solche Urtheile sind jedoch nicht nur sehr unbillig, sondern sie beweisen, daß man gar nicht begriffen hat, worauf es bey der Sache eigentlich ankommt. Unbillig müssen sie jedem scheinen, der die ungeheuren Schwierigkeiten bedenkt, die mit der Ausführung eines solchen Werkes wie das vorliegende verbunden sind, besonders da es in dieser Ausdehnung der erste Versuch der Art ist. Wenn man aber den eigentlichen Zweck des Werkes begreift, so wird man auch einsehen, daß solche einzelne Fehler ihm wenig oder keinen Eintrag thun. Historische Atlasse, Tabellen, Uebersichten u. s. w. sollen ja keineswegs das Nachdenken und Selbstforschen ersparen, sondern bloß es erleichtern, sie sollen die Verbindung und Zusammenstellung der Fakten, wie sie sich der Ansicht eines jeden Beobachters darstellen, erleichtern und dazu anregen, und dieser Zweck wird nichts desto weniger erreicht, wenn auch einzelne unbedeutendere Thatsachen irrig angegeben oder übersehen seyn sollten; oder wo er nicht erreicht wird, da liegt die Schuld nicht sowohl an dem Werk, als an dem, der es nicht zu gebrauchen versteht. Endlich kann man mit Recht behaupten, so paradox es auch klingt, daß es sehr wenig darauf ankommt, ob einzelne historische Fakta wahr oder falsch sind, da der Nutzen der Geschichte nicht in dem bloßen Wissen besteht, sondern in der Wirkung, den die Geschichte, d. h. die Erzählung von Begebenheiten, als moralischer Eindruck, als Reagens auf den Geist hat, und in dieser Hinsicht kommt es mehr darauf an, daß man die Erzählung für wahr halte, daß sie innere Wahrheit habe. Die Erfindung einer Geschichte wäre wirklich mehr überflüssig als schädlich. Wir wollen die Tadler dieses und ähnlicher Werke nur noch auffordern, doch den Nutzen, den das Wissen und Verstehen aller der richtigen Fakta, welche sie enthalten, gegen den Schaden (wenn einer da ist) einiger irrigen Angaben zu halten, und zu bedenken, daß es auf jeden Fall immer besser ist, so viel zu wissen, als weniger oder gar nichts; daß irrige Ansichten noch immer besser sind als gar keine; endlich, daß es viel besser ist etwas unvollkommenes zu schaffen — und was wäre, isolirt genommen, vollkommen — als gar nichts; besonders aber, daß tadeln viel leichter ist als besser machen, und besser machen nützlicher als tadeln. Die große Brauchbarkeit des historischen Atlas von Lesage ist durch die Erfahrung erwiesen; und da dieser Atlas der Literargeschichte eine nothwendige Fortsetzung desselben bildet, so ist kaum zu zweifeln, daß der gesunde Verstand des Publikums ihm eben so sehr Gerechtigkeit widerfahren lasse. Die erste der bis jetzt erschienenen Lieferungen des vorliegenden Werkes gibt eine Chronologie der Academie française und académie des inscriptions et belles lettres, welche zwar mehr Interesse für den Franzosen als für den Ausländer haben muß, indeß auch für jeden, der die französische Literatur, und besonders diesen Theil derselben, den man den offiziellen nennen könnte, kennt oder kennen lernen will, sehr lehrreich. Die Tabelle enthält zuerst die lettres-patentes, wodurch Ludwig XIII. die Akademie gründete, dann die ihr von Richelieu gegebenen Reglements und die späteren Reglements von Ludwig XIV. im Auszuge. Traurige Beweise von dem, was sich die Wissenschaft, die Poesie gefallen lassen muß. Gleich das erste der Richelieu'schen Reglements befiehlt, „daß

Digitized by Google

Niemand in die Akademie aufgenommen werden soll, qui ne soit agréable à Monseigneur le Protecteur (Richelieu bekanntlich), de bonnes moeurs, bon esprit et propre au fonctions académiques." Richelieu hat es sich schwerlich träumen lassen, wie boßhaft man heut zu Tage diese Qualifikationen zur akademischen Würde commentirt und deutet.

Dann folgt, ganz durchgehend von der Linken zur Rechten, das Verzeichniß der Mitglieder der Akademie. Unter vierzig Rubriken sind die Inhaber eines jeden der vierzig Fauteuils seit der Gründung der Akademie, durch ihre verschiedenen Reorganisationen, bis auf diesen Tag chronologisch geordnet; so daß also z. B. bey der Rubrik I. oben Godeau und unten Dacier, dessen gegenwärtiger legitimer Nachfolger, steht. Die alte Akademie ist gelb bemalt, das Institut, in welches sie 1795 überging, roth, und nun bleiben die damals ernannten Mitglieder roth, und sitzen beschämt in den Fauteuils ihrer gelben Vorgänger; alle diejenigen aber, welche schon vor der Revolution Mitglieder der Akademie waren, behalten ihre gelbe Tracht, so daß man also bey allen Organisationen, welche die Akademie und ihre Unsterblichkeit sich gefallen lassen mußte, schon auf den ersten Blick diejenigen Unsterblichen herausfindet, die noch zu der alten Mythologie gehören, — gleichsam das gelbe Blut des Valencianischen Adels. Deren sind in diesem Augenblick noch achtzehn. Ausserdem enthält die Tabelle ein alphabetisches Verzeichniß aller Mitglieder seit der Gründung und ein fortlaufendes chronologisches, die beyde ziemlich überflüssig sind — ferner ein Verzeichniß aller der von der Akademie ausgesetzten Preise, und derer, welche sie davontrugen. Einen traurigen Ueberblick geben die Preisfragen für Beredtsamkeit und Poesie, bis zur Revolution. Der Unzahl von éloges und anderer Plattheiten nicht zu gedenken, wollen wir nur einige der prix de poésie anführen. 1679. La victoire rend le roi plus facile a la paix — 1681. Le Roi toujours tranquil quoique dans un mouvement continuel — 1691. Le Roi seul défend les droits des rois — 1693. Plus le Roi mérite des louanges, plus il les évite — 1695. Le Roi est encore plus redoutable par l'amour de ses peuples que par ses armes. — 1699. Piété du Roi — 1701. Le Roi honnête homme et grand Roi — 1717. Louis le Grand perdant ses enfants — 1721. Louis le Grand gardant un secret — 1723. Décence de Louis le Grand — Accroissement de la bibliothèque royale sous Louis le Grand — 1749. Amour des Français pour leur Roi — 1750. Amour de la gloire — 1751. Amour du Jeu. Das ist Poesie, wenn es eine gibt! und das sind die kostbaren Kinder der Musen, wie sie oft die Großen der Erde erzeugen und protegieren. Zwey besondere Rubriken enthalten die Hauptzüge der Geschichte der Akademie ohne Rücksicht auf die einzelnen Mitglieder, eine andere die Namen der fremden und einheimischen Ehrenmitglieder und Korrespondenten, endlich eine kleine grüne Rubrik, eigentlich ein Epigramm auf die ganze übrige Geschichte, die Namen derjenigen französischen Dichter und Gelehrten, welche das Patent der Unsterblichkeit nicht erhalten haben, wie z. B. Descartes, Molière, Bayle, Rousseau.

Die zweyte Lieferung enthält eine allgemeine Uebersicht aller alten und neuen Sprachen, in ihren Abstammungen und Verwandtschaften, oder eine mappemonde des langues pour servir d'introduction à l'atlas etc. — und eine Uebersicht der französischen Literatur. In der ersten dieser beyden Tabellen finden wir erstlich ein apercu général et synoptique des langues européennes, in fünf nebeneinanderstehenden und mit verschiedenen Farben bemalten Rubriken I. Des familles des langues ibériennes und familles des langues celtiques — (in einer Rubrik, warum?) Unterabtheilungen oder groupes principaux, für das Iberische nur das Escuara oder Baskische, für das Celtische die (lebenden) Gaelischen Dialekte von Irland und Schottland und das Kumbrische (ou celtico-belgique) in einigen Theilen von England und Frankreich. II. Die Germanischen Sprachen a) anglobritannique b) teutonique, — c) saxon-cimbrique — d) scandinave. Jede von diesen vier groupes principaux zerfällt wieder in lebende und todte Sprachen, als a) todt: Anglosaxon, lebend: Englisch. b) todt: Althochdeutsch, lebend: Neuhochdeutsch. c) todt: altmodedeutsch oder altsächsisch, lebend: neu niederdeutsch, flammändisch und holländisch. d) todt: mesogotisch und normännisch, lebend: schwedisch, dänisch, isländisch. III. Langues thraco-pelasgiques ou graeco-latines mit 4 Gruppen. 1) Italisch (todt: römische, lebend: romanische in den italischen, spanischen, portugiesischen, französischen Sprachen und ihren vielen patois.) — 2) Pelasgohellenisch (todt: altgriechisch, lebend: neugriechisch) — 3) Hetruskisch (ungewiß-todt) — 4) Thrakoillyrisch (todt: idiome des anciens peuples de race thrace et illyrienne en Europe et Asie (?) — lebend: albanesisch oder Skiz.) — III. Langues slaves in drey Gruppen: 1) Germanisch-slavisch (?) (todt: wendisch und preussisch, lebend: littauisch und lettisch) — 2) Böhmisch-polnisch (boëmo-polonais) (todt: serbisch? — lebend: böhmisch, polnisch.) 3) russisch-illyrisch (russo-illyrienne) (todt: slavensko oder alt russisch, devenue langue du culte — lebend: neuslavisch und neurussisch) — 4) Langues ouraliennes mit fünf Gruppen — 1) ungewisse: hunnisch, awarisch, bulgarisch, Kazare (?) — 2) finnisch-germanisch (finnisch, esthnisch, läzzisch, liefländisch) — 3) Wolgaisch (Sprache der Tscheremissen und Mordovines (?) 4) permisch (Sp. der Permier und Wotieken) — 5) Ungrisch (Madjar oder ungarisch, mogolisch, ostiakisch). Hierauf folgen in größeren Rubriken von entsprechenden

Digitized by Google

Farben tableaux particuliers, worin jede der vorhergehenden in den verschiedenen Dialekten und Verzweigungen der Hauptgruppen, weiter ausgeführt wird. Dann folgt eine Uebersicht der aussereuropäischen Sprachen in vier Hauptrubriken. I. Asiatische Sprachen in sieben Hauptgruppen: 1) Semitische Sprachen: (Hebräisch, Phönicisch, Syrisch, Punisch, Pehlvi, Arabisch u. s. w.) 2) Caucasische Sprachen: (Georgianisch (alt und neu), armenisch.) 3) Persische Sprachen: (Send, Parsi, neupersisch, Puchto oder afghanisch.) 4) Indische Sprachen: (Sanskrit, Pali, Prakrit mit 37 lebenden Zweigen) — 5) Transgangetanische Sprachen: (tibetanisch, arakanisch, birmanisch, peguanisch u. s. w., chinesisch, japanisch u. s. w.) — 6) Tartarische Sprachen: (Mandjou, mongolisch, kalmukisch.) — 7) Siberische Sprachen: (Samoyeden, Kamtschadalen u. s. w.) II. Oceanische Sprachen mit zwey Gruppen. 1) Malayisch und 2) langues des nègres océaniques, also Neuguinea, Neuholland u. s. w. (wir verschonen den Leser mit den Unterabtheilungen.) III. Afrikanische Sprachen in fünf Gruppen: 1) Sprachen der Nilregion. 2) Der Atlantischen Region. 3) Guinea und Senegambien. 4) Region de l'afrique australique. 5) Des inneren Nigritien oder Soudan. IV. Amerikanische Sprachen in eilf Gruppen. 1) Australisch-Amerikanische Sprachen. 2) Peruvianische. 3) Guaranibrasilianische. 4) Oreneko-amazonische (ou Andes-Parime). 5) Guatemala. 6) Sprachen des Plateau's von Anahuac oder Mexiko. 7) Sprachen des Plateau's von Central-Nordamerika. 8) Missouri-columbianische Sprachen. 9) Alleganische Sprachen. 10) Sprachen der Ostküste von N. Amerika. 11) Corealische Sprachen. Alle diese und noch viele hundert andere Namen gibt uns hier der wackere Jarry de Mancy zum Besten. Wir haben die Hauptabtheilungen angegeben und möchten es gerne dem Leser überlassen zu entscheiden, in wie fern sie richtig oder falsch sind, Ehrenthalben müssen wir indessen doch ein Wort hinzufügen. Wir glauben, daß gegen viele der Eintheilungen und Benennungen etwas einzuwenden seyn dürfte, aber wir glauben, daß kaum eine darunter ist, zu deren Gunsten sich nicht viel sagen läßt. Wir glauben, daß von einem großen Theil der hier genannten Sprachen weder Hr. Jarry noch selbst irgend Jemand mehr als den Namen weiß, aber was war zu machen? — Die Cadres, die Rubriken z. B. Langues océaniques waren einmal da, mußten da seyn, und mußten auf irgend eine Art ausgefüllt werden, und es wäre lächerlich, wenn man über eine Sache streiten wollte, von der Niemand etwas weiß; auch sind die hier für Amerika, Afrika und Oceanien gegebenen Abtheilungen weislich nur geographisch und nicht sprachkundlich. Was den Theil der Tabelle betrifft, den wir einigermaßen beurtheilen können, z. B. die deutschen und thrakopelasgischen, so finden wir wenig Erhebliches dagegen einzuwenden. Es ist nicht zu verwundern, daß der französische Verf. für die deutsche Familie am meisten in Verlegenheit seyn mußte, es ist ihm also kaum zu verargen, daß er einen Italiener, Hrn. Balbi, als seinen Gewährsmann anführt, der zwar ein sehr verdienter Gelehrter ist, aber eben keine Autorität für die famille des langues teutoniques.*) — Die Punkte anzugeben, worin unsere Ansicht von der Tabelle abweicht, würde ohne Beweis unbillig, und der Beweis zu viel Platz einnehmen, und wir schließen lieber mit der Versicherung, daß dieses Blatt in vieler Hinsicht sehr belehrend ist, und Alles enthält, was man billigerweise fordern kann. Von der tabellarischen Uebersicht der lateinischen Literatur wußten wir nichts zu sagen, als daß sie sehr vollständig und sehr deutlich ist. Der ganze Atlas soll aus 25 Tabellen in zwölf Lieferungen bestehen. Der Preis jeder Lieferung (die regelmäßig alle zwey Monate erscheint) ist 8 Fr. Daß Papier, Druck u. s. w. nichts zu wünschen übrig lassen, braucht kaum erwähnt zu werden, da schon der Name der Verlagshandlung dafür bürgt.

V. A. H.

---

*) Hr. Balbi ist Verf. eines statistischen Werkes über Portugal, worin nebenbey die Statistik von ganz Europa enthalten ist, und das nur einen Fehler hat, eine zu stupende Vollständigkeit; es thäte Noth eine Statistik von dieser Statistik zu machen. Ueber Hrn. Balbis Atlas ethnographique du globe ist im Lit. Blatt Nr. 104. des vorigen Jahrgangs berichtet worden.

Satyre.

Kleine Schwärmer über die neueste deutsche Literatur. Eine Xeniengabe für 1827. Mit den Xenien des Schiller'schen Musen-Almanachs von 1797. Frankfurth a. M. bey Brönner.

Xenien aus Frankfurth? dacht' ich, ey Willkommen, das wird gewiß etwas recht Witziges seyn, denn Frankfurth besitzt mehrere sehr geistreiche Satyriker. Doch, ich blättere das Buch auf und bin bitterlich getäuscht. Das sind keine Xenien, sondern Nänien; da ist kein Witz, nicht einmal das Bestreben darnach, sondern nur die Prätension davon; ja es ist nicht einmal alles neu, ein großer Theil dieser s. g. Xenien bezieht sich auf längstverstorbene Dichter und Philosophen, unter denen wir Gleim, Ramler, Claudius, Schröder, Gotter, Jakobi, Reinhold ꝛc. bemerken. Der Verfasser selbst gehört in's alte Register und läßt wie der Kasperl auf dem Leopoldstädter Theater seine Schwärmer nur aus dem Zopfe los, den er noch aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen trägt. O wolle doch der Mensch um's Himmelswillen nicht witzig seyn,

Digitized by Google

wenn es ihm die Natur so durchaus versagt hat. Xenien sind Epigramme, Epigramme wollen eine Spitze haben. Man kann aber barfuß durch alle diese Xenien laufen, und man wird nur ein laues Wasser, aber keine Spitze fühlen. Ich will dieß an so vielen Xenien erproben, als der Raum dieser Blätter gestattet, und als es sich etwa der Mühe verlohnt, um die allgemeine Behauptung zu unterstützen. Es ist ganz einerley, wo wir anfangen.

Ueber Klopstock äußert sich der witzige Dichter:

Deine Oden erhalten bey deinem Volk dich unsterblich,
Und der erhabene Sinn, den du den Musen geweiht.
Dein Messias ergreift in den Episoden, und diese
Dienen zur Schulübung 2c.

O du guter Xenienmacher, hättest du doch lieber ein Programm geschrieben, als ein Epigramm. Ich rufe dir hier mit Lessing zu:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger gelesen seyn.

Durch das ganze Buch geht der fadeste Recensrutenton unermüdlich fort. So heißt es von Schiller:

Trafst du nicht ganz der alten Tragödie Sinn in Messinas Brüdern, den tragischen Zweckführen sie groß doch hinaus.
Wie du historischen Stoff in Maria Stuart vergeistigt,
Hast du der tragischen Kunst glänzend Genüge gethan.

Und du selbst, vortrefflicher Dichter:

Trafst du nicht ganz der frühern Xenien Sinn in den kleinen Schwärmern, das alberne Buch führst du doch dummdreist hinaus.
Wie du, statt witzig zu seyn, doch ein Gegenstand für den Witz bist,
Hast du der witzigen Kunst glänzend Genüge gethan.

Zur Probe noch mehr. Ueber Jean Paul sagt er:

Gottwald Harnisch, und Vult und Julius, Gustav und Victor,
Wina, Klotilde, mit eins denken wir eurer gerührt.

Ueber Oehlenschläger:

Respectabel ist dein Talent, und manches gelungne
Einzelne sichert Erfolg dir auf die Dauer auch zu.

Ueber Uhland:

Patriotisch und kräftig, naiv und gediegen in Kunstform,
Stehst du den Würdigsten nah, zeigst du dich ächt populär.

Ueber Gries:

Deinem treuen Bemühn, das aus Hesperischen Gärten
Goldne Frücht' uns so viel reicht, ein erkenntliches Wort.

Ueber Jakobs:

Heil dir, würdiger Greis, den Geist, den die alten getränket,
Stellst du in klassischer Form jetzo dem Vaterland dar.

In dieser Jammerprosa geht es fort. Nur in einem Dutzend Xenien erhebt sich der Dichter zu einer Gattung von Witz, die bekanntlich die allerschlechteste ist, zum Wortwitz, Namenwitz, z. B. über Houwald:

Hu, das walt' Gott Vater und Sohn und der heilige Geist auch,
Denn in dem Houwald geht, ach! der Gott-sey-bey-uns um.

Ueber Theodor Hell:

Aus den Winkeln zieht er französischen Plunder, im Elbstrom
Wäscht er und bleichet ihn dann, darum auch heißet er Hell.

Hätten wohl Schiller und Goethe jemals solche Xenien gedichtet? und dennoch wagt es der Dichter, diese alten Xenien hinter seinen neuen abdrucken zu lassen. Dieser Wiederabdruck ist das Verdienstlichste von der ganzen Unternehmung, denn nun haben wir doch etwas an dem Buche, das ohne diese Zugabe wohl bald unter alle Tische fliegen würde. Wie hat es aber der Verfasser vermocht, sich einer so demüthigenden Vergleichung auszusetzen? Hat ihn denn gar keine kleine Schamröthe angewandelt, wenn er einen Blick in die alten Xenien gethan? Doch ich schäme mich selbst, einen Blick in die seinigen gethan zu haben, und nehme so schnell als möglich von ihm Abschied.

El Nacional, Zeitschrift zu Buenos Ayres.

Südamerika besitzt eine Menge Zeitungen und Zeitschriften, und die Besonnenheit, womit man dort die Preßfreyheit benutzt, macht Gesetze dagegen unnöthig. Es gereicht zu unschätzbarer Belehrung, bey Vergleichung dieser literärischen Erzeugnisse sich gleichsam eine Charte des politischen und geselligen Zustandes, der Sitten, Gebräuche, Fehler und Fortschritte der Völker zu entwerfen. Wie den Reisenden die eigene Erfahrung belehrt, so den entfernten Beobachter die Lektüre jener Blätter durch Einführung in das rege Getreibe des Auslandes.

In keinem Lande möchte gegenwärtig von der Presse mehr abhängen als in Südamerika. Auch beeifern sich dort die ersten Männer, ihre Ansichten durch die täglichen, wöchentlichen und halbwöchentlichen Journale dem Publikum anzuvertrauen.

Daher ehren auch in den vereinigten Staaten die scharfsinnigsten Schriftsteller das Urtheil der noch in der Kindheit begriffenen südlichen Freystaaten schon. Selbst thätig in der Geschichte, bemeistern sich diese mit merkwürdigem Blicke der hervorstechenden politischen Punkte der Alten und Neuen Welt. Kein Wunder, daß Griechenland dort aller Blicke auf sich zieht. El Nacional namentlich, der seit dem 23sten December 1824 zu Buenos Ayres wöchentlich erscheint, würdigt nach Verdienst, und es bedarf keiner affektirten Aufwallung der Schreibart, zu schildern, wie beladene Schiffe aus den Häfen des mittelländischen Meeres zu Gunsten jener Barbaren auslaufen, welche aller Kultur Hohn sprechen, und sie weder annehmen noch dulden wollen.

Digitized by Google

Nr. 21.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 13. März 1827.

Lyrische Dichtkunst.

Schweizer-Lieder von Abr. Emanuel Fröhlich. Aarau, 1827. Druck und Verlag von J. J. Christen. (S. 82)

Eine sehr freundliche, willkommene Gabe! Und zwar besonders deßhalb, weil dieselbe mehr als ein schönes Pathengeschenk in Schaumünzen und Dukaten, dann als ein Vermächtniß erscheint, oder als eine Ouvertüre, welche das nachfolgende Singspiel, vorbereitend, uns verkündigen will.

Es ist der gleiche Verfasser, welcher uns zuerst durch seine trefflichen Fabeln (Zürich, 1825) bekannt ward; ein Werkchen, das in mancher Beziehung geeignet war, das Auge des Kenners auf ihn zu lenken, so wie die theilnehmende Aufmerksamkeit eines unverwöhnten und nicht blöden Publikums ihm zuzuwenden. Denn Fröhlich trat als Fabeldichter wirklich schöpferisch, originell auf. Die Antiken behandelten bekanntlich die sogenannte äsopische Fabel als eine rhetorische Figur, ihre Theoretiker verweisen sie, seit Aristoteles Vorgang, geradezu in die Rhetorik; und zwar ganz mit Recht, auf ihrem Standpunkt. Fabeln in der Manier wie die von dem Esel, dem der Herr vergeblich die Flucht empfahl, oder wie die vom Magen und den gegen ihn rebellirenden anderen Körpertheilen, sind ganz sinnreiche oder witzige Redefiguren eines Volksredners oder eines populären Moral- und Klugheits-Lehrers, — nicht Erfindungen eines Dichters. — Auch Lessing und Pestalozzi, welche unter den Neueren dieß literarische Feld mit Erfolg bearbeiteten, sehen es als ein Binnenland der Poesie und der Moral an, wiewohl als an das Gebiet der ersteren nur mit einer Winkelspitze anschießend. Aber wir lassen uns ihre Manier, welche dem Witze, dem Scharfsinn und seiner Charakteristik ziemlich freyes Spiel eröffnet, sehr gerne gefallen, und um solcher Vorzüge willen werden die Fabeln der Genannten sich in der Literatur behaupten. — La Fontaine und Pfeffel fügten zwar die äußere poetische Form wieder zu, aber auch nur diese; sie breiteten einen bunten Teppich über — den Katheder. In der That dürfte eine ernstere Kritik solche Mischlinge, wie die Fabeln der Letztgenannten, kaum als ächte Art anerkennen; es fehlt ihnen, wie den Maulthieren, das Vermögen der Fortpflanzung, wenn gleich auch sie wie jene in gewisser Rücksicht, welche aber eben keine poetische ist, ganz harmlos und nützlich seyn mögen.

Was ächtpoetische Fabeln seyen, lernten wir praktisch erst durch die Fröhlich'schen. Solchen muß denn allerdings immer Allegorie zu Grunde liegen, was auch Lessing dagegen vorbringen mag, und es kommt dabey nur darauf an, einerseits, ob der Grundgedanke, sey er ein komischer oder ein nichtkomischer, poetisch darstellbar ist; und dann, was die Kehrseite, ob die Fabelpersonen, welche denselben verwirklicht darstellen, poetische Wahrheit besitzen, ob sie uns, ganz abgesehen von dem allegorischen Zweck, an sich ästhetisch interessiren, oder nicht. — Diese Aufgabe, obgleich bisher nirgends theoretisch klargestellt, finden wir in vielen von Fröhlich's Fabeln vollkommen gelöst; und es ist eine rechte Freude, auch hier wieder die Wahrheit bestätigt zu sehen: daß das Genial-Schöne überall durch Künstlerbegeisterung erfunden und erschaffen, nie ergrübelt und erphilosophirt wird; eine Phrase, die den tonangebenden Philosophen, welche das Bündel aller dichterischen Herrlichkeiten und Kunstraritäten bereits gepackt, eingeschnürt, couvertirt und gegen Schein auf Post gegeben, weder gefallen wird, noch soll.

Es konnte nicht fehlen, daß, einmal die Sache so in ihrem poetischen Mittelpunkt erfaßt, die Fabel ihr bisheriges Gebiet erweitern, ihre Gestalt vielseitiger ausbilden mußte. Denn jede Dichtungs-Gattung und Art ist ursprünglich verwandt mit allen übrigen, und kann auch (wie so leicht Epos in Drama) in jede andere überspielen, ja wesentlich übergehen, — wenn auch nicht schicklich der äußeren, dann doch der inneren Form nach. Geht doch jedem Gedichte ein lyrischer Moment, als principium agens, als nothwendige Bedingung seines Entstehens, voraus; wie unser Jean Paul schon, in Wort und Werk, so lebendig bewiesen hat. Darum finden wir auch in Fröhlichs Fabeln welche, die sich der

Digitized by Google

Satyre, dem bündigen kurzgeschliffenen, witzigen Epigramm, der naiven Idylle, der Elegie, überhaupt der hohen Lyrik nähern und innig anschließen. Der witzigen und satyrischen finden sich dort viele; wer aber Beyspiele in letzterer Weise sucht, der sehe sich nur jene vier an, welche den Schluß der Sammlung machen: Geschichte der Propheten, wahrer Glaube, der Reformator und die Ströme des Heils. Letzterer, vielleicht der tiefsinnigsten, würde Rec. die Palme zusprechen; fast jedes Wort darin ist treffendes Bild, jedes Bild lyrischer Gedanke.

Es war uns, nach diesem Vorgang, also keineswegs unerwartet, Fröhlich als Liederdichter auftreten zu sehen. Wir haben diese Erwartung in so fern vollkommen befriedigt gefunden, als aus vorliegenden Proben des Vfs. Beruf zum lyrischen Dichter uns unzweydeutig hervorleuchtet; — ein Wort, welches man wohl erwägen soll, ehe man es auszusprechen wagt, besonders in einer Zeit wie die unsere, wo die ästhetische Kultur und die dichterische Sprache in hohem Grade Gemeingut der Nation geworden, so daß es oft große Schwierigkeit hat, den nur zu sehr täuschenden Schein des bloß Angelernten und Angeeigneten von dem Glanze der Originalität zu unterscheiden.

Diese, auf der Thatsache beruhende, allgemeine Anerkennung vorausgeschickt, wird es uns vergönnt seyn, den talentvollen Dichter auch auf das aufmerksam zu machen, was uns mangelhaft an seinen Produktionen erscheint. — Hier und da vermissen wir nämlich, in einzelnen Gedichten, mehr noch in einzelnen Strophen, diejenige gediegene Klarheit, welche die Kritik besonders im lyrischen Gedicht darum unerläßlich fordert, weil das Gefühl an sich nicht so bestimmt und spezialisirt ist, als die Objekte der Anschauung, mit welchen der plastische Dichter und Künstler es zu thun haben. Die sogenannten lyrischen Sprünge widersprechen nur scheinbar dieser Theorie; genauer betrachtet, bestätigen sie dieselbe. Gerade um sein individuell poetisches Gefühl uns anschaulich zu machen, wählt der Dichter die verschiedensten Darstellungsmittel, bald Bilder aus der Natur, bald aus der Geschichte, bald die Form der Sentenz u. s. w., wodurch nothwendig jene Sprünge entstehen, die nur dann Seitensprünge sind, wenn sie nicht als Mittel zu dem gleichen Zwecke der Einheit gebraucht werden. — In dieser Beziehung nun verfehlt sich Fröhlich mitunter. So weiß man z. B. in dem Liede: „Der Alpengarten,“ nicht recht, welche Anschauung er zum Träger seines lyrischen Gefühles machen will, ob die der wirklichen, hohen Alpmatte, oder ob diese ideal und metaphorisch aufgefaßt ist; dadurch geschieht es, daß die Prädikate der erstern nicht auf die leztere passen, und umgekehrt, und somit entgeht uns der poetische Totaleindruck. — So ist, ferner, der „Schweizerpsalm“ in allen Strophen poetisch, nur daß diese selbst allzu lose und mehr äußerlich zusammengefügt sind. — Nicht dieser, aber der entgegengesezte Fehler ist an dem lezten Gedichte: „Trinksprüche,“ wahrzunehmen; in demselben ist eine äußere Einheit erkünstelt, indem der Dichter seine Trinksprüche an Eigenschaften des Weines anknüpft, und so mitunter nicht einleuchtende oder unpassende Beziehungen vorbringt. Da heißt es z. B.

> Süßer quillt der Wein bey'm Sange
> aus des Kelches Glanz und Klange;
> die uns Freuden noch verschönen
> mit der Künste goldner Pracht:
> „Jubel, den sie angefacht,
> soll zum Preis der Künstler tönen!“

Hier sind wohl die Dichter durch den Sang, aber nicht die Künstler durch Glanz und Klang der Becher, noch die goldne Kunst durch den goldnen Wein, hinreichend symbolisirt; der Toast also hat in so weit kein poetisch gültiges Motiv. — Dagegen hat das Gedicht auch ächte Strophen, wie folgende:

> Der vom schönen Berg geflossen,
> wo die Jugend wir genossen,
> duftend bringet er uns wieder
> jenes Traumes Seeligkeit;
> „Heimathlust und Jugendzeit“
> sind des Becherklanges Lieder.

und den jovialen Schluß:

> Nun wir hier zusammenhalten,
> frische Jungen, weise Alten:
> „Trinkt, ihr Alten, euch zur Jugend
> an dem neuen Feuerwein,
> und, ihr Jungen, schenket ein
> mit dem alten milde Tugend!“

Neu und wahr ist der Dichter meist in seinen Bildern, doch kommen mitunter auch einige vor, wie jenes in dem sonst trefflichen „Schützenlied:“

> Wie durch Waldnacht Strahlen dringen,
> späht zum Wald hinaus der Schütz',

wo die Antithese „durch Waldnacht“ und „zum Wald hinaus“ die Vergleichung (des durchdringenden Blickes des Schützenauges mit dem der Sonne) aufhebt. — Sonst weiß der Dichter die Antithese, mit welcher sich die Poeten so oft und schwer an der Poesie versündigen, wohl zu handhaben, wie z. B. jene meisterhafte in dem „Baurenstand“ bezeugen mag:

> Von Hütten ward oft schon der Retter beschieden,
> Hier schreitet die Heermacht des Volkes heraus!

Was uns aber am meisten für des Vfs. Beruf zum lyrischen Dichter zeugt: nirgends finden wir bey ihm jene leeren Versicherungen von allerhand vortrefflichen Gefühlen und flammenden Begeisterungen, von welchen so viele alte und junge Poeten geschwängert zu seyn vorgeben; vielmehr treffen wir hier nur lyrische Gedanken, Bilder und Situationsgemälde, wonach uns keine Wahl gelassen wird, ob wir an des Dichters Empfindung für dieselben glauben wollen, oder nicht: und dieß ist einzig und allein der Effekt des Zaubers der lyrischen

Digitized by Google

Dichtung, dessen gebietender Stab eben nur der Hand eines Dichters anvertraut ist. Zum Beleg stehe hier eines der kürzern Lieder ganz, das „Tellslied."

Des Schützen Begleit
ist freyer Muth,
der Knab an der Seit'
sein Glück und Gut.
„O Knab an der Hand!
ich schütz' dein Haupt,
daß Keiner dir Land
und Leben raubt.

„Drum ruf' ich nicht Heil
dem Federhut,
drum führ' ich den Pfeil
und Bogen gut.
Greift Einer dein Herz
mit Mörderfaust:
ha! schnell ihm mein Erz
die Brust durchsaust.

„Und was dich bedroht:
sieh, diese Hand
zwang tief aus der Noth
das Schiff zum Strand.
Und reißen dich Wind
und Well' von mir:
ich helfe dir, Kind,
oder sterb' mit dir."

Man wird leicht bemerken, wie glücklich hier dem historischen Helden die lyrische Seite abgewonnen ist. Statt in neualterthümlich-politischen Deklamationen zu rodomontiren, erscheint uns der wilde Schütze nur in seiner felsenfesten Treue eines tiefen, liebevollen Gemüthes, und der Knabe ist das natürliche, menschlich schöne Motiv. — Eben so gut ist der „Winkelried" aufgefaßt und „Niklaus von der Flüh," lezteres eines der besten Charakterbilder lyrischer Poesie, die wir kennen.

Der Heerd dieser Strahlen ist des Dichters poetische Grundanschauung, in welcher die noch gegenwärtige große Natur seines Vaterlandes und dessen große historische Vergangenheit, wechselseitig einander allegorisirend, ihm zusammenschmelzen, indeß ein lebendiges religiöses Gefühl dem Ganzen Leben einhaucht. — In ihrer Ganzheit tritt diese Grundanschauung am klarsten hervor in dem Gedichte „Die Alpen," wie schon aus den folgenden, obwohl aus dem Zusammenhang genommenen, Strophen erhellen wird:

Unsre Berge lugen über's ganze Land,
aus dem Rhonethale zu des Rheines Rand,
und in alle Gauen ruft ihr Freudenfeu'r:
„Schweizermannen, haltet eure Heimath theu'r! — —

Wie die Berge wurzeln unter Meeresgrund:
steh' in Herzenstiefen Lieb' und Treu zum Bund!
wie sie überblicken segnend alle Gaun:
laßt uns allesammen zu den Brüdern schaun! — —

O ihr Höhen Gottes! rufet überall:
„Er, der aufgeworfen der Gebirge Wall,
machte Alpenauen zu der Freyheit Hort,
heißt sie grünen, leuchten ringsthin fort und fort."

Die Behandlung des Rhythmus und Versbaues ist im Ganzen sehr zu loben; nicht die stehenden und deßwegen häufig leiernden Formen trifft man, sondern jedes Gedicht hat, ungefähr wie die Lieder unserer Minnesinger, seine eigenthümliche Gliederung und Gestaltung. — Auch die Sprache ist rein und wohlklingend; denn gegen die Reinheit verstoßen sogenannte Provinzialismen, wenn sie dem Geist und der Analogie der Gesammtsprache nicht zuwider sind, keineswegs, und wenn sie, wie das schweizerische ab (dem Berge) und innert (den Schranken) anschaulicher, als die herkömmlichen bezeichnen, so sind sie uns sehr willkommen. Auch gegen die Apokope der stummen E (zumal in pr. praes. u. im nom. sing.) haben wir, wenn sie nicht zu sehr gehäuft wird, nichts einzuwenden. — Der Reim ist mit Sorgfalt behandelt, nur einigemal reimt ü auf i, und einmal ö auf e, was freylich unerträglich dissonirt, so sehr unser Ohr durch die Mißhandlung unserer neuern Dichter (die alten ahneten nicht einmal, daß dergleichen für Reim irgendwie gehalten werden könnte) hierin ist abgestumpft worden. Dagegen ist uns s auf ss, f auf ff nicht anstößig, unleidlich aber g auf ch, d auf t, was unser Dichter auch durchgängig vermeidet. — Der Reim ist seiner Natur nach rein musikalisch, und wie kommt man nur dazu, ihn doch in Gestalt ohrquälender, unlösbarer Dissonanz zu gebrauchen?! Auch verderben schlechte Reime die Aussprache, während gute, wie die ächten Sprachforscher längst anerkannt, das beste Mittel der Erhaltung sonorer Reinheit derselben sind.

H — s.

Vermischte Schriften.

Manuscript eines Clausners auf der schwäbischen Alp. Erster Theil. Augsburg und Leipzig, in der von Jenisch und Stage'schen Buchhandlung, 1827.

Die Mengschriften, die literarischen Ragouts, werden immer häufiger. Warum soll auch der Schriftsteller sich nicht die Freyheit nehmen, ohne Zusammenhang und Ordnung über alles zu reden, was ihm in den Sinn kommt, da die Leser selbst doch nur aus zwanzig wohlgeordneten Büchern ein ein und zwanzigstes zusammenlesen, das ein Gemisch von allen ist. Die meisten Leser behalten aus dem besten Zusammenhange doch immer nur etwas Einzelnes, Unzusammenhängendes. Man liest und behält alles aphoristisch, warum soll man nicht auch in bloßen Aphorismen schreiben?

Der Clausner auf der schwäbischen Alp bringt uns ein dickes Buch voll solcher Aphorismen, theils philosophische wie die von Plattner, theils juridische und politische, wie die in der bekannten Sammlung Welt und Zeit. Er

übergibt sie uns, wie er in der Vorrede sagt „nicht in der Absicht, uns neue und unbekannte Wahrheiten mittheilen zu wollen, sondern vielmehr in der Hoffnung, daß dieses Manuscript solche Wahrheiten enthalte, von welchen ein berühmter Dichter sagt, daß es Wahrheiten sind, die nicht genug wiederholt werden können.“ Das Buch ist wirklich voll Reminiszenzen; da es sich aber sehr populär und faßlich über eine Menge von Dingen ausspricht, die in gelehrten und philosophischen Werken vergraben dem größern Publikum noch lange nicht so bekannt sind, als sie es seyn sollten, so verdient der Verfasser für seine Mittheilung alles Lob. Deutschland ist unermeßlich reich an Ideen; aber wenn wir die Männer bewundern, welche sie zuerst gedacht, dürfen wir die nicht gering achten, die sie verbreiten, aus der Schule in's Volk bringen, aus der gelehrten Sprache in eine allgemein verständlichere übersetzen. Der Clausner scheint ein im Kameral- und juristischen Fach versuchter Mann zu seyn, und die meisten seiner Fragmente beziehen sich auf Gegenstände der Staatswirthschaft und des Rechts. In einer interessanten Untersuchung bemüht sich der Clausner unter andern zu beweisen, daß die Geschwornengerichte nicht die Grundlage einer guten Rechtsverfassung, sondern nur deren Blüthe seyn könnten. Diese Gerichte setzen, seiner Meynung nach, eine ideale Ausbildung der Sitten und Einsichten im Volk voraus, ohne welche sie immer nur eine Mißgeburt bleiben. Er hält diese Rechtsverfassung, die nur in einem idealen Zustand möglich sey, selbst für ein Ideal. Hat der Clausner aber nicht bedacht, daß ein vollkommen ideales Volk überhaupt gar keine Rechtsverfassung mehr braucht, weil es, mit aller Tugend und Einsicht ausgestattet, gar kein Unrecht mehr begehen kann? Das Ideal jeder Rechtsverfassung und jeder Gesetzgebung ist, sich zulezt entbehrlich zu machen. Wo es noch eine Rechtsverfassung gibt, sezt sie auch einen unvollkommnen, keineswegs idealen Zustand der Sitten und Einsichten voraus, denn richten und strafen kann man nur, wo noch gezankt und gefrevelt wird. Die Forderung eines idealen Volkes darf der Clausner daher nur immer fallen lassen. Irrt er hierin, so täuscht er sich um so weniger in der zweyten Forderung, die er machen zu müssen glaubt, wenn die Jury jemals gedeihen soll. Er verlangt nämlich auch ein öffentliches politisches Leben überhaupt, und dieß ist die nothwendigste Bedingung der Geschwornengerichte. Wo alles Andere im Staate Geheimniß und Schreiberey ist, kann freylich das Recht nicht allein öffentlich und mündlich seyn.

Am Schluß aller dieser Aphorismen und Fragmente gibt der Verfasser die Uebersetzung von Briefen einer Dame aus dem siebzehnten Jahrhundert, der Frau von Villar, Gemahlin des französischen Gesandten in Madrid zur Zeit Karls II. Diese Briefe schildern sehr anziehend den damaligen Zustand des spanischen Hofes, und sind eine artige Zugabe zu dem Manuscript des Clausners, obgleich sie dem Inhalt nach in gar keinem Zusammenhange damit stehen.

Aus Italien.

(Fortsetzung.)

— Unter der schon früherhin in diesen Notizen angeführten Rubrik von unrichtigen Angaben und verschobenen historischen Daten, welche von Schriftstellern aller Art, Italien betreffend, in die Welt hinausgesandt werden, hat ganz neuerlich wieder eine neue, verbessert seyn sollende Ausgabe des zu Mailand bey Giegler gedruckten Manuel du voyageur en Italie u. s. w. (672 und 24 S. in 8.) sich selbst eine bedeutende Stelle angewiesen, welchem ein italienischer Recensent, neben einer Unzahl von Druckfehlern, die nicht bloß das Buch entstellen, sondern auch, zumal wo es sich um Eigennamen von Personen und Oertern handelt, den Reisenden gar häufig zu den unangenehmsten Irrthümern verleiten können, in dem einzigen Paragraph des Wegweisers, welcher die Reise von Mailand nach Genua enthält, nicht weniger als fünfzehn, zum Theil grobe Versehen und Spropositi aufzählt. Die Bäume, sagt dieser Recensent, mit welchen die Straße von Mailand bis Pavia ganz eingefaßt seyn soll, sind in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden. Auf Binasco, welches als eine Stadt aufgeführt wird, paßt dieser Name keineswegs. Die Gärten, Parkanlagen und Kanäle, von denen gesagt wird, daß sie die Karthause zu Pavia verschönern und zu einem reizenden Aufenthalte machen, existiren gar nicht und haben zu keinen Zeiten existirt. Der alterthümliche, in der Nähe der Karthause liegende Park der Visconti, wo Franz I. zum Gefangenen gemacht wurde, wird, der geschichtlichen Wahrheit schnurstracks entgegen, an die Thore von Pavia versezt. Die Behauptung, daß Pavia früher als Mailand gestanden habe, wird irriger Weise dem Plinius zugeschrieben. Nicht ein prächtiger Portikus, sondern eine ganz ärmliche Säulenhalle ist es, welche den ansehnlichsten der Pläze von Pavia einfaßt. Die angebliche Lanze Orlandos war nicht, wie das Handbuch angibt, ein Ruder, sondern ein mit einer eisernen Spize versehenes Stück von einem Schiffsmaste. Das Gebein des heil. Augustinus, wovon es heißt, es befinde sich in San Pietro in Cielo d'ora, ist längst in die Kathedrale versezt; in der Kirche von San Pietro aber, welche als mit Bildsäulen und Marmor verziert beschrieben wird, findet gegenwärtig kein Gottesdienst mehr statt. Unter den berühmten Männern, welche der Universität zu Pavia zur Zierde gereicht haben sollen, kommt der Name eines Rechtsgelehrten Jagon vor, und nur mit Mühe läßt es sich errathen, daß unter dieser barbarischen Benennung der Gelehrte Giasone del Maino soll verstanden werden. Davon, daß das Haus (denn ein Pallast, wie das Handbuch sagt, ist es keineswegs) des Professors Scarpa sich durch die Kostbarkeit seiner Verzierungen auszeichne, weiß niemand etwas; eben so wenig davon, daß sich aus den Kleidern der Bürger von Pavia auf den Reichthum des Landes schließen lasse. Es ist eine grundlose Behauptung, daß der Hanf einen wesentlichen Bestandtheil jenes Reichthums ausmache, und eben so grundlos ist es, daß die wenigen, jenseits der Brücke gelegenen Häuser eine große Vorstadt bilden, und, daß diese Vorstadt mit einer Mauer umzogen sey. Und diese Dinge alle, fährt der Kritiker fort, läßt man zu Mailand drucken, in einer Entfernung von nicht mehr als zwanzig Meilen von Pavia!...

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 22.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 16. März 1827.

Politik.

1) Mein Antheil an der Politik. II. Nach dem Fall Napoleons. Congreß zu Wien. — Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826.

Mit Recht legt der würdige Herr Verf. dieser politischen Memoiren in gegenwärtiger Abtheilung derselben den Verhandlungen auf dem Congreß zu Wien eine gleiche, ja höhere Bedeutung bey, als denen gebührt, welche einst zu Münster und Osnabrück gepflogen worden. Denn wahrlich, wenn auch so manche, selbst billige Hoffnungen, zu welchen jene Verhandlungen berechtigten, noch nicht in Erfüllung gegangen, wenn auch eine große Anzahl wohlgesinnter Männer die Besorgniß hegt, es könnte bey nächster Gelegenheit die alte Schmach über Deutschland wieder hereinbrechen, so wird dennoch der Wiener Congreß nach Jahrhunderten als die erste, festgegründete Stufe bezeichnet werden, auf welcher Deutschland und mit ihm Europa einen neuen Lebenslauf in aufsteigender Linie begonnen. Jene Osnabrücker und Münster'schen Verhandlungen haben gehalten, was sie dem Einsichtigen auch damals nur versprechen konnten; sie erhoben eine fortwährende Destruktion zum Gesetz, und sie ist schrecklicher, als man es sich mag haben träumen lassen, gerade an den gesetzgebenden Mächten in Erfüllung gegangen. Zu Wien ist der Grundsatz der Einheit und Einigung der gesetzlichen Freyheit und der Gerechtigkeit festgestellt worden, und die Geschichte wird sich in der Anwendung desselben nicht durch die Schranken der Vorbehalte hemmen lassen. Aber wie jener Grundsatz selbst die Frucht von Jahrhunderten ist, so ist seine Anwendung auch die Aufgabe, welche nicht Jahrzehende, sondern Jahrhunderte zu lösen haben und — lösen werden. — Obgleich der Verf. der Memoiren (und mit ihm wohl mancher Leser) unsere Zuversicht nicht in vollem Maße theilen dürfte, so sind es doch eben sie, welche dieselbe, wenn auch nicht hervorgerufen, doch bedeutend genährt und gestärkt haben. Dieses Selbstbekenntniß, das vielleicht als ein höchst unnöthiges Auskramen subjektiver Meynungen betrachtet wird, gehört gleichwohl sehr zur Sache, indem es das zuverlässigste Zeugniß von dem Sinne und Geiste ablegt, in welchem die vorliegenden Berichte über die Vorgänge am Congreß zu Wien verfaßt sind. — Denn, wenn gleich der Verf. es keineswegs unterläßt, sein mißfälliges Urtheil über Vieles und Wichtiges unumwunden auszusprechen, so geschieht es doch immer um des Friedens, um der Gerechtigkeit selbst willen, und wie wenig derselbe auch mit den Wünschen und Bestrebungen einiger Männer, die, gleich ihm, als Bevollmächtigte dem Congreß beywohnten, einverstanden seyn mag, so erkennt er dennoch an, daß auch diese damals in der aufrichtigen Absicht, Einigkeit und Gerechtigkeit zu fördern, gehandelt hätten. — Das Beruhigende aller hieher gehörigen Aeußerungen liegt aber darin, daß dieselben keine deklamatorischen, sondern in wohlerwogenen Daten begründete sind. Hiezu kommt die edle Freymüthigkeit, wie sie gewiß selten bey Staatsmännern gefunden wird, und mit welcher gleichwohl der Verf. überall urtheilt, wo ihn Gerechtigkeit und eine wohlverstandene Politik dazu auffordern. Und dieses gerade ist es, was zur höchsten Zuversicht berechtigt, daß wir überall jede andere, als auf Gerechtigkeit und selbst auf Sittlichkeit gegründete Politik verschmäht finden. Mag das im Munde eines allgemeinen Menschenfreundes nichts mehr als ein bon mot, in dem eines aufrichtigen und selbst energischen Enthusiasten erfolglos, wenn nicht gefährlich, seyn, in dem eines umsichtigen, vielfach gebildeten, in Staatsgeschäften oft erprobten Staatsmannes ist es weder das eine noch das andere, sondern ein historisches Faktum.

Eben über diese Theilung Polens und das damit verknüpfte Schicksal Sachsens, über den Gang der Verhandlungen und die hauptsächlichsten Veranlassungen mancher Mißverständnisse zu Wien erhalten wir wichtige Notizen. Speciellere Aufschlüsse gibt uns Herr von Gagern über die niederländischen Verhältnisse zu Deutschland, weil diese es waren, welche derselbe zu Wien zu vertreten hatte. Es werden in dieser Beziehung die nöthigen Auszüge aus Briefen mitgetheilt, welche damals an Se. Majestät den König der Niederlande sind gerichtet wor-

Digitized by Google

den. Außer diesen historisch-politischen Dokumenten erscheinen von allgemeiner Wichtigkeit einige Hindeutungen und Nachweisungen, welche auf das beabsichtigte Direktorium der fünf großen Mächte in Deutschland und die Opposition der übrigen Reichsstände dagegen, bey welcher Herr von Gagern besonders thätig war, Bezug haben. Sodann wird unter andern auch klar, daß manche Erläuterungen des 13ten Artikels der Bundesakte, die oft genug für unbefugte Auslegungen liberaler Phantasten erklärt worden, durchaus wesentliche, ja authentische sind. —

Als Mittelpunkt aller vorkommenden Ansichten und Urtheile über die namentlich für Deutschland entscheidenden Vorgänge und Interessen des Wiener Congresses darf die Idee von Kaiser und Reich betrachtet werden, welcher Herr von Gagern aus politischen und historischen Gründen zugethan ist. Eine gedrängte Uebersicht der letzteren gibt die geistvolle Abhandlung in der 15ten Beylage, die schon 1815 unter dem Titel: „Grundzüge deutschen Staatsrechts und deutscher Geschichte" ist abgedruckt worden. —

2) Der Einsiedler oder Fragmente über Sittenlehre, Staatsrecht und Politik. Zweyter Theil. Zweyter Heft. Spartam nactus es, hanc exorna. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826.

Wenn der Freyherr von Gagern in seinen Memoiren als Staatsmann auftritt, dessen Mittheilungen, so sehr sie auch von umfassender Wissenschaft, von einem höchst ehrenwerthen Charakter zeugen, dennoch den Ton des Offiziellen durchaus nicht verläugnen dürfen, so erscheint derselbe hier dagegen als vielfachgebildeter, edelgesinnter Privatmann, dessen freye Beobachtungen, Ansichten, Urtheile über den politischen und ethischen Zustand der civilisirten Welt durch ihm einwohnende Erinnerungen an bestimmte Thätigkeit in derselben nur an Klarheit und Entschiedenheit gewinnen können. Denn — jeder tüchtige Schachspieler, welcher dem Spiele Anderer zusieht, hat, wenn diese auch eben so tüchtige, ja überlegene Spieler wären, gewöhnlich einen untrüglicheren, weit unbefangeneren, Blick für die Vortheile und Nachtheile beyder Partheyen, als diese selbst. — Folgende im vorliegenden Hefte des Einsiedlers gethanen Aussprüche S. 17: „Diese Blätter haben ganz eigenthümlich zur Absicht, alles zu entfernen und standhaft zu bekämpfen, was zur Verschlechterung und Entwürdigung der menschlichen Gattung führt" — und S. 38: „Es ist ein viel edleres Bestreben, die menschliche Gattung von ihren schöneren Seiten zu betrachten, sie zu entschuldigen, wo immer dazu Anlaß und Möglichkeit ist; zu zeigen, was natürlich, nicht anders zu erwarten, oder nur vorübergehend und zum Besseren einlenkend, in so vielen Vorkommenheiten und Einrichtungen gewesen sey" — diese Aussprüche enthalten eine Selbstkritik, welche treffender, als wir es sonst vermöchten, den Sinn und Geist dieser ethisch-politischen Zeitschrift bezeichnet. Alle fragmentarische Aufsätze, welche gegenwärtiges Heft darbietet, haben ihren eigenthümlichen Werth. Wir deuten auf einige derselben hin, deren Gegenstände schon allgemeineres Interesse gewähren. Zuerst auf einen über die Seeräubereyen der jetzigen Griechen im Vergleich mit denen, welche einst die niederländischen Geusen geübt, die aus ähnlicher Noth hervorgegangen, zu noch weiterem Extrem getrieben und dennoch gerade der erste reelle Punkt gewesen seyen, den die niederländische Freyheit gewonnen und von dem aus dieselbe sich endlich über das feste Land verbreitet habe. — Sodann würdigt der Verf. auch die Vorgänge auf Hayti, dessen neuerliche Emancipation und deren Folgen. Jene erhalten volle Anerkennung z. B. S. 40 in diesen Ausdrücken: „Aber fürwahr, ich denke bey weitem vortheilhafter von der menschlichen Gattung überhaupt, seit jener Umwandlung, seit jener Erscheinung von Hayti als politischer Staatskörper. Und ich möchte alle meine Zeitgenossen zu ähnlichen, erhebenden Gefühlen, und zu reifem Nachdenken über dieses so unerwartete Ereigniß einladen, welches alle menschlichen Berechnungen und Hoffnungen weit übertrifft. Es zernichtet das System derer, die mit der Hoffahrt der weißen Farbe, oder des Celtenthums, jene für eine schlechtere Menschenrasse hielten, und deren Argumente darauf hinausliefen, daß zwischen Newton, Leibnitz und den Affen eine ununterbrochene allmählige Stufenfolge sey, in welcher der Neger ziemlich tief stehe." Sodann wird die Mäßigung, die Klugheit und die würdige Haltung gerühmt, welche man in Hayti im Allgemeinen bey allen Vorgängen, in Kriegs- und Friedensanordnungen, wie im politischen Betragen gegen das Ausland an den Tag gelegt. Die Emancipation selbst von Seiten Frankreichs wird als ein Akt politischer Weisheit dargestellt, dessen Unterlassung eben so unklug als ungerecht gewesen wäre. Eben so liberal, im edleren Sinne des Wortes, wird die Frage von der Unabhängigkeit Südamerika's und das darauf bezügliche Benehmen des brittischen Cabinets beleuchtet. Die Emancipation der irländischen Katholiken wird gleicherweise in einem andern Fragment als die würdige Aufgabe einer erleuchteten, nach Recht und Billigkeit verfahrenden Politik betrachtet. Der Verf. wünscht dieselbe, lobt den neuerdings dafür laut gewordenen Eifer; doch ist er der Ansicht, daß dieselbe schwerlich so bald eintreten werde, als manche zu erwarten scheinen; denn es reiche keineswegs die allgemeiner gewordene Ueberzeugung, daß es

Digitized by Google

geschehen müsse, dazu hin; vielmehr handle es sich um das Quomodo der Ausführung, und diese sey ohne freywillige Entsagung auf den Besitz protestantischer Kirchengüter, denen keine Gemeinden entsprächen, rein unmöglich. Denn, sagt der Verf., „was ist eine Kirche anderes, als ein consortium civium. Wo diese fehlen, da ist weder Bürgerschaft noch Kirche, sondern Fiktion und Falsum. Man macht ein kleines Bethaus oder Heiligenhaus nicht zur Domkirche, wenn man es zehnmal so nennt. Also zur Emancipation gehört auch Proportion, wenn sie politisch richtig und politisch heilsam seyn soll. Eine allmählige Entsagung der irländischen protestantischen Kirche, in so fern sie dort ist. Eine gänzliche Umwandelung des Zehentsystems. Mehr Priesterseminarien und Schulen, wenn gleich vom weltlichen Auge inspectirt; —" und: „Nicht weil der protestantische Clerus ärmer, frugaler, einfacher seyn soll, will ich in Irland seine Einkünfte geschmälert sehen, sondern weil er nicht da und nicht anwendbar, weil er Hirt ohne Heerde ist; und weil die vorhandene (katholische) Heerde ihren stattlichen, wohlgehaltenen und fröhlichen Hirten sucht. Weil durch eine barbarische Anomalie, und des Siegers beständigen Hohn der Katholisch-Glaubende für den in seinen Augen abtrünnigen Priester zahlt, leistet und schafft; und darum der bürgerlichen Rechte, und was ärger ist, der bürgerlichen Tugenden verlustig geht. Nehmt ihm den Klageton, den Klagestoff, erhebt ihn zur wahren National-Ehre und Aristokratie, und stellt den Wetteifer her in Sitte, Kenntniß, Klugheit und Kraft. Dann erst habt ihr emancipirt." — W. V. M.

Ueberblick der russischen Literatur, von einem (ungenannten) russischen Edelmann.

Auszug aus dem Französischen.

(Beschluß.)

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts bereiteten junge Schriftsteller durch Einführen fremder Wörter und Wendungen und durch falsche Empfindsamkeit das Sinken der Literatur, besonders des Trauerspiels, vor. Schon sind ihre Namen in Vergessenheit gerathen, nur zwey sind auszunehmen, Karamsin als Prosaiker, Dmitrieff als Dichter. Ersterer bildete sich wieder durch das Studium der slavischen Sprache; Dmitrieff war besonders in der Nachahmung von Voltaire's Erzählungen und Lafontaine's Fabeln glücklich. Der verbannte und darauf begnadigte Dichter Pancratius Sumarokoff gehört dem Styl und Geschmacke nach eigentlich eher der vorigen Periode an.

Alexander fügte zu den bestehenden Universitäten Moskau, Wilna und Dorpat die drey neuen, Charkoff, Kasan und Petersburg; Abo und Warschau kamen dazu, und das Unterrichtswesen hob sich. Doch folgten die Russen nur den andern Völkern nach. Die Erdkunde allein verdankt ihnen Entdeckungen; die Namen Krusenstern, Kotzebue, Bellingshausen, Golowin, Lasareff, Wassilieff sind rühmlichst bekannt, und von den Russen hauptsächlich erhält man Nachricht über das innere Asien und China. Es ist hier nicht die Rede von Malern und andern Künstlern.

Die Lyriker dichteten in der neuesten Zeit wieder mit dem größten Erfolg. Wostokoff führte neue Rhythmen ein; Jukofsky die deutsche und englische Romantik; harmonischer noch, aber weniger originell ist Batuschkoff, und man fängt an, den Fürsten Schichmatoff nicht mehr zu verkennen. Katenins Verse sind zu nachlässig, aber seine Dichtung originell, und der junge Lyriker Puschkin steht hoch über vielen seiner Vorgänger.

Für das Epos hat Gueditsch den schon früher versuchten Hexameter einheimisch gemacht, und Puschkin ahmte mit Erfolg die romantischen Dichtungen Byrons nach; sein bestes Werk, Ludmila, ist der Sagenzeit Wladimirs entnommen; es ist Schade, daß sich derselbe nicht überhaupt mit nationalen Stücken beschäftigt hat. Des Fürsten Schachofsky heroisch-komisches Gedicht (die gestohlnen Pelze) erinnert nur zu oft an Boileau.

Die dramatische Kunst schritt unterdessen nur langsam vorwärts. Oseroff gab von 1804 bis 1809 vier Trauerspiele, — freylich sind zwey darunter Nachahmungen von französischen Stücken, aber die beyden andern, ihm eigenthümlichen (Fingal und Dmitril-Donekoi) sind die besseren. Oseroff und mehrere seiner Nachahmer sind gestorben, auch Grusinzoff, der einen völlig antiken Oedipus Tyrannus verfaßt, und die einzige Hoffnung beruht gegenwärtig auf Katenin. Eine Unzahl übersezt aus dem Französischen. Das deutsche, englische und italienische Theater sind der russischen Scene fast fremd. Schillers Jungfrau von Orleans ist in Verse übersezt, aber nicht aufgeführt worden.

Nimmt der Fürst Schakofsky keine sehr hohe Stelle unter den Tragikern ein, so ist er doch der erste Komiker unter seinen Zeitgenossen. Ein Hauptverdienst seiner zahlreichen Lustspiele liegt in der wahren Zeichnung der Charaktere. Die Verse sind etwas nachlässig, und im Plan ist manchmal zu große Hast. Er sieht gern dieß seine eignen Stücke zu Petersburg aufführen. Kryloff hat in derselben Gattung einige glückliche Versuche gemacht, und Sagoskin verbindet viel Komik mit Originalität. Außerdem viele Uebersetzer. Oper und Vaudeville verdanken auch dem Fürsten Schakofsky am meisten; Iljn und Nevachooitsch arbeiteten mit Erfolg Dramen. Die dramatische Kunst ist bey weitem nicht national genug in Ruß-

Digitized by Google

land; Uebersetzungen und Nachahmungen französischer Stücke füllen das Repertorium.

Milonoff, der 1821 starb, hat viele gelungene Satyren hinterlassen. Die besten sind wohl die des Fürsten Schakofsky. In der Fabel verbindet Kryloff mit den schönen Eigenschaften Chemnitzer's ein bedeutendes Dichtertalent; nur möchte ihm zuweilen Schwulst und eine zu gesuchte Sittenlehre vorzuwerfen seyn. Die besten seiner Fabeln sind (1825) in's Französische und Italienische übersezt.

Es gibt einige wenige den Russen eigenthümliche Idyllen von Panaeff und Gueditsch, welcher leztere das Leben der Fischer an der Newa mit wahren, poetischen Farben schildert.

In der Prosa hob sich, unter Alexander, besonders der historische und didaktische Styl. Der Erzbischof Augustin zu Moskau, der vor einigen Jahren gestorben, verdient allein in der Kirchenberedtsamkeit neben Platon genannt zu werden. Karamsin's Geschichte von Rußland kennt ganz Europa. Auch fehlt es nicht an andern Historikern, eben so wenig als an Verfassern von Erzählungen und Schriftstellern über Sprache und Literatur.

Aus Italien.

(Beschluß.)

— Von den drey, in neuester Zeit zu London erschienenen Commentaren zu der Divina Commedia, einer von Rossetti, ein zweyter, ohne Text der Uebersetzung, von einem Ungenannten und ein dritter von Ugo Foscolo, wovon der erste Band eine Abhandlung über den Text und die verschiedenen, in Betreff der Geschichte und kritischen Emendation der Commedia des Dante waltenden Meynungen enthält, trägt der leztgenannte das Besondere an sich, daß der Verfasser in noch ungleich kategorischern Ausdrücken, als seine frühern, denselben Dichter commentirenden und auslegenden Collegen gethan haben, um die Wette, sich dahin erklärt, es haben mit einigen kleinen Ausnahmen, die zu Gunsten des Peters Lombardie, Gozzi und dem der Mailänder-Ausgabe des Dante, in der Sammlung der italienischen Classiker, angehängten Commentar von ihm gemacht werden, die übrigen bisherigen Commentatoren alle unrecht gesehen und eins für das andere genommen, (was der Italiener Scrivere colle traveggolo nennt). Doni wäre, seiner Meynung nach, der schamloseste Betrüger, ein ruchloser Priester, Magni ein langweiliger Schwäzer, Crescimbeni ein Compilator von tausend Sachen, von denen er nicht eine einzige verstanden habe. Tiraboschi, als ein Anbeter Petrarchas, hätte den Dante lange nicht genug in Ehren gehalten. Perticaris vortreffliche Abhandlung über Dantes Vaterlandsliebe wäre mit unzähligen Ausbrüchen oratorischen Feuers angefüllt, und liefere einen unwidersprechlichen Beweis, daß die Verbrüderung der Kritik mit der Rhetorik einen Kampf auf Leben und Tod zur Folge habe. Die neuesten Akademiker der Crusca vergleicht Hr. Ugo-Foscolo mit jener Congregation von Priestern auf einem der Eilande des stillen Oceans, welche unter der Erde um einen Altar postirt, nämlich um einen seit Jahrhunderten angefaulten Baumstamm, welchen mit einem andern umzuwechseln die Religion der Vorväter verbietet, jeder nach seiner Weise predigen, indeß die andern um die Wette auf die unter der Asche längst völlig erkalteten Scheiter blasen, um den verhängnißvollen Funken wieder in's Leben zu rufen und mit solchem Thun fortfahren, bis sie zulezt mit heiserer Kehle und von Ruß und Finsterniß erblindeten Augen, dabey ganz athemlos und triefend von Schweiße, von dannen ziehn, dem Volke zu verkünden, wie schön und herrlich auflodernd sie das heilige Feuer in der Höhle gelassen haben. Auf ähnliche Weise zieht Hr. F. gegen alle diejenigen zu Felde, welche es gewagt haben, vor ihm das Dantesfische Feld zu betreten: am leidlichsten kommen noch diejenigen davon, die er sich begnügt hat, mit dem Namen von Eunuchen zu bezeichnen. Ganz vorzüglich ergrimmt zeigt er sich auch gegen den Bartolinianischen Codex, über welchen er eine mehr als Dantesfische Galle ausschüttet. Es habe, sagt er, der Gelehrte, welcher jenen Codex beleuchtet, die Methode der Shakespear'schen Dramen auf die Kritik angewandt. Um es einleuchtend zu machen, daß jener Codex sowohl (er nennt ihn einen patriarchalischen) als die Geschichte und die Anekdoten, welche dessen Authenticität in's Klare sezen sollten, mehr als apokryphisch seyen, wäre es hinreichend gewesen, einige wenige der darin vorkommenden Anachronismen und der falschen Citaten anzuführen, welche der gedachte Gelehrte, sey es nun im Feuer seiner Phantasie und weil er vor Freude über die Entdeckung jenes Codex außer sich war, vielleicht auch um dieses oder jenes andern Entdeckers unbekannterer Notizen zu spotten oder aus irgend einer andern Ursache beygebracht: um aber nicht für einen armen Wicht zu passiren, der bloß darauf ausgehe, die Fehler anderer an's Licht zu ziehen, wolle er sich einstweilen enthalten, jenen Codex in den Staub zu treten. (Es soll dieses in seinem angekündigten Commentar zu Dante geschehen, in Betreff dessen jedoch, so wie auch seiner Ausgabe des Textes selbst, die Biblioteca Italiana bemerkt, daß man in London noch gewaltig daran zweifle, ob sie wirklich zu Stande kommen werden.) Es werden übrigens, meynt Hr. F., die den Bartolinianischen Codex betreffenden Notizen von Solchen herausgestrichen, welche dieselben nicht lesen, und von Leuten gesammelt, die sich die Mühe nicht nehmen mögen, sie in der Nähe zu prüfen. Gleichwohl seyen eben diese Notizen von den großen Gelehrten der italienischen Bibliothek zu Mailand als willkommene Supplemente zu der Geschichte von Dantes Leben empfohlen worden. Aber nicht allein den Bartolinianischen Text der Divina Commedia macht Hr. Foscolo zu seiner Zielscheibe, sondern es werden auch die sämmtlichen übrigen Codices eben so unbarmherzig von ihm mitgenommen. Namentlich ist dieses der Fall mit jener Handschrift des D. C. „welche Boccaccio wieder abgeschrieben, Petrarca am Rande beschrieben, Bembo kollationirt und Aldus befolgt hat, die unter den herrlichsten Siegestrophäen nach Frankreich transportirt und, damit sie im Vatikan angebetet werde, wieder nach Italien zurückgeschickt worden ist.“ Endlich faßt Hr. Foscolo sich noch in die Erklärung zusammen: daß Dante sein Gedicht für vollendet gehalten und öffentlich bekannt gemacht habe, sey eine, zwar allgemein angenommene Hypothese; da indeß noch niemand den Beweis, daß sie begründet sey, geleistet habe, so fehle es auch gänzlich an einer Richtschnur, nach welcher sich kritische Emendationen oder geschichtliche Beleuchtungen des Dante'schen Gedichtes vornehmen ließen. Dieser Behauptung zu Folge hätten alle bisherigen Ausleger und Commentatoren der D. C. ihre Zeit und Mühe umsonst verschwendet, und auch Hr. F. selbst würde mit dem von ihm verheißenen Commentar, von dem sich, nach solchen Aeußerungen über seine Vorgänger, große Dinge sollten erwarten lassen, ein Gleiches thun.

Digitized by Google

Nr. 23.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 20. März 1827.

Novellen und Erzählungen.

Gleich den Vaudevilles und Lustspielen von einem Akt werden auch die kurzen Novellen und Erzählungen immer mehr Mode. Kurz ist zwar nicht allemal gut, aber wenn etwas nur gut ist, so schadet es nichts, wenn es auch kurz ist; und ist es schlecht, so ist es noch gut genug, wenn es wenigstens kurz ist. Vielleicht hat das Bedürfniß der Taschenbücher und belletristischen Journale diese kurzen Waaren so häufig gemacht, sie sind es aber jezt so sehr, daß sie nicht mehr alle in Almanachen und Zeitschriften untergebracht werden können, sondern in selbständigen Sammlungen erscheinen, und manche Dichter, die einigen Ruf erlangt haben, stellen auch wohl ihre früher zerstreut gedruckten Erzählungen in einer Auswahl zusammen. Von dieser Art sind die Novellen und Erzählungen von Wilhelm Blumenhagen. (Zwey Bände, Hannover, bey Hahn 1826.) Die meisten dieser Novellen sind schon vor mehreren Jahren in Taschenbüchern erschienen. Der bescheidene Verfasser entschuldigt sich, daß er sie wieder aufwärmt, und versichert, er würde es ohne dringende Aufforderung nicht gethan haben. Täuschen wir uns nicht, so ist Blumenhagen von einer Menge gleichzeitiger Almanachsdichter ehrenvoll zu unterscheiden. Seine Darstellungen verrathen durchgängig eine Wärme, die den meisten modernen Novellisten fremd ist. Er malt mit Emsigkeit, Vorliebe und einer gewissen Vertiefung in den Gegenstand, und scheint mehr Genuß beym Ausmalen selbst zu finden, als bey dem Beyfall Anderer, wenn seine Gemälde fertig sind. Er forcirt sich nicht, er buhlt nicht um den Ruhm in Tagblättern, er huldigt nicht sklavisch der Mode. Er besizt die Selbstzufriedenheit eines Künstlers, nicht die Eitelkeit eines Modegecken. Vielleicht schreibt er aber zu viel, wie es Fouqué, Hoffmann und viele andere vor ihm auch gethan haben. Er würde weniger für die neuesten Taschenbücher, aber wahrscheinlich mehr für die Unsterblichkeit thun, wenn er seine Kraft besser zu Rathe hielte. Dieser Vorwurf trifft aber nicht ihn allein, fast alle unsere Romandichter und Novellisten gefallen sich in einer nachlässigen Vielschreiberey, und richten sich zu sehr nach dem Geschmack des Publikums, das immer Neues hausenweise verschlingen will, aber auch schnell alles vergißt. So lange ein Dichter schreibt, ist er in der Mode; hört er einmal auf, erscheint nichts Neues mehr von ihm, so wird er bald von andern verdrängt, die mit gleichen Eintagswerken den gleichen Eintagsruhm eintauschen. Es ist im Allgemeinen eben so natürlich als unschädlich, daß dergleichen ephemere Produkte, wie sie sich der Neugier schnell aufdrängen, auch dem Gedächtniß schnell wieder entschwinden; von einzelnen talentvollen Dichtern wünschten wir aber doch, daß sie sich nicht mit allzu überlästigem Gepäck beladen hätten, um durch das enge Thor passiren zu können, das der Nachruhm ihnen offen läßt. Man kann sicher darauf rechnen, daß vieles Schöne gänzlich vergessen werden wird, weil die Nachwelt schwerlich Lust haben wird, es unter dem wüsten Schwall so vieler flüchtig hingeschriebener Bände zusammenzulesen. Sicher wird nicht alles, was Fouqué und Hoffmann geschrieben haben, auf die Nachwelt kommen, nur einzelne ihrer frühern und besten Werke werden diese Ehre genießen, weil sie sie verdienen; oder wir müßten eine sehr niedrige Meynung von dieser Nachwelt hegen, wenn wir glauben sollten, daß sie sich das aufbürden lassen würde, was jene Dichter in ihrer spätern Periode halb zwischen Schlaf und Wachen in träumender Gewohnheit und dem Buchhändler zu Liebe auf's Papier gegossen haben. Was nun Blumenhagen betrifft, so finden wir bey ihm allerdings glänzende Spuren eines ächten Dichterfeuers, vor allem eine warme, lebendige Phantasie, und einzelne seiner Schilderungen, besonders Landschafts-, Kriegs- und Reisescenen, sind so malerisch, daß wir den Dichter bewundern müssen, der so schön mit dem bildenden Künstler wetteifert. Er schwächt aber den Eindruck, den solche Schilderungen machen, nur zu oft dadurch, daß er nachlässiger fortfährt. Er weiß uns oft im Eingang seiner Novellen zu bezaubern, uns höchst romantisch zu stimmen, die Erwartung zu spannen, wie es auch Fouqué so oft gethan, aber er schlägt, wie dieser, durch eine prosaische Entzauberung die schöne Hoffnung nieder, und stimmt

Digitized by Google

uns, je näher dem Ausgang, desto tiefer herab. Die einzelnen Schilderungen, worin er die größte Kraft und Originalität besitzt, stehen in keinem richtigen Verhältniß zu dem Hauptinteresse der Handlung, in deren Erfindung und Anordnung er weit weniger Genie und Eigenthümlichkeit verräth. Er hält sich daher mit Recht gern an geschichtliche Stoffe, die ihm den Namen zu seinen Gemälden liefern, und hier ist er immer am glücklichsten, besonders wo er Scenen des mittelalterlichen Lebens darstellt. Auf seine eignen Erfindungen üben die Beyspiele Fouqués und Hoffmanns allzu deutlich Einfluß. Wenn er die Vorliebe für kleine Stoffe, die für ihn allerdings den Reiz eines angenehmen Wechsels haben mögen, einmal überwinden und einen größeren historischen Gegenstand mit aller Kraft ergreifen könnte, z. B. die Geschichte, nicht von Luthers Ring, sondern von Luthers Thaten, oder die Schlacht, nicht von Sievershausen, sondern von Lützen, kurz, wenn er sein großes Talent des Ausmalens auch großen Scenen und Helden widmete, so würde dasselbe seinen rechten Wirkungskreis gefunden haben und wir würden uns viel von ihm versprechen dürfen.

> Denn nur der große Gegenstand vermag
> Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.
> Im engen Kreis verengert sich der Sinn.
> Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Diese Worte hat Schiller selbst bethätigt. An seinen größten Dichtungen, Tell, Wallenstein, der Jungfrau von Orleans, ist die Größe des Gegenstandes nicht das geringste, was uns Bewunderung erwecken muß. Große Helden finden zwar, wie Alexander, nicht immer den Dichter, den sie suchen, sollten ihn aber immer finden. Es ist ein sonderbarer Eigensinn, wenn es nicht ein Unvermögen ist, daß unsere zahlreichen Dichter lieber alle Hütten und Winkel der Vorzeit aufsuchen, als die Tempel und Palläste, wo die Helden wohnen. Besonders seit Walter Scott stellt man in den romantischen Gemälden immer sehr unbedeutende Subjekte in den Vordergrund, und große Männer bleiben im Hintergrund oder schreiten gar nur wie Napoleon im Don Alonso und in einem neuen Schauspiel stumm über die Bühne.

Eine andere Sammlung von Novellen ist uns aus Dänemark zugekommen, die **Abenteuer und Erzählungen in Callot-Hoffmann'scher Manier** von B. S. **Ingemann**, übersezt von Dr. Berfels (Leipzig bey Hartmann, 1826). Sie geben sich ehrlich genug für Nachahmungen aus, und man kann nichts daran loben, als dieses ehrliche Bekenntniß. In einem so wasserreichen Lande, als Dänemark, mußten sie gewässert werden. Die erste Erzählung, **das hohe Spiel**, ist eine schwache Nachbildung von Fouqués Galgenmännlein oder Halbheller. Die lezte, **die Sphinx**, hat am meisten Aehnlichkeit mit Hoffmanns wahnsinnigen modernen Mährchen, und aus dessen bekanntem Studenten Anselmus ist hier nur ein Student Arnold geworden. Die schöne Prinzessin, die dort als grüne Schlange figurirt, ist hier als Sphinx auf einem Stockknopf ausgeschnitten, und der Studiosus reitet auf dem Steckenpferd in's phantastische Wunderland. Wer dergleichen nicht schon in Hoffmanns Schriften selbst satt bekommen hat, wird sich hier über die Sprünge der tollgewordenen Phantasie hinlänglich ergötzen können. Die Verwechslung des Stockknopfs mit der Geliebten ist wirklich recht launig durchgeführt. Doch das allzu sichtbare Bestreben, die Hoffmann'sche Manier auch in jeder Kleinigkeit nachzuäffen, muß seine Wirkung verfehlen, wie jede sklavische Copie. Während der Nachahmer nach äußern Kleinigkeiten hascht, entschlüpft ihm immer der innere Geist des Originals, und unter allen Dichtern kann man wohl am wenigsten einen Humoristen, wie Hoffmann, copiren, dessen größter Reiz etwas rein persönliches, einziges und unvergleichliches ist.

Das kleine Buch: **Innocentia**, Original-Erzählungen und Reiseabenteuer, für junge Damen von F. R. **Grossing**, Dr. der Philosophie (Wien bey Beck, 1827) enthält fünf recht artige kleine Geschichten von tugendhaften Mädchen und frommen Töchtern. Sie sind durchaus moralisch und sehr gut geschrieben. Was den Charakteren und Handlungen an Erhabenheit und poetischem Zauber abgeht, da sie ganz aus der gewöhnlichen Welt gewählt sind, wird durch Schilderungen der Natur, besonders der Schweiz, ersezt, die sich anmuthig mit der Geschichtserzählung verbinden.

Von sehr gemischtem Inhalt sind die **Sämmtlichen Erzählungen** von Ch. **Kuffner** (Erster Band, Wien bey Ludwig, 1826). Die Scene für die vielen kleinen anekdotenartigen Geschichten ist die galante Welt, in welcher der Verfasser vollkommen zu Hause ist. Es mangelt ihm nicht an feinen Bemerkungen und guten Lehren, die er sub rosa gibt, und seine unerschöpfliche gute Laune schmeichelt sich durch den äußerst gewandten und gefälligen Styl ein, der sich nicht unter todten Büchern, sondern unter munterer Gesellschaft so glücklich gebildet zu haben scheint.

Die **Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien** (J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1826) schildern ebenfalls Scenen des modernen Lebens, und haben den löblichen Zweck, auf Verirrungen der Liebe aufmerksam zu machen. Die Helden und Heldinnen dieser Erzählungen sind von Natur treffliche Menschen, die durch Selbsttäuschungen von einander getrennt werden, sich aber am Ende wiederfinden, da die gute Natur

Digitized by Google

den Sieg behält. Die Verfasserin ist mit dem menschlichen Herzen vertraut und unterscheidet mit vieler Feinheit die eingebildete und die wahre Liebe. Junge Personen mit überfeinerter Sentimentalität und leicht aufwallender Phantasie werden hier manche heilsame Belehrung schöpfen. Wahrheit ist der beste Schmuck und reichste Inhalt dieser einfachen Erzählungen.

Der Blumenkranz für Freundinnen der Natur, in Erzählungen, gewunden von Henriette Hanke, geb. Arndt (Hannover bey Hahn, 1827), bietet uns eine Anzahl artiger Novellen, jede unter dem Namen einer Blume, Immortelle, Hyacinthe, Moosrose 2c. Sie enthalten ebenfalls Darstellungen aus dem gewöhnlichen Leben der Gegenwart, anfangs gehinderte, dann glücklich endende Liebesgeschichten, Belohnungen der Tugend, und so viel Frohsinniges, als der heitere Titel uns erwarten läßt.

Des Indiers Mir Scher Aly Affos Ueberblick der indischen Wissenschaften.

Ueber alle Wissenschaften, welchen sich die Indier ergeben haben, einzeln zu reden, wäre Tollkühnheit; von denen, welche sich in diesen endlosen Ocean geworfen, hat keines einzigen Arm das ersehnte Ufer erreichen können.

Mitten in diesem tiefen Meere ist eine Wissenschaft (die Vedas), welche der Schlüssel zu allen andern und die Grundlage alles Wissens, der Religion und Frömmigkeit ist. Zu Anfang bedeckte Wasser das Weltall, kein geschaffenes Wesen war da. Aber Wischnu ruhte, klein wie ein Ring, auf einem Blatte des heiligen Feigenbaums; unter Wischnu erzeugte Gott der Schöpfer eine Lotusblume, und mitten in der Blumenkrone Brahma als vierköpfigen, vierhändigen Menschen; Brahma vollbrachte das Werk der Schöpfung und aus seinem Munde kamen die himmlischen Vedas, die er vom Höchsten erhielt. Tausende von Jahren sind seitdem verstrichen, aber alle Indier beachten noch mit Ehrfurcht das Wort dieser heiligen Bücher. Brahma's Sohn, Menu, arbeitete darauf die Upanischad-Vedas aus, und that darin die Einheit Gottes dar; Menu's Söhne schrieben sechs Bücher, worin sie mit Hülfe der Gottesgelahrtheit, Naturerkenntniß, Mathematik, Logik und Dialektik zeigten, was Gott sey, oder wenigstens, was wir von ihm erfassen können. Das erste Buch, die Logik, enthält den Satz, daß, weil die Wirkung aus der Ursache entstehe, Gott, wiewohl bey völliger Freyheit, nichts ohne Beweggrund thue. In die Untersuchung dieser Beweggründe darf sich aber Gottes Diener nicht einlassen, gerade wie der Thon dem Töpfer nicht Rechenschaft abzufordern hat über die Form, welche ihm gegeben wird. — Das zweyte Buch beweist, daß bey jeder Sache das Gelingen von den Umständen abhängt; säet der Landmann sein Feld zur unrichtigen Jahreszeit, so hilft alle Pflege nicht. — Wer das dritte Buch gelesen, unterscheidet vortrefflich die Wahrheit von der Lüge, das Wirkliche vom Eingebildeten, den Geist von der Materie. Was sich berühren, fühlen und sehen läßt, ist materiell und vergänglich; was nicht unter die Sinne fällt, immateriell und unvergänglich; dem Tode unterworfen ist der Körper, unvertilgbar die Seele; daher des Menschen Zweck seyn soll, sich von der Materie zu trennen, nur im Geiste zu leben und sich mit der großen göttlichen Seele zu vereinen. — Das vierte Buch lehrt, den Athem zurückzuhalten; in des Menschen Seele malen sich alsdann die geheimsten Gedanken, wie auf einem vollkommen glatten Spiegel; eines Jeden Geheimnisse enthüllen sich ihm; zwischen dem, was er sagt, und der Wahrheit ist kein haarkleiner Unterschied; sein materieller Körper wird so leicht, daß er sich frey in die Lüfte erheben, ohne Zaudern auf dem Wasser einherschreiten kann. — Nach dem Studium des fünften Buches ist man so vom Princip der Einheit durchdrungen, daß das Auge immer nur eins sieht; das Vielfache der Wesen ist eingebildet; und alles Einzelne ist um nichts weniger das eine selbst, wenn es auch der Ausfluß von einem ist. Das Verhältniß der in die Sinne fallenden Gegenstände zu dem Seyn jenes Einzigen ist wie das eines Thongeschirrs zur Erde, der Wellen zum Wasser, des Lichtes zur Sonne. — Das Studium des sechsten Buches geht vor dem der fünf früheren; denn der denkende Mensch findet darin die Regel zu dem, was er thun soll. Alles Vorhandene ist Erzeugniß einer Handlung; ehe der Landmann ackert und säet, hoffe er nicht auf die Erndte; wer dagegen zu pflanzen weiß, wird sicher einlesen; daher Armuth, Reichthum, Wohl, Uebel, Paradies, Hölle das Resultat unserer Handlungen ist. —

Außer diesen sechs Büchern haben die Söhne Brahma's das Buch Dharma aus den Vedas im Auszuge entnommen; es beschreibt die Geschäfte und den Gottesdienst der vier Kasten; die vier religiösen Bedingungen im Leben des Brahminen, als Schüler, Familienvater, Einsiedler und Bettelmönch; alle Bußen und Anderes mehr.

Das Menschwerden der Schlange Scheischnak, auf welcher die Erde ruht, hat die Grundsätze der Wissenschaft Wiakarana oder Grammatik entwickelt; ohne sie kann man das Sanskrit nicht genau lesen.

Die achtzehn Purana oder Chronikenbücher lehren das Loos der heiligen Seelen nach dem Tode, beschreiben

Digitized by Google

die unsichtbare Welt, die Schöpfung des Alls, die kleine und große Auferstehung, und die Sagengeschichte der Fürsten und Büßenden.

Aus dem Karen bibak lernt man, daß der Aussätzige, Ungestalte, Stumme, Taube, Blinde, Einäugige, Einhändige, kurz jeder Kranke oder Gebrechliche durch eine Handlung in einem früheren Lebenszustande sein Unglück verschuldet hat. Nach dem Studium dieses Werkes kann man nicht bloß jene Handlung nennen, sondern auch den, welcher um Rath fragt, durch Bekanntmachung mit der Sühne von seinem Uebel befreyen. Befolgt der Kranke mit Vertrauen die Vorschrift, so vergönnt ihm Gott alsbald Heilung. Sühnmittel sind gewöhnlich Almosen oder Pönitenzen.

Wer das Buch Lilawati (Rechenkunst und Geometrie) sorgfältig studirt hat, kann die schwierigsten Aufgaben der Geometrie lösen.

Die Kenntniß der theoretischen Arzneywissenschaft sammt der Ausübung lehrt die Anatomie des menschlichen Körpers, die Einrichtung seiner einzelnen Theile, ihre Bänder, Lage, Form, die Veränderungen des Pulses, die Beschaffenheit jedes Temperaments. Ein guter ausübender Arzt unterscheidet die Art der Krankheit eines Jeden, kennt die Behandlungsweise, und oft verhilft er dem Kranken zur Heilung. Gründer dieser Wissenschaft ist Wiasadewa.

Der Sternkundige sagt voraus, wann die Gestirne in die Zeichen des Thierkreises treten und wann sie heraustreten; versteht das Nativitätstellen, ja, was von weit größerem Vortheil ist, er kann Mittel geben, die bösen Anzeichen abzuwenden. Er kennt zum voraus die Stunden der Sonnen- und Mondfinsternisse, und was dieselben für Folgen haben können.

Die Cheiromantik lehrt, aus den Handlinien so wie aus den Strichen und Flecken gewisser Glieder Gutes und Böses zu weissagen.

Die Wahrsagerkunst, vermöge welcher man aus der Stimme des Menschen, der vierfüßigen Thiere oder dem Gesange der Vögel den Ausgang einer Sache kennt, macht den Ruhm vieler Hindus.

S u r heißt die Kunst, durch tägliches, zu einer bestimmten Stunde angestelltes Beobachten, wie der Mensch aus dem rechten und linken Nasenloche bläst, die Begebenheiten voraus zu verkündigen.

Wer die Zauberkunst inne hat, vermag der Tücke der bösen Geister Einhalt zu thun. Die Geisterwelt ist ihm unterthan. Er heilt Krankheiten, wo nichts mehr zu hoffen, erhebt seine Freunde, stürzt seine Feinde.

Durch Kenntniß der Zauberey gegen Gift wendet man Schlange, Skorpion und andere böse Thiere von ihrem Wege ab, schafft das Gift aus dem von ihnen gestochenen Körper, gibt den Stammbaum jeder Schlange an (— die Schlange ist nämlich dem Hindus zufolge eine Inkarnation böser Geister —).

Durch die Kunst des Pfeilschusses durchbohrt man das Herz des Feindes, durch die des Steinschneidens prüft man die Perle, den Rubin, Diamanten, Smaragd und andere Edelsteine, der Baumeister versteht sich auf Häuser, Gärten, Kanäle und dergleichen. Die Chemie lehrt, Gold, Silber, Kupfer, Quecksilber in ein caput mortuum zu verwandeln; die Alchimie, mit Asche Gold und Silber zu machen; wer die Kunst des Talismans besitzt, bringt nach Belieben seine eigene Seele in den Körper eines andern und sezt durch seine Wunder wahrhaft in Schrecken.

Wer Musik versteht, kennt die sechs Rag's, die dreyßig Ragni's, die Reihe der drey Oktaven, das Verhältniß der sieben Noten, singt, spielt alle Instrumente; und ist er geschickt, so ist der Tanz für ihn ein Nichts.

Die indischen Taschenspieler sind gar gelenk. Ihre Frauen haben überdieß das Geheimniß, Greise jung zu machen, und junge Leute — unwiederbringlich! — zu Greisen. Mit einem Kinde an der Brust gehen sie auf Bambusrohr, tanzen und laufen auf einem Seil, fädeln mit den Lippen Perlen ein. Von ihrer Beweglichkeit und Kühnheit vermag der Gedanke keinen Begriff zu geben; wie sollte sie also die Zunge beschreiben, die Feder zeichnen können?

Die Wissenschaft N a c i k b i b i a lehrt die Gedanken und heimlichen Handlungen von Männern und Frauen kennen.

Aus dem Elephantenbuche lernt man das Alter, die Fehler und guten Eigenschaften eines Elephanten kennen, wie auch die richtige Behandlung seiner Krankheiten. Aehnliches lehrt in Bezug auf das Pferd die Pferdarzneykunst, ja man kann kraft dieser voraussagen, welchen Fehler etwa ein noch nicht geborenes Füllen haben wird.

Zu Calcutta ist erschienen:
Select specimens of the theatre of the Hindus, No. 1. The Mrichchakati, or the Toy Cart, a Drama, translated from the original Sanscrit, by H. H. Wilson, Esq.

Digitized by Google

Nr. 24.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 23. März 1827.

Alterthumskunde.

Denkmäler alter Sprache und Kunst. Herausgegeben von Dr. Dorow 2ter Band, mit 4 Steindrucktafeln; auch unter dem Titel: Museum für alte Sprache, Kunst, Geschichte und Geographie. Berlin 1827. gr. 4. Paulische Buchhandlung.

Je sorgloser und unbekümmerter ein früheres Zeitalter um seine Vorzeit war, um so eifriger ist dagegen jezt ein reger Forschungsgeist thätig, die Vergangenheit aus ihrem Dunkel zu ziehen, und in all' ihren Beziehungen und Veehältnissen aufzufassen. Wird nun zwar bey dem großen Eifer, mit welchem diese Untersuchungen geschehen, nicht selten der Geist über der äußern Hülle vergessen, und die Erscheinung in ihrer geschichtlichen Entwickelung für das Lezte gehalten, so ist aber wohl von einer weitergescheittenen Forschung zu hoffen, daß sie die zerstreuten Feagmente zu einem gegliederten Ganzen oednen, und als Momente einer Totalität erfassen werde. Daher wird denn auch bis dahin bloß von einer relativen Wichtigkeit solcher Untersuchungen und ihrer Resultate gesprochen werden können, was jedoch dem Interesse deeselben keineswegs Abbruch thut, sofern sie nur überhaupt ein solches in sich tragen. Wie nun diese Bemühungen vorzüglich der älteren Kunst und Sprache gelten, so bezeichnet dieses Streben auch die Tendenz vorliegender Denkmäler, deren schon einmal in diesen Blättern mit Lob gedacht ist. Aber nicht wie bisher sind sie diesen eigenthümlichen Schöpfungen des Volksgeistes ausschließlich gewidmet; herausgetreten aus der Beschränktheit des früheren Kreises, wollen sie jezt auch auf dem Altare Clios opfern. Gleich die erste Abhandlung zeugt von diesem Bestreben. Ueber Urkunden wird hier gesprochen, und auf das teaurige Loos hingewiesen, das immer noch viele dieser unschätzbaren Geschichts-Quellen mit andern Monnmenten der Vorzeit theilen. Zum Beweise dieser harten Anschuldigung, von der sich wohl nur wenige Staaten gänzlich reinigen könnten, führt der Herausgeber eine nahmhafte Zahl von Urkunden an, welche, öffentlich feilgeboten, von ihm in der löblichen Absicht erstanden wurden, um sie, nebst seiner vortrefflichen Siegelsammlung, einem öffentlichen Institute zu überlassen. Den hier ausgesprochenen Wunsch: es möge der preußische Staat eine Sammlung seiner wichtigsten Urkunden herausgeben, hegt gewiß jeder Geschichtsfreund, wenn er auch darin nicht mit dem Herausgeber einverstanden wäre, daß die Urkundenbücher, welche in Westphalen und in den Rheinländern von Einzelnen herausgegeben wurden, zu unvollständig und fehlerhaft seyen, um ein bleibendes geschichtliches Interesse zu haben. Die zum Schluß mitgetheilte Urkunde über die Versetzung der Gebeine der h. Thiathilde zeigt recht, wie erfinderisch die Betriebsamkeit der Katholiken war, um der Ausbreitung der protestantischen Lehre entgegenzuwirken. Die darauf folgende Untersuchung über das Nibelungenland und Island des Nidelungenliedes nimmt sogleich unser ganzes Interesse in Anspruch, da sie uns mit einem der schönsten Gedichte des Mittelalters näher bekannt machen will, so daß wohl nur die besondere Art dieser Forschung es verschuldet, wenn wir uns durch dieselde nicht befriedigt fühlen. Denn wie Untersuchungen dieser Art nothwendig von der Voraussetzung ausgehen, daß eine bestimmte Thatsache, eine fortlaufende Geschichte in jenem Liede dargestellt sey, so zeigt sich sogleich das Vergebliche und Nutzlose solcher Bemühungen. Wichtiger wäre es, früher das Geschichtliche im Nibelungenliede auszumitteln, ehe man es versuchte, den in demselben vorkommenden Orts- und Länder-Namen ihre Stelle anzuweisen. Jenes nun erscheint in dem Gedichte als der Träger einer tiefen sittlichen Idee, und kann darum auch unbeschadet des poetischen Werths unseres Liedes so verschiedenen Zeiten angehören, wodurch es aber unmöglich wird, *eine* historische Begebenheit aufzufinden, welche den Inhalt desselben ausmachte. Deßhalb mußte es denn hier ein fruchtloses Bestreben seyn, der vermeynten Geschichte einen festen Boden zu sichern, welches leider der Hauptzweck dieser, mit vielem Fleiß gearbeiteten, Abhandlung, und deren Resultat ist: „Island habe an dem Ausflusse der Issel in die Zuyder-See oder den Fley" (S. 24),

Digitized by Google

das Nibelungenland aber in der Gegend von Neuß gelegen, wo auch der breite Werder zu finden sey, auf welchem Siegfried, bey seiner Fahrt von Isenstein nach dem Nibelungenlande, sein Schiff angebunden. (S. 37.) Allein dieß Ergebniß, selbst wenn es keinen Einspruch litte aus der Art, wie die Untersuchung geführt worden, erscheint als unbedeutend und ungenügend, wenn man nur einen Augenblick die Entstehung des Nibelungenliedes erwägt. Für diese aber hat einer der wenigen Kenner altdeutscher Sprache und Poesie eine Ansicht eröffnet, deren Wahrheit, wie die der Wolfischen Untersuchung über Homers Gesänge, sich immer mehr dem Forscher bewährt. Aus Volksliedern, welche die einzelnen Theile der Nibelungen-Sage enthielten, entstand das Nibelungenlied; und es ist der frische jugendliche Geist der Volkspoesie, welcher aus ihm zu uns spricht, und nicht, wie Herr v. d. Hagen will, das göttliche Gemüth des Dichters. Jene Ansicht aber läßt sich zur Evidenz erheben; abgesehen von inneren Gründen, deren sich nicht wenige darbieten, braucht hier nur an das alte Gedicht, den Renner, erinnert zu werden, wo der Dichter unwillig von seinen Hörern sagt: der Eine wolle von Siegfrieds Wurm, der Andere von Chriemhildens Rache, der Dritte vom Nibelungenhorte hören, um sich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Hiernach kann sich denn auch die Untersuchung des Herrn v. Ledebur nur auf die lezte Gestalt der Nibelungen-Sage beziehen, welche sie durch Umgestaltung und Verbindung der einzelnen Volkslieder zu einem Ganzen von jenem herrlichen Sänger erhielt, dessen Person bis jezt nicht zu ermitteln war. Das Wichtigste der ganzen Untersuchung wäre wohl, daß durch dieselbe die Geographie des Mittelalters nicht ohne Erläuterung geblieben, und die Lage einiger Gaue näher bestimmt ist. Auf mehr Interesse, wie Forschungen dieser Art erregen, dürfen vielleicht zwey Bildwerke von Elfenbein Anspruch machen, deren Beschreibung und Erläuterung den Inhalt der folgenden Abhandlung ausmacht. Das eine derselben, im Marienburger Schlosse gefunden, stellt einen Christuskopf dar, an dessen Rückseite ein Todtenkopf sich befindet, das andere dagegen, dessen Fundort unbekannt ist, zeigt einen weiblichen Kopf mit einem Christuskopf verbunden. Die nächste Vermuthung beym Anblick dieser Köpfe ist, daß sie eine mystisch-religiöse Bedeutung haben müssen. In einer Beziehung auf den Orden der Templer stehen sie gewiß, was auch wohl, selbst wenn es die, gegen diesen Orden erhobenen Anschuldigungen nicht bewiesen, aus dem Umstand zu schließen wäre, daß die Siegel der Tempelherrn den Kopf des sterbenden Erlösers zeigen. Daß aber „die Deutschen Ordensritter Symbole, selbst gnostische Ideen und Sinnbilder aus dem Orient nach Preußen" gebracht haben, wie der Herausgeber behauptet, ist keinem Zweifel unterworfen. Nach der Deutung des Herausgebers soll nun der mit dem Todtenkopf verbundene Christuskopf die Idee versinnlichen: „Christus habe den Tod überwunden," oder aber ausdrücken, daß selbst „göttliche Naturen vom Tode besiegt würden;" in der andern Darstellung sieht er dagegen die Vergänglichkeit aller Schönheit ausgesprochen. Die als Anhang dieser Abhandlung beygefügte Bulle Pauls II., wichtig für die innere Geschichte des deutschen Ordens, wie sie ist, wurde wohl hauptsächlich wegen ihres ausgezeichneten und seltenen Siegels mitgetheilt, welches bisher nur aus Beschreibungen bekannt war. Zwey sehr sauber lithographirte Abbildungen desselben findet man auf derselben Tafel, welche die eben erwähnten Bildwerke von verschiedenen Seiten zeigt. Unser lebhaft angeregtes Interesse wird nicht geschwächt, wenn wir uns hierauf mit dem Herausgeber zu den oft besprochenen Tyr- und Thorbildern wenden, an denen nun einmal Herr Büsching hat zum Ritter werden wollen. Mit leichter Satyre wird hier der Thor-Glaube bekämpft, ein von Büsching nahmhaft gemachter Thor der Berliner Kunstkammer für einen spanischen Kriegsknecht erklärt, und das hohe Alter dieser angeblichen Götterbilder bedeutend ermäßigt. Wenn nun aber selbst hier es nicht ganz leicht schien, eine zur Lieblings-Ansicht vieler Antiquare gewordene Hypothese zu vernichten, so war dagegen die Entzifferung der Heilsberger Inschrift eine weit schwierigere Aufgabe, deren Lösung H. Kretschmer nicht ohne Glück versucht hat. Eine Kritik dieses Versuchs, welche Herrn Rodenbeck zum Verfasser hat, ist zugleich mitgetheilt, und der Leser hierdurch in den Stand gesezt, die Richtigkeit desselben näher zu prüfen. Es scheint außer Zweifel zu seyn, daß jene Steinschrift sich auf den Landgrafen Ludwig II. (den Springer) bezieht, nicht aber auf den späteren Herrscher Thüringens dieses Namens, wie H. Kretschmer annimmt. Die Deutung des Hrn. v. Hammer, nach welcher dieses alte Monnument sogar des Kaisers Ludwigs des Frommen erwähnen, und zugleich eine Grabschrift auf den Kaiser Lothar seyn soll, anderer Irrthümer zu geschweigen, war schon früher von Kopp mit scharfer Feder gerügt, und ist nun wohl hoffentlich für immer abgewiesen. Mit wie vielem Scharfsinn H. Kretschmer aber auch die von ihm gegebene Entzifferung dieser Steinschrift unterstüzt hat, so scheint doch die, nicht mit hinreichender Sorgfalt vom Original genommene Zeichnung, deren Treue auch Kopp bezweifelt, eine durchaus fest begründete Lösung des schwierigen Problems vereitelt zu haben. Dem Herren Kretschmer verdanken wir ferner die Mittheilung einer, für die Geschichte des Vehmgerichts nicht unwichtigen Urkunde, die wohl absichtlich ohne Kommentar geblieben ist, indem durch Wigands treffliches Werk über jenes Institut dergleichen Zugaben überflüssig ge-

Digitized by Google

macht sind. Die dann folgende Erläuterung eines, aus den Handschriften Kindlingers abgedruckten Nekrologs des Klosters Marienfeld erinnert uns an Geschichts-Quellen, die, wenn sie auch nicht so wichtig sind, wie H. Wedekind glaubt, doch wohl eine größere Beachtung verdienen, als ihnen bisher zu Theil geworden ist. Da jedoch der Gewinn, der sich aus ihnen für unsere historische Kenntniß ziehen läßt, nur der Special-Geschichte anheimfällt, und nicht selten bloße Mikrologie ist, so kann hier diese, durch große Belesenheit wie sorgfältige Forschung ausgezeichnete Arbeit, die in der That auch allen Anforderungen entspricht, die man an sie machen könnte, nicht füglich näher betrachtet werden; auch würde sie es überdieß schwerlich ertragen, auszugsweise sich mittheilen zu lassen. Aus der stillen Abgeschiedenheit der öden Klosterhallen treten wir hierauf zu dem bunten, geräuschvollen Orient, der uns aber hier nicht mit seinen maaßlosen, ungeheuren Bildungen entgegentritt, sondern eine besondere Seite seiner religiösen Vorstellungen uns enthüllt. Es ist die Betrachtung zweyer javanischen Idole, welche uns in diese innerste Welt des orientalischen Geistes führt, und die Abstraktion desselben in ihrer ganzen Tiefe erblicken läßt. Während das eine dieser Idole den Geist in die Natur versenkt zeigt, wie er die zeugende und schaffende Kraft derselben im Symbol verehrt, so erblicken wir im andern Idole den Geist von der Natur getrennt, ganz in sich zurückgezogen, starr in sich schauend, doch ohne zu empfinden noch zu denken; welcher Zustand bey den Indern als die höchste Seligkeit geschildert wird. Für die Beschreibung und Erläuterung dieser merkwürdigen Götzenbilder haben Lichtenstein, Rauch, Weiß und Rudolphi Beyträge gespendet, doch ist das Meiste hierfür von dem Dr. Bolzenthal geschehen. Außer einer sehr sorgfältigen Beschreibung beyder Idole gab er zugleich eine Erklärung derselben, die er nur als Andeutungen will angesehen wissen. Nachdem er jeden Zweifel an die Uebereinstimmung der indischen Religionsbegriffe mit denen der Javanen entfernt hat, charakterisirt er sehr treffend den Lingam-Dienst, auf den sich ohne Zweifel das eine dieser Idole bezieht, als die Verehrung der zu einem Gott erhobenen symbolisirten Naturkraft, und macht zugleich auf die große Ausbreitung dieses Kultus im Alterthum aufmerksam. Eine weitere Ausführung leitet ihn zu der Vermuthung, daß in dem einen Idol, welches eine männliche Figur ist, der Gott Lingam selbst dargestellt sey, über deren Haltbarkeit unsere großen Orientalen Bopp und A. W. von Schlegel, für welchen leztern besonders dieses Idol interessant seyn wird, entscheiden mögen. Das andere Idol, eine weibliche Figur, hält der Dr. Bolzenthal für eine Einsiedlerin, die einer in dem Brahmaismus lebenden Sekte angehöre, und sieht in dieser Darstellung einen Gegensatz zu dem „Materialismus des Lingam-Dienstes." Ueberblicken wir nun zum Schluß noch einmal den gesammten Inhalt dieser Blätter, und vergleichen ihn mit dem, was die früheren Hefte darbieten, so muß sich uns die Ueberzeugung aufdringen, daß er an Mannigfaltigkeit wie an Gehalt bedeutend gewonnen hat. Auch verdient die Sorgfalt des Herausgebers, das Werk recht würdig auszustatten, welche besonders in den vier sauber lithographirten Blättern sichtbar ist, volle Anerkennung.

Materialien zur Geschichte von Nordamerika.

Lucian erzählt von einem gewissen corinthischen Geschichtschreiber, welcher sein Werk förmlich mit dem Satze begann, nur ein weiser Mann sollte es unternehmen, Geschichte zu schreiben. Lucian selbst verlangt von einem Historiker zwey große Eigenschaften: Geist zur Forschung im Gebiete der Politik und Herrschaft über die Sprache. Was Herodot auf Jahre langen Reisen gesammelt hatte, feilte er aus, ehe er es dem geschmackvollen Urtheile der Griechen unterwarf. Der Erfolg hängt oft vom Gegenstande, oft von den zu Gebote stehenden Quellen ab. Das seiner Natur nach Niedrige, nicht Anziehende kann von dem tüchtigsten Geiste nicht würdevoll und interessant gemacht werden. Die Wahl des zu behandelnden Gegenstandes wäre demnach wohl die Hauptsache. Bey der Benutzung der Quellen aber möchte es einseitig seyn, bloß als Politiker, nicht auch als Erzähler zu Werke zu gehen.

Noch ist keine vollständige Geschichte von Amerika oder von den Vereinigten Staaten oder dem Freyheitskriege derselben erschienen. Ueber einzelne Staaten dieses Welttheils hat man geschichtliche Erzählungen, weniger pragmatische Werke. Zumal in den Vereinigten Staaten waren von Anfang an so viele einzelne Verwaltungen, daß die Materialien sehr zerstreut liegen. Und im Freyheitskriege, wie auch später, hat sich vieles verloren. Um dieß übrig gebliebene gehörig zu benutzen, haben sich in den verschiedenen Staaten Gesellschaften gebildet. Die Massachusetts Historical Society hat schon 21 Bände herausgegeben und liefert jährlich wenigstens einen neuen. Zu den 3 Bänden der New Yorker Gesellschaft wird sich bald in einem vierten der zweyte Theil von Smith's Geschichte von New York gesellen, welchen der Verfasser handschriftlich hinterlassen hat. Die Büchersammlung dieses Vereins ist sehr reichhaltig. Die Gesellschaften von New Hampshire und Connecticut sind noch mit dem Sammeln beschäftigt. Der erste Band eines neuen Vereins in Pennsylvanien handelt besonders von den ersten Ansiedlern, den Fortschritten der Bevölkerung, dem Staatshaushalt, der Rechts-, Arzneywissenschafts- und Literärgeschichte, vom Ackerbau, Manufakturen, Handel. Seit

Digitized by Google

11 Jahren besteht die American Philosophical Society of Philadelphia für Literatur und Geschichte; nur hat sie leider seit sieben Jahren nichts herausgegeben.

In Bezug auf die Ureinwohner findet dasselbe Verhältniß statt, als im Alterthum in Betreff der Karthager: ihre Geschichte wird von den Gegnern beschrieben. Wie die Griechen um die Ehre, im Vaterlande Homers zu wohnen, unter einander stritten, so die Nordamerikaner über die Stelle alter rühmlicher Thaten. Im weiteren Verfolge der Geschichte erstaunt man über den Einfluß des durch die Buchdruckerey belebten Unterrichts in Nord-Amerika. In das Land nördlich von Merico ward zuerst im Jahre 1638 eine Buchdruckerpresse gebracht, nach Cambridge in Massachusetts, darauf nach Pennsylvanien 1686, und 1727 nach Virginien. Ich danke Gott, sagt der Verwalter einer der mächtigsten Provinzen zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts, daß keine Freyschulen hier sind und keine Druckerey; der Unterricht hat Ungehorsam, Ketzerey und Sekten in die Welt gebracht, die Druckerey hat alles dieß verbreitet und Schmähschriften gegen die besten Regierungen hervorgebracht.

Die nordamerikanischen Bibliotheken sind arm an Büchern über das Vaterland. Am reichsten ist die Sammlung zu Cambridge, welche durch den Aufkauf von Hamburg und Paris angefüllt wurde. Vortheilhafter sind in jener Hinsicht Privatsammlungen versehen, besonders die eines Rechtsgelehrten zu New Hampshire. Aber die öffentlichen geben mehr Belehrung über die Fabelzeit Griechenlands und Roms, als über Amerika. Das Beyspiel von Nord-Carolina, Pennsylvanien, New Jersey, Staatsbibliotheken anzulegen, wäre der Nachahmung würdig. Der dünne Quartband, Lawson's History of Carolina, welcher zu London 1718 erschien und dort fünf Schilling kostete, ist kürzlich von der erwähnten Bücherey in Nord-Carolina für sechszig Dollars angeschafft worden. Das Buch war schon 1737 so selten, daß John Brickell zu Dublin eine Natural History of North Carolina fast wörtlich von jenem ausgeschrieben herausgab, ohne seine Quelle zu nennen — ein kühneres Plagiat ist wohl nie begangen worden. Kaum ein einziger Staat besitzt die Zeitungen u. dgl. aus dem Freyheitskriege und der nächst folgenden Zeit vollständig. Bloß Virginien hat eine genaue Sammlung seiner Gesetze geliefert. Die Handschriften könnten am füglichsten in den Archiven von Washington gesammelt werden; die Akten des Rathes von Süd-Carolina allein unter der Provinzialverwaltung, machen 40 Folianten aus und enthalten Beyspiele indianischer Beredtsamkeit; viele Handschriften liegen noch in Privathäusern zerstreut.

Vermischte Schriften.

Umrisse aus meinem Skizzenbuche. Erster Theil. gr. 8. Hannover, bey Hahn, 1827.

Das Buch enthält Erinnerungen aus dem Leben des Verfassers, durchflochten mit mancherley nützlichen oder humoristischen Betrachtungen. Es ist in einem sehr heitern und gemüthlichen Erzählungston geschrieben, und scheint aus Gesprächen im Familienkreise hervorgegangen zu seyn, wie es denn auch diesem Familienkreise zugeeignet ist. Die interessantesten Skizzen oder Umrisse hat der Verfasser aus den Erinnerungen eines frühern Aufenthalts in Liefland und einer italienischen Reise gewählt. Er schildert uns das gesellige Leben und die Menschen in Liefland und entwirft unter andern ein sehr ausführliches Gemälde von den großen Liefländischen Jagden. Obgleich diese Jagden das hauptsächlichste Vergnügen der Liefländer sind, so herrscht doch dort, nach des Verfassers Behauptung, nichts von der bekannten Jagdpedanterey, die in Deutschland auf den höchsten Grad getrieben wird, und über welche sich der Verfasser folgendergestalt ausläßt. „In Deutschland glaubt man kein Jäger zu seyn, wenn man nicht einen bestimmten Jagdrock von grüner Farbe trägt und mit einer Menge Geräthschaften versehen ist, die selten nützlich, aber immer lästig und hinderlich ist. Am wenigsten verständig aber ist die Affectation einer eignen Jägersprache, die manchem adligen Junker hinreichend scheint, um mit ihr für einen vollendeten Jäger zu gelten, und vollends die kindisch übertriebene hohe Meynung, die solche Leute von der Wichtigkeit einer Belustigung haben, die bey ihnen ein Handwerk wird, und einer Geschicklichkeit, die meistens nichts als leere Prahlerey ist. Sie halten mit einer ausschließenden Jägereitelkeit zusammen; sehen den von oben herab an, dem die Jagd nur eine Belustigung, nicht ein Geschäft von Wichtigkeit ist; glauben eine Jagdwissenschaft studirt zu haben, und halten sich befugt, in jeder Gesellschaft jedermann, selbst Frauen, mit ernster Miene zu berichtigen, die nicht Löffel, sondern Ohren, nicht Schweiß, sondern Blut sagen, und gerade nicht des Hasen Läufe meynen, wenn sie von Hasenfüßen sprechen." Recht anmuthig ist auch die Skizze aus der italienischen Reise „der fucinische See auf dem Apennin." Der Verfasser schweift von dem gewöhnlichen Ton der bloßen Reisebeschreiber, die alle Wege in Italien schon hundert und tausendmal ausgetreten haben, glücklich ab, und flicht in seine Schilderung ein Romaninteresse und allerley verständige Betrachtungen. Als Anhang gibt er zum Schluß eine kleine sehr faßliche Pflanzenphysiologie, im Namen eines jungen Botanikers, der eine Dame über diesen Gegenstand belehrt. So ist das ganze Buch durchgängig unterhaltend und belehrend.

Digitized by Google

Nr. 25.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 27. März 1827.

Dramatische Literatur.

Alexander und Darius. Trauerspiel von Fr. von Uechtritz, mit einer Vorrede von L. Tieck. In der Vereinsbuchhandlung. Berlin, 1827.

Es ist eine löbliche Sitte in unserem Vaterlande, daß bewährte Dichter aufstrebende Talente dem Publikum vorführen; es ist dieses ein Ehrenamt des älteren, ein freundliches Geschick für den jüngeren Künstler. So stehen auch hier L. Tieck und Fr. von Uechtritz ehrenvoll und begünstigt nebeneinander. Ich sage begünstigt, obgleich die Vorrede Tieck's mehr eine begründete Kritik als eine Lobpreisung dieses Trauerspiels ist. Denn, wahrlich! von den Musen begünstigt darf sich der junge Dramatiker halten, dem eine strenge, ernste mit Gründen belegte Kritik, und mit der Namensunterschrift eines bewährten Kunstrichters gezeichnet, heut zu Tage gegönnt wird — heut zu Tage, wo, nach dem Ausspruch des edlen Vorredners, „in dieser Region der Kritik alles Parthey ist, und nur Persönlichkeit in dieser Anarchie bitter angreift und vertheidigt.“ Durch ein so kräftiges Vorwort wird das Werk des jungen Künstlers über der allgemeinen Bücherfluth emporgehalten, und er selbst auf eine augenscheinliche Anhöhe gestellt, wo ihn die Hoffnungen, die er erregt, zu neuer Kunstthätigkeit erfrischen und ermuthigen. Daß Herr von Uechtritz dieser Gunst des Schicksals vor vielen Andern würdig ist, davon bin ich schon durch seine früheren Dramen überzeugt worden, und spreche es hier aus, um jedem möglichen Mißverstande vorzubeugen. — Eine Kritik des obigen Trauerspiels ist nun gewissermaßen schon durch Tieck's kritisches Vorwort abgeschnitten; und mir besonders, der ich diesen Kunstrichter verehre, seine Grundansichten theile und keinen gewichtigen Namen zu unterzeichnen vermag. Da aber Tieck das Werk (ohne auf das Bedürfniß der Bühne hinzuweisen, die er ja selbst in seinen dramatischen Werken unberücksichtigt ließ) nur als dramatisches Gedicht beleuchtet, während es doch der Verfasser ursprünglich für die Aufführung bestimmte, die er ja dem Drucke vorhergehen ließ; so sey es mir erlaubt, dieses Trauerspiel rein von einem theatralischen Standpunkte zu betrachten, obwohl es mir nicht unbekannt ist, daß in einer höheren Sphäre Dramatisches und Theatralisches so innig in einander greifen, daß sie nicht mehr zu trennen sind.

Es ist eine Thatsache, daß die Darstellung dieses Stückes keine große, eminente Wirkung hervorbrachte; die Masse des Publikums blieb lau, ein kleiner gebildeter Theil desselben belobte den Dichter, die Kritiker waren in ihren Ansichten getheilt. Einen solchen Succeß nennen die Franzosen, die für die Beziehungen im gesellschaftlichen Leben sogleich ein Wort haben: un succès d'estime. In die plumpe (um mit Lessing's Franzosen zu sprechen), in die plumpe deutsche Sprache übersezt, heißt dieses: „Der Dichter hat ein recht schönes dramatisches Talent; aber er versteht es noch nicht, von der Bühne herab eine ergreifende Wirkung hervorzuzaubern; man muß seine Intention, ja seine Arbeit loben; und doch läßt sie kalt.“ Dagegen höre ich schon fragen: „Was macht denn jetzo Furore auf unseren Bühnen; ist es nicht das elendeste, kunstloseste Zeug; und soll sich ein ächtes Talent dazu hergeben, um diesen unwürdigen Anforderungen der Direktoren und der Theatergeber Genüge zu thun?“ — Keinesweges! Aber wer für die Aufführung schreibt, soll für die wirkliche Scene und für das wirkliche Auditorium schreiben; berechnen, was dort oben möglich oder unmöglich ist, was hervortritt und was verbleicht, oder verschwindet; und was dort unten vernommen werden und die Aufmerksamkeit und das Interesse fesseln kann, oder was durch Subtilität verloren geht, durch Breite ermüdet, durch allzugroße Fülle abspannend ermüdet. Wenn ein ächt dramatisches Werk diesen theatralischen Forderungen genügt, so bleibt auch bey der Masse jenes Wohlgefallen nicht aus, das man in unsern Tagen Furore nennt. Meisterstücke, die davon zeugen, brauche ich eben so wenig zu nennen, als andere berühmte Dramen, die mit vollem Rechte klassisch genannt werden, und sich doch dieses lebendig-ergreifenden Erfolgs nicht rühmen können, eben weil ihnen jener theatralische Bestandtheil fehlt, welcher wohl auch ein Be-

Digitized by Google

standtheil des angeborenen dramatischen Talentes seyn dürfte. So hat es auch große Maler gegeben, die dennoch al fresco nicht glücklich waren. Dieses theatralische Talent ist nun dem Herrn von Uechtritz nicht abzusprechen; die glücklich berechnete Dauer der Darstellung, die richtige Eintheilung und geschlossene Rundung der fünf Aufzüge, die bestimmte Zeichnung und hervorspringende Modelirung der Hauptcharaktere, der Gebrauch der Kontraste zu Licht- und Schattenwirkung, mit einem Worte: der größte Theil der Ausführung dieses Drama's zeugt von einer Kenntniß der Bühne, die bey dem ersten Theaterstück eines jungen Künstlers um so mehr zu bewundern ist, als dieselbe im Studierzimmer nicht erlernt, und nur vor der Scene, den eignen, noch unvollkommenen Probestücken gegenüber, erworben werden kann: — eine Gunst, die dem jungen Dichter nur sehr selten in unsern Tagen zu Theil wird, indem die Usurpatorin des dramatischen Kunstthrons (die Theaterkasse) ihre legitime Fürstin (die Kunst) verjagt und proscribirt hat; und, gleich einer selbstsüchtigen Demagoginn, nur dem niedrigsten Pöbel schmeichelt und dessen Ungeschmacke Vorschub leistet. — Warum aber, wenn der größte Theil der Ausführung dieses Drama's so bühnengerecht ist, warum hat dessen Darstellung nur einen lauen Erfolg gehabt? Ich erwiedere: weil der Stoff dieses Trauerspiels ein durchaus untheatralischer ist. „Alexander — und Darius." — Was wollte uns der Dichter hier vorführen und wen? Alexander, oder Darius? den Kriegeszug eines welterschütternden Helden, oder den Einsturz eines veralteten Despotenstaates? Oder Beyde und Beydes? Man muß das Letztere annehmen. Aber zu solch einer dramatisirten Geschichte ist der Raum von fünf Akten, ist die Zeit von kaum drey Stunden viel zu kurz. Wenn in einem so engen Rahmen so viel dargestellt werden soll, so müssen sich entweder die Gruppen verwirren und decken (welches hier nicht der Fall ist), oder es müssen Auslassungen, leere Räume, Unzusammenhang und zerstückeltes Interesse entstehen (welches hier wohl der Fall ist). Shakespear hat den Untergang einer Dynastie auf die Bühne gebracht; aber er würde lückenhaft geworden seyn, oder er hätte sein Stück überladen und das Interesse durch Theilung schwächen müssen, wenn er den frischen thatkräftigen Heldenjüngling, der am Ende des Drama's den verwaiseten Thron besteigt, in den Vorgrund und neben die passive Hauptperson gestellt hätte. Auch hat er diese Tragödie Hamlet genannt, und nicht Hamlet und Fortinbras. Derselbe große Dichter hat einen vielumfassenden und ereignißreichen Theil der englischen Geschichte dramatisch dargestellt; obwohl aber es ihm nicht einfiel, einen so reichhaltigen Stoff in ein einziges, für die Darstellung bestimmtes Schauspiel zusammenzudrängen, so scheint es doch gerade hieraus hervorzugehen, daß er keines dieser historischen Schauspiele einzeln und für sich betrachtet (aufgeführt) wissen wollte, sondern daß man sie als ein Ganzes (gewissermaßen als dramatisches Epos) ansehen (vorstellen) soll. Einem so großen Ganzen sich hinzugeben, dazu ist bis heute, und wird wohl noch so bald nicht das Theater-Publikum reif. Die einzelnen Stücke dieses historischen Cyklus, namentlich die beyden Heinriche, die auf den Bühnenrepertorien blieben, erhielten sich nur durch ihre humoristischen Episoden und deren Hauptperson (Falstaf) in der Gunst dieses Publikums, dem die Aufführung der ganzen Reihe dieser historischen Meisterstücke noch nicht angemuthet werden kann. Welche andere Wahl und andere Behandlung aber bey Shakespear, wenn er kein dramatisches Epos, keinen Cyklus von Schauspielen geben will! Man sehe Koriolanus, Julius Cäsar, Macbeth, Antonius und Kleopatra u. a. Hier ist weder eine ganze Geschichts-Epoche, noch ein willkürliches Stückchen derselben gewählt, sondern ein in sich abgeschlossenes Ereigniß, das sich zu unverworrener und doch voller Darstellung auf der Scene und in bestimmt gegebener Zeit eignet; das eine Exposition, eine Verwickelung und eine Lösung darbietet, und, indem es das Interesse auf Einem Punkte festhält und stets die Nothwendigkeit der Konflikte in Evidenz bringt, das Ganze als ein Uebersehbares darstellt. Eine solche Wahl soll der Dichter treffen, der für die heutige Darstellung schreibt. Wählt er einen minder beschränkten Stoff, so verlangt dieser auch eine andere Form; und er wird (z. B. bey Behandlung der Geschichtsepoche der Hohenstaufen) sich entschließen müssen, das reale Theater zu beseitigen, und eine Reihe dramatischer Rhapsodieen, ein dramatisches Epos zu schreiben. Herr von Uechtritz hat den Stoff zu einer Reihe historischer Schauspiele gewählt, und sich dazu der Form eines einzelnen in sich abgeschlossenen Ereignisses bedient; und, wenn man dramatisch und theatralisch scheidet, so ist der Inhalt seiner Tragödie dramatisch, die Behandlung aber theatralisch. Hierin liegt nun ein Widerspruch, der auch von dem immer richtigen Instinkte des großen Publikums gefühlt wurde und sich durch Lauheit aussprach. Die Gegensätze des geliebten jugendfrischen Helden und des kalt-angebeteten, innerlich kranken Despoten, der freysinnigen Macedonier und der knechtischen Perser, wie schön, wie theatralisch-schön sie auch sind, sie können nicht Genugthuung geben, weder für den Mangel jener Fülle, die ein so großartiger Stoff fordert, noch für die Unübersehbarkeit, die ihm trotz oder vielmehr ob diesem Mangel eigen bleibt. Wir müssen entweder die Geschichte mitbringen und das Drama ergänzen, oder es bleibt uns kein klares Bild von dem Vielen und Wenigen, was wir geschaut haben. „Auch haben alle Figuren Alexanders," so sagt der verehrte Vorredner, „die oft von

Digitized by Google

großen Talenten in England und Frankreich entworfen wurden, kein bleibendes Gemälde für die Zukunft hingestellt." Ueber das darauf folgende „Weil" kann ich mich aber mit Tieck nicht einigen, sondern ich denke: weil Shakespear sicherlich keinen Alexander und Darius geschrieben, sondern diesen Stoff in einer Reihe von Schauspielen würde behandelt haben. Auch darüber kann ich mich mit diesem ausgezeichneten Kunstrichter nicht verstehen; oder ich verstehe ihn auch wohl nicht, wenn er es eine Forderung der neuesten Zeit nennt, daß jeder Aktschluß den stärksten Gedanken, das auffallendste Wort oder eine unvermuthete und erschreckende That vortragen soll; denn der verwöhnte Schauspieler und Zuschauer meynen sonst, das Gedicht sey schleppend. Shakespear ist doch wohl ein älterer Dichter, der den Anforderungen der neuesten Zeit nicht fröhnt; und doch rundet er seine Akte nicht nur, deutet nicht nur am Schluß auf den folgenden, und thut überhaupt alles Nöthige, um nicht die Gardine willkürlich fallen zu lassen, sondern er reimt sogar sehr oft die Schlußreden der Akte. Es ist dieses leztere, in bestimmten Fällen (denn allgemeine Regeln lassen sich hier nicht geben) eine musikalische Befriedigung, die ein so musikalischer Dichter als Tieck doch nur gutheißen kann. Er kann es doch nicht tadeln, wenn der Aktschluß den Akt wirklich und mit einem nothwendigen Schlußaccord schließt; er kann es doch nicht wollen, daß er willkürlich ende oder zufällig ausgehe, wie das Hornberger Schießen, aus Mangel an Pulver. Ich meyne also, daß er nur auf die Blitz- und Donner-Abgänge unserer Kulissenhelden, und auf den Beyfalls-Hagel des Jan-Hagels gezielt hat.

Was aber Tieck zum Lobe dieses ausgezeichneten Drama's gesagt hat, darüber wird jeder Unpartheyische, der das Stück und sein Vorwort liest, einverstanden seyn; und ich kann nur den frommen Wunsch hinzufügen, daß auch andere nahmhafte Dichter und Kritiker sich eben so liebevoll anderer Talente annehmen möchten, auf daß unsere jungen, von den Bühnenvorständen mißhandelten Dramatiker nicht ganz verkümmern.

. t .

Lyrische Dichtkunst.

Neue Gedichte von Ignaz Heinrich von Wessenberg. Constanz, bey W. Wallis 1826. 382 S.

Mit lebhafter Freude werden die Verehrer der Wessenberg'schen Muse diese neue und reichliche Spende empfangen, diejenigen aber, die bisher in ihm nur den muthigen und ehrwürdigen Kämpfer für kirchliche Freyheit und Unabhängigkeit, den treuen Seelsorger, den um die Volksbildung hochverdienten Mann verehrt haben, werden aus diesen Gedichten ihr Bild von ihm ergänzen, und das feine Lächeln der Liebenswürdigkeit wird (wie in dem sprechenden Conterfey des Sängers, das, von Jak. Lips gestochen, als eine dankenswerthe Zugabe diese Sammlung ziert) sich zu den Zügen der Würde und des Ernstes gesellen, mit welchen sich ihnen, nach des Verfassers Handlungen, sein Bild bisher gezeigt. Wenn wir einen ausgezeichneten Menschen wirkend und handelnd kennen lernen, so sind wir immer neugierig zu erfahren, wie er phantasirt und empfindet, und umgekehrt möchten wir von demjenigen, den wir bloß aus Phantasien und Empfindungen, das heißt, als Dichter, kennen, gar zu gern auch wissen, wie er wirken und handeln würde; denn es ist uns, als könnten wir erst, wenn wir beydes zusammenhalten, auf sein Inneres und seine Gesinnung schließen, über die wir vor allen Dingen im Reinen seyn möchten, wenn wir uns, sey es mit der Handlungs-, sey es mit der Empfindungsweise eines Menschen recht befreunden sollen. Wer nun die Wessenberg'schen Gedichte zu diesem Ende in die Hand nimmt, wird sie gewiß nicht unbefriedigt aus den Händen legen. Ihm wird zu Muthe werden, als hätte er am kühlen Ursprung der Quelle gesessen, die als ein fruchtbarer, segenreicher Strom schon lange vor seinen Augen das Land bewässert. Mag der Kunstrichter sie immerhin nicht in der Reihe origineller Schöpfungen der Phantasie setzen, nicht neue Kanäle in ihnen entdecken, wie sie sich das Gefühl der großen Meister des Gesanges zu graben pflegt, mag er bemerken, daß der Dichter bald diesen, bald jenen Ton angeschlagen, bald dem, bald jenem Muster nachgerungen, von der Reflexion zur Empfindung, vom Lied zur Lehre geschwankt habe: Eins, und es ist ein Großes, wird er als Eigenthum und persönlichen Charakter allen diesen Dichtungen nicht absprechen können: die sittliche Schönheit; und diese Eigenschaft ist es, die zur Ehre unseres Volkes, sey es gesagt, von jeher einem Dichter bey uns den Empfehlungsbrief für ein großes Publikum mitgegeben, die ihn populär gemacht und erhalten hat. Sie wird auch den Federn unsers Verfassers, die sein berühmter Name nicht allein empfiehlt, bey allen edeln Seelen, besonders bey unsern Frauen, Eingang verschaffen und Liebe erwerben. Diese Schönheit verbreitet ihren milden Glanz, der von der Lauterkeit seines Gemüthes, seiner Denk- und Gefühlsweise ausströmt, besonders auch über die Form dieser Gedichte, in der ein liebliches Ebenmaaß und jene melodische Sprache durchgängig herrscht, die als Wohlklang einer gemäßigten Stimme auch schon im mündlichen Gespräche die Mitgift sittlicher Naturen ist. Mit

Digitized by Google

dieser Suada der Wahrheit und Unschuld verbreiten sich die Gesänge unsers Dichters über Religion, Tugend, Liebe, Kunst, Natur, über alles Edle in den geselligen und geschichtlichen Verhältnissen der Menschheit, in acht Büchern. Wir wählen aus ihnen zum Schlusse dieser Anzeigen nur ein paar kleine Belege für unsere Behauptungen:

Religion und Kunst. (S. 39.)

Der Du so alt bist als die Welt,
O Bund des Heiligen und Schönen,
Geweiht von dem, der Alles hält,
Um Erd' und Himmel auszusöhnen!

Durch Dich ist mild, wie West, und hehr,
Wie Sturm und Blitz und Donnerrollen,
Dem Geist von Moses und Homer
Unsterblicher Gesang entquollen.

Wie wiederstrahlen deine Macht
Apolls und Phidias Gebilde!
Dein Lichtboot' in die finstre Nacht
Kam Raphael vom Sterngefilde.

Daß, wenn der Staub ihm täuschend blinkt,
Der Geist nicht selbst zu Staube werde, —
Er danke es Dir. Dein Zauber winkt
In's Himmelreich den Sohn der Erde.

Das Weltmeer. (S. 84.)

O Weltmeer! großes Bild der ew'gen Macht,
Der Schöpfrin aller Erd'- und Himmelspracht,
Der Herrscherin des Alls; gleich schön bist Du,
In Sturmbewegung und in heit'rer Ruh'.

Wenn feyerliches Schweigen dich umschwebt,
Wie hehr, wie gränzenlos, wie glanzbelebt!
Voll Glut umarmst Du Sonn' und Mond als Braut;
Entzückt in Dir das Sternenmeer sich schaut.

Doch, wenn zum Kampf Dich fordert der Orkan,
Mit furchtbar, finsterm Ernst hebst Du dich dann;
Die Erd' erschütternd, straft den Uebermuth
Dein Abgrund, Berge schleudernd schwarzer Fluth.

Was unterm Mond verwittert, altert nicht?
Nur Du, nicht eine Runzel im Gesicht,
O Meer, dem Himmel gleich, unendlich groß,
Und stets bey allem Wechsel wandellos.

Gerne möchten wir, wenn es uns der Raum nicht verböte, aus dem schönsten, größern Gedichte der Sammlung, die Kirche (S. 24 ff.), unter welcher der Sänger nur die unsichtbare versteht, mehr als folgende Probe geben:

Du hast des Leidens Kelch, den bittern,
Mild, wie Dein Stifter, ausgeleert,
Hast als den Fels, der den Gewittern
Der Hölle trotzt, Dich neu bewährt.

Und segnend sprichst Du, wie Dein Lehrer:
„Mein Reich ist nicht von dieser Welt!
Gott sieht aufs Herz nur der Verehrer,
Nicht auf das Opfer, so da fällt.“

— — — — — — — —

O möge doch auf Haupt und Gliedern
Verjüngend ruh'n des Stifters Geist,
Daß Du nur seyst ein Bund von Brüdern,
Durch welchen eine Seele fleußt.
Daß keiner stolz dem andern fluche;
Daß jeder werde wie ein Kind;
Daß aller Herz das Reich nur suche,
Deß Glieder nur die Reinen sind!

Drey Sterne: Glaube, Hoffnung, Liebe
Sind Deiner Stirn erhabne Zier.
Wenn nichts vom Erdenglanz Dir bliebe,
Zur Herrlichkeit was fehlte Dir?
Das Wort, das Du bewahrst, entfaltet
Sich still, dem Senfkorn gleich, zum Baum:
Sein Schatten hat, wenn Sturmnacht waltet,
Für Gottes ganze Heerde Raum.

Ein literarischer Betrug seltener Art.

Im Decemberheft (vor. J.) der bey Brockhaus erscheinenden Blätter für lit. Unterhaltung ist folgender bey Franckh in Stuttgart erschienener Roman außerordentlich gut recensirt; ja unter andern dabey den jetzigen Romanen-Schriftstellern zugerufen: so und nicht anders müsse man schreiben.

Der Titel des Romans ist:

Octavia oder Leben und Abenteuer einer fürstlichen Maitresse. Eine wahre Geschichte neuester Zeit; aus den Papieren eines verstorbenen Diplomaten.

Was wird nun der Hr. Recensent dazu sagen, wenn ihn Einsender dieses darauf aufmerksam macht, daß diese Geschichte nur in so fern wahr ist, als man sie Kotzebue's kleinen Romanen und Miscellen 1ster und 2ter Band entnommen, wo man sie unter dem Titel: die Pfarrers-Tochter, bis auf Abänderung nur weniger Worte findet?

Er wird mit dem Einsender sagen: entweder hat der Verleger das Publikum, oder der Plagiator hat den Verleger und das Publikum betrogen. Was würde es aber geben, wenn des Recensenten Zuruf: „so und nicht anders müsse man schreiben,“ buchstäblich befolgt würde? Eine Taschenbibliothek mehr, wenn sich ein Verleger dazu fände. Sie könnte den Titel führen: Taschenbibliothek aufgewärmter Romane und Erzählungen.

Dr. A. M.

Digitized by Google

Nr. 26.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 30. März 1827.

Geschichte.

Lettres du Roi de Pologne Jean Sobiesky a la Reine Marie Casimire, pendant la campagne de Vienne, traduites par M. le Comte Plater, et publiées par N. A. de Salvandy. Paris 1826. L. G. Michaud (gr. 8. pp. 224).

Diese Sammlung bisher noch ungedruckter Briefe des Königs von Polen, Johann Sobiesky, hat ein doppeltes Interesse, erstlich indem sie uns viele neue Aufschlüsse über eine Begebenheit geben, deren Wichtigkeit für das Schicksal Europa's weniger erkannt wird, als sie es verdient, weil ihr Einfluß negativ und nicht positiv war. Der Sieg der Christen bey Wien über die Türken ließ zwar Europa ziemlich in demselben Zustand, in dem es sich vorher befand, aber wer mag die Folgen berechnen, wenn die Türken gesiegt hätten? Zweytens aber machen uns diese Briefe mehr, als es irgend eine Erzählung aus fremdem Munde thun könnte, mit dem Charakter des Retters der Christenheit bekannt. Wir sehen ihn hier in seinen menschlichen Schwächen, in seinen Gefühlen, seinen Tugenden als Mensch, als Vater, als Gatte, und wenn seine Aeußerungen nicht immer den großen Mann verrathen, so erinnert uns ein Blick auf die Zeit, auf den Ort, woher die Briefe datirt sind, bald genug daran. Sobiesky schreibt als Mensch, als liebender Gatte und Vater, während er als Held siegt. Wir wollen, so viel es der Raum erlaubt, zuerst einige Züge herausheben, welche von allgemeinem historischen Interesse sind. Viele Aufschlüsse oder Details über die militärischen Bewegungen und Vorfälle kann man in Briefen an eine Dame nicht erwarten, und Sobiesky wirft selbst einmal der Königin vor, daß sie dafür keinen Sinn habe. Wir finden auch wirklich den tapfern König nach dem Siege in den Zelten des Großvezier's schreibend, ohne daß wir eben mehr wüßten, als daß er gesiegt, daß er das Kaiserreich und die Christenheit gerettet hat, nicht aber wie. Die Freude des Sieges dauert aber nur kurze Zeit, und schon der nächste Brief enthält Dinge, die weiter keines Commentars bedürfen, um zu Betrachtungen reichlichen Stoff zu geben:

„Zur Zeit der Römer warf man dem Hannibal vor, daß er seinen Sieg über sie nicht habe zu benutzen verstanden. Heut zu Tage wüßten wir unsern Sieg wohl zu benutzen; aber entweder, daß Gott uns Hindernisse in den Weg legt, um uns für unsere Undankbarkeit zu strafen, nachdem er uns mit solcher Gnade überhäuft hat, oder aus irgend einer andern Ursache geben die Sachen hier nicht vom Fleck, ohne daß man wüßte, woran es liegt. Die Starosten von Luck und Strzalkowski sind einige Stunden vor mir, bedecken die Straße mit Leichen und bringen Schaaren von Gefangenen ein. Das kaiserliche Heer ist hinter uns, eine Meile von Wien. Wir rücken heute noch vor. Die Deutschen werden sich nicht rühren, davon bin ich überzeugt. Der Churfürst von Sachsen ist mit seinem Corps zurückgegangen, nachdem er lebhaft seinen Unwillen gegen den Kaiser ausgedrückt hat, u. s. w. Ich habe gestern, den 15ten, meine erste Zusammenkunft mit dem Kaiser gehabt, u. s. w." — nun folgen die verschiedenen Botschaften, die deßhalb gewechselt wurden, dann heißt es: „also, sagte ich, ängstigen Sie sich um nichts und wieder nichts; sagen Sie doch lieber offen, was Sie eigentlich wollen; die ganze Schwierigkeit entsteht ohne Zweifel aus der großen Frage, wer die Rechte haben solle. Das Alles läßt sich aber einrichten, wenn man sich nur verstehen will.' Schaffgotsch antwortete, daß dieß es in der That sey, was den Kaiser in Verlegenheit setze; er könne mir nicht den Vortritt lassen; er befinde sich in diesem Augenblick in der Mitte der Churfürsten, und stelle gewissermaßen das Haupt des Reiches vor. Ich schlug nun folgendes Auskunftsmittel vor: „In dem Augenblick, wo der Kaiser sich dem Lager nähert, werde ich ihm entgegen gehen; wir werden uns zu Pferde grüßen, und einer dem andern gegenüber bleiben, ich auf der Seite meines Lagers, er auf der Seite seiner Hauptstadt; er von den Churfürsten begleitet; ich von meinem Sohne, den Hetmanen und Senatoren." Schaffgotsch hat diesen Vorschlag angenommen, und alles ist auf diese Art geschehen. Der

Digitized by Google

Kaiser war bloß vom Churfürsten von Bayern begleitet, der von Sachsen hatte ihn schon verlassen. In seinem Gefolge waren etwa fünfzig Cavaliers von seinem Hofe, Beamten und Minister. Trompeter ritten vor ihm her, und einige Diener zu Fuße folgten ihm. Ich gebe Ihnen keine Beschreibung vom Kaiser, denn er ist bekannt. Er ritt einen Falben, von spanischer Race; trug ein reichgesticktes Kleid, einen französischen Hut mit einer Agraffe und roth und weißen Federn, einen Gürtel mit Diamanten und Saphiren, und den Degen ebenso. Wir haben uns ziemlich höflich gegrüßt; ich habe ihn lateinisch und in wenig Worten begrüßt; er hat mir in derselben Sprache und in gesuchten Ausdrücken geantwortet. Da wir einander gegenüber waren, stellte ich ihm meinen Sohn vor, der sich ihm genähert und ihn begrüßt hat. Der Kaiser hob nicht einmal die Hand an den Hut; ich war ganz wie erschreckt darüber. Er machte es ebenso mit den Senatoren und Hetmanen. Um dem Skandal und den Bemerkungen des Publikums vorzubeugen, richtete ich noch einige Worte an den Kaiser, worauf ich mein Pferd umwandte, wir haben uns gegenseitig gegrüßt und ich bin in mein Lager zurückgeritten. *) Der Palatin von Rußland (Klein-Rußland) hat dem Kaiser auf dessen Verlangen mein Heer gezeigt; aber unsere Leute sind sehr erbittert und beklagen sich laut darüber, daß der Kaiser sie nicht einmal eines Dankes gewürdigt habe, sey's auch nur durch eine Bewegung mit dem Hute, für so viele Mühe und Noth, die sie für ihn ausgestanden haben. Nach dieser Trennung hat sich alles plötzlich verändert, es ist, als wenn man uns gar nicht mehr kennte. Schaffgotsch und der Legat haben uns verlassen. Dieser letzte hat sich gleich nach der Schlacht so gegen uns verändert, daß man ihn gar nicht mehr erkennt. Er ist nicht allein sehr stolz und schreckt jeden zurück, sondern bey jeder Gelegenheit sagt er uns Unverschämtheiten. Man gibt uns weder Lebensmittel noch Fourage mehr. Der spanische Gesandte, der so sehr wünschte eine Audienz zu haben und dem ich schon die Ehre eines Sitzes zugestanden hatte, läßt nichts mehr von sich hören. Unsere Kranken liegen auf dem Miste, unsere Verwundeten, deren wir sehr viele haben, können keine Böte erhalten, um auf der Donau nach Preßburg gebracht zu werden, wo ich sie auf meine Kosten unterhalten könnte. Man weigert sich, unsere Todten in den Kirchhöfen der Stadt zu beerdigen, sogar die Officiere. Man weist ihnen die Felder oder die Kirchhöfe der Vorstädte an, welche zerstört und voll von Heidenleichen sind. Ein deutscher Dragoner hat vier Schritt von mir einen meiner Pagen in's Gesicht geschlagen, daß das Blut floß. Ich habe mich bey dem Herzog von Lothringen beklagt und erhalte keine Genugthuung. Man plündert unsere Bagage, nimmt uns mit Gewalt die Pferde, welche wir noch jenseits des Gebirges gelassen hatten." Hierauf beklagt er sich noch bitter über die Lage seines Heeres, den Mangel an Pferdefutter und die Zögerungen in dem Bau einer Brücke über die Donau, um in Feindes Land einzudringen. „Aber die Herrn in Wien verschieben Alles von einem Tag auf den andern, sie haben sich in der Stadt niedergelassen und ergeben sich denselben Ausschweifungen, wofür Gott sie so gerechter Weise gestraft hat. Der Hauptmann Obar war bey dem Herzog von Lothringen und dem Commandanten von Wien in Wien. Er hat sie beym Essen und Trinken angetroffen; beyde haben ihn sehr kalt empfangen, haben ihm nichts zugestanden und uns nur vorgeworfen, daß wir die Fourage vorausbezogen hätten, wovon doch keiner von uns etwas gesehen oder berührt hat. Obar hat sogar Aeußerungen der größten Undankbarkeit angehört. Da viele der Unsern sich nach der Stadt hindrängen, um einige Nahrung zu finden, denn auf dem Lande stirbt man vor Hunger, so hat der Commandant befohlen sie nicht aufzunehmen, sondern auf sie zu feuern. Man gibt vor, dieß sey geschehen, weil ein Pole auf einen Deutschen geschossen hat, der ihm sein Pferd wegnehmen wollte. Ich habe den Pater Hacko, einen Jesuiten, nach Wien geschickt, um die Kranken zusammenzubringen, ihre Schulden zu bezahlen und Schiffe zu miethen, um sie nach Preßburg zu bringen. Ich für meinen Theil habe mit der größten Mühe von den Vätern der Gesellschaft einen Platz erhalten, um meine Sachen niederzulegen; und noch dazu haben sie mir kein Verzeichniß wollen aufnehmen lassen, so daß alles unter Gottes Schutz geblieben ist .... Nach einer so großen Schlacht, worin wir so viele Leute verloren haben und von den besten Häusern, sollen wir nun noch unserer Pferde und unseres Gepäcks beraubt und obendrein ausgelacht werden ..... Heute scheinen wir Verpestete zu seyn, denen Jedermann ausweicht, während vor der Schlacht meine Zelte, die Gottlob geräumig genug sind, kaum die Schaar der Besuchenden aufnehmen konnten ...... Bey meinem Gott! man möchte tausend Mal des Tages sterben, wenn man so viele schöne Gelegenheiten, so viele schöne Tage unbenutzt vorübergehen sieht .... alles, was wir gethan und unternommen haben, gründete sich auf die Versprechungen des Papstes, und jetzt bleibt uns nichts übrig, als mit Seufzen unser Heer zu Grunde gehen zu sehen, nicht unter den Streichen der Feinde, sondern durch die Schuld derer, die uns so viel verdanken ..... Ich sehe, daß man sich nicht mehr um uns kümmert. Diese Menschen ha-

*) Der König sagt hier nichts von der Antwort, die er dem Kaiser auf seine kalte und linkische Danksagung für die Rettung seines Reiches gab: „Es ist mir lieb, Sire, Ihnen diesen kleinen Dienst geleistet zu haben.“

Digitized by Google

ben ihren ganzen alten Hochmuth wieder erhalten; sie scheinen sogar zu vergessen, daß ein Gott über ihnen ist." In den folgenden Briefen finden sich beständig die Klagen über den traurigen Zustand des Heeres, über die Langsamkeit, Unentschlossenheit und Treulosigkeit der Verbündeten wiederholt. Die Polen scheinen jedoch nicht die einzigen zu seyn, die sich beklagen, und es ist wirklich traurig zu sehen, wie engherziges Mißtrauen die Früchte eines so herrlichen Sieges in Gift verwandelte. Unter vielem andern heißt es: „der Herzog von Sachsen-Lauenburg verläßt das Heer; seine Leute und seine Freunde fluchen und drohen; aber viele andere murren ebenfalls; und deßhalb ist es mit unserer Brücke so langsam gegangen; Jedermann ist muthlos und unwillig; es ist ein Jammer zu hören, was die Subalterne sagen. Sie gehen so weit es zu bedauern, daß wir dem Kaiser zu Hülfe gekommen sind, sie wollten dieses übermüthige Geschlecht wäre gefallen, um sich nie wieder zu erheben..... Der Herzog von Lothringen besucht mich oft; der arme Teufel hat weder Beute vom Feinde noch Belohnung vom Kaiser."

Der ganze geschichtliche Theil dieser Briefe, nach der Schlacht bey Wien, macht einen sehr traurigen Eindruck; beständige Streitigkeiten zwischen den Verbündeten, die Polen werden fast wie Feinde behandelt, und nachdem der Feldzug vorbey ist, werden ihnen Winterquartiere angewiesen, wo sie nicht nur an allem Mangel leiden und sogar keine Zelte aufschlagen können, sondern wo sie auch den Krieg gegen die durch das Betragen des Hofes zur Verzweiflung gebrachten Ungarn fortsetzen müssen; während die kaiserlichen Truppen, die wenig zum Siege beygetragen haben, sich in den besten Gegenden des Landes pflegen und erholen. Beständige Klagen über die Unzufriedenheit und den Ungehorsam der Polen, über die Litthauischen Truppen, welche nicht zum König stoßen wollen und erst am Ende des Feldzugs ankommen, nachdem sie dem Feinde nirgend begegnet sind und durch Ausschweifungen die Ungarn zu Feinden gemacht haben. Klagen, daß einerseits der Kaiser, anderseits Tekeli den König getäuscht, nachdem beyde seine Vermittlung verlangt. Nur die Schlacht bey Parkan, die Eroberung von Gran und einige andere erfochtene Vortheile, endlich die Freude nach 300 Jahren Ungarn von der Gegenwart der Muselmänner befreyt zu haben, unterbrechen dieses traurige Bild, was aber reich an einzelnen interessanten Zügen ist. So z. B. die Beschreibung des unglücklichen Gefechts, das dem Sieg bey Parkan vorherging und worin der König selbst die größte Gefahr lief.

(Der Beschluß folgt.)

Reise-Literatur.

Beschreibung meiner Reise von Hamburg nach Brasilien im Juni 1824 nebst Nachrichten über Brasilien bis zum Sommer 1825 und über die Auswanderer dahin. Der Wahrheit gemäß und zur Warnung niedergeschrieben von P. H. Schumacher, vormals Commandant am Bord eines Kolonisten-Transport-Schiffes.

Schon die sehr schätzbaren Nachrichten, welche Freyreiß unlängst über Brasiliens Natur, Boden und Klima, über desselbigen Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt gegeben hat, waren zum großen Theil in der edeln Absicht abgefaßt, unbedachtsamer Auswanderungslust zu steuern, und zu zeigen, daß man, wenn auch der geträumte Lago d'Orado irgendwo gefunden werden könnte, selbst an dessen Ufern und vielleicht nur um so mehr gezwungen seyn würde, sein Brod im Schweiß des Angesichtes zu essen. — Mittlerweile sind auf's Neue Brasilische Agenten, auch in Deutschland, erschienen, welche Aufforderungen im Namen ihrer Regierung an alle die haben ergehen lassen, so etwa geneigt seyn sollten, sich als Kolonisten in Brasilien anzusiedeln. Diese Aufforderungen waren mit dem Versprechen sehr annehmlicher Begünstigungen verbunden, deren alle betreffenden Individuen theilhaftig werden würden. — Die gegenwärtige Schrift zeigt durch ein warnendes Beyspiel, daß jenen lockenden Versprechungen Brasilischer Agenten nicht bald zu trauen sey. Wenigstens ist das Schicksal des ganzen auf dem Titel erwähnten Kolonisten-Transportes weit unter der Verheißung unglückselig ausgefallen. — Zu Hamburg war durch den Brasilischen Agenten, Major Dr. Schäffer, kontraktmäßig versprochen worden, daß 1) jeder Kolonist täglich 8 Schilling Hamb. W. von der Regierung bekommen, außerdem aber auch mit dem nöthigen Ackergeräth und Vieh versehen, und daß es 2) selbst den jungen, zum Militärdienst eingeschriebenen Leuten nach ihrer Ankunft in Rio de Janeiro freystehen solle, wenn sie es vorzüglicher fänden, ein anderes Geschäft zu wählen. Daß Nro. 2. nicht erfüllt worden ist, brauchen wir wohl nicht erst zu erwähnen; dieß war aus der Fassung des Artikels nach vorhergegangener Einzeichnung in die Militärliste nicht anders zu erwarten. Aber auch Nro. 1., die alle älteren Leute angeht, ist in wesentlichen Bestimmungen nicht gehalten worden. Man hat dieselben hundert Stunden landeinwärts in ganz unbekannte Gegenden geschickt, wo sie die umherschwärmenden Wilden des Landes zu Nachbarn haben, von den Küsten und Städten aber, da es an gangbaren Wegen fehlt, so gut wie abgeschnitten sind. Die versprochenen Ackergeräthschaften und das zur Urbarmachung des Landes eben so nöthige Vieh haben sie nicht

Digitized by Google

erhalten. Was nutzt ihnen das Geld, wenn es ihnen wirklich fortwährend und regelmäßig ausgezahlt werden sollte, in solcher Lage? — den Soldaten, es gibt vier Bataillone Deutsche in Brasilien, geht es äusserst schlecht. Sie stehen unter Italienischen und andern fremden Offizieren, die dieselben schlecht behandeln und um Sold und Rationen betrügen. Besser geht es den in Brasilischen Diensten stehenden Engländern, weil sich ihrer der englische Consul mit Nachdruck annimmt. Der Kaiser rafft überall Soldaten zusammen, und so ist auch die Schweizer-Kolonie Fryburg all' ihrer jungen Männer beraubt worden. —

W. B. M.

Neueste Literatur Nordamerika's.

Die nordamerikanische Presse bereichert die Literatur der Neuen Welt mit Lebens-Beschreibungen ihrer berühmten, so wie auch ihrer berüchtigten Männer. In Boston ist das Leben des großen Washington in zwey Bändchen (von Bancroft) erschienen. — Man ist auch dort wie hier zu Lande neugierig auf die Einzelnheiten des Lebens von Mördern und Spitzbuben. Zu lezteren Schriften gehört die History of Pirates; containing the Lives of those noted Pirates, Captains Misson, Bowen, Kidd, Tew, etc., and a correct account of the late piracies committed in the West Indies. Haverhill. Mass. 12mo. pp. 276. — Was die Hülfsmittel zum Studium der klassischen Schriftsteller betrifft, so bearbeitet man dort leider immer noch das Schrevelische Wörterbuch, ohne freylich die Vorzüge des Schneider'schen, welches man auch zu Rathe zieht, zu übersehen. Die Schulbücher von Jakobs haben auch Eingang gefunden. Man beschäftigt sich eben so sehr als mit der Geschichte von England, mit der des Vaterlandes, namentlich von New-York und Pennsylvanien, und besonders erfreulich sind die Untersuchungen über die erste Ansiedlung an den verschiedenen Punkten der Küste. Aerzte geben ihren Beytrag zur Erdbeschreibung, und wir erwähnen besonders Townsend's Memoir on the topography, weather and diseases of the Bahama Islands, da man in Europa noch so wenig über die klimatischen Verhältnisse von Mittelamerika im Reinen ist. — Ein spanisches Büchlein, das freylich zu Philadelphia erschienen ist, erhebt sich gegen die Macht des Papstes in weltlichen Angelegenheiten. Dieß Kapitel ist bey uns so ziemlich erschöpft. Aber die Schriften in Nordamerika über Ackerbau möchten sogar den fleißigen deutschen Landbauern, noch mehr aber den Südamerikanern, die hoffentlich bald ruhig ihren Boden pflegen können, zu empfehlen seyn.

Nach den Bemerkungen in der Flugschrift: A masonic Address, delivered at Lynn, Mass. June 24. By Caleb Cushing zu schließen, wäre es nicht ohne Interesse zu untersuchen, ob unsere Philologen, welche über die eleusinischen Mysterien geschrieben haben, Freymaurer gewesen sind, und wenn man dieselbe Gewissensfrage an unsere gegenwärtigen Symboliker richten wollte, so erhielte man vielleicht etwas Licht, wie in aller Welt sie zu ihren Erklärungen so vieler ägyptischer Bräuche gekommen sind. Die Bemerkungen Cushing's in seiner, 28 Seiten enthaltenden, Schrift geben sich eine Art offiziellen Ansehens.

Unzählbar ist die Menge gedruckter Reden, welche bey Gelegenheit der durch den Tod zweyer großen Männer verewigten fünfzigsten Jahresfeyer der Vereinigten Staaten der Unabhängigkeit gehalten worden sind. Da in Deutschland die Pfarrer und Candidaten nach geringeren Zwischenräumen Reden zu halten haben, so befolgt man übrigens in unserem Vaterlande fast das nämliche Verhältniß, indem man Predigten bey jeder Gelegenheit herausgibt.

Nordamerikanische Dichter bringen vom Meere „Seebilder" mit nach Hause. Die Theologen liefern Gemälde vom Teufel und Satan.

Ortsbeschreibende Werke erscheinen im Ueberfluß. Die neuesten, wie auch die Charten, sind aber besonders zur Benutzung von Reisenden bestimmt. Unter den lezten Reiseberichten verdient Duane's Visit to Colombia, erschienen zu Philadelphia, Erwähnung. Die kleine Schrift: Journal, comprising an account of the loss of the Brig Commerce, of Hartfort, Connecticut, upon the western coast of Africa, August 2. 1815. By Archibald Robbins. Hartford hat in 11 Jahren 18 Auflagen erlebt.

Von fremden Werken sind einheimisch geworden Florian's Tell, viele englische Schriften poetischen, geschichtlichen, romantischen Inhalts und des deutschen Philologen Schütz Ausgabe einer Tragödie von Aeschylus.

Versprochen wird ein Oktavband Internal Navigation of the United States, worin auch von den noch auszuführenden Kanälen die Rede seyn soll (mit 13 Charten), und unter der Presse war schon im Oktober 1826 ein Indiana Gazetteer, d. i. eine topographische Beschreibung der Grafschaften, Städte, Dörfer, Ansiedlungen, Wege, Seen, Flüsse, Creeks, Quellen u. a. m. im Staate Indiana, von John Scott, der darin auch von der Literatur, dem Handel und den Alterthümern des erwähnten Landstriches zu reden vorhatte.

Digitized by Google

Nr. 27.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 3. April 1827.

Geschichte.

Lettres du Roi de Pologne Jean Sobiesky à la Reine Marie Casimire, pendant la campagne de Vienne, traduites par M. le Comte Plater, et publiées par N. A. de Salvandy. Paris 1826. L. G. Michaud (gr. 8. pp. 224).

(Beschluß.

Aus dem nicht eigentlich historischen Theil der Nachrichten, die der König seiner Gattin gibt, können wir leider nur wenig mittheilen, so reich er auch an Schilderungen von Sitten und Personen ist. So z. B. die erste Zusammenkunft mit dem Herzog von Lothringen: „Dennoch fanden sie genug, nicht nur um zu essen, sondern auch um sich zu betrinken .... Der Herzog von Lothringen wollte Anfangs nur Moselwein trinken, und goß noch Wasser dazu. Nachdem er aber einmal im Zuge war, trank er auch Ungrischen Wein. Der Taff, den wir in Warschau als Botschafter des Herzogs bey meiner Wahl gesehen haben, hatte seinen Herrn begleitet; er zischelte ihm beständig in's Ohr, wahrscheinlich um ihn zu hindern zu trinken; aber der Mentor betrank sich am Ende selbst und forderte die Andern ebenfalls dazu auf. Da der Prinz schon etwas Wein im Kopf hatte, fragte er, nach vielen Komplimenten, was auf Polnisch Vater, Sohn und Bruder heiße. Man sagte es ihm und nun wiederholte er diese Worte hundert Mal. Er sagte: Ociec, indem er auf mich zeigte — Syn, indem er auf sich selbst wies, und: Brat, indem er auf Fanfan zeigte. Zu diesem sagte er: „Sie sind der älteste von der Familie, dann kommen drey andere, und ich bin der fünfte.“ Den Augenblick darauf hatte er schon wieder vergessen, wie man Bruder auf Polnisch sage. Alles das hat einige Stunden gedauert.“ Dieser erbauliche Auftritt hindert jedoch den König eben so wenig den Herzog billig zu beurtheilen, als seine frühere Mitbewerbung um die Krone von Polen. Folgendes ist die Beschreibung, die er von ihm macht: „Hier ist das Bild des Herzogs von Lothringen. Größe des Prinzen Radziwil, Marschalls von Litthauen, Gesichtszüge von Chetmaki; die Nase sehr gebogen, fast wie ein Papagay; er ist sehr von Blattern gezeichnet und noch krummer als L'Epine. Graues Kleid, ohne Schmuck, außer ziemlich neuen Knöpfen von Passementir-Arbeit. Hut ohne Federn; gelbe Stiefel, oder die es vielmehr einmal gewesen sind; ein ziemlich gutes Schlachtpferd, aber Sattel und Zeug sehr alt. Bey alle dem sieht er nicht aus wie ein Kaufmann, sondern sehr wie ein homme comme il faut, und sogar wie ein homme de distinction. Er spricht sehr gut von allem, was in sein Fach schlägt; spricht übrigens wenig und ist sehr bescheiden. Er trägt eine blonde Perücke, die so schlecht gemacht ist wie möglich; im Ganzen kümmert er sich nicht um seinen Anzug, aber es ist ein Mann, mit dem ich mich vertragen werde, und der einer höhern Stellung würdig ist.“ Anderswo heißt es: der Herzog scheine beständig in Verlegenheit zu seyn, weil er die Instruktionen des Hofes zu verletzen fürchte. Der König scheint seine Freude an solchen Silhouetten gehabt zu haben, und macht sie öfters: „Hier ist das Bild des Churfürsten von Sachsen. Kleiner als Jarocky, aber dicker; eher rothhaarig als braun, Haare kurz, frisirt, der Bart nach Art der alten Deutschen. Scheint vierzig Jahre alt zu seyn; er kann weder französisch noch lateinisch und spricht nur wenig deutsch. Weder Redensarten, noch Komplimente; scheint unbesonnen, einfach, ein ehrlicher Mann und ein Trinker zu seyn.“ Ganz besonders scheint Sobiesky mit dem Churfürsten von Bayern zufrieden zu seyn: „er hat kastanienbraunes Haar, kein übles Gesicht, Lippen und Kinn österreichisch aber nicht häßlich. Augen etwas matt, französischen Anstand.“ Der Churfürst schien sich sehr gut mit dem Prinzen Jakob, den der König immer Fanfan nennt, vertragen zu haben. So heißt es später: „Der Churfürst von Bayern wiederholt Fanfan oft, daß er eine zehnjährige Schwester habe, die viel hübscher sey als die Dauphine. Die Leute vom Hofe sprechen oft mit uns von dieser Prinzessin, aber das sind Worte in die Luft. Der Churfürst kann 23 bis 24 Jahr alt seyn; er sitzt kühn

Digitized by Google

zu Pferde und sogar ohne Sattel; er schwimmt durch die Donau; kurz er ist in allen Dingen geschickt. Fanfan hat ihm einen kleinen Türken und einige Kindereyen geschenkt, womit er sehr zufrieden ist. Ich für meinen Theil habe ihm einige Fahnen und einige Gefangene gegeben."

Man könnte dem Könige einen Vorwurf daraus machen, daß er so viel von Kleidern und dergleichen Dingen spricht, wenn man nicht bedächte, daß er an eine Frau schreibt. Auch bey der Aufzählung der Beute und der Geschenke, die er erhält und macht, besonders derjenigen, die er an die Königin und seine Verwandten schickt, hält er sich sehr lange und mit sichtlichem Wohlgefallen auf. Etwas orientalisches hat der Luxus, dessen er sich gewissermaßen rühmt, während er mit einer Mischung von Verwunderung und Geringschätzung die einfache Tracht der deutschen Fürsten sieht; so z. B. statt vieler Stellen nur eine: „Was aber unser gutes Aussehen betrifft, so kann ich Sie versichern, daß, wenn man uns sieht, man glauben sollte, ich sey so reich wie Krösus. Die Livreen meiner Pagen, Reitknechte und Laquaien sind sehr schön, das Pferdezeug reich verziert; die Gemächer, die ich bewohne, so wie die von Fanfan, immer mit Goldzeug behängt, und die Vorzimmer mit Seide. Die hiesigen dagegen haben nicht die geringste Verzierung von Silber, weder an ihren Kleidern noch an ihren Pferden. Sie sind meistens deutsch oder ungrisch gekleidet. Wir haben bis jezt weder Pagen noch Laquaien bey ihnen gesehen. Der Churfürst von Sachsen hatte gestern ein einfaches rothes Kleid an mit einer Karmoisin-Schärpe." — Dagegen rühmt er das gute Aussehen und die Mannszucht der deutschen Truppen, so wie die gute Aufnahme, die er bey dem Volke gefunden, zu wiederholten Malen. An einer Stelle sagt er: Den Deutschen geht es wie den Pferden, sie kennen ihre eigene Kraft nicht.

Ein Hauptzug in dem Charakter des Königs, wie er sich hier in seinen vertrautesten Aeußerungen zeigt, ist ein hoher Grad von Religiosität. Sie zeigt sich schon in der Art, wie er sich durch einen feyerlichen Eid in die Hände des Legaten verpflichtete, den Kaiser nicht zu verlassen, ehe der Feldzug glücklich beendet sey. Diesen Eid führt er ausdrücklich als einen Grund an, weßhalb er troz des beyspiellosen Undankes seiner Verbündeten, und obgleich die deutschen Fürsten selbst schon alle das Heer verlassen hatten, dennoch nicht ihrem Beyspiel folgen, und den dringenden Bitten und Vorwürfen der Königin, so wie der Unzufriedenheit der Polen nachgeben dürfe, sondern entschlossen sey, auch wenn ihn sein eigenes Heer verlasse, allein in den Reihen der Kaiserlichen auszuhalten, so lange Ungarn noch nicht von den Türken geräumt sey. Die Stellen, worin er in seinen Briefen die Ereignisse des Tages auf religiöse Grundsätze zurückführt, sind sehr häufig, und die Befreyung der Christenheit von dem Joche der Heiden scheint wirklich bey ihm eine lebendige, ihm beständig gegenwärtige Idee gewesen zu seyn. Seine Gattin ermahnt er immer zum Vertrauen auf Gott. Wir führen nur eine auffallende Stelle an: „Was Sie, meine Liebe, zwischen den beyden Erhebungen bey der Messe thun, kränkt und erzürnt mich sehr; wir müssen uns dem Willen Gottes unterwerfen und ihn nur um das bitten, was ihm wohlgefällig seyn kann; deßhalb verlange ich von Ihnen im Namen des Gottes, zu dem Sie bitten, daß Sie davon abstehen und sich in Allem seinem heiligen Willen unterwerfen. Ich werde nur dann ruhig seyn, wenn ich Sie noch fügsamer gegen den Willen Gottes sehe, als gegen den meinigen." — Was es eigentlich war, das er der Königin vorwarf, wird nicht näher angegeben, aber diese und ähnliche Stellen sind gewiß charakteristisch in einer Correspondenz dieser Art. Bey einer solchen Denkart ist es leicht erklärlich, wie sehr das wahrhaft unchristliche Betragen seiner Bundsgenossen ihn empören mußte, und er führt es mit besonderem Unwillen an, daß der Erzbischof von Wien ihm nicht die geringste Aeußerung der Dankbarkeit nach dem Siege gab. Für die Sitten der Zeit ist folgende religiöse Weihe vor der Schlacht nicht uninteressant:

„Der Pater Marco Aviano hat uns seinen Segen gegeben, er ist ausdrücklich dazu vom Papste hergeschickt worden. Wir haben von seinen Händen das Abendmahl empfangen, er hat die Messe gelesen und dann eine außerordentliche Ermahnung an uns gehalten. Er hat uns gefragt, ob wir Vertrauen auf Gott haben, und auf unsere einstimmige Antwort, daß wir es ganz und vollkommen haben, hat er uns mehrere Male wiederholen lassen: Jesus Maria! Jesus Maria! er hat die Messe mit der größten Salbung gelesen. Er ist wirklich ein Mann Gottes; und bey alle dem ist er weder unwissend noch bigot." Von demselben Geistlichen heißt es später: „Il padre Aviano ist von Wien nach Linz abgereist, von wo er nach Italien gehen soll. Er klagt über das Betragen des Hofes und der Stadt, über ihren Hochmuth, ihre Undankbarkeit, endlich die äußerste Unsittlichkeit, welche überall herrscht. Dem Kaiser wirft er Unterlassungssünden vor, u. s. w. Ich habe nur einen Augenblick mit dem Pater Aviano gesprochen; er hatte uns den Sieg im voraus versprochen; freylich erklärte er sich zuweilen nicht sehr deutlich darüber. Nachdem die Schlacht gewonnen war, hat er mich mit Inbrunst umarmt und mich beschworen fortzufahren und sich über die Lauheit und Unthätigkeit der übrigen beschwert." Diese Frömmigkeit

Digitized by Google

scheint jedoch oft in wirklichen Aberglauben übergegangen zu seyn. In einem Briefe z. B. erwähnt er in geheimnißvollem Tone eines Wunderbildes, das ihm in die Hände gefallen sey. Hievon erzählen gleichzeitige Nachrichten, es sey in einem zerstörten Schloß bey Wien gefunden worden und habe die Jungfrau von Loretto dargestellt, zwey Engel seyen darauf gewesen, welche Papierrollen trugen, mit den Worten: per hanc imaginem Mariae vinces, Johanne, und: per hanc imaginem Mariae victor ero, Johanne. — König Johann war sehr betroffen über diesen Fund und von diesem Augenblick erzeigte er dem Bilde große Verehrung, stellte es später in seinem Pallast zu Zolkiew auf und ließ Messen davor lesen.

Der wackere Pater Aviano ist nicht der einzige, der Vorzeichen des Sieges oder der Niederlage erblickt. Der König selbst sagt: „Dieß ist ein sonderbarer Vorfall: lezten Donnerstag *), als wir dem Feind entgegengingen, hielt sich ein schwarzer Hund ohne Ohren beständig vor unsern Gliedern auf, ohne daß es möglich gewesen wäre ihn zu verjagen; rechnen Sie dazu, daß ein schwarzer Adler gerade über unseren Köpfen geschwebt hat, und dann hinter uns weggeflogen ist. Gestern hingegen hat sich eine weiße Taube mehrere Male vor unsern Reihen sehen lassen, und ein weißer Adler ist vor uns hergeflogen, ganz dicht an der Erde, als wenn er uns gegen den Feind führen wollte."

Wirklich rührend ist die Zärtlichkeit, die in allen diesen Briefen gegen seine Gattin und Kinder sich ausdrückt, und wovon diese langen und ausführlichen Briefe, in dem größten Drange der Umstände geschrieben, selbst ein hinreichender Beweis sind. Sogar die etwas altmodisch ritterliche Galanterie in den Ausdrücken, deren sich der Held bedient, hat etwas Anziehendes. Er fängt jeden Brief mit der Formel an: „einzige Freude meines Herzens, reizende und geliebte Mariette." Die Ausdrücke: „meine unvergleichliche" — „ich umarme Ihre allerliebste Person von Ihren schönen Haaren bis zu Ihren allerliebsten Füßen u. s. w." finden sich oft wieder. Dennoch scheint die Königin durch unnütze Klagen und Sorgen oft seine Geduld auf die Probe gesezt zu haben; so sagt er z. B.: „Ich muß mich bey Ihnen über Sie selbst beklagen, meine geliebte und unvergleichliche Mariette. Wie ist es möglich, daß Sie keine bessere Meynung von mir haben, nach so vielen Beweisen der Zärtlichkeit, die ich Ihnen gegeben habe. Können Sie ernstlich glauben, daß ich Ihre Briefe nicht lese? Können Sie das glauben, während ich mitten in meinen Sorgen, in meinen Verlegenheiten jeden von Ihnen wenigstens drey Mal lese, das erste Mal, wenn sie ankommen, das zweyte Mal, wenn ich einen Augenblick Ruhe finde, und das dritte Mal, wenn ich sie beantworte. Alle diese Aufzählung der Jahre unserer Verbindung, der Zahl unserer Kinder hatte nichts in Ihrem Brief zu thun. Wenn ich Ihnen zuweilen nicht ausführlich schreibe, ist es nicht leicht, meine Eile zu erklären ohne beleidigende Voraussetzungen? Die Streiter von zwey Welttheilen stehen nur wenige Stunden von einander. Ich muß an Alles denken, Alles bis auf die Kleinigkeiten besorgen. Kann ich da noch Zeit übrig haben?" — Auch durch ihre politischen Rathgebereyen und Klagen scheint sie ihn sehr geplagt zu haben, und dann beruhigt er sie und rechtfertigt sich mit eben so viel Milde und Geduld als männlichem Ernst. Die Geduld treibt er doch etwas zu weit, indem er sich über den Vorwurf rechtfertigt, daß er gespielt habe, den ihm die Königin gemacht zu haben scheint. Eben so regelmäßig wie jene Anrede an seine reizende Mariette ist am Schlusse die Formel: „Meinen Handkuß an meine Schwester und den Marquis" (d. h. der Marquis d'Arquien, Vater der Königin). Die erste vergißt er nur einmal, in dem Brief, worin er den Sieg bey Parkan berichtet, und die zweyte nur in dem, der den Sieg bey Wien verkündet. Mit der größten Zärtlichkeit spricht er immer von seinen Kindern, denen er eigene Namen gibt; den Prinzen Jakob nennt er Fanfan, den Prinzen Alexander Mignon und Constantin Fillon. Von dem ersten, der den Feldzug mitmachte, sagt er oft mit Freude: „er ist ganz anders geworden als er war." — Der Raum erlaubt uns nicht länger bey dieser interessanten Sammlung zu verweilen, die wir unsern Lesern sehr empfehlen.

V. A. H.

---

*) (D. h. den Tag vor dem Siege bey Parkan, wo in einem Gefechte gegen die Türken die Polen geschlagen wurden und viele Leute verloren.)

Roman.

1) Iwan oder die Revolution von 1762 in St. Petersburg. Historischer Roman von Amalia Schoppe, geb. Weise. Zwey Theile. Leipzig, in der Taubert'schen Buchhandlung. 8. 1827.

Die neuere Geschichte Rußlands hat schon öfters interessante Stoffe zu romantischen Dichtungen dargeboten, z. B. Menzikow und Dolgorucki, Benjowsky, Peter der Große. Das Schicksal des unglücklichen Iwan verdient nicht minder die Aufmerksamkeit der Dichter, und Frau Amalia Schoppe hat einen sehr dankbaren Stoff daran

Digitized by Google

gefunden, denn der vorliegende Roman gehört zu ihre besten, ist vielleicht ihr bester. Iwan war der lezte Sprößling des Hauses Romanow von der ältern weiblichen Linie, also rechtmäßiger Erbe des russischen Throns, ward aber von früher Jugend an im Kerker gehalten, während die jüngere weibliche Linie regierte. Die Verfasserin wählt zu ihrem Gemälde den Moment aus Iwans Leben, da er zum Jüngling erwachsen plötzlich aus dem Kerker befreyt wird, zum ersten Mal das Leben in seiner ganzen Herrlichkeit sieht und zum Glanz des Thrones berufen wird, aber eben so schnell den Untergang findet. Die Geschichte beginnt in dem Augenblick, da man die Thore seines Gefängnisses in der Festung Schlüsselburg öffnet. Er tritt in den Garten, sieht zum ersten Mal eine weite Landschaft, die erste Rose und das erste Mädchen, Carlowna, die Tochter des Commandanten Grafen Tschoglokoff. Diese romantischen Situationen schildert die Verfasserin sehr reizend, und es ist nur Schade, daß uns ein schlechtes Titelkupfer, welche diese Scene darstellt, die Illusion verdirbt. Iwan wird durch den Kaiser Peter III. selbst befreyt, der ihm die Krone zudachte, weil er mit seiner eigenen Gemahlin Katharina im Unfrieden lebte und den Sohn, den sie ihm geboren, den nachmaligen Kaiser Paul, für unächt hielt. Wir verlassen nun Iwan und seine erste Liebe, und werden nach Petersburg mitten unter die Hofkabalen versezt. Hier bleibt die Verfasserin der Geschichte beynahe wörtlich getreu, während sie sich nur erlaubt, ihren Helden Iwan und seine Liebe romantisch auszuschmücken. Wir lernen alle Hauptpersonen des Hofes kennen, die in zwey Partheyen getheilt sind. Die mächtigste Parthey bildet die Kaiserin mit ihren Günstlingen, unter denen sich Gregor Orlow vor allen auszeichnet. Ihre Verschwörung gegen den Kaiser wird ausführlich und treu nach der Geschichte dargestellt. Die Charaktere treten kräftig in richtiger Zeichnung hervor, und das Gemälde ist durchaus lebendig. Freylich sind diese Hofkabalen nur ein Gewebe von Rohheit, Gewalt und Hinterlist, doch dieser Contrast erhebt desto schöner die liebliche Unschuld Iwans und seiner Geliebten. Bey diesen idyllischen Gartenscenen, fern vom Verrath und Mord der Hauptstadt, erscheint uns nur die häufige Dazwischenkunft einer Tante Carlownas, der wahnsinnigen Petrowna, überflüssig und störend. Sie gehört zu den beliebten prophetischen Verrückten, die bald als häßliche alte Weiber, bald als unglücklich Liebende in den neuern Romanen und Trauerspielen eine so große Rolle spielen und nur höchst selten die Würde Cassandras oder die Liebenswürdigkeit Ophelias behaupten, von denen sie gewöhnlich nur Karrikaturen sind. Der Ausgang des Romans ist natürlich ganz tragisch, wie es die Geschichte verlangt. Katharina II. sezt sich auf den Thron, Peter III. wird gefangen und ermordet. Iwan kämpft mit ritterlichem Feuer um seinen Wohlthäter, um den Thron, um seine Liebe und um sein Leben. Er will sich nach Moskau werfen, der Verrath eines Nebenbuhlers aber stürzt ihn in die Hände seiner Feinde, und er wird meuchelmörderisch umgebracht.

2) Pulawsky und Kosinsky, oder Böse Mittel entweihen gute Zwecke. Eine historische Erzählung aus der polnischen Revolution, von J. Satori. Zwey Theile. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung. 1827.

Auch die neuere Geschichte Polens bietet manchen romantischen Stoff dar. Die Polen sind durch ihr Unglück und durch die edle Haltung, womit sie es ertrugen, allen Völkern Europa's interessant geworden. Ihr Held Kosciusko hätte wohl einen Dichter verdient. Der vorliegende Roman erwähnt dieses großen Mannes nicht. Die Hauptpersonen darin sind der König Stanislaus Poniatowsky, der gegen ihn empörte Pulawsky von der conföderirten Parthey, und Kosinsky, der Jugendfreund des ersteren und Eidam des lezteren, der zwischen Beyden schwankt. Der Gang des Romans ist folgender:

Pulawsky, ein ächter alter Pole, widersezt sich der Wahl Poniatowskys zum König, weil dieser unter russischem Einfluß steht, und Polens Freyheit zu gefährden scheint. Da Poniatowsky dennoch König wird, flieht Pulawsky und erhebt die Fahne des Bürgerkriegs. Seine schöne Tochter Lodoiska zieht den jungen Kosinsky auf seine Seite, obgleich dieser ein alter Busenfreund des Königs ist. Eine versuchte Gefangennehmung des Königs mißlingt, Kosinsky selbst geräth dabey in Gefahr, doch der König entläßt ihn großmüthig. Die Conföderirten werden überall geschlagen, Kosinsky verliert im Tumult seine kleine Tochter, und muß mit seiner Gattin und dem alten Pulawsky in die Wälder an den türkischen Grenzen fliehen. Hier unter den schrecklichsten Drangsalen stirbt Lodoiska, die beyden Männer aber entkommen nach Constantinopel. Nachdem sie von hier aus vergeblich für ihr Vaterland noch zu wirken versucht, gehen sie nach Nordamerika und helfen diesem Lande seine Freyheit erkämpfen. Pulawsky fällt, Kosinsky kehrt nach Europa zurück und findet in Frankreich seine verloren geglaubte Tochter wieder. Der Roman erweckt Theilnahme und enthält manche ergreifende Scene, obgleich der Darsteller nur wenig Farben aufwendet.

Digitized by Google

Nr. 28.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 6. April 1827.

Lyrische Dichtkunst.

Dante Alighieris lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. Leipzig bey Brockhaus. 1827.

Der verdienstvolle Kannegießer, dessen Uebersetzung der göttlichen Comödie vor zwey Jahren die zweyte Auflage erlebte, bringt uns nun auch die erste vollständige Uebersetzung von Dante's lyrischen Gedichten. Der große Dante hat in der neuesten Zeit in unserem Vaterlande viele Verehrer und Bearbeiter gefunden. Neben Kannegießer hat es Streckfuß versucht, die göttliche Comödie zu übersetzen, und dabey die Härten seines Vorgängers zu vermeiden. Abecken und Karl Witte haben jeder ein Buch über Dante geschrieben, und unter den ausführlichen und gehaltreichen Recensionen, die über jene Bearbeitungen sich ausgesprochen, steht die von Schlosser in den Heidelberger Jahrbüchern oben an. Derselbe emsige Fleiß, mit dem man schon längst an Shakespeare commentirt, hat sich nun auch auf Dante's unsterbliche Werke gerichtet. Natürlich zieht unter diesen Werken die göttliche Comödie immer die Augen zuerst auf sich, und die lyrischen Gedichte sind bisher weniger bekannt gewesen, gerade so wie auch Shakespeare's lyrische Gedichte hinter seinen Schauspielen lange Zeit im Schatten gestanden sind. Doch sind diese zahlreichen und herrlichen Gedichte ganz von Dante's Geist durchdrungen, und dürfen von der göttlichen Comödie um so weniger getrennt werden, als sie in mannigfacher Beziehung darauf stehen.

Es sind Sonnette, Canzonen, Balladen und einige Epigramme. Der Hauptinhalt ist Dante's Liebe zu Beatrice, dieselbe Liebe, aus deren Schmerzen auch das wundervolle Gedicht der göttlichen Comödie hervorgegangen ist, die Liebe, von der Dante's ganze Seele eingenommen war. Dante sah in seinem neunten Jahr die junge Beatrice zum ersten Mal bey einer Procession, wovon Uhland singt:

Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im lieblichsten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.

Rauschten nicht des Lorbeers Zweige.
Von der Frühlingsluft erschüttert?
Klang nicht Dante's junge Seele.
Von der Liebe Hauch durchzittert?

Ja: ihm ist in jener Stunde
Des Gesanges Quell entsprungen;
In Sonetten, in Canzonen
Ist die Lieb' ihm früh erklungen.

Dieß war der Ursprung der vorliegenden Gesänge. Sie gehen aber weiter über den Tod der Geliebten hinaus, und die Klagen über die Strenge Beatricen's wechseln bald mit den Klagen über ihrem Grabe. Der innigste tiefste Schmerz ist die Seele aller dieser Lieder. Man kann sie nicht mit ähnlichen Klageliedern Petrarca's vergleichen, denn diese spielen mehr, ihr Schmerz ist nicht so wahr und herzzerschneidend, als Dante's Schmerz. Auch bestechen Petrarca's Lieder mehr die Sinne des Lesers, der Dichter vertieft sich mehr in die Schönheit seiner Laura, als in seinen Gram. Bey Dante ist es umgekehrt. Er versenkt sich ganz in die Qualen seines Schmerzes, und nur die Größe und Heftigkeit desselben nöthigt unsere Phantasie, uns das Bild der schönen Heiligen, die einen solchen ungeheuren Schmerz verursacht, mit den glänzendsten Reizen geschmückt zu denken. Petrarca bemüht sich mehr, die Ursache seines Leidens zu malen, Dante begnügt sich, nur die Wirkung zu zeigen. Auch unter den deutschen Dichtern lassen Ernst Schulze und Novalis eine Vergleichung mit Dante zu, doch die Cecilie des erstern dürfte sich wohl neben Beatrice so wenig ausnehmen, wie die heilige Cecilie des Carlo Dolce neben einer Jungfrau des Leonardo da Vinci. Novalis dagegen hat große Aehnlichkeit mit Dante. Auch er sah die Geliebte schon als ein Kind, und sie wurde die Muse seines reichen Dichterlebens, wie er selbst in der Zueignung seiner Werke sagt:

Ich darf für dich der edlen Kunst mich weihn.
Denn du, Geliebte, willst die Muse werden.
Und stiller Schutzgeist meiner Dichtung seyn.

Digitized by Google

Durch Novalis Leben und Dichtungen zieht sich wie bey Dante der tiefe Klageton der Liebe, und beyden war die frühverstorbene Geliebte der Engel, der ihnen die Pforten des Himmels öffnete. Am meisten aber stimmen sie in der philosophischen und religiösen Richtung überein, die ihre Poesie genommen hat. Novalis sah in seiner Sophie die Personification der Weisheit, und Dante machte zulezt aus seiner himmlischen Geliebten eine Allegorie der Philosophie. Beyde Dichter bauten die ganze Welt in ihr ungeheures Gedicht, und schufen es zu einem riesenhaften Tempel, in dessen Mitte die Geliebte thront. Der unvollendete Heinrich von Osterdingen des Novalis war bestimmt, ein eben so großes Weltgedicht zu werden, wie die göttliche Comödie des Dante, und in den übrigen dichterischen Fragmenten des Novalis herrscht derselbe grübelnde Tiefsinn, wie in den lyrischen Gedichten des Dante. Man findet daher diese Gedichte schwierig, dunkel, und oft von einer Spitzfündigkeit, die nicht jedem Geschmack zusagt. Der Schlüssel zu allem Mystischen in Dante's Gedichten ist aber jene Allegorie, die Novalis mit ihm gemein hat. Beyde stehen an der romantischen Gränze, wo die Poesie sich in Philosophie verliert, indem sie sich in einem dritten noch höherem Element, der Religion, vermischen. Es braucht übrigens nicht erst gesagt zu werden, daß eben durch jenen philosophischen Tiefsinn jede Zeile bey Dante ein Gewicht erhält, das sonst gewöhnliche Liebesklagen nicht aufwiegen. Dante ist überall gedankenvoll und verlangt Leser, die nicht auf der Oberfläche bleiben, sondern in den tiefsten Grund eingehen. Uebrigens sind die Gedichte gemischt, und es finden sich auch einige leichtere bloß gelegentliche Blätter dabey. Am schönsten scheinen uns die eigentlichen Klagelieder kurz nach dem Tode der Geliebten.

In der Uebersetzung bemerken wir alle die Vorzüge und Mängel, die wir auch in Kannegießers früherer Uebersetzung der göttlichen Comödie finden. Die meisten Gedichte sind von Kannegießer selbst übersezt, einige aber von Wilhelm von Lüdemann und Karl Witte. Lüdemann hat am gewandtesten, aber auch am freyesten übersezt. Die große Mehrzahl der Lieder von Kannegießer ist dagegen wieder sehr hart und unverständlich. Es ist freylich unendlich schwierig, die künstlich verschlungenen Reime des Originals wiederzugeben, und wenn man diese Reime als die Hauptsache betrachtet, so muß man ihnen oft den Rhythmus und die Klarheit der Gedanken, ja selbst die Treue der Uebersetzung aufopfern. Aber eben darum sollte man die Reime nicht zur Hauptsache machen. Offenbar geht diesen die Treue, Verständlichkeit und gute Diktion voran, und man sollte diesen wichtigern Dingen lieber den Reim aufopfern, und lieber gar nur in Prosa übersetzen. Der Reim verliert seinen ganzen Werth, wenn der Inhalt der Verse dunkel, oder wenn der Rhythmus holprig ist, wie in folgenden Versen:

> Daß meine Augen matt sind und nicht mehr
> Den Anschau'n können, welcher sie anblicket,
> Und nur ein Doppelwunsch sich drin ausdrücket,
> Zu weinen und zu äußern die Beschwer ꝛc. (S. 91.)

Würden wir statt dieser quälenden Verse nicht lieber eine runde Prosa hören? Solche Härten finden wir aber hier schaarenweise. Auch der Sinn ist oft entstellt. Der Zwang des Reims macht Worte nöthig, die denen im Original nicht entsprechen. Der Uebersetzer glaubt genug gethan zu haben, wenn er ein Wort gebraucht, das eine ähnliche Bedeutung hat, aber dadurch wird die Schönheit nur zu oft vernichtet. Tautologien sind dem Uebersetzer durchaus nicht erlaubt, er soll nicht ein ähnliches, sondern das einzig richtige Wort gebrauchen; und verlangt es der Reim anders, so ist es damit doch nicht entschuldigt, denn der Sinn, nicht der Reim ist die Hauptsache. Dagegen ist nun in der vorliegenden Uebersetzung unzählige Mal gesündigt, und wir wollen es an einigen Proben zu Nutz und Warnung anderer Uebersetzer beweisen. S. 24 heißt es bey Dante:

> Morte villana, e di pietà nemica,
> Di dolor madre antica etc.

Herr Kannegießer übersezt:

> Verruchter Tod, dem Mitleid nie darf nahn,
> Des Schmerzes alter Ahn ꝛc.

Hier braucht er des Reims wegen das Wort Ahn, da doch im Original Mutter steht. Weil im Deutschen der Tod männlichen Geschlechts ist, durfte der Uebersetzer wohl statt Mutter Vater sagen, aber niemals Ahn. Wenn der Tod des Schmerzes Ahnherr ist, so dürfen wir billig fragen, was für eine Genealogie stattfinde, und wer vom Ahnherrn an in absteigender Linie Großvater und Vater des Schmerzensohns sey? Der Tod gebiert den Schmerz als Mutter oder zeugt ihn als Vater unmittelbar, wer wird hier an einen Ahnherrn denken? Aber ich merke, der Uebersetzer hat sich durch das Wort antica verführen lassen, und sich eine **bejahrte** Mutter gedacht, die er dann mit einem alten Ahn ziemlich ähnlich fand, während doch dieses antica nur ein **von jeher** bezeichnet. Dante sagt: der Tod erzeugte von jeher den Schmerz, und daraus macht der Uebersetzer: der Tod erzeugte den Großvater und Vater des Schmerzes.

Eben so unglücklich ist S. 83 la statura mit **Mienen** übersezt. Dante sagt: meine Augen sahen, welches Mitleid in eurem Wesen sich ausdrückte, da ihr auf meine Statur, Gestalt sahet. Dieß gibt ein schönes Bild, man denkt sich die ganze traurige Gestalt des unglücklich Liebenden, nicht bloß seine Mienen, wie der Uebersetzer will. S. 110 sagt Dante:

Digitized by Google

Che l'anima, ch'ascolta, o che lo sente,
Dice etc.

Er darf wohl anspielend sagen, die Seele hört und fühlt, obgleich auch diese leise Anspielung schon kühn ist; wenn der Uebersetzer aber sagt:

Daß sie, vernehmend es mit Ohr und Sinn,
Ausruft ꝛc.

so entsteht aus der Anspielung eine plumpe Verkörperung. Die Seele kann hören, aber sie soll deßhalb keine Ohren haben. S. 119 ist con rima aspra e sottile übersezt: durch rauhscharfsinnige Lieder. Wie etwas zugleich rauh und scharf seyn kann, ist nicht wohl einzusehen. Hier enthält die Uebersetzung nicht nur eine Unrichtigkeit, sondern auch einen Widerspruch mit sich selbst. S. 125 sagt Dante: ich sage, daß der Adel in seiner Reinheit denen, die damit begabt sind, immer Gedeihen bringt. Dieser Gedanke wird in der Uebersetzung folgendergestalt geschraubt:

Ich sage, daß der Adel nur bereitet
Damit Begabten Lob, ist es der Reim.

Am unangenehmsten aber fällt uns in der Uebersetzung der Gebrauch bildlicher Ausdrücke auf, von denen sich im Original keine Spur findet. So sagt Dante S. 176:

Poichè l'anima mia fu fatta ancella
Della tua podestà primieramente.

Dieß übersezt nun Kannegießer:

Nachdem von deines Herrscherthums Gewicht
Mein Geist zum ersten Male ward befangen.

Dante gebraucht das Bild einer Magd, Kannegießer das eines Gewichtes. Wie reimt sich das? Dante sagt: meine Seele ist eine Magd, Dienerin, Sklavin deiner Herrschgewalt. Und K. macht daraus: mein Geist ist von dem Gewicht deines Herrscherthums befangen. Von diesem Gewicht und befangen seyn steht nicht nur nichts im Original, sondern diese Redensart ist auch an sich unsinnig. Ein Gewicht kann drücken, aber niemals befangen. Ein Ding, von dem man befangen ist, muß sich wie ein Netz um uns legen; man sagt daher, man ist von Angst, von Kummer befangen, d. h. eingeengt. Man kann aber von einem Gewichte so wenig befangen als gefangen werden.

Die gerügten Fehler haben alle ihren Grund in dem Zwange des Reims, und sofern man sich über diesen nicht hinwegsetzen mag, sind auch jene zu entschuldigen; ich möchte wenigstens nicht wagen, eine viel bessere Uebersetzung zu versprechen, wenn ich eben so sorgfältig reimen müßte. Ich zweifle, ob es jemals möglich seyn wird, jene verwerflichen Tautologien zu vermeiden, wenn man schlechterdings reimen soll. Ohne Reime wird aber auch eine Uebersetzung des Dante, des zierlichsten und künstlichsten Reimers, eine der Hauptschönheiten entbehren, und so gehört wohl eine vollkommen genügende Uebersetzung unter die frommen Wünsche, die niemals in Erfüllung gehen.

Den Schluß des Werkes machen gehaltreiche Abhandlungen des Prof. Karl Witte, worin sich der Verfasser zuerst über die Aechtheit, Bedeutung und Anordnung der lyrischen Gedichte des Dante ausspricht, und diese Gedichte selbst sodann ausführlich commentirt und mit Noten versieht. Dieser Commentar ist sehr schätzbar und nützlich, da der große Dante auf seine Zeit so häufige Anspielungen macht, die uns sonst unverständlich seyn würden, und da er überhaupt einer der schwierigsten Dichter ist.

Länder- und Völkerkunde.

Stambul oder Constantinopel (,) wie es ist (;) von Wilh. von Lüdemann. Dresden, P. G. Hilscher'sche Buchhandlung. 1827. kl. 8. 288 S.

Der Verf. wollte in vorliegendem Buche ein Bild von Constantinopel — von dem das vorstehende Motto sagt: „So bunt, wie unser wirres Leben selbst, ist dieser Ort" — aus langen und zahlreichen Studien über den Orient und seine Hauptstadt zusammenstellen, und fand sich zur Bekanntmachung des Gemäldes durch das veranlaßt, „was St. Domingo über Rom und Paris Treffliches und Geistreiches geschrieben hat." Aber freylich nicht mit Domingo's scharf charakterisirendem Geiste, nicht so witzig, wie er, hat W. v. L. das Gemälde von Constantinopel, wie seine Studien es ihn mögen haben auffassen lassen, wiedergegeben, und es ist vielleicht auch schwer, gerade Constantinopel mit seinem wirren Leben, seiner bunten Mannigfaltigkeit zu einem gleichen Gegenstande der Darstellung zu machen, wie es Domingo mit Rom und Paris gethan hat. Constantinopel ist überhaupt noch zu wenig bekannt, so daß der, welcher alles Bekannte darüber gesammelt hat, doch noch nicht im Stande ist, ein genügendes Bild von dem Leben dieser Stadt zu geben, dem sich überdem auch nicht die Seiten abgewinnen lassen, die Domingo dem politischen, religiösen, wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Leben, in so fern es Oeffentlichkeit gewinnt, bey seinem Gemälde von Rom und Paris abgewonnen und dargestellt hat. Dazu sind die Sachen in Constantinopel noch nicht reif, mag es auch sonst in seinem öffentlichen Leben manchen Stoff

Digitized by Google

zu witzigen, satyrischen Bemerkungen darbieten. Immer ist's damit eine andere Sache, als in dem christlichen, civilisirten Europa, wo schon im Allgemeinen die neckende und spöttelnde Laune ein weiteres Feld findet, als in dem uncivilisirten Orient. Und nun besonders in der Stadt des Statthalters Christi und der Residenz des allerchristlichsten Königes! —

Die Quellen, nach denen W. v. L. sein Gemälde von Constantinopel zusammengestellt, hat er anzugeben nicht für nöthig gehalten, und in gewisser Hinsicht bedurfte es dieser literarischen Notiz auch nicht zur Theilnahme, die er seiner Schrift zu verschaffen wünschen mußte. Aber manche Leser wollen nicht allein lesen, sondern auch prüfen, und für diese wäre eine kurze Angabe der Schriften, die hier zum Grunde liegen, erwünscht gewesen. Manches ist aus „Raczynski's malerischer Reise in einige Provinzen des Osmanischen Reiches" entlehnt, und sie ist auch einmal als Quelle angegeben. Einen Vorwurf scheint der Verf. zu verdienen, daß er nämlich nicht die Zeit angibt, in welcher er sich selbst nach Constantinopel versezt hat; auf die Zeit kommt hier doch nicht wenig an, weil sonst, ohne eine bestimmte Angabe derselben, manche Irrthümer entstehen müssen. Abgesehen davon indeß, stellt das Buch ein lebendiges Bild von Constantinopel, so weit es überhaupt möglich ist, diesen wahren Repräsentanten des bunten, in Gegensätzen sich darstellenden, Orients unter ein Ganzes zu fassen, auf, und es dürfte in Betreff der Gegenstände, welche zur Charakteristik der Stadt, der Einwohner, und des dortigen Lebens, der Regierung u. s. w. der Darstellung untergelegt worden sind, erschöpfend genannt werden, so daß es denen, die sich mit Constantinopel im Allgemeinen bekannt machen wollen, wohl empfohlen werden kann. Manches, wie z. B. der sogenannte griechische Adel vom Phanar, das Verhältniß der Ulema's zu dem Koran in Betreff seiner Auslegung u. s. w. hätte vielleicht einer genauern Darstellung gewürdigt werden können. Auch haben sich einige Fehler eingeschlichen. So z. B. ist Constantinopel nicht 1432 (S. 92), sondern 1453 von Mahomed II. erobert worden. Ueber die türkische Dichtkunst ist S. 177 das Urtheil zu allgemein absprechend, und der bekannte Orientalist v. Hammer dürfte damit nicht einverstanden seyn. Was ferner die beyden Hauptsekten das Islam, die Suniten und Schiiten, anlangt (S. 174), so ist es bey ihnen nicht bloß beym gegenseitigen Schmähen und Schimpfen geblieben, sondern zwischen ihnen auch zu Kriegen, und das oft aus kleinlichen Gründen gekommen. Die Perser, welche Schiiten sind, haben manchen Krieg nur wegen solcher unbedeutenden Glaubens-Verschiedenheiten begonnen. Djami im Türkischen bedeutet eigentlich einen großen Tempel, und Moschee ist nur ein Bethaus. (S. 75, 78.) Die gemeinern Türken würdigt der Verf. unpartheyisch eines günstigern Urtheils, als sie sich gewöhnlich zu erfreuen haben, und auch über den Islamismus spricht er, ruhig prüfend, sehr günstig. (S. 73, 82.) Indeß mag dieser auch ein solches Urtheil verdienen, so bleibt es doch wahr, daß derselbe mit seinen zum Theil unläugbar sehr schönen Vorschriften noch zu wenig das öffentliche Leben der Türken durchdringt und den wilden Stammcharakter derselben noch nicht zu sänftigen gewußt hat: sein Einfluß scheint sich fast nur auf das Privatleben der Türken zu beschränken, und auch hier hat sich in dem türkischen Volke dessen wahrer Stammcharakter, z. B. in Bezug auf die Behandlung der Griechen selbst durch einzelne, gemeine Türken, stets deutlich genug, troz den Lehren des Korans, ausgesprochen. Aber wie ja auch in einem Theile der Christenheit sich die Geistlichkeit zwischen die Bibel und das Volk stellt, so ist's in der Türkey mit den Ulema's, die Manches in den Koran hineintragen, das gar nicht in ihm steht, und auf diese Art das Volk in der Abhängigkeit erhalten. Daher darf eine Reform in der Türkey nicht einseitig seyn, und nicht etwa ein Vorurtheil nur besiegen wollen, sondern sie muß das ganze Reich, seine gesammte Verwaltung in politischer und religiöser Hinsicht umfassen. —

Nordamerikanische Geschichte.

Thomas Prince aus Middleborough in der Grafschaft Plymouth sammelte zu Anfang des vorigen Jahrhunderts Bücher, Flug- und Handschriften in Bezug auf die Geschichte von Neu-England, reiste auch deßhalb mehrere Jahre nach Europa, gab einzeln (1736, 1755 und 1758) das Resultat in verschiedenem Format heraus, und verfaßte endlich mit Hülfe vieler Männer, welche Zugang zu den Quellen in den verschiedenen Theilen des Landes hatten, seine New England Library. Nicht unbedeutende Abschnitte sind im Revolutionskriege verloren gegangen, und es war ein nützliches Unternehmen der Cummings'schen Buchhandlung zu Boston, eine neue Auflage der 1736 erschienenen Chronological history of New England, in the form of Annals zu veranstalten, da man besonders nirgends besser als aus dieser Schrift die Geschichte der Ansiedler im ersten Drittel des 17ten Jahrhunderts lernen kann. Es ist ein Oktavband von 439 Seiten, und man hat klüglich die Epilome of the most considerable transactions and events abroad from the creation mit kleineren Lettern gedruckt, dergleichen Anhängsel die heutigen Buchhändler zu London und Paris, auf ihren Vortheil bedacht, mit einer bogenlangen Aufzählung von Büchertiteln zu ersetzen pflegen.

Digitized by Google

Nr. 29.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 10. April 1827.

Musik-Literatur.

Vorlesungen über Musik, mit Berücksichtigung der Dilettanten. Von Hans Georg Nägeli, Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. XVI und 285 S. (Mit einer Zueignung an den Erzherzog Rudolf von Oesterreich, Erzbischof von Ollmütz u. s. w.)

Es ist wieder einmal ein Werk erschienen, nicht bloß so ungefähr ein Buch. — Ein Werk ist uns ein solches Buch, welches nicht etwa einem stereotypen Paßformular gleicht, in welchem nur wenige leer gelassene Stellen mit allgemeiner äußerlicher Beschreibung dieser oder jener, gewöhnlich unbedeutenden, reisenden Person ausgefüllt sind: sondern in dem ein genialischer Mensch, der Beruf und Geschick hat, in Kunst und Wissenschaft dauernde Zeichen seines Daseyns aufzustellen, seine geistige Figur, ganz oder theilweise, aber stets in festen, charakteristischen Zügen niedergelegt oder ausgeprägt hat.

In diesem Sinne nennen wir Nägeli's angezeigtes Buch ein Werk; — wir könnten auch sagen, es sey eine jener seltenen Recensentenfreuden, nämlich für jeden Recensenten, welcher, wie der redliche Bergmann bey Novalis, in den literarischen Schacht fährt, so daß man ihm nachrühmen darf:

„Er führt des Goldes Ströme
In seines Königs Haus,
Und schmückt die Diademe
Mit edlen Steinen aus."

Selten zwar findet derselbe das Metall gediegen und rein, und oft gerade, je mächtiger der Gang, je mehr ist er mit minder edlen Metallen verwachsen und verquickt. Allein da soll er eben läutern und scheiden, — während er Springadern, deren Ertrag die Arbeit nicht lohnt, mit Fug und Recht gänzlich verschüttet, an taubem Gestein aber, ohne einzuschlagen, vorüberstreicht.

Dergleichen Recensenten müssen jedem metallhaltigen Schriftsteller ganz erwünscht seyn. Aber es gibt auch ein Geschlecht von Recensenten, welches man das der Jakobiner nennen sollte, nicht eben wegen des rothen Kamms und des Blutdurstes, sondern weil es vom alten ehrlichen Jakob, der seine Prärogativen auf das erschacherte Linsengericht begründet, und von der blöden Lea abstammt. Aus dieser Ader entsprungen ist Uhland's

„Recensent der tapfre Ritter,
Steigt zu Rosse kühn und stolz —
Ist's kein Hengst aus Andalusien,
Ist es doch ein Bock von Holz.
Statt des Schwerts, die scharfe Feder
Zieht er kampfbereit vom Ohr,
Rückt, statt des Visirs, die Brille
Den entbrannten Augen vor.

Eben so, der noch ritterlichere bey Cervantes, welcher mit der zarten Glühpfote und der unwandelbaren Elle von la Mancha ausreitet, um nach deren Maßgabe alles Krumme zu messen, zu strecken und zu zerschlagen; und nicht minder der musikliebende Saul, der ohne Weiteres unter die kleinen und großen Propheten tritt, um daselbst einen Hausgenossen, nämlich seines Vaters Esel, zu suchen. — Und wir stehen unserem Verfasser keineswegs gut dafür, daß er nicht dieser jakobinischen Vetterschaft, wo nicht in die Hände, doch in die Feder gerathen werde, zumal sein Werk manche Seite dem Angriffe darbietet, eben weil es, wie eine große Festung, vielseitig ist, und dazu viele Basteien und Nebenwerke zu vertheidigen hat.

So hätte z. B. der Musiker vom Fach über musikalische Vorlesungen, — so obenhin betrachtet, — die erste Stimme, scheinbar sogar die einzig kompetente. Gewiß wird es auch an dergleichen nicht fehlen, besonders in unsern bekannten, der Musik ausschließlich gewidmeten, Zeitblättern. In solchen aber wird unser Werk sicher der animosen Gegner genug finden, wie ähnliches überall der Fall ist, wo ein Mann auftritt, der durch seine den Zunftleisten überragende Gestalt die Normalmäßigen selbst mitüberragt, und sie folglich, obwohl auf die unschuldigste und naivste Weise von der Welt, — verkleinert. Gegen einen Solchen sind dann nur zwey Rettungsmittel zu versuchen, nämlich No. 1. gänzliches, allgemeines Ignoriren; No. 2. Geschrey in Massa. Das erstere Mittel, in der Regel immer das zweckmäßigere

Digitized by Google

(auch schon früher an musikalischen Kunstwerken und an kunstpädagogischen Schriften Nägeli's erprobt), würde gleichwohl dießmal seine Wirkung verfehlen, weil diese Vorlesungen vor einem gebildeten Auditorium mehrerer nahmhaften Städte, und zwar mit dem Erfolg lebhaftesten Interesses, vom Verfasser mündlich sind vorgetragen worden. — Inzwischen könnten *unbefangene* Beurtheilungen des reinmusikalischen Theiles dieses Werks recht verdienstlich und praktisch nützlich seyn, nämlich insofern sie einzelne Thatsachen, der Technik wie der musikalischen Geschichte, mit welchen der Verfasser seine kunstphilosophische Theorie in allen Parthieen belegt, näher bestätigten oder widerlegten. Daß aber dergleichen Einzelheiten, wenn auch noch so unbestreitbar festgestellt, die Theorie selbst weder aufrecht zu halten noch zu werfen vermögen, weil eine solche nur in ihrer wissenschaftlichen Ganzheit aufgefaßt, folglich auch nur in dieser Weise bestritten werden kann, versteht sich von selbst. Denn Sieg im wissenschaftlichen Felde sezt immer eine *überlegene* Macht voraus, und die ist nothwendig nur da vorhanden, wo eine entgegengesezte Theorie, die wenigstens negativ hervortreten muß, schon begründet ist, und an welcher die angegriffene dann von selbst abstirbt, entweder wie der Herbst am Winter, oder wie dieser am Frühlinge. Klopffechterkünste aber, wie sie neulich in diesen Blättern *) vom Verfasser der „Reinheit der Tonkunst", jenem gefühlvoll-erboßten Dilettanten, gegen Nägeli versucht wurden, können einen kunstgeübten Fechter nie außer Fassung bringen, so wie sie denn von einem gerechten und Schicklichkeit pflegenden Kampfgerichte stets mit Indignation aus den Schranken gewiesen werden.

Andere Angriffspunkte, und zwar in der That nicht überall hinlänglich befestigte, bietet unser Werk dem Literar-Aesthetiker, andere, aber stärker verwahrt, dem Kunstpädagogen; in Beyder Wissenschaft, zumal in des ersteren, greift das Werk gleichfalls ein. Denn es ist des Verfassers Absicht, die Musik nicht nur in ihrer Natur und Wesenheit zu charakterisiren und allgemeingültig zu begründen, sondern auch in ihren Verhältnissen und Verbindungen mit andern Wissenschaften und Künsten darzustellen. So kommt er z. B., indem er die Theorie der *Vokalmusik* behandelt, auch auf die eingreifende der Poesie selbst, insbesondere der lyrischen, zu sprechen. Wollte nun der Literar-Aesthetiker von seiner Seite einen entscheidenden Angriff wagen, so müßte er, seinen immerhin einseitigen Fachstandpunkt verlassend, nothwendig auf den generell kunstphilosophischen sich vorerst erschwingen, um dem Gegner auf ebenem Felde die Spitze zu bieten.

Recensent kann, in dem beschränkten Raume dieser Blätter, der *Hauptsache* nach, keinen andern Zweck verfolgen, als auf die Resultate von Nägeli's Forschungen aufmerksam zu machen, indem er, ohne näher in's *ganze*, reiche Detail einzutreten, den eigenthümlichen Gang der Deduktion und Konstruktion bezeichnet, um so wenigstens im Umrisse die Basis seiner über das Werk dann zu fällenden Urtheile dem Leser klarzustellen. Dabey mag der Autor, so oft es dieser Ort erlaubt, selbst das Wort führen, was nach unserer Ansicht dem Werke, welchem wir, um der *Wissenschaft* willen, die möglichst allgemeine Theilnahme wünschen, die beste Empfehlung seyn wird. Falsche Steine glänzen durch untergelegte bunte Folie, ächte werden à jour gefaßt.

Das Werk zerfällt in *zehn Vorlesungen*. — Die *erste* behandelt den *Kunstdilettantismus*, d. h. das Verhältniß der Kunst zum Leben, ihre Stellung in ihm und ihren Einfluß auf Civilisation. Der Gedanke, jene große und oft absichtlich erweiterte Kluft zwischen den Fachmännern und Kunstfreunden mittelst Bildung passender, beweglicher Gruppen, gewählt aus der sonst pedantisch ferngehaltenen Laienschaft zu bevölkern, — ist uns einer der glücklichsten, und zeugt ebensowohl von freyem Ueberblick als von populärem Takt. Aber im ganzen Werk offenbart sich die gleiche Tendenz: einerseits den Dilettanten der Kunst sichere Anknüpfungspunkte darzubieten, um ihrem Kunstsinne und Urtheile die hemmenden Sperrwerke der Schule wegzuräumen; anderntheils, dieser Schule selbst durch Erweiterung ihres

---

*) Man sehe nur den Anfang der Antikritik: „Der *Musikalienhändler* und *Musikus* H. G. Nägeli"; — „der Buchladen des H. Nägeli wird immer mehr Ladenhüter bekommen; seine musikalische Lesegesellschaft, aus der ich, *zu seinem Mißfallen*, wegen gänzlicher Nichtbefriedigung längst ausgetreten bin" (und, wie Nägeli beweist, *wieder eingetreten*). — „Während Hr. Nägeli in ganz Süddeutschland umhergereist, um seine Leihbibliothek zu empfehlen und einige Hefte über Musik *für die Gebühr* abzulesen" u. dgl. kunstphilosophische Genialitäten mehr. — Ist denn H. Nägeli gegen den Vf. der Reinheit der Tonkunst als Musikalienhändler und Musikus aufgetreten? oder schickt er nicht vielmehr den ganz unberufenen, subjectiv breiten Kunstrichter, mit der Ruthe der Kritik und der Kunsthistorie in die Schule? — Ueberdieß dünkt uns ein Musikalienhändler, der mit *großen Opfern* alte klassische Meisterwerke der Vergessenheit entreißt, wie Nägeli, (s. Gerbers Tonkünstler-Lexikon), an sich eben so *höchst achtungswerth*, als die affektirte Geringschätzung eines solchen ein sicherer Beweis ist von der heimlichen Verzweiflung an der eigenen Sache, für die man streitet. — Und was soll man sagen von den Vorlesungen „für die Gebühr?" — der Vf. der Reinheit der Tonkunst erinnere sich doch, daß *besoldete* Professoren ihre Vorlesungen gleichwohl „für die Gebühr" abhalten, und seyen es auch alle Jahre die gleichen Hefte und die gleichen stereotypen Späße; ja daß man ihnen es nachsieht, wenn sie die von Amts wegen auferlegten *Publika* nicht haarscharf vollzählig machen!

Digitized by Google

Gesichtskreises in die Höhe und in die Weite, den Blick zu entfesseln, mithin den Männern vom Fach den Fingerzeig zur Kunstphilosophie zu geben, welche ihnen erst Sicherheit ihrer Schätze gewährt und zugleich dem Erfindungsgeiste Bahnen in unendliche Räume zur Bebauung und Bevölkerung anweist. — Wir wollen diese erste Vorlesung ausführlicher darstellen; keineswegs weil wir ihr vorzüglicheren Werth zuschreiben — im Gegentheile sind alle folgenden noch gehaltreicher und origineller, aber eben deßhalb nicht so geeignet zu einem summarischen Auszuge —; sondern vorzüglich deßhalb, um von des Verf. Art und Weise im Deduciren, so wie von seiner Darstellungsgabe, einen ungefähren Begriff zu geben. Also:

Wie Chladni durch das bekannte Experiment, wo sich auf bestrichenen Glasscheiben mittelst Sandkörnchen mathematische Figuren zeigen, dem äußeren Sinne die Gesetzmäßigkeit des Tones darstellte: so will der Verf. den musikalischen Ton und seine organische Welt dem Seelenauge anschaulich machen. „Dabey mache ich mir zur Hauptaufgabe: nichts anderes auszusprechen, als was mir in vieljährigen Erfahrungen und Erforschungen zur lebendigen Ueberzeugung gereift ist; hier nur mitzutheilen, was in Bezug auf die vorhandene musikalische Literatur sich als eigenthümlich und neu behauptet, und hinwieder dieses Neue immer nur so darzustellen, daß durch die Art der Darstellung Jedem dessen Anknüpfung an das ihm Bekannte möglich gemacht wird." (S. 3.)

Allein daß diese Popularität, welche der Verf. sich zur Aufgabe stellt, weit entfernt von exoterischer Trivialität, vielmehr innerlich speculativ und kunstphilosophischer Natur seyn soll, das geht gleich aus dem Folgenden hervor: „der im Gebiete der Kunst Ueberzeugte steht, als solcher, auf dem allerwichtigsten Standpunkte, auf welchem ihm die Schönheit zur Wahrheit geworden ist. Auf diesem ist die Ueberzeugung ihrem Wesen nach lebendig, denn es ist Ueberzeugung von der höchsten Lebensfülle der Menschheit, die ewig nur da zu finden ist, wo die Wahrheit als Schönheit erscheint. Der Vorleser über Kunst also stellt sich mit seinen Zuhörern mitten in dieß reiche Leben hinein."

Nachdem der Vf. seine Aufgabe, so wie seine Stellung zum Publikum im Allgemeinen festgesezt, bespricht er die Kehrseite, nämlich das Verhältniß der Zuhörer zum Vorleser, und da bildet er die oben bemerkten Gruppen. Er klassificirt erst äußerlich, nach Maßgabe der Civilisations-Verhältnisse, die sämmtlichen Kunstfreunde. Alle sind ihm willkommen und werth, wie denn auch die Kunst selbst ihnen willfährig in's Leben entgegenkomme und sie in ihr Gebiet hinüberlocke. — Eine Klasse der Kunstdilettanten suche zunächst Zerstreuung bey der Kunst: genauer betrachtet aber sey, was man so Zerstreuung nenne, eigentlich Sammlung; Geschäfts- oder Handwerksleute, einseitig verständig oder mechanisch im Berufsleben angestrengt, suchen Zerstreuung dieser Einseitigkeit, d. h. Ergänzung ihres geistigen Wesens durch Aufregung ihres Gefühls- und Phantasielebens, mittelst der Kunst. — (Wer Sinn für scharfe und feine Beobachtung und Reflexion hat, dürfte schon durch diese eine Bemerkung Interesse für das Werk gewinnen.) — Eine andere Klasse, welche, aus Zeitüberfluß, zunächst Unterhaltung bey der Kunst sucht, bekundet schon dadurch nicht gemeinen Sinn, daß sie mindestens den edelsten Zeitvertreib wählt, und sich herablassend spielt und zieht die Kunst sie in ihre höheren Kreise hinauf. — Anderen gilt das alte varietas delectat: im Wechsel der verschiedenartigen Kunstleistungen und Genüsse Befriedigung findend, bestehen sie rücksichtlich der musikalischen, vor der Kantischen Definition, nach welcher Tonkunst die Kunst des schönen Spieles der Empfindungen ist. Vermögen sie, sagt der Vf., im Tonspiel den Wechsel als Wechsel, das Tonspiel als Empfindungenspiel rein aufzufassen und zu genießen, so bestehen sie vor einer noch höheren Theorie, auf die ich später komme rc. rc. — Eine andere Klasse endlich, die der Neugierigen, unbefriedigt vom Einerley der Alltagserscheinungen, treibt ihr Idealsinn zur Kunst, indem er, im Gegensatz mit jenem, allerdings an ewig neue Schöpfungen aus dem Quelle der Kunst glaubt; durch diesen Idealsinn erheben sie sich zu der Sehnsucht, das wesentlich Neue, das Originelle zu erfassen, mithin zu einer geistigen Schaulust.

Hierauf betrachtet und konstruirt der Vf. den Gegenstand von innen heraus: wie der Dilettantismus schon „aus den ursprünglichen Gemüthsanlagen hervorgeht, und dann, von der sinnlichsten Anregung bis zur geistigsten Aufregung, seine wesentlich verschiedenen Richtungen nimmt." — Dieser Richtungen sind drey, nach dem Gefühl, der Anschauung, der Idee, und somit nach den drey diesen entsprechenden Künsten, der Musik, der Plastik, der Poesie. — Keine dieser schließt die andere völlig aus, sondern herrscht nur vor in ihrem eigenen Bereiche. Da die Tonkunst also vorherrschend über das Gefühl waltet, so huldigen, nach des Vf's. artiger und treffender Bemerkung, die Frauen, als vorzugsweise im Gefühlsleben webend, in ihrem Kunstdilettantismus meistens dieser Göttin; „das weibliche Geschlecht nimmt die Kunst im eigentlichen Sinne zu Herzen, so allereigenst, daß die Philosophen, indem sie längst schon die Tonkunst die Sprache des Herzens nannten, damit bloß eine historische Thatsache beurkundeten."

Das unmittelbare Gefühl für den Naturton ist nur die niedrigste Stufe, es muß sich zum Gefühle für den Kunstton steigern, so wie dieses hinwieder zum geistigen

Digitized by Google

Gefühle, dem die Menschenstimme die feinste irdische Hülle ist, in welcher der Geist sich offenbart. Aber selbst das lauterste Gefühlsleben befriediget nicht; „das höchste Kunstgefühl ist nur dann ein beseligendes Wonnegefühl, wenn ihm die Sehnsucht nach Idealen beywohnt. Diese wird nur befriedigt durch das Vermögen, die Töne in ihrer Verbindung zum Kunstwerk aufzufassen, und das vermag auch das regste Gefühl nicht, sondern nur der rege Geist. Er muß es erst dem Gefühle zuführen, und wo er einmal rege ist, da schwingt er sich an der Hand der Kunst immer wieder zu neuen Idealen auf und führt fort und fort dem Gefühle die ersehnte Nahrung zu.“

Allein Naturen von vorherrschender Richtung nach dem Schauen, mithin nach der bildenden Kunst, wollen, dafern sie sich der Musik zuwenden, auch da ihre angeborne Sehnsucht befriediget sehen —: so kommt es, daß sie auch in der Musik Anschauungen suchen, daher denn die sogenannte Musikalische Malerey. Eine gefährliche Sirene! welche leicht von der rechten Bahn ablockt. Nur zu oft wird auf diesem Wege das ästhetische Spiel der Gefühle, welches den wesentlichen Charakter der wahren Musik ausmacht, in geschmacklose Nachäffung der äußeren Natur und der Naturlaute verkehrt.

Der höchste Kunstdilettantismus aber findet „im geistigen Aufleben und Aufstreben sein Element. Diesem genügen nie bloße Gefühle, wären es auch die innigsten, nie bloße Anschauungen (auch nicht die sogenannten musikalischen, womit das Hinneigen des Ohres zu ästhetischen Gehörerscheinungen bezeichnet wird), wären es auch die erhabensten, selbst nicht beyde in ihrer Wechselseitigkeit und Durchdringung.“ — Die Geistesthätigkeit des Kunstfreundes dieser Stufe besteht „in stetem Vergleichen, Unterscheiden, Beziehen, Bey-, Unter- und Ueberordnen.“ — „Auch das Neue im Kunstwerk, das der menschliche Geist nie berechnet, sondern erfindet, faßt solch ein geistiger Dilettant im Kunstwerk auf als neue Lösung eines künstlerischen Kalkuls.“ — In seiner höchsten Regierung, will solch ein Dilettant mittelst der Totalität der Kunstwirkung „für sein ganzes Gemüth Nahrung, ja die höchste Summe des Genusses finden. Er sucht und findet sie da, wo dem Tone noch das Wort beygesellt ist, findet sie in vollem Maße, wo die mit dem Tone verbundene Dichtkunst zugleich bildlich, bilderreich, ihm mit ihren Ideen, auch Anschauungen darbietet.“

Aber auch in diesem vollen, reichen Kunstleben nimmt der Dilettantismus noch zwey verschiedene Richtungen, die eine mehr nach der realen, die andere mehr nach der idealen Seite des Kunstgebietes. In der Richtung nach der ersteren verlangt der auf Totalität ausgehende Kunstrealismus, nebst der mit dem Kunstton schon bekleideten Poesie und nebst der inneren Anschauung, welche ihm letztere gewährt, noch die äußere der bildenden und der mimischen Kunst: so wendet er sich zur Oper. — Hingegen, zum Kunstidealismus hinstrebend, erkennt er die Poesie, in ihrer Verbindung mit der Tonkunst, stets als das höhere, darum, weil sie den inneren Menschen bethätigt, indem sie „die tiefste und höchste Lebenskraft des Geistes ergreift: die Phantasie. Hiedurch erhebt der Kunstfreund sein Kunstleben zu einem Phantasieleben. Die Tonkunst aber sichert es ihm hinwieder als ein Wirklichkeitsleben, indem sie die Ideale der Dichtkunst, als Beleberin des Wortes, in schöner Sinnlichkeit verklärt.“

Wie jene magischen Gewalten herrschen, weiß der gewöhnliche Dilettant nicht; dieser gibt sich nur mit reinem Gemüthe dem Einflusse der Kunst hin, und kommt „in ihre heilige Gewalt.“ Diese übt vollends die Tonkunst über ihn, in ihm und mit ihm aus. — Zum Beweise dieser Magie, führt der Vf. mehrere Thatsachen auf, unter andern folgende: „Thatsache ist es, daß der in die höhere Tonkunst Eingeweihte bey einer vierstimmigen Fuge die vier gleichzeitig fortlaufenden Stimmen vierfach verfolgt, ohne sich durch diese vervierfachte und vervielfachte Thätigkeit zu ermüden. Dennoch sagt uns unser endlicher Verstand, daß wir, in der Zeitschranke lebend, alles in der Zeit und mit der Zeit auffassen, und daß wir auf ein Mal nur Eines fassen. Die Vernunft aber sagt uns: daß durch die Eindrücke der Kunst unsere Fassungskraft unendlich erhöht, unsere Zeitschranke unendlich erweitert wird, und wir so von Wirkungen ergriffen werden, die wir so wenig nach Naturgesetzen durch den Verstand zu erklären vermögen, daß wir sie nicht mit Unrecht magische nennen.“

In der höchsten Regierung gehen diese magischen Wirkungen der Kunst in's Mystische über; „ihr äußer Eindruck entschwindet, die innere Belebung bleibt. Dieses bewirkt die Musik, unter andern, durch Pausen.“ — In dieser Region der Kunst darf der Dichter sprechen von einem beredten, ja von einem „schauerlichen Schweigen. Es ist ein Schweigen, vor dem die Sinnlichkeit erschrickt; sie fürchtet vernichtet zu werden, sie ahnt den Tod. Wo aber die Sinnlichkeit den Tod ahnt, da ahnt der Geist das Leben, ein innerliches, einiges, ungetheiltes Leben. — Von der früher an den Kunsterscheinungen, so zu sagen, zusammengelesenen, vieltheiligen Einheit, erhebt sich der Geist zu einer wesenhaft untheilbaren; er erhebt sich, von der Zerstreuung der Kunstwelt, zur Einheit in Gott.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 30.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 13. April 1827.

Musik-Literatur.

Vorlesungen über Musik, mit Berücksichtigung der Dilettanten. Von Hans Georg Nägeli, Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. XVI und 285 S. (Mit einer Zueignung an den Erzherzog Rudolf von Oesterreich, Erzbischof von Ollmütz u. s. w.)

(Fortsetzung.)

Diesen weiten Weg nachzuweisen, so zur vollkommenen Sammlung hinzugeleiten, die Erkenntniß der Erhebung vom sinnlichen Leben zum geistigen und göttlichen mittelst der Kunst, wissenschaftlich klarzustellen: Dieß, sagt der Vf. „ist nun *mein* Dilettantismus. Ihm ist die Kunst längst Mittel geworden, die Kunst*wissenschaft* Zweck, Endzweck.“ (S. 21.)

Durch diese einladende Vorhalle führt uns der Vf. in das Innere. Die *zweyte Vorlesung* hat die Ueberschrift: *Theorie der Instrumentalmusik.* Allein sie enthält voraus eine allgemeine Kunsttheorie, welche im Grunde den Schlüssel zu allen folgenden Lehrsälen und Kabinetten abgibt, insbesondere auch für die der musikalischen *Kunstgeschichte* gewidmeten; wir müssen uns also schon etwas näher damit bekannt machen.

Um einen Standpunkt zu gewinnen, von dem die Kunstwissenschaft anhebe, wählt der Vf. den *Gemeinsinn*, und zwar in dessen Richtung auf die Kunst, also den *Gemeinsinn des Schönen.* Dieser beruht im Individuum auf *Berührbarkeit*, Berührung. Aug' und *Ohr* müssen erst unsern Kunstsinn berühren, daß er sich rühre. — Der Instinkt des Gemeinsinns treibt uns, die gefühlte Berührung fortzupflanzen, durch eine ähnliche Berührung. Diese ist im ersten Momente sinnlich, im zweyten ästhetisch, sie kann in einem dritten sympathetisch, in einem vierten religiös seyn; das *erste* Berühren aber ist allein *unmittelbar*, und diese Unmittelbarkeit ist dem Vf. der erste Anknüpfungspunkt der Kunstwirkung, die Grundlage aller Aesthetik, und die erste Aufgabe für die Kunstwissenschaft. — Daher zergliedert er dieses erste Berühren und die Wahrnehmung desselben: und so bietet sich ihm der *erste Gegensatz*: Farbe dem Auge, Ton dem Ohr, als Erzeugnisse von Licht und Laut. — Durch die Farbe empfinden wir, mittelst des Auges, einen *Reiz*, durch den Ton, mittelst des Ohres, eine *Regung*. — Bey fortgesezter Beobachtung nehmen wir Verschiedenheit der Farben wie der Töne, sonach auch Verschiedenheit der Reize und der Regungen wahr; — weiter: an der Farbe ein Scheinen, so wie ein Bestehen in Räumen; am Tone ein Schwingen, ein Schweben in der Zeit. Ferner: daß der Schein an einer Figur haftet, der Schwung sich in einer Bewegung oder Proportion erhält. — Die Wahrnehmung von Schein und Figur, Schwingung und Proportion, nennen wir dort Anschauung, hier Gefühl. Anschauungs- und Gefühlvermögen machen unser *Seelenleben* aus. Dieses strebt nach Leben im Leben, nach Lebensbereicherung. Durch Zusammenfassung mehrerer Anschauungen in Eine entsteht ein *Affekt*, durch die mehrerer Gefühle eine *Stimmung*. Durch Bethätigung und Bereicherung mittelst Affekten und Stimmungen tritt die Seele in das *Gebiet der Kunst.* — Die Kunst erscheint dem Menschen und wirkt auf ihn unter der Form des Raums als *bildende Kunst* und erzeugt Affekte; als *Musik* aber unter der Form der Zeit und erzeugt Stimmungen. Affekt und Stimmung sind einander entgegengesezt, jener ist anziehend, bindend, sondernd: diese entbindend, verallgemeinernd. Der Affekt beruht auf dem Grundbedürfniß der *Liebe*, Stimmung auf dem der *Lust* (versteht sich, im allgemeinsten philosophischen Sinn der Worte); Anziehen ist der Grundcharakter der bildenden Kunst, Freymachen die Grundeigenschaft der Musik.

Im Kulturgange der Menschheit hat die bildende Kunst sich früher entwickelt, als die Tonkunst; erst nach Erfindung der Harmonie, also seit wenigen Jahrhunderten, konnte leztere zur *Selbstständigkeit* gelangen, und zwar geschah dieß in der *Instrumental*-Musik. Früher war Musik nur Begleiterin und Verstärkerin des Gesangs und der Dichtkunst, oder eine einstimmige Spiel,

Digitized by Google

musik, im Unisono oder in Oktaven; folglich, als Kunst betrachtet, unerheblich. — Aber auch nach Erfindung der Harmonie war man noch lange nicht im Klaren, ist es theoretisch noch nicht, vielmehr gerade umgekehrt. Weil die bildende Kunst früher entwickelt war, so abstrahirte man von ihren Meisterwerken eine allgemeine Kunstregel, und wollte derselben auch für die Tonkunstwerke Gesetzeskraft beylegen. Nach dieser heißt es denn:

„Jedes Kunstwerk muß eine bestimmte Empfindung ausdrücken, einen bestimmten Charakter haben. Je mehr dieß in der Wirklichkeit der Fall, je höher sein Kunstwerth, je stärker seine Kunstwirkung. Das einzelne Kunstwerk bewirkt einen bestimmten Affekt, das zusammengesetztere einen Gemüthszustand, das zusammengesetzteste, mehrere Gemüthszustände zusammenfassend, eine Gemüthsverfassung u. s. w." —

So wahr diese Sätze in Beziehung auf die bildende Kunst, so grundfalsch sind sie, wenn sie für die Tonkunst gelten sollen. Gerade das Gegentheil ist wahr. Die Instrumental-Kunstwerke haben, in dem Sinne, wie das Wort Charakter den Werken der bildenden Kunst zusteht, — gar keinen Charakter. Daher konnte man auch, von jener Theorie ausgehend, bisher nie weder das Wesen der Tonkunst bestimmt charakterisiren, noch an einem einzelnen Tonstück, dessen Charakter bestimmt und übereinstimmend nachweisen. Natürlich! denn gerade darin stehen beyde Künste einander gegenüber, daß die Musik überall den Reizen Regungen, den Affekten Stimmungen, den Gemüthszuständen Gemüthsbewegungen, endlich der Gemüthsverfassung überall ihr bewegliches Spiel entgegensezt. — Spiel ist ihr eigenthümliches Wesen. — Was in dem afficirten Gemüth haftet, spielt sie hinweg, und sich in das Gemüth hinein. — „Sie hat auch keinen Inhalt, wie man sonst meynte, und was man ihr auch andichten wollte. Sie hat nur Formen, geregelte Verbindungen von Tönen und Tonreihen zu einem Ganzen." — Daher wirkt sie in jeder Gestalt das Gleiche, nur in minderem oder größerem Maße, als Präludium, als Walzer, als Simfonie, Kammerstück ꝛc.

Sofort stellt der Vf. jener von der bildenden Kunst abstrahirten allgemeinen Kunsttheorie seine eigene speziell für die Instrumental-Musik geschaffene auf: „Je formenreicher, spielvoller ein Tonkunstwerk, desto allseitiger, unfehlbarer wird es dieß Hinwegspielen alles Affektes bewirken; um so treffender, trefflicher ist es. Es muß diese seine Wirkung auf die verschiedensten Individuen und ihre verschiedenartigsten Affekte überall durchsetzen." — — „Dadurch macht es die Seele empfänglich, für ein freyes Formenspiel wahrhaft lustempfänglich. Sie schwebt, von diesem Formenspiel getragen, in der ganzen, unermeßlichen Region der Gefühle, bald in ebbender, bald in flutender Bewegung, auf und nieder, senkt sich mit dem leise verhallenden Tonhauch zur tiefsten Herzenstiefe herab, und schwingt sich mit dem steigenden Tonschwung wieder auf zum höchsten Wonnegefühl. So lebt sie, ein Leben voll reiner Lust, so erweitert sich ihr das Reich der Töne zu einem unermeßlichen, unausgenießbaren Lustreich."

„Dieß also (sagt der Vf.) ist meine Theorie! Zu erweisen habe ich sie erst noch, indem ich sie allseitig auf die Kunstwerke und das Kunstleben anwende," — was in späteren Vorlesungen, besonders in denen über Instrumental- und Vokalmusik geschieht.

Hierauf wendet sich der Vf. zur Widerlegung der Einwände, die aus den gangbaren entgegengesetzten Theorien könnten entnommen werden. Etwas zu kurz, fertigt er zuvörderst Diejenigen ab, welche schon den Tonarten einen bestimmten Charakter beymessen, ein majestätisches E dur, ein zärtliches A moll u. s. w. behaupten. — Ferner die Schilderungen eines Sanguinikus, — Bataillenstücke (mit vollständiger Munition bis auf die Congrev'schen Raketen) ꝛc. — Schon die nöthig befundenen bekannten Ueberschriften und die Affektswörter (Adieux, mesto, amoroso) zeugen ihm von der Unzulänglichkeit der musikalischen Malerkünste; die denn allerdings an jene Schildereyen erinnern, mit Unterschriften wie: dieß ist ein Mensch, Kalb ꝛc.

Weitläufiger widerlegt der Vf. die sogenannte Kantabilitäts-Theorie: welcher er, nächst jener von der Plastik hergenommenen, die schädlichste Wichtigkeit für die Instrumental-Musik beymißt. — Diese Theorie findet den Urtypus aller Tonkunst in dem menschlichen Singorgan, daher auch die Instrumental-Musik Nachahmung des Gesanges seyn müßte. — Wirklich verhält sich die Sache (wie oben bemerkt) geschichtlich also, die Instrumentalmusik war früher Nachahmung und Gehülfin des Gesanges: keineswegs aber folgt daraus, daß sie, längst mündig und selbstständig geworden, noch ferner jenes Gängelbandes bedarf, welches vielmehr jede freye, also auch jede schöne Bewegung derselben hemmt oder unmöglich macht. Und gerade die Bewegung ist das Grundelement der Instrumental-Musik, eine zweyfache Bewegung: einmal extensiv in der Zeit als Tonproportion, d. h. Rhythmik, dann, intensiv in Tonhöhe und Tiefe, d. h. Melodik. In beyden aber überflügelt die Instrumentalmusik die Vokalmusik unendlich, schon wegen der Beschränktheit des Athemzugs, so wie des Umfangs der menschlichen Stimme: während die Instrumentalmusik Wendungen und Sprünge, Senkungen und Höhen, Tonverlängerungen und Verkürzun-

Digitized by Google

gen bis zur Blitzesschnelle zu gewinnen fähig ist, welche sie, weil sie der Menschenstimme unmöglich sind, derselben auch unmöglich ablernen konnte. — Jene Theorien sind mithin dahin umzukehren: Je weiter sich die Instrumentalmusik einerseits von der Affektation der Charakteristik, anderseits von der Kantabilität entfernt, je freyer, schöner, ächter erscheint sie.

Allein statt die Aufeinanderfolge der Töne in ihrer Länge und Höhe, also statt Rhythmik und Melodik, machte die bisherige Kompositionslehre die Gleichzeitigkeit und den Zusammenklang, also die Harmonie zum Fundament, und behandelte erstere nur an leztere willkürlich angeknüpft und nebenbey. Ein Irrthum von wesentlichem Nachtheil! wie der Vf. in Beyspielen darthut. Denn nur den allergrößten Genien gelang es, dieses Gitterwerk einer alleinseligmachenden Harmonielehre durchbrechend, insbesondere rhythmische Schönheit in ganzer Fülle zu gewinnen: — Männern wie die Bache, Haydn, Mozart, Beethoven. — Um sich insbesondere von der vorherrschenden Wichtigkeit der Rhythmik zu überzeugen, mache nur der Komponist den Versuch, ein rhythmisches Meisterstück, wie z. B. die C-moll-Sonate Mozarts, und zwar nach beliebigen Akkorden, melodisch zu variiren, und er wird, bey nur leidlicher melodischer Kunst, schon etwas sehr Bedeutendes und Wirksames hervorbringen. Gleichwohl thut der so geschäzte Gottfried Weber, in seiner Theorie der Tonsetzkunst, den Ausspruch: der Rhythmus sey nichts Wesentliches.

Da gezezelte Bewegung das Grundelement der Tonkunst ist, alle solche aber auf einem Zahlgesetz beruht: so fragt es sich, welche Grundzahlen die Faktoren der Tonkunst sind? — Ohne Zweifel die gleichen, welche „auch der ganzen Weltschöpfung zu Grunde liegen," und unzweifelhaft „tragen wir von dem großen Uhrwerk des Weltalls auch ein Rädchen in uns. Der menschliche Erfindungsgeist dreht nur auf eine sinnvolle Weise dieß Rädchen um, indem er eine musikalische Komposition zu Stande bringt; er bewährt sich damit, wie in der ersten Vorlesung gesagt ist, als der versteckte Rechenmeister. Es ist ein künstlich geregeltes Spiel mit den Grundzahlen, das er treibt: aber so tiefsinnig es ist, am Kunstwerke wird's offenbar." — Als solche Grundzahlen nun erkennt der Vf. die Dreyzahl und die Vierzahl, erstere als Repräsentantin des Werdens und Gestaltens, leztere des Seyns und Bestehens. — Das Gesetz der Dreyzahl offenbart sich im Rhythmus, da es in aller Tonkunst nur drey Grundrhythmen gibt: anlaufende, gleichlaufende, auslaufende, deren ästhetische Wirkung Erhebung, Schwebung und Senkung des Gefühles ist; und so wird, zumal in der Mehrstimmigkeit, das Formenspiel der Musik, Wechselspiel unserer Gefühle. — Stätigkeit und Faßlichkeit erhält dieß bewegliche Rhythmenspiel aber erst durch die Vierzahl, welche die einzelnen Tonreihen zu rhythmischen Gliedern gestaltet, sie zu einem Ganzen verbindet und so die Eurhythmie schafft. Nach ihrem Gesetze haben sich z. B. alle Tänze aller Nationen, wahrscheinlich nach gesundem Kunstinstinkt, in vier Mal vier Takten gegliedert.

So weit des Vfs. Theorie von der Instrumentalmusik. — Originell sind noch seine Bemerkungen, daß, gleichsam als anticipirte Surrogate der später entwickelten Instrumentalmusik, ihm die Arabeske und die Gothische Baukunst erscheinen; und scharfsinnig seine Deutung des Mythos von Apollo und Daphne; unglücklich ist der Gott in der Liebe, weil eben die Musik auf das Liebereich verzichtet, ihm also nur das Lustreich der Töne, deren Symbol hier die Lyra, verbleibt. — Endlich macht der Vf. noch aufmerksam, wie die Mystiker insgemein das Gemüthsleben seliger Geister so darstellen, daß aller Affekt in ein lebendiges Meer von Musik sich auflöst, und wie der Großfürst der Mystik, Jakob Böhme, in der Tiefe seiner Ahndung von einem heiligen Spiel Gottes und einem himmlischen Freudenreiche redet; in welches der Vf. uns auf wissenschaftlichem Wege einzuführen beabsichtigt.

Die dritte Vorlesung ist der Theorie der Vokalmusik gewidmet. In dieser erscheint die Tonkunst mit der Dichtkunst verbunden: daher will der Vf. auch auf die Theorie der lezteren eintreten, zumal auf die der Lyrik. Hier nur die Hauptgedanken und Hauptresultate. — Alle Kunst ist dem Vf. ein Versuch, die Idee der Vollkommenheit durch das Kunstwerk anzudeuten, und jedes solche ein Versuch, „der Schlange auf den Kopf zu treten." — Der Maler, der Bildhauer wollen, alles Mißgestaltete ausscheidend, das verlorene Paradies, das Ebenbild Gottes herstellen: während der Tonkünstler, die Welt der Gefühle erschließend, die „goldene Zeit" in unser irdisches Zeitleben hereinzuspielen trachtet. Jede besondere Idee, sey's der Liebe, der Freyheit rc., die in dem besondern Kunstwerk angedeutet ist, spiegelt die ewige Liebe, Freyheit u. s. w. — Ein solches Kunstwerk nennen wir ein Ideal — Am umfassendsten wirke der Dichter: „sein erhabener Beruf ist, auf den hinzuweisen, der Alles erfüllt." — So meynt der Vf. sey der Weg angebahnt, auf dem man, der eingebornen Ideen Plato's entrathend, jedem fruchtlosen Idealismus ausweichend, die wahre Idealität der Dichtkunst erkennen möge. Diese erscheine schon in ihrer Wirkungsart, indem die Dichtkunst nur den inneren Sinn angehe (was schon Bouterweck ausgeführt) und borge von der

Digitized by Google

bildenden Kunst den Stoff, von der Tonkunst die Form. So gewinnen wir eine innere Welt von Anschauungen und Gefühlen. — Die Dichtkunst wirke geistig auf uns, und seelisch; geistig, in so fern sie uns unsere Selbstständigkeit und unsere Gemeinschaft mit Gott und Welt irgendwie zum Bewußtseyn bringe: seelisch, indem sie bildnerisch oder musikalisch, oder beydes, uns ergreife. — Jene musikalische Wirkung sey eine doppelte, nämlich durch den Vers, und dann durch den Inhalt, welcher das Gefühl bewege, wie die Instrumentalmusik. Dadurch entstehe ein „bisher unerkanntes Mißverhältniß," dessen Aufdeckung „gegenwärtig eine der wichtigsten Aufgaben der Kunstphilosophie." — Dieß gelte vorzüglich der gesungenen Dichtung, der lyrischen. Denn wenn man mit jener schon zwiefachen musikalischen Wirkung der Dichtkunst noch den Gesang verbinde, so entstehe aus der Doppelfülle noch eine Nebenfüllung, während anderseits nur das einfach bildnerisch afficirende Wort stehe. Solche nach Form und Inhalt musikalische Gedichte eigneten sich mithin am wenigsten zum Singen, sonst werde die ästhetische Wirkung derselben unächt, drückend; sie seyen Surrogate der Tonkunst, und so vorderrschend musikalische Dichter, wie z. B. Tieck, so hoch sie stehen mögen, eigentlich zu Tonkünstlern geboren. — Hienach schienen ferner die bloß bildnerischen Gedichte, die Naturlieder, sich vorzüglich zum Gesang zu eignen, es reichte da die Musik auch der bildenden Kunst die Hand. — Ferner, erhielte die Situations-Poesie, in der sich Anschauung und Gefühl durchdringen, eine eigene Würdigung. Allein in dieser gerade versenke sich die Anschauung nur zu leicht in Gefühl, und da jene hier eine einförmige, folglich auch das Gefühl ein einförmiges sey, so werde dadurch das Spiel der Gefühle, mithin die musikalische Wirkung fast ganz aufgehoben. Auf diesem Abwege sey die Liebeley und Liedeley zur kleinlichen Sinnlichkeit herabgesunken. — Diejenigen Gedichte, welche den Affekt der Liebe mehr spielend und scherzend auffassen, seyen hier die singenswürdigeren, und ein Goethe'scher Müllerknecht ein ächteres, wenn auch nicht edleres Gesangsideal, als eine Laura. — Uebersättigt von solch einem Extrem, sey man auf ein entgegengesetztes verfallen: „man sing an, Erzählungen zu singen und so auch singend zu erzählen; da kamen die beliebten Balladen an die Tagsordnung;" so die bekannten Kompositionen Bürger'scher, von André und Zumsteg. — Wer beyde Klippen mied, ward von dem noch gefährlicheren Strudel der mattherzigen Sentimentalität jener falschen Lyrik ergriffen, und da der größte Theil jener Individuallieder Liebeslieder, so habe sich das Kunstgefühl, ermüdet vom Einerley jenes Stoffs, zum Tongefühl geflüchtet, am eintönigen Ergusse der Menschenstimme sich weidend und unbekümmert um den Inhalt, wenn nur aus einem Idol mio ersichtlich, daß es die Liebe gelte.

Aus dem allem ergebe sich ein wichtiges theoretisches Resultat. Die Dichtkunst, wenn sie sich auf solche bloß seelische Wirkungsarten beschränke, verfehle ihre höhere begeistigende Wirkung, und die Tonkunst, die sich mit solcher befasse, führe eher zum Sinnlichen abwärts als aufwärts zum Geistigen. Man könne zwar dem Dichter die Besingung der schönen Natur und der Individualliebe nicht verbieten: „sein wahres, eigentliches Ziel ist und bleibt aber der Geist selbst, in der moralischen Dichtung der menschliche, in der religiösen der göttliche, und sein inhaltreichster Beruf die Anknüpfung dieses an jenen;" — dazu bieten sich ihm tausendfache Verhältnisse, als sein Stoff. — Hiernach scheidet denn der Vf. die höhere von der niederen Dichtung. Niedere Dichtung ist ihm, wenn der Besinger der Natur oder der Liebe die schöne Natur oder sein schönes Liebchen bloß ansinge, und damit in seiner Subjektivität stecken bleibe. Höhere Dichtung dagegen: „wenn die Anschauung des Dichters hinwieder Anschauung der Anschauung biete," z. B. wenn er in die Natur ein Wesen stellt, das eigener Anschauungen fähig sey. Durch solches erheben wir uns aus der Subjektivität, unser Zustand werde poetisch, denn ein solcher sey nichts anders als „Aneignung eines fremden Zustandes durch innere Anschauung." — Leztere versetze uns in Mitgefühl, wirke daher immer zugleich moralisch. Je mehr also die Anschauungen vervielfältigt werden, je poetischer und moralischer sey und wirke das Gedicht. Zur Verdeutlichung wählt der Vf. Goethe's Erlkönig, wo der Dichter dreyerley Anschauung darbiete, des Vaters, des Liedes und des Erlkönigs, deren jedes wieder eine zwiefache habe. — Vollends klar werde dieses an der religiösen Dichtung, die nur da begeistige, wo die Gottheit als herniederschauend und wirkend dargestellt sey; deren höchster Gipfel dann die christliche, wo die Gottheit selbst in Christo niedersteigend sich der Anschauung darbiete. — Hiemit glaubt der Vf. dargethan zu haben, wie durch gesteigerte Anschauungspoesie eine gesteigerte Lyrik erzielt werde, die dem Gesang deßhalb über alles willkommen sey, weil sie dem verderblichen Ueberwiegen der Gefühlsseite ein Gegengewicht halte. — Sofort geht der Vf. zur speciellen Theorie der Vokalmusik über; Rec. aber, bevor er ihm folgt, sieht sich gemüßigt, hier erst Einsprache zu thun.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 31.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 17. April 1827.

Musik-Literatur.

Vorlesungen über Musik, mit Berücksichtigung der Dilettanten. Von Hans Georg Nägeli, Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. XVI und 285 S. (Mit einer Zueignung an den Erzherzog Rudolf von Oesterreich, Erzbischof von Ollmütz u. s. w.)

(Beschluß.)

Zuvörderst ist uns die „Idee der Vollkommenheit" eben gar keine, so wenig als der Begriff des Mangels und der Leerheit. Sie ist eine Abstraktion von einer Fülle von Realitäten, d. h. von realisirten Ideen, welche den wahren Gehalt und Inhalt derselben erst ausmachen und bestimmen, mithin sie selbst unfruchtbar, unwesenhaft. Daher mißlang auch bekanntlich der Versuch, auf diese Pseudoidee eine Aesthetik zu begründen. Wir werden uns demnach anderswohin, etwa an die „eingebornen Ideen Plato's" wenden müssen, um einen „feuchtlosen Idealismus" zu vermeiden, von dem uns eine Aristotelische „Nachahmung der Natur," oder ein Bouterweck'scher „Wetteifer" mit derselben, schwerlich erlösen wird. Wie wollte auch, des Dichters noch zu geschweigen, der Maler, der Tonkünstler, alle Mißform ausscheidend, ein Paradies, ein Ebenbild Gottes, eine goldene Zeit uns im Kunstwerk darstellen oder andeuten, wenn er die Urbilder derselben in ihrer Reinheit und Einheit nicht ursprünglich in sich trüge? Die sublunarische Welt bietet ihm ja nur Unvollkommenes, und durch die Multiplikation des Minus wird kein Plus entstehen. Hier hätte der Vf. nur konsequent an dem festhalten sollen, was er oben so schön sagt, daß auch wir von der großen Weltenuhr ein Mädchen in uns tragen, welches wir nach gleichen Grundgesetzen wie jene, nur in eigenthümlicher Weise spielen lassen, wenn wir künstlerisch schaffen. — Ferner beruht die ganze Theorie von den geistigen und seelischen Wirkungen der Dichtkunst auf einem Irrthum, der freylich im obigen wurzelt. Unserer Selbstständigkeit und zugleich unserer Gemeinschaft macht uns schlechthin jedes Kunstwerk bewußt, wenn wir überhaupt eines solchen Bewußtseyns fähig sind: denn, bin ich es doch, dem ein Kunstwerk, ja Alles außer mir, als Objekt der Wahrnehmung erscheint; aber eben indem es naiv erscheint, habe ich ja damit den thatsächlichen Beweis meiner ursprünglichen Verwandtschaft, dermaligen Gemeinschaft, in höherer Auffassung selbst meiner Identität mit demselben. Mithin fällt der Unterschied zwischen geistigen und seelischen Wirkungsarten der Dichtkunst, ja aller Kunst, in dieser Beziehung zugleich hinweg. — Es borgt ferner die Poesie weder von der bildenden Kunst den Stoff, noch von der Musik die Form, vielmehr borgen eher beyde ihr Wesen als Künste von der Poesie, richtiger aber läßt sich sagen, sie sind drey Zungen, in denen Ein Geist redet, in der ersten mehr symbolisch, in der zweyten mehr mystisch, in der dritten allegorisch; unmittelbar an den Geist aber, wie etwa die Philosophie, nirgends. Weil nun die Poesie eine schöne, überirdische Welt schafft, so folgt nothwendig, daß sie alles Mißfällige und Zufällige ausscheidend, ihren Geschöpfen Wohlgestalt, Wohlbewegung, Wohlklang verleihe, eben weil sie nur ihr Inneres, d. i. die eingeborene Idee, damit und also veräußerlichen kann. So ist unter andern auch aller Vers entstanden, und zwar ganz instinktmäßig aus der Natur der Idee; nicht ab- und angeborgt. — Eben so erfolglos und doppelt irrig ist des Vfs. Theorie von der gesteigerten Anschauung; es kommt bey aller Anschauung wieder lediglich auf den Gehalt derselben, nicht auf die Zahl der Anschauungen an; sonst müßte ein Jahrmarkt auf unebenem Terrain und mit jüdischem Zubehör, wo unzählige wechselseitige Anschauungen statthaben können, einen ungleich ergiebigeren Stoff dem Dichter darbieten und unendlich moralischer wirken, als eine Madonna, selbst mit dem Kinde; oder der poetisch-moralische Zustand eines Publikums im Theater, bevor Musik und Spiel angehoben, alle Zuschauer aber mit bewaffneten und unbewaffneten Augen einander anschauen, auf seinem Kulminationspunkte sich befinden. Fast unbegreiflich ist es aber, wie der Vf. diese vervielfachte Anschauung zum Beding und Wahrzeichen der höheren Lyrik hat machen

können, da bekanntlich alle Lyrik da aufhört, wo solche Anschauung anhebt. Ist doch Lyrik nichts anders, als poetische Objektivirung meiner Subjektivität selbst, — und zwar meiner fühlenden, und dann eigentliche Lyrik, oder meiner denkend-fühlenden, und dann Didaktik. Selbst-Anschauungen, d. h. Vergleichungen und Bilder aller Art, welche der Lyriker bringt, sind nur die Mittel, womit er uns sein individuell poetisches Gefühl objektiv klarstellt, und somit unser, nur im Allgemeinen dem seinigen gleiches Gefühl, mit seinem eigenthümlich poetischen identifizirt. Wenn er also Gott, Liebe, Natur singt, so singt er den Gott, die Liebe, die Natur in seiner Brust, gibt uns den Spiegel in derselben mit dem künstlerisch verklärten Bilde, nicht den Gegenstand des Bildes. — Das Umgekehrte thut der Epiker, der Dramatiker, er spiegelt uns sein Inneres in außer sich hingestellten Objekten, und zwar im Epos die Allmacht in der Welthistorie, den freyen Menschencharakter im Drama. — Der totale Irrthum des Vfs. wird recht anschaulich in seinem Beyspiele: er zeigt die Vorzüge gesteigerter Anschauung für die Lyrik an Goethe's Erlkönig — was gar kein lyrisches Gedicht ist, sondern eine epische Erzählung, eine Ballade. Warum dergleichen epische Gedichte lyrischen Vers haben, das können wir hier nicht vollständig erörtern, und so genüge die Antwort: weil der subjektive Antheil, den der Dichter an der Fabel und den Personen nimmt, ihm die epische Ruhe entzieht, und weil er deßhalb zur lyrischen Form greift, damit er, um mit dem Vf. zu reden, den Affekt hinwegspiele. Das gleiche ästhetische Motiv erschuf überhaupt alle Lyrik, nach Form und Inhalt; welches Geheimniß unsere Natur- und Minnesinger längst an sich erfahren, und selbst der gute alte Polyphem, „der da schmachtete für Galathaia" —; in seiner ästhetischen Erleuchtung wohl einsehend, daß

> „Nie ward gegen die Lieb' ein anderes Mittel erfunden,
> Denn Pieridengesang".

Wahre Liebeslieder sind daher nie falsch sentimental, ja nie einförmig, und eine ächte musikalische Komposition derselben befreyt vollends von dem Uebergewicht des Affekts und des Gefühls, nachdem diese bereits durch die Poesie sich in die heitere Region der Kunst erhoben haben. — Wirklich muß der Rec. gestehen, daß er im Felde der Literarästhetik den Vf., wo er in's Specielle dieser Wissenschaft eintritt, fast so dilettantisch angetroffen, als letzterer den Vf. der Reinheit der Tonkunst auf dem musikalischen, — nur nicht so eitel und erbost. Uebrigens hätte der Rec. auch diese schon überkurze Widerlegung gespart, wenn er nicht die möglichen Folgen des Irrthumes eines Schriftstellers, wie der Vf., in Betracht zöge, der durch Geist und Gründlichkeit leicht zum blinden Schwören in verba magistri verleitet. Aber auch der Vf. hätte sich die ästhetische Abhandlung sparen können, denn er beabsichtigt hauptsächlich nur den Beweis, daß epische Gedichte in lyrischer Form, in der Weise wie der Erlkönig, sich vorzüglich zum Gesang eignen; was dem Rec. vorzüglich deßhalb einleuchtet, weil die Gefühlsseite, die sich hinter der objektiven Darstellung zu verlieren scheint, durch den Gesang künstlerisch hervortritt.

Der Vf. entwickelt dann die Grundsätze der Vokal- wie früher die der Instrumentalmusik; in ersterer findet er die Siebenzahl vorherrschend, d. h. den kunstgerechten Wechsel der Skala-Töne als Accenttöne, welchen jedes gute Volkslied instinktgemäß beobachte; dadurch bilde sich die Schönheit der Melodie. Er untersucht hier die Elemente, findet schon im Einstimmigen den Doppelschimmer von Vokalkolorit und Sington, zugleich die undulatorischen und die deklamatorischen Reize, verbunden mit dem Schmuck des Vortrags; „so quillt schon ursprünglich Vieles und Vielerley auf Einmal hervor." Dann zeigt er die Steigerung in's Mehrstimmige und dessen Gliederung nach den Gesetzen des Stimmen-Organismus, so wie die ästhetischen Wirkungen dieser zur Einheit des Kunstwerks verbundenen Vorzüge.

In der vierten Vorlesung stellt der Vf. die Grundsätze und das Verfahren der Kunstkritik auf, zeigt deren hohe Bedeutung, und wie erst durch sie unserem Kunstgenusse Wahrheit und Dauer gesichert werde. Die Hauptsache geht dahin, wie bey jeder ächten Kritik das Technische (welches früher fast einzig berücksichtigt ward) mit dem Aesthetischen (welches auf den Totaleindruck des Kunstwerks ausgeht) zu kombiniren sey; und mit Recht spricht der Vf. sich bitter über die seichte Theorielosigkeit der recensirenden Tagesschriftsteller aus, durch deren Urtheile wir in der Regel nur ihre uns uninteressante subjektive Meynung, aber keinen Begriff, geschweige denn Anschauung der beurtheilten Werke erhalten.

Die vier folgenden Vorlesungen behandeln die Geschichte der Instrumental- und die der Vokalmusik. Diese sind, in gewisser Rücksicht, die wichtigsten des Buches, so wie die anziehendsten und unterhaltendsten. Das Interesse steigt mit jeder neuen Kunstentwickelung, die der Vf. gleichsam vor unseren Augen entstehen läßt, und die Charakteristiken der Kunstschöpfer und ihrer Werke sind in der That wegen ihrer lebendigen Anschaulichkeit klassisch und bewunderungswürdig zu nennen. Um so schwerer fällt es dem Rec., sich hier erinnern zu müssen, daß er die Raumschranken dieser Blätter zu weit überschreiten müßte, wenn er aus dem Reichthum des

Digitized by Google

Stoffes nur den leitenden Grundgedanken aufgreifen und festhalten wollte. Er kann also nichts thun, als Jeden, der Sinn hat für Geschichte der Musik und für Philosophie derselben, auf diese meisterhafte Darstellung selbst zu verweisen.

Eben so muß der Rec. es sich versagen, auf nähere Erörterung der *zwey lezten Vorlesungen*, über Kunsterziehung und Kunstleben, hier einzugehen. In ersterer hat uns besonders die Darstellung von der Wichtigkeit und moralischen Verpflichtung, unserer Jugend musikalische Bildung zu geben, angesprochen: theils um das den Städtern fast ganz entzogene musikalische Naturleben zu ersetzen, theils um dem empfindlichen Abbruch, den unser durch das unaufhörliche Lärmen, Hämmern und Knarren des städtischen Commerzes abgequälter, zulezt sich abstumpfender Hörsinn, und somit das Gemüth selber erleidet, das Gegengewicht zu halten.

Vollkommen stimmen wir auch dem bey, was der Vf. in der lezten Vorlesung über und gegen den herkömmlichen *Choral* sagt. Wann wird endlich einmal der grobe Buchstabe allgemein leserlich werden: daß eine Musik, die auf das geistigste, ergreifendste und schönste musikalische Element, auf die *rhythmische Bewegung* verzichtet, und nur die harmonische — gleichsam den massiven Leib im Parademarsch — zum Genuß uns darbietet, weder als Bildungsmittel für die Schule, noch als entsprechender, geschweige denn alleiniger, musikalischer Festschmuck für die Kirche geeignet ist?! — Wenn man den Antiken zu ihrer Rhythmik, die sie bereits besaßen, unsere Harmonie geschenkt hätte: welcher Abderite würde es gewagt haben, ihnen einzupredigen, ihr Unisono sey besser? oder — der Hammerschlag sey frommer als der Lerchenschlag? — Dazu kommt, daß der Choral nur dann erträglich und in seiner Art wirksam ist, wenn er von gebildeten Sängern ausgeführt wird, welche durch ihre dynamischen und Portamentokünste den Zank und Hader zwischen prosodischer Länge und Notengeltung einschläfern, während das ungebildetere Volk, vom Komponisten verführt, gerade das Umgekehrte thun zu müssen glaubt, demnach die gewichtlosen und stummen Sylben und Vokale durch breitgedehntes Geschrey den übrigen gleichmacht: wodurch denn jener absurde Handwerksburschen-Gesang in unseren protestantischen Tempeln sich einhaust, welchen, nach des Vfs. treffender Bemerkung, der schwächste Figuralgesang der ärmlichsten katholischen Dorfkirche ästhetisch unendlich übersteigt. Der Rec. ist vollkommen überzeugt, daß jener Unfug große Schuld an der Verödung unseres protestantischen Gottesdienstes trägt; denn welcher Mensch von gesundem und nicht übermäßig geräumigem Ohr möchte den Geber alles Schönen in geschmacklosem Geplärre verehrt hören?

Soll der Rec. nun zum Schluß in Kürze sein Urtheil über Nägeli's Werk aussprechen: so gebührt dem Vf. vor allem der volle Dank aller Musiker und Musikfreunde, daß er, mindestens, die rechte Bahn gebrochen zu einer klaren, gründlichen, wissenschaftlich umfassenden Erkenntniß des Wesens der Musik, so wie zur allgemeinen ästhetischen Würdigung derselben: eines Gebietes, welches bisher nur theilweise durch Streiflichter und durch eben so viele Irrlichter durchkreuzt war, als Ganzes aber für das literarische Publikum in purpurner Finsterniß da lag. Wer da Licht werden läßt, wirkt schöpferisch, belebend und begeistigend. — Der Gang der Entwickelung und Darstellung, indem der Vf., um zur Kunst und Kunsterkenntniß zu führen, zuerst sich an den äußeren Sinn wendet, und von da zum schöpferischen und erkennenden Geist aufsteigt, ist, wie der einzig populäre, so auch der einzig ächtwissenschaftliche: derselbe, welchen der Geist der Natur in allen seinen Schöpfungen geht, wenn er die Fruchthülse sprengt und zulezt das Gewächs wieder in die Hülse sammelt, — dann aber als eine Frucht, die geblüht hat. — Nur indem man, wie der Vf., die beyden Extreme der Kunst, das technische und das ästhetische, lebendig zu vereinigen weiß, läßt sich eine durchgreifende Theorie gewinnen; denn die Wahrheit liegt nie in der Mitte, so wenig als in den Extremen, *sondern einzig im Ganzen*. Hinwiederum ist ohne solche Theorie weder eine objektive Kritik, noch vor allem eine *innere*, d. h. das Wesen erfassende, *Geschichte* der Kunst herzustellen: während unter ihrer Führung wir in unbekanntem Land und überall zu orientiren und Weg und Steg zu finden vermögen. Mag dann die Charte, nach der wir uns richten, auch im Einzelnen Mängel und Fehler enthalten, den gesunden Sinn können sie nie irren, und ärgern nur den verdrießlichen Pedanten, der in seinem Küchengarten das Paradies entdeckt hat. — Dagegen kann es nicht fehlen, daß durch des Vfs. Verfahren, welches die Musik uns als eine physische und moralische Grundanlage, demnach ihre Bethätigung und den Genuß derselben als ein Grundbedürfniß des Menschen, wissenschaftlich nachweist; die Geschichte der Musik aber in Form einer *naturnothwendigen, organischen Entwickelung* unserem geistigen Auge vorführt: — diese Kunst einen großen Zuwachs von Freunden erhalten muß, nachdem ihnen klargestellt worden, wie Musik die Eine Hälfte unseres höheren Seelenlebens auszufüllen geeignet und vorbestimmt ist. Man wende nicht ein: wem der Sinn versagt, der ist schlechthin für Kunst und Kunstgenuß verloren. Allerdings macht, nach natürlicher Ordnung, der empfängliche äußere Sinn den Anfang, wie zum Künstler, so zum Kenner und Kunstfreund. Aber weil alle leiblichen und geistigen Vermögen ursprünglich eins und stets in innigster Wech-

Digitized by Google

selwirkung sind, so kann auch z. B. durch die intellektuellen Vermögen, abwärts bis zur Bethätigung, Empfänglichkeit und Schärfung des äußeren Sinnes gewirkt, und durch den erkennenden Geist Aug' und Ohr, mitunter ohnehin nur schlafend und betäubt, für die Kunst gewonnen werden. So sah Rec. Manchen, durch eine Komposition der bildenden Kunst, an welcher dessen äußerer Sinn indifferent vorbeygegangen, nach und nach wahrhaft ergriffen, begeistert werden, nachdem ein geschickter Fingerzeig seinem inneren Sinn den ihm verborgenen Eingang in das Heiligthum gewiesen hatte.

Daß der Vf. mit einiger Vorliebe die Anknüpfungspunkte der Kunst an's Leben heraushebt und von deren Bewährtheit mit kräftigem Selbstgefühle redet, kann Rec. ihm gar nicht verargen. Seit seinem in alle Welt verbreiteten „Freut euch des Lebens," hat er sich in allen Schulen und Singvereinen seines Vaterlandes als pädagogischer und als ächtpopulärer Komponist einheimisch und unentbehrlich gemacht. Zumeist seiner und T. Pfeiffers „Gesangbildungslehre" und seiner „Chorgesangschule" verdankt man in der Schweiz die Einsicht, wonach der Gesang als eigenes Unterrichtsfach von dazu gebildeten Lehrern, selbst in Landgemeinden, gepflegt wird, und zwar nicht der Schlendrian, sondern der Figural-Gesang. — So, und indem er, aus reinem Kunstenthusiasmus unmittelbar thätig zugriff, ward es Nägeli möglich, seinen Landsleuten nicht nur Geschmack für die alte, klassische Musik einzuflößen, sondern die Meisterwerke selbst — der Bache, Händl's, Stölzels, der Haydn, — durch sogenannte Dilettanten, in vollster Besetzung und in der würdigsten Gestalt, dem offenen Kunstgenusse darzubieten.

Aus solcher Schule und Beschulung endlich gingen neuerdings, zu Stadt und Land, jene öffentlichen Singvereine in der Schweiz hervor, — eine neue, hochwichtige und in ihren wahrhaft großartigen, ästhetischen und sittlich-geistigen Folgen noch unberechenbare Kulturerscheinung! Es ist wahrlich ein eigener Anblick, ein eigenes Gefühl, eine große Versammlung insbesondere von Bauern, oft von mehreren Stunden her bey harter Witterung — sich um der Kunst willen vereinigen zu sehen! Während sie in vierstimmigem Figural-Gesang an der Aufführung schönrhythmischer Kunstwerke sich erbauen, zanken sich unsere deutschen Theologen recht ernstlich und publice, ob der mehrstimmige Choral dem gemeinen Volke als Ideal der Kunstbildung anzusinnen, oder als Schmackbissen den musikalischen Wunderthätern und Kastraten vorzubehalten sey.

Sonach scheint der Vf. die praktischen Anknüpfungspunkte der Kunst an's Leben allerdings aufgefunden und erprobt zu haben, und die Kraft zu besitzen, sein ganzes Volk der höheren musikalischen Kunst zuzuführen: — und damit den einzig möglichen Weg, ein ganzes Volk zur Kunst überhaupt, genießend und selbstthätig, emporzuheben.

I — c.

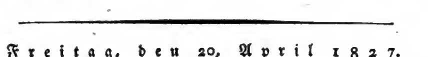
Ueberblick der in den Jahren 1822, 1823 und 1824 im russischen Reiche erschienenen Werke.

Inhalt.	1822		1823		1824	
	Orig.	Uebers.	Orig.	Uebers.	Orig.	Uebers.
Mathematik .	12	8	4	8	1	4
Naturgeschichte	5	1	2	2	4	1
Chemie u. Physik	1	2	3	1	2	—
Arzneywissenschaft	7	7	4	7	1	7
Landwirthschaft	9	—	2	2	5	3
Religion . .	21	18	5	5	9	6
Philosophie (meist für die Jugend)	6	21	2	3	5	10
Rechtsgelehrsamkeit . . .	13	—	15	—	18	1
Staatenkunde und Politik . .	4	—	2	—	3	1
Geschichte und Erdkunde . . .	38	9	16	8	28	11
Lebensbeschreibungen . . .	7	2	3	1	2	2
Reisen . . .	9	2	2	—	6	1
Philologie . .	21	8	15	2	13	1
Dichtung . .	14	4	8	9	15	2
Romane und Novellen . . .	1	22	—	16	5	13
Theater . . .	13	9	8	13	12	13
Sammlungen von Werken . .	7	—	7	—	9	—
Schöne Wissenschaften u. Rhetorik . . .	8	—	6	3	9	2
Zeitschriften .	24	—	30	—	29	1
Freye Künste .	—	—	1	1	—	1
Mechanik .	—	—	—	—	1	—
Kriegswissenschaften . . .	—	—	—	—	3	2
Technologie . .	—	—	—	—	1	—
Zeitvertreib .	—	—	—	—	2	—
	220	113	135	81	183	81
Zusammen	333		216		264	

Von den Uebersetzungen sind 122 aus dem Französischen, 56 aus dem Deutschen, 18 aus dem Englischen, 11 aus dem Griechischen, 9 aus dem Lateinischen, 7 aus dem Italienischen, 3 aus dem Slavischen, 2 aus dem Holländischen, 1 aus dem Dänischen und 1 aus dem Armenischen übertragen.

Digitized by Google

Nr. 32.



Freitag, den 20. April 1827.

Roman.

Die Familien Walseth und Leith. Ein Cyklus von Novellen von Henrich Steffens. Breslau. Max. 1827.

Es ist dieser Novellen schon zweymal im Literaturblatte gedacht worden, doch geschah es beyde Male nur bey Gelegenheit anderer historischer Romane, so daß ihre Eigenthümlichkeit, wodurch sie sich vor andern auszeichnen, nicht hinlänglich konnte bemerklich gemacht werden. Dieß sey uns im Folgenden vergönnt.

Vor Allem muß man alle Erinnerung an Walter Scott's Novellen und dessen Nachahmer verbannen, wenn man anders nicht Lust hat, diese als Folie oder doch als Gegensatz zu gebrauchen, vermittelst deren die Charakteristik lebhafter und das zu Charakterisirende mehr in den Vorgrund gestellt würde. — Steffens Novellen haben mit andern historischen Romanen nichts, als das Stoffartige gemein, die wirklichen, geschichtlichen Begebenheiten, in welche die handelnden Personen verflochten werden; sie bilden im übrigen ihre eigene Gattung, und wenn man durchaus vergleichende Erinnerungen liebt, so lasse man sich lieber Tieck'sche Erzählungen, Mährchen und Novellen in den Sinn kommen; denn diesen sind die vorliegenden wenigstens in Lebhaftigkeit, dramatischer Raschheit, wenn auch nicht immer in Gewandtheit, Rundung, Wohllaut der sprachlichen Darstellung vergleichbar. Wodurch sie aber durchaus über jede Vergleichung hinaustreten, das ist die eigene Natur- und Weltanschauung und die aus dieser quellende Fülle von Ideen, welche in ihnen ein lebendiges Daseyn erlangt haben.

Vielleicht gibt man uns jene Weltanschauung und alle ihre Ideen gern zu, weil man den Herrn Verf. längst als einen der ausgezeichneteren Naturphilosophen unserer Tage kennt, zieht aber wohl eben deßwegen auch das poetische Verdienst desselben in Zweifel, weil (wie Lessing und Mendelssohn einst in ihrem Aufsatze: „Pope ein Metaphysiker" behauptet) ein philosophischer Poet kein Philosoph und ein poetischer Philosoph kein Poet sey. Wir gestehen, daß wir durch dieses Dilemma in die Scylla oder Charybdis des berühmten Krokodillenschlusses gestürzt zu werden und entweder den philosophischen Ruhm oder das poetische Verdienst des Herrn Prof. Steffens Preis geben zu müssen fürchten würden, hätte man nicht seit Mendelssohn und Lessing einen Unterschied zwischen Philosophie und Philosophie zu machen gelernt. Während jene Philosophie, welche beyde philosophische Männer im Sinne hatten, jede Thätigkeit der Phantasie von der philosophischen Spekulation ausschloß und sich auf den Verstand allein verließ, gestattet die neue Naturphilosophie nicht allein eine spekulative Thätigkeit der Phantasie, sondern verlangt sie sogar als unerläßliche Bedingung ihres eigenen Gedeihens. So ist in der Naturphilosophie an die Stelle der Scheidewand zwischen Philosophie und Poesie eben so eine, beyde verbindende, Brücke getreten, wie zwischen Philosophie und Religion. Und ist Steffens nicht Naturphilosoph, und hat er sich nicht schon vor einiger Zeit wie als Mährchenerzähler, so nicht minder als Religioser hervorgethan? — Man würde uns sehr mißverstehen, wenn man aus lezter Frage auf Ironie der vorstehenden Beweisführung schließen wollte. Vielmehr ist es unsere vollste Ueberzeugung, daß Steffens einen eben so spekulativen Kopf, als lebhafte Phantasie und tiefes, inniges Gefühl besizt, stets gleichzeitig besessen, und darum immer ein geistiges, volles und ganzes Leben geführt hat, in welchem abwechselnd Spekulation, Gefühl, Phantasie vorgeherrscht, nie die Alleinherrschaft geführt haben. Seltsam wird es freylich jedem, der sich noch über ungewöhnliche, räthselhafte Erscheinungen der unergründlichen Geistesnatur des Menschen wundern mag, vorkommen, daß jene verschiedenen Geistes- und Seelenkräfte in umgekehrter Ordnung, wie es scheint, zur Hegemonie gelangt sind. Wir können uns dieser Erscheinung nur freuen, weil sie die Verkündigerin einer jugendlichen Kraft des Geistes ist, die sich in der Jugend des menschlichen Lebens zur Reife des Alters entwickeln, im Alter dagegen Jugendblüthen treiben, ja wie ein Baum seyn kann, der gleichzeitig Früchte und Blüthen, welkende und neuaufsprießende Blätter trägt. — Diese ganze, scheinbar

Digitized by Google

überflüssige, allgemeine Charakteristik des Steffens'schen Geistes findet ihre volle Anwendung auf die vorliegenden Novellen, welche jene hervorgerufen haben.

Wir können nicht umhin, einige nähere Andeutungen beyzufügen, denn je seltener das Ausgezeichnete ist, desto mehr lohnt es, dabey zu verweilen; und was ist überhaupt mit allen Nullen anzufangen, wenn wir uns nicht der Zähler zu versichern suchen, die ihnen erst Werth und Bedeutung geben. — Wir müßten uns sehr irren, wenn nicht die Grundidee des ganzen Novellencyklus eine religiöse wäre, die man vielleicht pietistisch und mystisch nennen wird: die Einkehr der Seele nämlich, nach vielfachen Mühen, Kämpfen, Irrfahrten, in sich selbst, aus dem Streit und Zwiespalt mit der Welt, Gott und sich selbst, zum Frieden und zur Einheit mit sich selbst, der Welt und Gott. Diese Idee findet wenigstens ihren besonderen Platz und wörtlichen Ausdruck in einigen Unterhaltungen und Briefen, die zwischen den Hauptpersonen der ganzen Erzählung geführt und gewechselt werden. Aber weit entfernt, daß es hiebey sein Bewenden hätte, springt dieselbe auch aus dem Zusammenhang aller einzelnen Begebenheiten, Ereignisse und Handlungen als Resultat auf das Ungezwungenste hervor. Was man auch von dieser Idee sonst halten, ob man sie als eine wahre oder falsche, als eine das Leben gestaltende oder tödtende annehmen oder verwerfen möge, — als tief, umfassend, erfolgreich wird sie jeder anerkennen müssen. Die poetisch-historische Entwickelung derselben ist ihr selbst angemessen. Der Schauplatz wie der Zeitraum der Begebenheiten konnte darum, ohne daß in diese große Monotonie gekommen wäre, kein beschränkter seyn. Von den Norwegischen Küsten und Thälern reicht jener hinab bis nach Italien, Corsika, Tunis, von Schlesien und Oesterreich bis England, Frankreich und selbst Spanien. Von nicht minderer Bedeutung sind die dazwischen liegenden Länder: Sachsen, Dänemark, Holland. Der Zeitraum beginnt im zweyten Viertel des vorigen Jahrhunderts und schließt mit den lezten Stürmen der franz. Revolution am Ausgange desselben. — Der Norden und Süden Europa's durchdringen sich hier zu einem wahren und leibhaften Daseyn, und, indem sie durch die dazwischen liegende Natur deutscher und französischer Lande vermittelt werden, kommen sie in eine natürliche Wechselbeziehung, in welcher sie, ohne wie Eisenstangen gewaltsam zusammengebogen und dann in tragischem Knall wieder auseinander gesprengt zu werden, gleichwohl ihren nothwendigen Gegensatz behaupten.

Mit ächtem, epischen Geiste wird der Cyclus von Novellen durch eine eröffnet, die uns über die Mitte der Begebenheiten, fast an deren Ende versezt. Nichts desto weniger aber schließt eben sie den geheimnißvollen, romantischen Kern des ganzen Cyclus in sich, auf dessen glückliche, sehr gelungene Enthüllung wir bis zum Schluß auf das angenehmste gespannt bleiben. Ueberhaupt glauben wir die Architektonik des Ganzen, worin wohl eine große Mannigfaltigkeit, nicht aber Verwirrung, anzutreffen ist, meisterhaft nennen zu dürfen. Hierin offenbart sich des Verf. durch wissenschaftliches Bauen oft versuchte und erprobte, organisirende Kraft der Phantasie, mit welcher sich für den gegenwärtigen Zweck deren poetische Schwester verbunden und für die bunte, frische, doch nicht in's gar zu Kleine gehende Ausfüllung und Färbung der einzelnen Parthieen gesorgt hat.

Wir versuchen in einer gedrängten Uebersicht des nach der Zeitfolge geordneten Ganges der Erzählung alles bisher Ausgesagte näher zu bezeichnen.

Zunächst werden wir in die Familie der sächsischen Grafen von Kronfels eingeführt und lernen in ihr jene Zeit kennen, darin die Reifröcke noch ihr wenig bestrittenes Regiment führten, in welcher das Leben, der höheren Kreise wenigstens, zur Ceremonie herabgesunken und unter der gleißnerischen Hülle eines zur vollkommensten Mechanik gesteigerten, wohl abgemessenen, äußeren Anstandes jeder, selbst der niedrigsten Leidenschaft eine nur um so raffinirtere Geschäftigkeit vergönnt war. Dieser geistigen Todesstarrheit tritt als fluider, Leben zeugender Gegensatz Graf Zinzendorf und sein Herrnhutianismus gegenüber, während von diesem berührt zwey Glieder der gräflichen Familie selbst sich aus dem Schooße derselben losreißen. Die lezteren sind Geschwister, von denen die Schwester in religiöser Selbstüberwindung allen Vorzügen ihres Standes, einer unschuldigen, doch nur äußerlichen Neigung zu einem edlen, Norwegischen Jünglinge entsagt und dem frommen Leben in Herrenhuth sich so ganz ergibt, daß sie sich sogar den Mühen und Gefahren einer Grönländischen Mission willig unterzieht. Der Bruder dagegen wagt sich unter dem, seiner bürgerlichen Mutter entlehnten Namen „Leith" hinaus in die Welt, für seine eigene und der Menschen Wohlfahrt thätig zu seyn, durch eigene Kraft und Anstrengung sich würdige Verhältnisse zu gestalten. Anfangs wendet er sich nach Amsterdam, des festen Willens, sich zuerst in Handelsthätigkeit zu versuchen, bald aber wird er durch ein unabwendbares Verhängniß nicht minder, als durch einen lang dauernden Liebeswunsch an das Schicksal des Königs Theodor gefesselt, und so lernen wir Natur, Land und Volk der Korsen und ihre Geschlechterfeindschaft neben der glühendsten, wildesten Freyheitsliebe kennen. Selbst der zauberische Duft und Farbenglanz tunesischer Würz- und Blumengärten dringt zu uns herüber. Auch der edle Paoli tritt auf, Buonaparte's Großältern werden erwähnt und für das wilde, wüste Kriegstreiben auf der Insel werden wir durch laue Sommernächte entschädigt, die wir unter südlichem Himmel auf den Wogen des

Digitized by Google

Mittelmeers verleben. — Wie aber schon in Sachsen ein Nordlandssohn auftrat, um die morschen Gebeine eines entnervten Barons zu erschüttern, so begleitet auf Korsika ein zweyter Walseth, den erwähnten Deutschen (Leith), und wir finden ihn später noch ein Mal in Norwegen wieder, wo sich mit ihm der Deutsche nach mannigfaltigen Schicksalen vereinigt. Hier sind wir nach einem dritten Schauplatz der Handlung versezt, und wir fühlen es, wie die große, schauerliche Natur der Norwegischen Klippenküsten, des Nordischen Meeres, das Menschenleben dort in einer wiederum ganz eigenthümlichen Form hat ausprägen, wenn auch nicht erzeugen können. Nochmals kehren wir mit den Söhnen der Freunde in Sachsen, in Korsika ein. Hier erleben wir Fortsetzung und herannahendes Ende des alten Kampfes; dort lodern die Flammen des siebenjährigen Krieges. Friedrich der Große geht an uns vorüber; Lessing begrüßt uns. Schlachten werden gewonnen, verloren; Schlesien wird occupirt. Die Zeiten der französischen Revolution brechen an; wir überleben mit einem der Helden die Septembertage und kehren dann nach Kopenhagen und Norwegen zurück, wo inzwischen ein tiefes, inneres Seelenleiden das glückliche Leben einer ehrwürdigen Familie in den hochländischen Thälern von Tellemarken ergriffen, fast untergraben hatte. Aber zu und nach der Zeit des großen Schloßbrandes in Kopenhagen lösen sich allda die Knoten eines schweren Geschickes, nachdem es innerlich überwunden und somit erfüllt ist. — Welch' eine Welt voll Leben und Bewegung in dem eben angedeuteten Stoff und Umfang des ganzen Cyclus beschlossen sey, läßt sich hieraus schon schließen; Niemand, der sie aufsucht, wird unbefriedigt bleiben. Es ist unmöglich, einen genügenden Bericht davon zu geben. Noch einiges fügen wir über die Charaktere hinzu. Der Ausgezeichnetste, an den das Hauptinteresse geknüpft wird, ist der jüngere Walseth, ein reichbegabter, kräftiger Geist, der aber von einem finsteren Dämon zu Zeiten bis an die Gränze des Wahnsinns getrieben, endlich in ihn gestürzt wird, sich dennoch aber bis auf eine folternde, fixe Idee, in welcher er Freundes- und Vatermord begangen zu haben wähnt, aus dessen Banden auf lange Zeit losringet. Diese fixe Idee ist es, in welcher demselben, wenn sie über ihn kommt, alle Abgründe der menschlichen Natur sich zu öffnen, das geistige Selbst sogar zu verschlingen, in ihrem Schooße begraben zu wollen scheinen. Sie ist es, die ihn losreißt vom Herzen der geliebten Eltern, des verehrten Freundes, die ihn aus den Armen der Gattin, des holden Kindes hinausjagt in die Welt, von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, bis nach furchtbarem inneren Kämpfen und nachdem sinnbethörende, äußerliche Irrthümer gewichen sind, ihm aus Mitten des Gemüthes aufgeht ein mildes Licht des Friedens. So sehr wir befürchten, daß diese Natur, wie jede außerordentliche, entweder gar nicht oder schlecht und falsch verstanden werden wird, so sehr glauben wir, daß man sich in der ästhetischen Lesewelt dahin ziemlich allgemein vereinigen werde, sie äußerst interessant zu finden. Die übrigen Charaktere sind, wenn auch nicht von dieser inneren Tiefe, doch alle tüchtig und selbst die Schlechten noch kräftig, sobald ihnen einige Bedeutung für den Lauf der Begebenheiten eingeräumt ist. Der übrige vornehme und geringe Pöbel in der Welt wird, wie billig, auf einige, bald entlassene Repräsentanten aus ihrem ehrwürdigen Mittel eingeschränkt. Aber die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der handelnden Personen ist fast noch größer, als die der erwähnten Länder und Völker. Vom höchst ehrwürdigen Geistlichen am Tietsee in Tellemarken bis zur corsischen Banditenseele, die ganze Stufenleiter hinab, welche Geschäfte und Stände bilden, werden uns Männer dargestellt, die überdieß noch verwandt oder verschieden sind durch besondere Eigenthümlichkeit ihrer Natur. So verbindet sich die feige Rachsucht eines verschmitzten Weltmannes mit der Tücke und dem giftigen, nimmer ruhenden Groll jenes Banditen, und wenn uns die zu gemeiner Spitzbüberey ausartende Gewinnsucht eines Kopenhager Kaufmanns mit Widerwillen erfüllt, so können wir nur mit Achtung aus dem Comptoir eines ehrenfesten, umsichtigen, bis zur Pedanterey besonnenen, und doch, wo es gilt, entschlossenen, unternehmenden Handelsherren in Amsterdam treten. Doch hat es mit Recht dem geistvollen Verfasser vorzüglich gefallen, die Möglichkeit, daß sich Ehre und Tüchtigkeit, Geist und Bildung auf eine jeder Lage, jedem Stande angemessene Weise bewähren, durch lebendig und durchaus natürlich handelnde Personen in's Licht zu stellen. — Die Weiber sind, wie in der Wirklichkeit, weniger charakteristisch von einander verschieden, nur wie Gattungsbegriffe. Die kaum sich öffnende Knospe und die in üppiger Blätterfülle prangende Blüthe, stille Häuslichkeit und höfische Intriguensucht, frommes Gemüth, schöne Seele, Wirthschaftlichkeit, Gutthätigkeit mit und ohne Geräusch, treten abwechselnd und durchaus wahr gezeichnet auf. Natur- und Sittenschilderung ist überall lebhaft, anschaulich, vor allem aus gelungen die der Norwegischen Lande. Hieben haben frische Erinnerungen, Selbstgesehenes nicht minder als besondere Liebe zum Heimathlande die Farben gemischt und den Pinsel geführt. Einen wesentlichen Unterschied von den gangbaren Schilderungen der Art finden wir in der großen Kunst, mit welcher Natur- und Menschenleben in stets lebendiger Wechselwirkung, nicht etwa beschrieben, nein vor Augen gestellt wird. Wie einfach, ja groß erscheinen z. B. nicht die hohen, ehrenfesten, verständigen Bauern in Tellemarken, schroff und rauh oft wie ihre Felsen und mild und klar

wieder, wie ihre Bäche, ihre Seen, düster und in sich gekehrt zu Zeiten, wie ihre langen Winternächte, und offen, heiter um sich blickend wieder, wie ihre langen Sommertage. — Von den Schilderungen einzelner Ereignisse zeichnen wir den eines Sturms auf der Nordsee und des Schloßbrandes in Kopenhagen aus, obgleich andere nicht minder preiswürdig sind; aber in den genannten sieht und erlebt man durchaus Alles selbst. —

Wo so Vieles und zwar das Hauptsächlichste unser Lob, ja unsere Bewunderung sich zugeeignet hat, verstummt billig der Tadel, der überdieß nur Einzelnes und Nebensächliches; manche Wendung, manchen Ausdruck, diese oder jene Meynung und Ansicht, treffen könnte.

Wir aber wünschen diesen Novellen möglichst viele Leser, aus keinem anderen Grunde, als weil wir den letzteren von Herzen die so seltene Lektüre Geist und Gemüth erquickender, Verstand und Phantasie belebender Erzählungen gönnen.

W. V. M.

Biographie.

Des jungen Feldjägers Landsmann unter ähnlichen Schicksalen. Zugleich als viertes Bändchen des jungen Feldjägers, eingeführt durch Goethe. Leipzig bey Friedrich Fleischer 1827.

Ueber den jungen Feldjäger ist in Nr. 72. des Literaturblatts vom Jahr 1825 Bericht erstattet worden. Sein Kamerad ist ihm sehr ähnlich, und hat, obgleich er sich in der Erzählung kürzer faßt, beynahe noch mehr erfahren. Von Geburt an ein Spielball des Zufalls, ist er in der sturmvollen Zeit unter Napoleon auf das seltsamste hin- und hergeworfen worden, und das Schicksal hat mit überraschend schnellem Wechsel alle seine wetterwendischen Launen an ihm ausgelassen. Wie unbedeutend die Person des Abentheurers seyn mag, wie wenig ein Bedienter oder gemeiner Soldat ohne alle Erziehung und Bildung sich aus dem Haufen vieler Tausende seines Gleichen hervorhebt, so sind doch die Abentheuer selbst interessant genug. Große Menschen sind freylich alles nur durch sich selbst, aber auch der Geringste kann durch das, was mit ihm geschieht, noch bedeutend werden. Goethe hat mit Recht auf solche Bilder des wirklichen Lebens einen Werth gelegt, welcher den Werth so mancher Dichtung übertrifft. Man hat thörichter Weise hin und wieder die Literatur für zu vornehm gehalten, um sich mit einer Bedientengeschichte zu befassen, und doch würde ein natürliches Gefühl der Neugier und des M[illegible]s jedem, der etwa zufällig die wunderbaren Schicksale dieses Bedienten aus seinem eigenen Munde hörte, eine rege Theilnahme einflößen.

Der Held der kleinen Lebensbeschreibung ist der Bediente Johann, wie er schlechtweg heißt. Er war ein uneheliches Kind und seine Mutter starb bey seiner Geburt. In einer Hauptstadt Thüringens, wahrscheinlich in Weimar, zogen ihn arme Tagelöhner in Schmutz und Verachtung auf. Er wuchs in völliger Unwissenheit als ein böser Straßenjunge heran, und trat eben in's Jünglingsalter, als 1806 in seiner Heimath der Krieg zwischen Franzosen und Preußen ausbrach. Er gerieth unter die erstern, die ihn für einen Spion hielten und mitschleppten. In der Schlacht bey Jena befand er sich mitten im Feuer, und wollte fliehen, als ihn ein verwundeter französischer Obrist um Beystand anrief. Er pflegte diesen, wurde sein Bedienter, machte den polnischen Feldzug mit, kam dann mit seinem Herrn nach Frankreich und ging endlich mit nach Spanien. Hier fiel sein Herr in einem Treffen. Johann wollte nun nach Frankreich zurückkehren, um, wie sein sterbender Gebieter ihm aufgetragen hatte, die Familie desselben aufzusuchen. Unterwegs aber nahmen ihn die Spanier gefangen, und, um sich sein Loos zu erleichtern, trat er in ihre Dienste. Er wurde mit ihnen in Saragossa eingeschlossen und machte die berühmte Belagerung von Anfang bis zu Ende mit. Als die Stadt gefallen war, befand er sich unter den gefangenen Spaniern, die nach Bajonne geschleppt wurden. Hier trat er wieder in französische Dienste, entfernte sich aber bald heimlich von seinem Regiment, theils um einer Strafe zu entgehen, theils um ein besseres Glück zu machen, und begab sich auf ein französisches Kaperschiff. Der Kaper machte gute Beute, sah sich aber genöthigt, um der Verfolgung der Engländer zu entgehen, an der spanischen Küste zu stranden, und hier wurde die ganze Mannschaft von den spanischen Guerillas niedergemacht, bis auf unsern Johann, welcher nur schwer verwundet war und sich wieder erholte. Französische Husaren retteten ihn und er ging in ihre Dienste. Ein schweres Subordinationsvergehen zwang ihn indeß bald wieder zu desertiren, und er ging zum zweyten Mal unter die Spanier. In einem Gefecht traf ihn aber wieder das Schicksal, von den Franzosen gefangen und als Deserteur erkannt zu werden. Ein Generalpardon entriß ihn dem bevorstehenden Tode, und er wurde wieder französischer Soldat, doch nicht lange darauf von den Engländern gefangen und nach Plymouth geschleppt. Jetzt nahm er englische Dienste und ging mit seinem Regiment nach der westindischen Insel Barbados. Hier erhielt er nach einiger Zeit den Abschied und heirathete eine Negerin. Diese starb aber, und er kam so arm, als er ausgezogen, in sein Vaterland zurück.

Die Erzählung ist kurz, rasch, einfach und anspruchlos. Hin und wieder sind sehr artige Anekdoten und Sittenschilderungen eingeflochten.

Digitized by Google

Nr. 33.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 24. April 1827.

Die Leipziger Büchermesse. Ostern 1827.

Der dießjährige Osterkatalog ist nicht ganz so stark ausgefallen, als die der vorigen Jahrgänge. Er zeigt nur 2486 Werke in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache als fertig an, dazu 112 ausländische Werke, die in deutschen Buchhandlungen erschienen sind, 81 Landcharten und 24 Musikbücher. Die meisten Verlagsartikel haben dießmal folgende Handlungen: Arnold in Dresden 65, Basse in Quedlinburg 60. Franckh in Stuttgart 57, die J. G. Cotta'sche 49, Hartmann in Leipzig 44, Reimer in Berlin 40, Hennings in Gotha 33, Kollmann in Leipzig 31.

In dieser ganzen Büchermasse haben die Lehr- und Handbücher und die Zeitschriften das Uebergewicht, zum Beweise, wie sehr die deutsche Literatur immer populärer und periodischer wird. Auf allen Seiten des Katalogs begegnen uns Compendien, gemeinfaßliche Anweisungen und Journale für alle Gegenstände des Wissens. Wir zählen 48 Blätter, 33 Zeitungen, 27 Zeitschriften, 22 Bibliotheken, 20 Archive, 19 Jahrbücher, 17 Journale, 13 Magazine, 10 Annalen, 7 Repertorien, 6 Monatschriften, 5 Mittheilungen, 4 Anzeiger und noch gegen fünfzig periodische Schriften unter verschiedenen andern Titeln, und doch sind bekanntlich im Meßkatalog die meisten bloß lokalen Blätter nicht verzeichnet.

Unter den auch dießmal verhältnißmäßig sehr zahlreichen Schriften, welche die Theologie und Religion betreffen, bemerken wir nicht weniger als 31 Streitschriften, denen man ihre Bestimmung und Tendenz schon auf dem Titel ansieht. Man darf nur einige dieser Titel zusammenstellen, um einen Blick in das Gebiet des gegenwärtig wieder so rege gewordenen religiösen Kampfes zu thun. Man lese die Ueberschriften: die unveränderliche Einheit der protestantischen Kirche — über die Glaubensspaltung in der evangelischen Kirche — über Schwärmerey, christlichen Mysticismus und Proselytenmacherey — neueste Geschichte der Proselytenmacherey in Deutschland — Kunde von einem großen unsichtbaren Bunde gegen die christliche Religion und die monarchischen Staaten — der Jesuitenspiegel — geheime Geschichte eines jungen Jesuiten — Gespräch über die Wiederherstellung der Klöster in Bayern — Rechtfertigung der Beleuchtung des katholischen Glaubens — Achtung dem Katholicismus! Keine Achtung dem Romanismus! — Der erste Sieg des Lichts über die Finsterniß in der katholischen Kirche Schlesiens — Für und gegen den Katholicismus zur Beruhigung und Einigung der Gemüther — Apologie der neuen Theologie des evangelischen Deutschlands gegen ihren neuesten Ankläger — Vertheidigung der katholischen Kirche — Antwort auf die Schrift: wir bleiben Protestanten! — Bescheidene Bemerkung über den Brief Sr. Majestät des Königs von Preußen an die Frau Herzogin von Köthen — was hätte die Frau Herzogin ꝛc. antworten können — der verkannte und der wahre Katholik — daß man katholisch seyn müsse, um wahrer Christ zu seyn — die Möglichkeit einer Wiedervereinigung der protestantischen Confession mit der katholischen Kirche. Der Verfasser der lezten Schrift nennt sich Höninghaus. Was kann er wohl für eine Möglichkeit aufgefunden haben? Uebrigens verdient hier auch eine Sammlung der neuesten im Katholiken erschienenen Schriften von Görres Erwähnung.

Im historischen Fach ist wieder viel Interessantes erschienen, wie denn das Studium der Geschichte seit den lezten Kriegszeiten ganz vorzüglich in Flor gekommen ist. Ueber ältere Geschichte finden wir dießmal: Böttigers Geschichte der Karthager, die Fortsetzung von Schlossers universalhistorischer Uebersicht der alten Welt, und neue Auflagen von Voß mythologischen Briefen und von Goldsmiths Geschichte der Griechen. Außerdem soll nächstens erscheinen: der dritte Theil von Niebuhrs römischer Geschichte und Wachsmuths hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkt des Staats. Ueber das Mittelalter erhalten wir: Kortüms Entstehungsgeschichte der freystädtischen Bünde, den zweyten Theil von Hüllmanns Geschichte des Städtewesens im Mittelalter, Klemms Attila, Spittlers Geschichte des Papstthums, Wiekes Geschichte der Tempelherrn nach neuen Quellen, Michauts Geschichte der Kreuzzüge, Bottas

Digitized by Google

Geschichte von Italien, Aschbachs Geschichte der Westgothen, Hasses Geschichte der Lombardey, Daruͤs Geschichte von Venedig, Hottingers Fortsetzung der Schweizergeschichte von Johannes Müller, eine alte Chronik der Dithmarschen von Neocorus, Lingards Geschichte von England in zwey Uebersetzungen, Philipps Geschichte von England. Eckendahls Geschichte von Schweden, Bergmanns Magazin für Rußlands Geschichte, Bronikowskys Geschichte von Polen, Lützows Geschichte von Mecklenburg. Künftig sollen erscheinen: Hünes Geschichte von Hannover, Villemains Geschichte Gregors VII. und der fünfte Theil von Pfisters Geschichte von Schwaben. Ausgezeichnete Werke über die neuere Geschichte sind: Sidons Geschichte von Nordamerika, Duseys Revolution in Südamerika und Mexiko, Schepelers Geschichte der spanischen Revolution, eine Geschichte des Cevennenkriegs, Saint-Aulaires Geschichte der Fronde, die Fortsetzung von Thiers Geschichte der französischen Revolution, die dritte Uebersetzung von Mignets Geschichte der Revolution, Aders Geschichte des französischen Feldzugs in Aegypten, Geschichte von Neapel nach den Memoiren des Prinzen Pignatelli Strangeli. Versprochen wird: Guizots Geschichte der englischen Staatsumwälzung. Unter den Biographien und Memoiren bemerken wir: Thibeaudeau geheime Denkwürdigkeiten über Napoleon, die Fortsetzung von Ségurs Memoiren, die Memoiren des Robert Guillemards eingeführt durch Goethe, die Briefe des Königs Johann Sobiesky, das Leben Cosciuscos, Voltaires, des Malers David, Salieris, Wielands, des Pädagogen Salzmann ꝛc. Versprochen wird bekanntlich das Leben Napoleons von Walter Scott, ferner Ouvrards Memoiren. Unter den angeführten Werken von nichtdeutschen Verfassern sind immer Uebersetzungen zu verstehen.

Unter den politischen, juridischen und kameralistischen Schriften dürfen wir die zweyte Auflage von Says Nationalökonomie, übersezt von Morstadt, Aretin über den Standpunkt des Fiskus, Camus über den Beruf der Advokaten, Bergh und Biener über Geschworenengerichte auszeichnen. Das politische Feld wird in Deutschland noch immer äußerst kümmerlich bebaut, nur in der Jurisprudenz schreiben die Romanisten vom Fach noch immer ihre unendlichen Compendien und Commentare. Doch erscheinen auch mancherley Werke, welche bestimmt sind, auch die Uneingeweihten über bürgerliche und rechtliche Verhältnisse zu belehren. So finden wir zum Beyspiel eine Schrift von Kramer über die Rechte der Schriftsteller und Verleger, worüber noch immer so abweichende Gesetze und Meynungen herrschen.

Die Natur- und Gewerbswissenschaften sind für die Literatur wieder wie gewöhnlich sehr ergiebig ausgefallen. Wir wollen indeß hier nur auf einige Reisewerke aufmerksam machen, die das Interesse unsers Publikums auf sich ziehen werden. Diese sind: Alexander von Humboldts Bericht über die naturhistorische Reise der Herrn Ehrenberg und Hemprich durch Aegypten, Arabien ꝛc., Carnes Reise nach Morea, Blanquis Reise nach Madrid ꝛc. Künftig soll erscheinen: die Reise des Prinzen Bernhard von Weimar nach Nordamerika. Auch sind wieder Gemälde der Städte Wien, Berlin, Neapel, Constantinopel, wie früher von Paris erschienen.

Die philosophische Literatur ist an neuen Werken sehr arm. Jener philosophische Taumel in den lezten Jahrzehenten des vorigen Jahrhunderts und im ersten des jetzigen ist beynahe völlig verraucht. Damals frug Alt und Jung: was hat Kant, was hat Fichte und Schelling gesagt? Jezt fragt man nur noch: was hat Napoleon, was haben die Politiker in England und Frankreich, und was hat Walter Scott gesagt? Die Politik und die Moderomane haben die Philosophie verdrängt. Unter den neuesten einheimischen oder übersezten philosophischen Werken bemerken wir: Bonstettens Philosophie der Erfahrung, Droz Anwendung der Moral auf die Politik, Bonalds Urgesetzgebung, eine zweyte Auflage von Tennemanns Geschichte der Philosophie. Versprochen werden: neue Auflagen der Hauptschriften unsers Philosophen Fries, eine Uebersetzung des Koran und Platons Republik von Schleyermacher. Auch über die sonst sehr vernachlässigte Aesthetik finden wir einige Werke: Hillebrands Aesthetik, Krauses Geschichte der Musik, das Wesen der alten Tragödie von Hinrichs, Schaffnaricks Geschichte der slavischen Sprache und Literatur. Versprochen wird der dritte Band zu Forkels Geschichte der Musik. Auch wird eine Sammlung von Karl Maria von Webers Schriften verkündigt.

Die sämmtlichen Werke folgender berühmter Deutschen erscheinen in ganz neuen Auflagen: Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Geßner, Tieck, Lenz, Heinrich von Kleist, Seume, Tiedge, Woltmann, Ernst Wagner, Campe. Fortgesezt werden die sämmtlichen Werke von Jean Paul, Louise Brachmann, ferner die Uebersetzungen von Shakespeare, Walter Scott, Cooper, Washington Irving, Byron ꝛc. Neu erscheinen zwey Uebersetzungen des Boccaccio, eine des Ossian, des Lope de Vega, des Tasso, und eine zweyte Auflage des Ariost von Gries. Versprochen wird eine des Petrarca und des Sheridan. Sodann sind erschienen: die Minnesänger von v. der Hagen, mehrere Werke des Pater Abraham a Sancta Clara, Schwänke von Hans Sachs, eine neue Uebersetzung der Niebelungen von Simrok, eine neue Auswahl aus Luthers und Lessings Schriften, Klopstocks Oden wiederaufgelegt, Jean Pauls Selina oder über die Unsterblichkeit, die persischen Mährchen Tausend und ein Tag, Wilhelm Müllers lyrische Reisen und epigramma-

Digitized by Google

lische Spaziergänge. Versprochen werden: nachgelassene Aphorismen von Thümmel, die Fortsetzung von Tieck's Aufruhr in den Cevennen und eine neue Auflage von Hoffmanns Serapionsbrüdern. Unter den 220 Romanen dieses Semesters sind 58 Sammlungen von Novellen und Erzählungen. Wir treffen auf den Titeln die bekannten Namen der Frauen: Caroline Pichler, Johanna Schopenhauer, Helmina von Chezy, Fanny Tarnow, Frau von Fouqué, Amalia Schoppe, Regina Frohberg, Friederike Lohmann, Benedictine Naubert, Miß Anna Radcliffe, und die anonyme Verfasserin der Agnes von Lilien; ferner der Herren: Blumenhagen, Bronikowsky, G. Döring, Wilhelm Hauff, Schilling, Spindler, van der Velde ec. Der berühmte Clauren hat sich wie der Vetter aus Bremen in Körners Lustspiel verdreyfacht und erscheint als A., als H. und als Heinrich Clauren. Unter den 50 Schauspielen ist sehr weniges, was auf den ersten Blick Erwartungen erregen könnte. Außer Uebersetzungen von Alfieri, Beaumarchais, Calderon, Moliere, Racine, Shakespeare, Scribe finden wir ältere Kotzebuiana und Müllneriana. Die besten Gaben sind wohl die Schauspiele von Platen-Hallermünde. Auch Fanny Tarnow hat sich in einem Schauspiel „die Spanier auf Fühnen" versucht.

Oeffentliche Bibliotheken.

1) In England.

Die Bibliothek des brittischen Museums enthält ungefähr 200,000 Bände. Sie ward 1755 gegründet, und 1757 verlegte König Georg die königliche Bibliothek dahin, welche durch seine Vorgänger, von Heinrich VIII. an, gesammelt war und aus 9000 gedruckten Büchern und etwa 2000 Handschriften bestand. 1762 schaffte der verstorbene König eine Sammlung Flugschriften, die von 1564 bis 1660 herausgekommen waren (32,000 Stück in 2000 Bdn.), dafür an. Der gegenwärtige König fügte dazu unlängst die von Georg III. angelegte königl. Bibliothek, worin die 1762 für 10,000 Pfund Sterling gekaufte Bibliothek des brittischen Konsuls zu Venedig, Joseph Smith, begriffen war; sie nahm seitdem durch eine jährliche Ausgabe von ungefähr 2600 Pf. und viele dem König verehrte Bücher zu, so daß sie bey ihrer Vereinigung mit der des brittischen Museums 65,000 Bände enthielt.

Die Bibliothek des Trinity College zu Cambridge enthält ungefähr 90,000 Bde., die einzelnen Fächer sind sehr vollständig; die Sammlung reich an Seltenheiten und sehr zugänglich.

Die Universitätsbibliothek zu Cambridge enthält etwa 200,000 Bde., dazu kommen immerfort neue Werke von Verdienst und die meisten Zeitschriften.

Die Bodley'sche Bibliothek zu Oxford ist eine der reichsten und schätzbarsten Sammlungen in Europa. Ihr Gründer war Sir Thomas Bodley, der zur Zeit Elisabeths an mehreren europäischen Höfen Gesandter war. Sie enthält 400,000 gedruckte Bücher, und zwischen 25,000 und 30,000 Handschriften. Die Bücher werden nicht ausgeliehen, die Benutzung ist aber sehr leicht. Ihre gegenwärtigen Einkünfte sind ungefähr 3000 Pf., außerdem bekommt sie ein Exemplar von jedem in Großbritannien gedruckten Werk. Unlängst kaufte sie zu Venedig eine Sammlung von wichtigen griechischen, lateinischen und hebräischen Handschriften, 2040 an Zahl, deren Kosten sammt der Fahrt über 6600 Pf. betragen werden. Johann Uri, ein Ungar, war über 25 Jahre beschäftigt, ihren Katalog zu verfertigen.

2) In Schottland.

Die Universitätsbibliothek zu Edinburg hat ungefähr 50,000 gedruckte Bände und einige wenige Handschriften. Die Advokatenbibliothek daselbst enthält 80,000 gedruckte Werke und 1000 Bde. Handschriften. Ihr Hauptreichthum besteht in der inländischen Geschichte, griechischen und römischen Alterthümern und der Rechtsgelehrsamkeit.

Die Universitätsbibliothek zu Glasgow hat ungefähr 30,000 Bde.; die des seligen Dr. William Hunter daselbst enthält eine Auswahl griechischer und lateinischer Bücher, worunter viele zu den ältesten Ausgaben gehören.

Die Universitätsbibliothek von St. Andrews hat ungefähr 36,000 und in King's College zu Aberdeen sind 14,000.

3) In Irland.

Die Bibliothek des Trinity College zu Dublin hat ungefähr 50,000 Bücher und 1100 hebräische, arabische, persische, griechische, lateinische, irländische und englische Handschriften von Werth.

4) In Rußland.

Die Bibliothek der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg enthält 60,000 Bde.

Die öffentliche Bibliothek der Akademie der Wissenschaften, welche vor einiger Zeit über 40,000 Bde. stark war, hatte ursprünglich 2500, die Peter durch die Belagerung von Mietau in seine Gewalt bekam. Sie enthält viele diplomatische Urkunden aus der Regierung dieses Fürsten und die bedeutendste Sammlung chinesischer Werke in Europa (2800 Stück, von denen es ein genaues Verzeichniß gibt), einige javanische Handschriften, wie auch mehrere von den Mongolen und aus Thibet.

Digitized by Google

5) In Schweden.

Die Königl. Bibliothek zu Stockholm hat über 25,000 gedruckte Bücher und 5000 Handschriften.

Die Universitätsbibliothek zu Upsala soll 50,000 Bücher enthalten.

6) In Deutschland.

...... Dreyßig Städte in Deutschland besitzen in ihren öffentlichen Bibliotheken weit über drey Millionen (theils nach Werken, theils nach Bänden berechnet), ohne die akademischen und sonstige einzelne Abhandlungen, Flugschriften oder Handschriften.

7) In Polen.

Die Königl. Bibliothek zu Warschau enthält ungefähr 25,000 Bde., meist neuere Werke. Die Universität zu Krakau hat eine Bibliothek, worin 4000 Handschriften. Eine bedeutende Sammlung, Bibliothek der Republik oder Zaluski-Bibliothek ward von zwey Brüdern dieses Namens 1745 dem Publikum geschenkt, aber kein Geld zur Vergrößerung oder gehörigen Erhaltung bestimmt. Ursprünglich bestand sie aus 300,000 Bänden, worunter 52,000 Duplikate; nach dem Verkauf der letzteren und durch andere Umstände soll sie 1791 nicht über 200,000 Bände enthalten haben, und ward endlich 1795 von General Suwarow nach Petersburg geschickt, wo sie seit 1812 zur öffentlichen Benutzung offen steht.

8) In Frankreich.

... In den Departementen sind die bedeutendsten Bibliotheken die zu Lyon, 106,900; Bordeaux, 105,000; Aix 72,670; Besançon 53,000; Toulouse (zwey) 50,000; Grenoble, 42,000; Tours, 30,000; Metz, 31,000; Arras, 34,000; Le Mans, 41,000; Colmar, 30,000; Versailles, 40,000; Amiens, 40,000. Ganz Frankreich hat ungefähr 273 Bibliotheken, worin 80, deren Anzahl bekannt ist, etwa 3,345,287 Bände enthalten, wovon 1,125,347 in Paris allein (es ist hier nur von den öffentlichen Bibliotheken die Rede).

9) In Dännemark.

Die Königl. Bibliothek zu Kopenhagen soll 3 bis 400,000 gedruckte Bücher und viele Handschriften enthalten. Beym Verkauf der schönen Bibliothek von Graf Otto Thot — die sich auf 116,395 Bände belief, ungerechnet die Flug-Handschriften und Inkunabeln — erhielt sie einen Zuwachs von 50,000 Bänden, und der Graf verschrieb ihr in seinem Testamente 4154 Handschriften, sammt seiner kostbaren Sammlung von 6159 vor 1530 gedruckten Werke. 1799 erkaufte dazu die Regierung die an klassischen Werken und an Handschriften reiche Luxdorf'sche Bibliothek, nach und nach andere, und 1796 kam die des Historikers Suhm dazu, welcher seine im Laufe von 50 Jahren gesammelten Bände kurz vor seinem Tode dem Publikum zu Gebote stellte.

10) In der Schweiz.

Die öffentliche Bibliothek in Zürich enthält 25,000 Bände und einige merkwürdige Handschriften.

11) In Spanien.

Die Königl. Bibliothek zu Madrid, 1712 von Philipp V. angelegt und von den folgenden Königen vergrößert, besteht jezt aus mehr als 200,000 Bänden, ungerechnet eine Menge arabischer Handschriften von Werth. — Die von San Isidro hat 60,000 Bände. Die Bibliothek des Escurial soll ungefähr 130,000 gedruckte Bände und 4300 Handschriften enthalten, von leztern 567 griechisch, 67 hebräisch und 1800 arabisch.

12) In Italien.

Die Vatikanische Bibliothek wurde von Nicolaus IV. (Papst seit 1487) gegründet. Er versah sie mit vielen Handschriften aus Griechenland. Sixtus V. und die andern Päpste bis auf Pius VI. herab bereicherten sie. Einige ihrer größten Kostbarkeiten kamen aus der Sammlung des Churfürsten der Pfalz; den Herzog von Bayern, der ihn gefangen nahm, schenkte sie an Urban VIII. Königin Christine von Schweden hatte auch 1900 Handschriften gesammelt, nach ihrem Tode kamen sie an das Haupt der Ottobaci-Familie, nachmals Papst Alexander VIII., der sie an den Vatikan brachte. Die Anzahl der darin befindlichen Bücher ist nicht genau bekannt, die Bibliothek hat kein gedrucktes Verzeichniß: gewöhnlich schäzt man die Anzahl auf 400,000 gedruckte Bände und 50,000 Handschriften, unter lezteren sind manche von hohem Alter. Die Bibliothek hat drey Abtheilungen, die eine ist öffentlich und Jedermann wird an zwey Tagen der Woche zugelassen, eine andere ist nicht so leicht zugänglich, zur dritten gelangt Niemand ohne besondere Erlaubniß.

Außerdem hat Rom noch mehrere große Bibliotheken; die der Barberini enthält 60,000 gedruckte Bände und mehrere Tausend Handschriften. Die Colonna-Bibliothek zeichnet sich durch etwa 400 Bände Bücher und Kupferstiche aus dem fünfzehnten Jahrhundert aus, und in der des römischen Collegiums sind die Bücher und das Museum des berühmten Kircher.

Die medicinische Bibliothek zu Florenz hat über 90,000 gedruckte Bände und 3000 Handschriften von Werth. Leztere sind in einem Katalog von 11 Folianten, von Assemanni, Biscioni und Bandini beschrieben worden; 3000 gedruckte Bände aus dem 15ten Jahrhundert sind deßgleichen in 2 Folianten beschrieben. Auch in Bologna, Mailand, Mantua, Pisa und Venedig sind Bibliotheken.

Journal of Education. — United States.

Digitized by Google

Nr. 34.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 27. April 1827.

Geschichte.

Lettres inédites de Mde. de Maintenon et Mde. la Princesse des Ursins. IV Volumes. Paris. Bossange Frères. 1826.

Hinterlassene, dem Publikum übergebene Briefe ließen sich vielleicht am besten in historische und literarische eintheilen, wo neben beyden das Seelenkundliche immer seinen Platz behaupten muß, da Briefe die, wie auch motivirte, doch immer persönliche Darstellung und Ansichtsweise ihrer Verfasser enthalten. In beyden Fällen wird der Werth einer solchen Sammlung nicht durch ihren Umfang, sondern ihren Inhalt bestimmt, und welche Auswahl zu diesem Zweck zu machen sey, ist die große Aufgabe des Herausgebers. Auswahl ist aber selten die Absicht dieser Herren; so viel möglich, und alles was man habhaft werden kann, drucken zu lassen, ist ihr Augenmerk, und scheint uns noch vor Kurzem durch manche bändereiche Sammlung bewiesen, wo der Briefsteller und seine Zeit aus einem, höchstens zwey Bänden hätte erkannt werden können. Voltaire's und Rousseau's Briefe haben uns dieses Uebel schon früher bekannt gemacht — und es kehrt nach Zwischenräumen zurück; so wie wieder ein altes Schubfach entdeckt wird, erhält das Publikum neue Lettres inédites, die nichts Neues enthalten. Mir bedünkt ganz kürzlich wieder die Ankündigung einer kleinen Zahl Briefe von Rousseau, und die Briefe von Voltaire's gelehrter Freundin, der Marquise von Chatelet, gesehen zu haben. Ich halte es für eine der größten Plagen, diese Sammlungen in einem Zuge lesen zu müssen, und doch setzen sie nur unter dieser Bedingung den Leser in Stand, sich ein Bild des Verfassers daraus zusammensetzen zu können. Hätte man ihm aber nur die Hälfte, ja vielleicht nur ein Drittel der Sammlung gegeben, so wäre es gänzlich hinreichend, um dasselbe Resultat daraus zu ziehen. Mir scheinen unsere Sammler nur von zwey Rücksichten bey ihrer Arbeit geleitet zu werden: lebende Vettern und Mäcene nicht zu verletzen, und den Verblichenen so viel möglich makellos erscheinen zu lassen. Die erste Rücksicht beraubt das Publikum der anziehendsten und unterrichtendsten Briefsammlungen, weil sie aus Entsetzen vor irgend einer Unvorsichtigkeit zurückgehalten werden; die zweyte nimmt derselben alle Farbe und Charaktere. Ich habe davon seltsame Beyspiele erlebt. Ist es denn dem Herausgeber nicht begreiflich, daß der Inhalt der zurückgehaltenen Briefe, sobald er von einigem Interesse ist, dennoch bekannt werden muß, und dadurch seine Sammlung, weil diese Briefe fehlen, das Zutrauen der Leser verliert? Weiß der Herausgeber nicht, daß es nicht das erlangte Ziel, sondern das dahin führende Streben ist, was des Menschen und auch seines Helden Größe bestimmt und ihn zum Gegenstand der Bewunderung und Nachahmung macht?

Bey Briefen von historischem Interesse ist die Auswahl schwerer, wie bey den literarischen, weil die erzählten Thatsachen überall zerstreut, und der Charakter des Verfassers sich im Staats- und Geschäftsinteresse weniger unbefangen ausdrückt, wie im literarischen und freundschaftlichen Briefwechsel; weßhalb der Leser Thatsachen und Charakterzüge aus dem gränzenlosen Meer von Förmlichkeiten und Geklatsch heraussuchen muß. Bey wenigen Briefsammlungen ist das wohl so sehr der Fall, wie bey den vorliegenden zwischen zwey Frauen, welche während einer langen Reihe Jahren den größten Einfluß auf zwey der mächtigsten Monarchien Europa's gehabt haben, und dieses nicht durch die Macht der Schönheit, die wir sehr gewohnt sind ihre flüchtige Herrschaft üben zu sehen, sondern durch die entgegengesetzteste Eigenthümlichkeit, ihrer selbst und ihrer Herren: Fr. von Maintenon behauptete ihre Herrschaft über den absolutesten Menschen, durch die unbegränzteste Bieg- und Schmiegsamkeit, die Prinzessin von Ursini die ihrige über einen gänzlich willenarmen Fürsten, durch unverhehlte Uebermacht des Verstandes und des Willens. Beyde waren beym Eintritt in ihre Laufbahn schon längst über die Jahre der Jugend hinweg: Fr. v. M. zählte dreyßig Jahre, als man ihr die Erziehung der Kinder des Königs und der Fr. v. Montespan übertrug. Der Zeitpunkt, wo sie Ludwig XIV. zu seiner rechtmäßigen Frau machte, fällt in ihr sechs-

Digitized by Google

zigstes Jahr *). Die Prinzessin von Ursini mußte wenigstens, wenn wir auch weiter nichts von ihrem Alter wüßten, um am spanischen Hofe zur Oberhofmeisterin ernannt zu werden, dem fünfzigsten sehr nahe seyn. Das Jugend-Schicksal der Frau von Maintenon ist bekannter, aber auch viel abenteuerlicher wie das der Frau v. Orsini, welche im Aeußern den gewöhnlichen Weg eines Fräuleins aus einer der größten Familien zurücklegte. (Sie war aus der geschichtlich berühmten Familie der La Tremouille. Der Gemahl, dem man sie, sehr jung, vermählte, war ein Römer aus einer der größten Familien, wurde unruhiger Gesinnungen beschuldigt, und hatte das Unglück, einen Mann von Stande im Zweykampf zu erlegen.) Allein wie vieles wir über Fr. v. Maintenon gelesen, ward uns doch nie ihr Charakter so deutlich, wie in dieser — freylich lästig langen — Reihe von Briefen. Sie wuchs, die arme, verlassene Waise eines, in den Religionskriegen verunglückten Edelmannes unter fremden und kaltherzigen Verwandten auf; die Nothwendigkeit steter Selbstvertheidigung gegen harte Uebermacht mußte sie früh selbstsüchtig machen, die Bemühung, Verdruß zu vermeiden, mußte ihren Verstand entwickeln, ihn aber doch zugleich gewöhnen, stets in dem Charakter der Demuth und Bescheidenheit aufzutreten. Da sie die Menschen, von denen sie abhing, weder lieben noch achten konnte, mußte Kaltherzigkeit in ihr entstehen, und somit lernte sie die Menschen b e h a n d e l n und g ä n g e l n, welches bey dem Untergeordneten die Form seiner Herrschaft über den Herrn ist. Dazu bedarf der Untergeordnete keines umfassenden Verstandes, denn bey seiner anscheinend passiven Lage hat er stets Zeit zum Ablauern, Errathen und Vorbauen. Auch repräsentirt der Herr wenig vor ihm, ist also leicht durchschaut. Frau von Maintenon hat den Vortheil und die Schädlichkeit dieser untergeordneten Stellung sehr gut eingesehen, und warnt, wenn von der Erziehung des Prinzen von Asturien, oder den Schwächen eines andern Prinzen die Rede ist, vor dem nachtheiligen Einfluß der dienstbaren Umgebung. Der Zirkel, in welchem Frau von Maintenon ihre Bildung erhielt, und der die höchste Bildung zu besitzen glaubte, bedingte schon eine bestimmte Geistesbeschränkung, wegen der bis zur Verkrüppelung gesteigerten Künstlichkeit, die sein Wesen ausmachte. Sie erhielt diese Bildung in der Gesellschaft des Hôtel de Rambouillet, welche sich durch die monströse Zusammensetzung von platonischer Tugendziererey und zügelloser Unsittlichkeit, von überspannter Sinnreichigkeit und leerer Plattheit auszeichnete. Ob ich mich gleich von Seiten der Ritterzeits-Verehrer der Ketzerverfolgung aussetze, kann ich nicht umhin in der gesellschaftlichen Bildung während Ludwigs XIV. Regierung eine Aehnlichkeit mit der Blüthe der Ritterzeit zu finden. Man lebte in beyden Epochen ein doppeltes Leben, das eine im Geiste, das andere im Fleisch; in jenem ward gedichtet, gebetet, geturnirt, dieses ging unverwehrt neben jenem her, wie die unvermeidlichen sehr prosaischen Lebensverrichtungen neben dem geistvollsten Beruf. Petrark besang lebenslang seine Laura, und ließ dabey verschiedene Kinder von seinen Beyschläferinnen erziehen; die Ritter — wenn sie nicht früh für ihre Damen niedergerennt wurden — ergrauten in ihrem Dienst und übten dabey unbefangen das Herrenrecht bey den Hochzeiten ihrer Leibeigenen. Fast so doppellebig waren die zarten Damen des Hôtel de Rambouillet, wie Molière den Muth hatte, sie in seinen précieuses ridicules zu schildern. Wie Frau von Maintenon als des armen Scarrons Wittwe zur Erzieherin der Kinder der Fr. v. Montespan ernannt ward, mochte sie dem König, dem man bemüht war, stets frische und gefällige Schönen zuzuführen, mit ihren dreyßig Jahren, ihrer natürlichen Ehrbarkeit und Rambouilletischen Prüderie sehr widrig seyn; im Verlauf der Jahre spannen sich aber zwischen ihren durch strenge Schicksale entwickelten gründlichen Eigenschaften, und dem Bessern, was in dem Könige lag, immer mehr Fäden an. Und wie vieles Bessere in diesem Könige lag, sowohl in seiner Einsicht als seinem Gefühl, erfährt man in manchen Zügen aus diesen Briefen; vorzüglich findet der Leser aber überraschende Beweise davon in den zahlreichen eigenhändigen Briefen dieses Monarchen, welche der Abbé Millot in seinen Memoires des Marschalls von Noailles aufgenommen hat, ein Buch, das wir als sehr unterrichtend empfehlen. Wenn man die Gesinnungen, welche er hier in einer langen Reihe von Jahren über die Regierungs-Pflichten gegen seinen Enkel Philipp V. von Spanien und dessen Gemalin ausdrückt, mit den Vorgängen seiner Regierung vergleicht, schaudert man vor der Ohnmacht eines Selbstherrschers unter dem Willen seiner Werkzeuge. Ludwig XIV. mochte die tägliche Nähe einer streng sittlichen Person im Gegensatz seiner höfischen Umgebung eine Art von eigenem Tugendgefühl, ja von Gewissensruhe geben, um so mehr da ihre Religiosität durch Kirche und Priester so viele erreichbare

*) Ohne auf Fr. von Genlis den geringsten Verdacht werfen zu wollen, können wir nicht umhin den Leser aufmerksam zu machen, wie leicht es dieser sinnreichen Dame in einem gewissen Zeitpunkt hätte einfallen können, eine zweyte Frau von Maintenon werden zu wollen. Ihre Verhältnisse zu dem damaligen Herzog von Orleans sind bekannt, sie war Erzieherin seiner Kinder, es gab eine Parthey, die ihn wollte an die Stelle des unglücklichen Ludwig XVI setzen; der Fürst wäre ein alter Wüstling geworden und sie eine fromme Frau. Bis sie wie Frau von Maintenon das sechzigste Jahr erreicht gehabt hätte, wäre die Gemahlin leicht gestorben, und die Geschichte hätte einen neuen Ludwig XIV. und eine neue Maintenon gesehen. Nun! der Mensch denkt und Gott lenkt. — —

D. U.

Digitized by Google

Mittel zur Tugend darbot. So lernte Fr. v. Maintenon durch lange Beobachtung und stillschweigende Nachsicht die Mittel ihrer Herrschaft kennen. Nie aber hat wohl, wie diese Briefe uns lehren, die Herrschaft in dem Grade das Joch der Knechtschaft getragen, wie bey ihr! Ihr ganzes Leben war eine stete Berechnung, des Königs Willen zuvorzukommen, ihn zu lenken oder ihm zu gehorchen. Frost, Hitze, Ermüdung, freye Luft, Eingesperrtseyn, Einsamkeit, Gesellschaft, die Obliegenheit, sich zu Geschäften brauchen zu lassen, auch die, sich ganz als eine Maschine, als ein Zimmergeräth, vor dem man frey redet, weil es nichts versteht, behandeln zu lassen, mußte sie ertragen. In ihrem siebzigsten Jahre durfte sie den Zugwind aus ihrem Zimmer nicht ausschließen, weil der König durch unmäßig genossene erhitzende Nahrung stets einen Ueberfluß an Hitze empfand; in der rauhesten Jahreszeit mußte sie aus ihrem Bette, in Versailles, sich in den Wagen packen lassen, um in Marly sich wieder in's Bett zu legen, und, bey erloschener Stimme und stets wiederkehrendem Fieber, Abende und Tage lang den abgespannten, übersatten Fürsten unterhalten. Ihre Frömmigkeit war wohl in so fern wahr, da sie in lauter Formen bestand und zum Kaufschilling ihrer Seligkeit diente; sie war für sie Gewissensberuhigung bey sehr zweydeutiger Moralität, und Mittel zur Herrschaft, da der König je länger je mehr von seinem Beichtvater abhing. So zahlreich die Nachrichten werden, welche uns aus diesem Zeitpunkt, und von dem Privatleben der Fürsten überhaupt seit einer gewissen Periode zukommen, so bleiben wir doch noch immer in Ungewißheit über den Umfang, in welchem man ihnen die Vorgänge ihrer Zeit bekannt werden läßt. Ihre Lebensweise erlaubt ihnen nicht, das Nächste um sie mit eigenen Augen zu sehen noch sich die Wahrheit durch Lektüre aus tausend Bruchstücken zusammenzusetzen; sie müssen sich meistens mit Berichten, mit einzelnen Stellen eines merkwürdigen Buches begnügen, vielseitige Berührung durch Gespräch fehlt ihnen auch, Widerspruch ermangelt ihnen ganz — wie furchtbar kann ihre Unwissenheit seyn! — Alle diese Nachtheile lasteten auch auf der Fr. v. Maintenon und mildern einen Theil ihrer Schuld. (Der Beschluß folgt.)

Geschichte.

Bruder Klaus und sein Zeitalter, oder die Lebens- und Zeitgeschichte des seligen Niklaus von Flue aus Unterwalden. Ein Bild seines Lebens und Wirkens für die Mit- und Nachwelt. Von Joseph Businger, Canonicus von Groß-Glogau in Preußisch Schlesien. Luzern bey J. M. Anich. 1827. XVIII und 148 S. 8.

Der Verfasser, welcher vor ungefähr dreyßig Jahren schon den Versuch einer Geschichte seines heimathlichen Kantons Unterwalden bekannt gemacht hatte, benutzt die ihm seither zu Theil gewordene glückliche Muse zu rühmlicher Fortsetzung vaterländischer Geschichtsforschung. Er hat vor wenigen Monaten die erste Hälfte seiner völlig umgearbeiteten und erweiterten „Geschichten des Volkes von Unterwalden ob und nid dem Wald" herausgegeben, und läßt damit gleichzeitig nun auch die Lebensgeschichte des Eremiten erscheinen, der in den Jahrbüchern seines Landes vorleuchtend glänzt, und von welchem Johannes Müller bezeugt hat: „Bruder Klaus von der Flue war, wenn je einer, ein heiliger Mann, Unterwalden aber nicht reich und Rom nicht edel genug ihn unter die kanonisirten zu bringen; doch sein Altar ist ewig in Gemüthern, die ihn fassen." Den Friedensstifter auf der Tagleistung zu Stans zwischen den erbitterten Eidgenossen verehren alle Schweizer, und ihn hat Lavater besungen; die wunderbaren Erscheinungen, welche aus allen Perioden seines Lebens erzählt und von der Legende ausgeschmückt wurden, besonders die zwanzigjährige Enthaltung der Speise, sind es, womit die früheren Lebensbeschreiber des Bruder Klaus sich in besonderer Vorliebe beschäftigt haben. Ein halbes Hundert von Schriften über ihn hat Hr. Businger verzeichnet, von denen freylich nur wenige als Quellen gelten können. Der merkwürdigsten eine und das älteste geschriebene Zeugniß, das von Bruder Klaus übrig ist, hat der Bibliothekar Hr. Ebert aus den Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek neuerlich erst in seinen Ueberlieferungen bekannt gemacht, in dem naiven Reisebericht eines deutschen Edelmanns Hans von Waldheim, welcher den Einsiedler in seiner Klause besucht hatte. Was dieser völlig glaubwürdige Bericht meldet, liefert keine Bestätigung von Wunderdingen, wohl aber mag daraus nochmals, was Johannes Müller über Niklaus von Flue geurtheilt hat, sich bekräftigt finden: „Es lag in diesem Manne ein außerordentlich inniges Gefühl für die erste Quelle, das Wesen von Allem, das Ewige, durch kein Buch und so viel man weiß, durch keinen Umgang entzündet, sondern hervorgegangen aus dem inwohnenden Gott; nicht finster und weit entfernt von verachtendem Stolz. Da er keinen höheren Genuß kannte als die Betrachtung, entfremdete er sich von jeder den störenden Eindrücken sinnlicher Dinge so, daß unbegreifliche Enthaltung ihm zur Gewohnheit wurde. Nachdem er dem Vaterland und seinem Hause ein halbes Jahrhundert gelebt, zog er sich in die Einsamkeit zurück."

Aus gleichem Standpunkte, wie dieses Urtheil, ist auch die vorliegende Lebensbeschreibung verfaßt. Eine Kritik des Wundervollen wäre am unrechten Ort gewesen in einem Buche, das zunächst für die Mitlandsleute des gefeyerten Mannes geschrieben, keinen Theil seiner Glorie antasten und Niemanden sollte anstößig seyn. Der Wundertheil der Geschichte ward aber sinnig, im

Digitized by Google

Abdruck von der Legende einer bisher nur wenig bekannten Handschrift der Lebensbeschreibung angehängt.

Desto umständlicher ist gesammelt und geordnet worden, was vom öffentlichen und Privatleben des Niklaus von der Flue urkundlich oder in Ueberlieferungen aufbewahrt geblieben ist.

Länger als Einhundert Jahre, von 1556 bis 1669, dauerte die Unterhandlung der Eidgenossen mit Rom, um die Seligsprechung von Niklaus von Flue zu erhalten. Die urkundliche Erzählung aller dafür gethanen Schritte und Bitten, der Gesandtschaften, Untersuchungs-Kommissionen und nachgesuchten Verwendungen ist, um ihrer charakteristischen Züge willen, ein schätzbarer Theil des Buches, der auch mit im Anhang abgedruckten Urkunden belegt wird. Der ersten seligsprechenden Bulle folgten nun andere für Ablaßbewilligung, Errichtung von Altären u. s. w. Im Jahr 1731 verlieh Papst Clemens XII. seinem Botschafter in der Schweiz Vollmacht, die Ueberbleibsel des seligen Niklaus zu erheben, was dann im Jahr darauf auch geschehen ist, worauf der in Gestalt eines Betenden ausgeschmückte Leichnam in den gegenwärtigen Mittelaltar der Kirche zu Sachslen übertragen ward. — Ein hübsches Steindruckbild von Bruder Klaus nebst seinem gestirnten Sinnbilde ist dem Buche vorgesezt, das sich mit den Worten schließt: „Das kleine, arme beschränkte Land Unterwalden zählt in seiner vaterländischen Geschichte zwey Männer, wie keinen die übrige größere Schweiz von solcher Bedeutung in ihren Jahrbüchern aufzuweisen hat: Arnold von Winkelried in Nidwalden und Niklaus von Flue in Obwalden. Ohne jenen großmüthigen Heldentod möchte es vielleicht keinen glorreichen Tag bey Sempach gegeben haben, und ohne des lezten großes Wort auf dem Tage zu Stans würde vermuthlich das ganze Gebäude der alten, frommen, einigen Schweiz allmählig zerfallen seyn. Heil dem Volke, das solche Namen in seiner geschichtlichen Erinnerung aufzubewahren hat! Heil dem Volke, welches in der Zeit der Ruhe und des Friedens solche glänzende Bilder seiner Vergangenheit hoch ehret und deren Geist und Tugend, in Wort und That, sich jederzeit eigen zu machen und eigen zu erhalten weiß!"

Populäre Arzneykunde.

Gesundheit und Krankheit. Ein diätetisch-medicinisches Handbuch für alle Stände. Von Georg Friedrich Most, Doctor der Medicin und der Philosophie, akademischer Lehrer, praktischer Arzt ꝛc. zu Rostock. Zweyte stark vermehrte und verbesserte Ausgabe. Hannover 1827. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung.

Seit dem Noth- und Hülfsbüchlein und Hufelands Makrobiotik sind schon viele dergleichen Lehrbücher erschienen. Sie sind gewiß für jede Haushaltung, wo der Arzt nicht immer bey der Hand seyn kann, ein dringendes Bedürfniß. Sie rathen nicht nur in der Noth, sondern machen auch auf vieles aufmerksam, was man zu beobachten hat, um der Noth vorzubeugen. Die Hauptanforderungen, die wir an ein solches populäres Handbuch machen dürfen, sind folgende. Alle seine Vorschriften müssen an sich richtig und zweckmäßig, und auf's Bestimmteste ausgedrückt seyn, damit der Rathbedürftige sich auf keine Weise täuschen könne. Es müssen rein praktische Vorschriften für bestimmte Fälle seyn, nicht allgemeines Raisonnement, wie es in Hufelands Makrobiotik so oft unnütz angebracht ist. Diese Vorschriften müssen ferner nur alle die Fälle betreffen, in welchen der Laie sich wirklich ohne Beystand des Arztes selbst helfen kann, und die dafür angegebenen Mittel müssen demzufolge Hausmittel seyn, oder solche, die man sich leicht verschaffen kann. Das vorliegende Buch erfüllt fast durchgängig diese Bedingungen. Es handelt in der ersten Hälfte von der Gesundheit und den Mitteln zu deren Erhaltung und Beförderung, in der zweyten von der Krankheit und deren Heilmitteln, und ist eben so reich an treffenden feinen Bemerkungen über die Ursachen der in unserer Zeit am häufigsten vorkommenden Krankheiten, als an einfachen Regeln und Mitteln. So finden wir z. B. ein Mittel wider das Kopfweh, das den wenigsten Lesern bekannt seyn dürfte, und das an Einfachheit alle andere übertrifft. „Dieses Mittel besteht darin, daß ein gesunder und starker Mensch seine linke flache Hand auf die Herzgrube des Kranken legt und seine rechte Hand von der Stirn des Kranken langsam streichend zur Herzgrube führt, alsdann diese ruhen läßt, und, indem er die linke Hand in einem abwärts gehenden Bogen wieder zur Stirn führt, mit dieser einen zweyten Strich über Gesicht und Hals macht, und so abwechselnd eine Viertelstunde fortfährt. Dieses Mittel lindert (in vielen Fällen) fast augenblicklich." Auch über die jezt so häufige Augenschwäche finden wir eine interessante Notiz: „Nichts ist schädlicher für die Augen, nichts führt schneller Augenschwäche und die Nothwendigkeit, Brillen zu tragen, herbey, als eine ausschweifende Lebensart in der Jugend, und kein Temperament leidet mehr an Augenschwäche, als das cholerische; denn der Zorn und der Aerger schadet gewaltig den Augen, er macht sie vor der Zeit alt und kurzsichtig. Man weiß, daß Menschen durch heftigen Aerger plötzlich blind geworden, und ich kann hier als Beyspiel anführen, daß ich unter fünfzig Personen von 30 — 40 Jahren, die alle an großer Augenschwäche leiden, zwey und vierzig gefunden, welche einen recht ärgerlichen Sinn haben."

Digitized by Google

Nr. 35.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 1. Mai 1827.

Geschichte.

Lettres inédites de Mde. de Maintenon et Mde. la Princesse des Ursins. IV Volumes. Paris. Bossange Frères. 1826.

(Beschluß.)

Der vorliegende Briefwechsel der beyden Frauen ist, meines Bedünkens, sehr ungeschickt also abgetheilt, daß die ersten zwey und ein halber Band die Briefe der Fr. v. Maintenon, die lezten anderthalb Bände die der Prinzessin Ursini enthalten. Da beyde eine fortlaufende Reihe Schreiben und Antworten ausmachen, erschwert diese Trennung die Gedächtniß-Arbeit ungemein, da die Briefe beyder Frauen dem Datum nach abwechselnd an einander gereiht eine viel leichtere Uebersicht gewährt, und die ganz verschiedenen Charaktere der Verfasserinnen anziehende Gegensätze gebildet haben würden. Frau v. Maintenon erscheint immer muthlos, klagend, frömmelnd, ängstlich, förmlich, oft bitter; die Prinzessin muthig, voreilig, schmeichelnd, unmoralisch, humoristisch und satyrisch. Sie hat auch ihre fromme Floskeln, bringt sie aber ohne alle Aengstlichkeit bey ihren Betrachtungen, Geschäften oder Berichten wie Endreime an. Intriguengeist und Selbstsucht blickt aus beyder Briefen hervor, aber ich würde die Prinzessin doch noch mehr eines warmen Gefühls fähig halten, als Fr. v. Maintenon. Auch berechnete diese ihre Lage besser, denn Ludwigs XIV. Tod endete erst ihre Herrschaft; die Prinzessin aber ward von der Höhe ihrer Macht gestürzt, und fiel, wenn auch nicht unverdient, dennoch wie der Stärkere durch den Schwächern, durch hinterlistige Ueberraschung.

Der hier vor uns liegende Briefwechsel begreift die Jahre 1705 bis 1717, zwey Jahre nach Ludwigs XIV. Tod, und in diesen lezten zwey Jahren war nur noch sehr weniger Verkehr zwischen den beyden Damen übrig geblieben. Die Natur solcher Briefsammlungen bringt es mit sich, daß viele, den beyden Briefstellenden schon bekannte Gegenstände darin berührt werden, deßwegen trifft der Leser auf jeder Seite auf Dinge, über deren Zusammenhang er keine Auskunft erhält. Bey den Hofklatschereyen, welche den größten Raum dieser Briefe, vor allen in denen der Frau v. Maintenon einnehmen, kann er sich trösten, allein da sie der politischen und Kriegsbegebenheiten, und der bey ihnen wirksamen Menschen stets erwähnen, bedarf es schon eine ziemliche Vertraulichkeit mit den Begebenheiten der Zeit, um die dahin einschlagenden Winke oder kleinen Züge zu verstehen. Da aber eben dieser Theil des Inhalts über die Ansicht Ludwigs XIV. von mancher Maßregel seiner Regierung, manchen Beweggrund seines Betragens Licht gibt, so wie über die Art, wie die beyden Briefstellerinnen die Menschen beurtheilten, die Geschäfte behandelten und ihr Zeitalter ansahen, bedauert man, daß der Herausgeber nicht in ganz kurzen Noten den Leser zurechtgewiesen hat. Außer diesen historischen Beziehungen nehmen ewig wiederholte Nachfragen und Nachrichten über die Gesundheit Ludwigs XIV. und der königl. Familie beyder Reiche einen ungebührlichen Raum ein. Dem Leser wird keine Purganz des großen Monarchen nebst ihrer Wirkung erspart, am weitläufigsten werden aber die Schwangerschaften der Königin von Spanien und der Herzogin von Burgund abgehandelt. Da man von diesen beyden Fürstinnen die Thronerben zweyer großen Reiche erwartete, so erregt ihre Hoffnung, und späterhin die beyden von ihnen gebornen Prinzen, die Eifersucht der beyden Damen. Frau v. Maintenon äußert sich oft mit einem fast beleidigenden Mitleid über die bedrängte Lage des Königs von Spanien, und mit prahlendem Hochmuth über die Geistes- und Körpervollkommenheit ihres kleinen Herzogs von Anjou — sie behandelt ihn wie einen Erbjunker und den armen Ludwig von Spanien wie seinen Cadet, eine Art Krippenreiter aus erhabenem Geschlecht. Die Prinzessin Ursini ermangelt nicht, ihren Prinzen auch herauszustreichen, aber ohne Tücke und oft mit scharfen Einfällen und drolliger Laune. Sehr komisch beklagt sie sich, daß er bey der Taufhandlung, die mit allem Pomp der spanischen Hofetikette vollzogen ward, das ganze Gesicht voller Ausschlag hatte, und tröstet sich nur damit, daß sein gewaltiges Geschrey während der Handlung dem Volk seine Gesundheit bewiesen hätte. Sie scheint

Digitized by Google

die Nothwendigkeit einer vernünftigen physischen Behandlung des Kindes sehr lebhaft eingesehen zu haben — aber leider hatte sie ein armes Geschöpf zu pflegen! Von seiner Mutter hatte er Scropheln geerbt, welche diese Fürstin in früher Jugend dahinrafften, Philipp V. hatte bey dem, der Familie Bourbon eignen persönlichen Kriegsmuth, einen schüchternen, schwankenden Charakter, einen ungebildeten, höchst trübseligen Geist, so daß er zu Zeiten, besonders in seinen reifern Jahren, lange dauernde Anfälle von stumpfer Schwermuth hatte. Alle diese Umstände werden in diesem Briefwechsel vielmehr nur angedeutet als ausgesprochen, der jungen Königin Drüsenübel ausgenommen, das fast in jedem Brief berührt wird. Die Geschichte dieser Dame verdiente eine seelenkundige Behandlung. Sie war die jüngere Schwester der Herzogin von Bourgogne, beyde Töchter des Victor Amadeus von Savoyen. Als sie nach Spanien kam, hatte sie noch nicht ihr funfzehntes Jahr erreicht, und schon im folgenden Jahr mußte sie, während Philipp V. im Lager vor Barcelona stand, die Regentschaft übernehmen — und nicht dem Namen nach, sondern sie nahm Theil an den Geschäften, gewann und übte durch Geist und weibliche Gewandtheit einen bestimmten Einfluß über die stolzen Granden im königlichen Geheimen Rath. Der Ursini Briefe enthalten viele kleine Züge, welche die nationale Eigenthümlichkeit der spanischen Großen, so wie auch des Volks, sehr lebhaft darstellen. Hoffeste, Huldigung, Tauffeyerlichkeiten, geben dazu die reichste Veranlassung. Man suchte durch das ganze Land nach Ammen für den noch ungebornen Thronerben. Mit Bekümmerniß hört der Leser, wie das Volk in jeder Provinz durch ein anderes Körperübel untüchtig gemacht wird, eine Amme zu liefern. Unter dem rüstigen Bergvolke von Biscaya verbot allgemein herrschende Krätze eine solche zu wählen. Endlich brachte man davon ein Dutzend zusammen, die alle beybehalten wurden, um, im Fall der Noth, eine die andere bey dem königlichen Säugling zu ersetzen. Diese Details wären sehr kurzweilig, wenn man sie nicht zehn Mal wiederholt, und doch lästig zerstückelt aus hundert Briefen zusammenlesen müßte. —

Der endliche Eindruck, den diese Nachrichten über Spanien erregen, ist der des Erstaunens über die Aehnlichkeit seines damaligen Zustandes und seines jetzigen; die damaligen Menschen haben andern Platz gemacht, aber ihre Eigenthümlichkeiten, die Triebräder, die sie in Bewegung setzen, sind dieselben. Wirklich! näher bezeichnen möchte ich sie nicht! Die Geschichte wird es einst thun, zur Schmach des einen Theils, zum tiefen Schmerz über den andern, wie sie durch diese Briefe beyträgt, es über Philipps V. Zeiten zu thun.

Die damaligen Verhältnisse des französischen Hofs, so wie der bey ihm auftretenden Personen, sind der Mehrzahl der Leser viel besser bekannt, wie die des spanischen. Frau v. Maintenon's Briefe machen die größere Hälfte dieser Sammlung, und enthalten noch viel mehr Hof- und Privatklatscherey, wie die der Ursini. Dennoch haben sie vieles Interesse für das Charakterstudium jener Zeit. Sie geben mannigfache Züge aus Ludwigs XIV. Familienleben, von seinen Ansichten mancher seiner Unternehmungen, seinen Privaturtheilen, seinen Verhältnissen zu seinen Kindern, Höflingen und Staatsdienern. Abschreckend ist die Kälte, ja die durchschimmernde Schadenfreude, mit welcher Fr. v. Maintenon in diesen, an sie gerichteten Briefen den tiefen, überraschenden Sturz der Prinzessin von Ursini behandelt. Andere Nachrichten aus dieser Zeit beschuldigen die fromme Frau, bey diesem ganzen Briefwechsel nur ein ministerielles Werkzeug und an der harten und in den Formen ganz ungerechten Verweisung der Ursini nicht ohne Theilnahme gewesen zu seyn. Die Briefe der Prinzessin hören unmittelbar vor diesem Zeitpunkt auf, und der Leser wird diesen Umstand bedauern, da er begierig seyn muß zu erfahren, wie diese stolze, muthige Frau verdientes Unglück und nie zu entschuldigende Ungerechtigkeit zu ertragen verstanden hat. Aus ein paar Briefen der Frau von Maintenon erfahren wir, daß sie, nach ihrer Verweisung, nach Paris kam, sich dort zu vergeblichen Bitten verstand, nach sehr kalter Behandlung und nach vielen Schwierigkeiten Erlaubniß erhielt, Frau von Maintenon in St. Cyr zu besuchen. Diese drückte ihr unverholen ihre Verwunderung aus, daß sie in ihrer jetzigen Lage in St. Cyr erscheinen möchte, wo man sie ehedem in ihrem Glanze gesehen, und nach dem Besuch erwähnt sie voll Erstaunen ihre ruhige Haltung, und beklagt sich, daß sie stets nur von Andern, nicht aber von sich spreche. Bekanntlich zog sich die Prinzessin endlich nach Rom zurück, wo sie, so wie Frau v. Maintenon in St. Cyr, aber viel später, fast ohne Theilnahme einzuflößen starb.

Den Tod Ludwigs XIV., der nach der Prinzessin Verweisung stattfand, meldet Frau v. Maintenon der Prinzessin in wenigen Zeilen mit einer Gottergebenheit, die sehr kühl klingt, aber sehr großartig seyn kann. Einige nachfolgende Briefe rühmen die gottselige Ruhe und vergnügliche Annehmlichkeit, welche sie in St. Cyr, wo sie als Fürstin herrschte, genieße. Schon zwey Jahre vor ihrem Tod verstummen diese Briefe, gleichsam verhallend wie das Leben der Schreiberinn. Als Frau v. Maintenon 4 Jahre nach Ludwig XIV. starb, ward ihr Tod außer den Mauern von St. Cyr nur noch als eine Stadtneuigkeit betrachtet, allein in den, Ehre und Wohl gefährdenden

Digitized by Google

Schicksalen, die Frankreich nachher getroffen haben, wirkte vielleicht ihr Einfluß auf seine Herrscher noch nach.

Th. H.

Arabische Zeitschrift in Paris.

Zu Paris erscheinen französische, englische, deutsche, italienische, spanische Werke, zuweilen auch andere. Seit Kurzem ward bekanntlich daselbst vorgeschlagen, daß jede Schrift einige Tage vor dem Erscheinen zur Untersuchung deponirt werde, und es kann hoffentlich für jeden Zweig ein Cato gefunden werden, welcher im Stande ist, binnen kurzer Frist ein vorgelegtes Werk kritisch zu prüfen.

Da aber in derselben Stadt auch hebräische, syrische, arabische, persische, armenische, chinesische, auch in der heiligen Sanskritsprache, ja in hinterindischen Dialekten verfaßte Schriften gedruckt und lithographirt erscheinen, so könnte man einmal in Gefahr gerathen, dem Herausgeber sein eigenes Werk zur Durchsicht übersenden zu müssen. Es ist sogar eigen, daß dergleichen Arbeiten nicht den Stoff zu einem Amendement gegeben haben, denn eine in der von unserem Landsmann Lassen in der königlichen Bibliothek wieder vorgefundenen Pali-Sprache geschriebene noch so beißende Lebensbeschreibung würde in der Hauptstadt Frankreichs, wo man wie im Alterthum gewöhnlich nur seine eigene Sprache kennt, keinen vorher unaufgeklärten Kopf erhitzen.

Auf jeden Fall wird der Herrn Garcin de Tassy und Babinet in einem arabischen Prospektus angekündigte Zeitschrift: „Wissenschaftliche und industrielle Sammlung" in arabischer Sprache jeden Monat — wenn sich anders Subscribenten genug finden — ganz ungehindert erscheinen. Es ist übrigens kaum nöthig zu bemerken, daß die Zeitschrift hauptsächlich für das Morgenland bestimmt ist: sonst hätte man lieber geradezu eine neue Sprache erfinden sollen, wie der Scheich Mohyi etwa 1000 Jahre nach der Flucht Mohammeds die Balaibalan-Sprache erfand und durch seine Grammatik und sonstige Hülfswerke wohl zugänglicher machte als das Arabische, welches noch weit größere Schwierigkeiten darbietet, als das Griechische, und worin der größte Kenner in Europa, der doch ein arabisches Werk über die Heldenthaten seines Kaisers verfaßte, nach dem Urtheile kompetenter (afrikanischer) Richter keinen fehlerfreyen Brief schreiben kann. Wie gesagt, offenbar soll das Journal nicht geradezu zum Besten von Frankreich seyn; hätte es bloß gegolten, mit schwerer Arbeit zu prunken, man hätte, wie die Circassier thaten, zwischen jede Sylbe ein ri oder si einsetzen; an jedes Wort, wie die Bewohner einer unter Ormuz im persischen Meerbusen stehenden Stadt (Seetzen berichtet es) die Sylbe la anhängen; oder, wie die Zigeuner in Spanien und Italien, jedem Worte eine andere Bedeutung geben, oder eine Zeitschrift ohne den Buchstaben r herauszugeben versuchen können. Alle diese Künsteleyen, oder ein Patois, ein Argot (das französische Rothwelsch), eine Ziffer-, Zeichen-, Logogryphenschrift wären in Frankreich eher verstanden worden als die Sprache Mohammed's und Hariri's.

Dieser weitläufigen Bemerkungen hätten wir uns enthalten, wenn die gelehrten Herrn Journalisten nicht dennoch ihre Schrift zum Theil für Europäer bestimmten, denn sie haben schon Cirkuläre an die Gelehrten des Orients geschickt, und dieselben aufgefordert, ihren Artikel über

die herrschenden Winde,	Thiere,
den Regen	Gewächse,
die Erdbeben,	Mineralien, u. dgl. m.

einzusenden. — Zur Zeitschrift werden die besten Werke und Journale Europa's benutzt werden, und man hofft um so mehr, daß die hohen Häupter der verschiedenen Staaten Asiens die Blätter in ihre Länder einlassen (sich sogar selbst abonniren) werden, da folgende unschädliche Zweige der Wissenschaft darin behandelt werden sollen:

Mathematik (worunter auch die Astronomie begriffen),	Geologie, Arzneywissenschaft,
Erdkunde,	Anatomie,
Physik,	Landbau
Chemie,	und alle nützliche
Naturwissenschaften	Künste des Friedens.

Der Zusatz: „worunter auch die Astronomie begriffen," möchte in Chiwa, Buchara und anderwärts, wo es eine astrologische Partbey gibt, auffässige Feinde finden, und kaum könnte es Persien und der Türkey angenehm seyn, durch die Erdkunde die Kenntniß der Grenz-Gebirgspässe und schmälsten Wüstenev-Durchmesser dem mittleren Asien anvertraut zu sehen. Auch fürchten wir, daß es nicht ganz zu den nützlichen Künsten des Friedens gehöre, wenn Völkern, wo die Oberhäupter das Monopol der in der Erde vergrabenen Schätze besitzen, die Kennzeichen des metallhaltigen Bodens dargethan werden, und Leichname dürften wohl in der ersten Zeit noch weniger nach der Anatomie gebracht werden, als in England.

Verkennen wir aber das herrliche Verdienst einer Zeitschrift nicht, welche vorhat, „den durch einiger hochherzigen Häupter Bestreben erwachten Muselmännern" die Künste und Wissenschaften und „die Bildung" wiederzugeben, welche einst Europa „von ihnen" erhielt.

„In der That, als der Thron Harunerraschid's, umgeben von Gelehrten und Dichtern, mit vollem Glanze leuchtete, als Mamun und so viele andere ruhmwürdige Chalifen unter dem schönen Himmel des Orients neben des Krieges Künsten, welche den Völkern Schutz verleihen, die nicht weniger kostbaren Künste des Friedens zur Blüthe brachten, welche ihnen Aufklärung, Trost und

Digitized by Google

Ruhm geben: da war Europa, das jezt so ruhmumstrahlte Europa, gehüllt in Finsterniß, dichter, schwieriger zu zerstreuen, als die Wolken, womit seitdem der Horizont des Orients sich überzog." Des Vorzuges bemeisterten sich drauf die Europäer; jezt werden sich wieder, meynt der gelehrte Verfasser, die Morgenländer erheben. „Das Zeichen ist schon gegeben: europäisches Kriegswesen ist in einem Theile der muselmännischen Länder angenommen, mehrere unserer nützlichen Erfindungen finden Eingang. Schulen sieht man dort gleich denen in Europa, Buchdruckereyen werden angelegt, Aegypter lernen in Frankreich, Perser und Inder in England." Die Schulen für den gegenseitigen Unterricht kommen in Persien auf, seitdem man diese Art Anstalten in Frankreich nicht mehr haben will, Buchdruckereyen werden angelegt — dieß kömmt Alles der Ansicht des gelehrten Verfassers zu statten: denn die in pelasgischer Urzeit aus Asien her zu uns, mit Alexander hin, durch die Araber hergebrachte Kultur könnte eben so gut wieder nach Asien gebracht werden, und es ist bemerkenswerth, daß, während Griechenland aufblühte, die Kultur in Asien sank; daß während Alexander Mamucs Zeitalter in Asien vorbereitete, das klassische Alterthum zu Ende ging, und die Araber politisch und geistig sanken, seitdem ihre Kultur in Europa Fuß faßte. Auf jeden Fall ist es gut, daß die neuen, friedsamen Kreuzfahrer auch etwas für das Beste unsers Europens bedacht sind, und den Asiaten keine Mittheilungen über das Kriegswesen versprechen: denn die Undankbaren, einmal belehrt, könnten uns leicht den ungeschliffeneren Theil ihrer Volksmasse als eine neue Völkerwanderung zusenden, und es könnte dann wieder eine Zeit dauern, bis ein Wiederaufleben der Wissenschaft etwas Licht in die Finsterniß brächte.

Für's Erste können wir undesorgt seyn. Die Circuläre sind noch auf dem Hinwege, rückwärts kommen die Bestellungen, — wenn anders nicht Rußland und die ostindische Kompagnie Asien gern nach ihrer Weise bilden — zu Lande nach der Türkey und Aegypten, von da aber sehr schnell an die Herrn Garcin de Tassy und Babinet — in Europa.

Geschichte.

Uebersicht der Geschichte der Jesuiten von Karl Liskenne. Aus dem Französischen übersezt mit Anmerkungen. Nebst dem Bildnisse des Grafen Montlosier. Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung 1827.

Schwerlich gibt es auch nur eine einzige völlig unpartheyische Schrift über die Jesuiten, denn diese Gesellschaft hat das Eigene, daß man nothwendig immer für oder gegen sie Parthey nehmen muß. Sie war und ist durchaus polemisch, ihr ganzes Daseyn war und ist ein Kriegszustand. Seit ihrer Wiederherstellung hat sie wieder nur, wie vor ihrer Auflösung, Freunde oder Feinde, und selbst in den ein und vierzig Jahren, von 1773 bis 1814, während welcher sie nicht mehr existirte, war ihr Andenken noch zu frisch im Gemüth der Zeitgenossen, als daß man sie mit der Ruhe und Unpartheylichkeit der ächten Geschichtsforschung hätte beurtheilen können, oder die bloße Untersuchung aller der Laster, welche die Geschichte an ihr aufbewahrt hat, riß unwillkürlich zu Haß und Zorn gegen dieselbe hin.

Die vorliegende Schrift ist im höchsten Grade gegen die Jesuiten eingenommen, und reiht sich an die bekannten Arbeiten des Grafen Montlosier an. Doch hat sie das Gute, daß sie fast nur historische Thatsachen aufzählt, ohne sich in ein breites Raisonnement zu verlieren. Obgleich sie aber immer auf dem Boden der Geschichte bleibt, so ist sie doch partheyisch, denn sie zählt nur die bösen Thaten jener Gesellschaft auf. Sie führt uns durch eine ganze Gallerie von schändlichen und empörenden Gemälden, in denen alles zusammengestellt ist, was die Jesuiten uns verhaßt machen kann. Es ist nicht eine Uebersicht der Jesuitengeschichte, sondern nur eine Auswahl des Schrecklichsten und Gehässigsten aus derselben. Diese Uebersicht steht daher auch weit hinter der vortrefflichen Geschichte der Jesuiten von Wolf zurück, die schon lange in den Händen aller Deutschen ist. Nur einige wenige Thatsachen hat Herr Liskenne ausführlicher als Wolf behandelt, weil er mehr Quellen, als jener, haben konnte, und besonders Thatsachen, die später sich ereigneten, als Wolf schrieb, z. B. den Aufenthalt der Jesuiten in Rußland und ihre Vertreibung aus Petersburg und Moskau durch den Ukas Alexanders I. im Jahr 1816.

Bekanntlich prophezeihte der Jesuiten-General Franz von Borgia am Ende des sechszehnten Jahrhunderts: „Wie Lämmer haben wir uns eingeschlichen, wie Wölfe werden wir regieren, wie Hunde wird man uns vertreiben und wie Adler werden wir uns verjüngen." Verjüngt haben sich die Jesuiten wirklich, aber von der Adlernatur ist noch nichts zu spüren. Der Adler ist ein Tagvogel und man sagt, daß er am liebsten gegen die Sonne fliege und deren Strahlen trinke. Aber wenn man auch eine Eule hinter dem Schleyer der Nacht und des heimlichen Dunkels hervorzieht, und sie in den lichten Tag hineinstellt, ist sie noch lange kein Adler.

Digitized by Google

Nr. 36.

Literatur=Blatt.



Freitag, den 4. Mai 1827.

Das gerettete Berlin.

In Nr. 55 des Berliner Conversations-Blatts, das nicht nur von Willibald Alexis, sondern auch von Fr. Förster redigirt wird, liest man einen Artikel, der folgende Aufschrift trägt: „Ehrenrettung Berlins gegen den gewaltsamen Angriff des Grafen v. Platen mit der verhängnißvollen Gabel; nebst kritischen Betrachtungen über dessen neuestes Lustspiel: Die verhängnißvolle Gabel. Stuttgart in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1826, und einem Déjeuner à la Fourchette." Nachdem in diesem Aufsatz die verhängnißvolle Gabel nach allen Regeln der Kunst geprüft ist, ob sie von ächtem Stahl sey, ob sie einen reinen Ton angebe und vielleicht zu einer Stimmgabel passe ꝛc., geht der Kritiker zu der Ehrenrettung über. Der Graf v. Platen hat in einigen Versen über die Berliner Sprache, über die kritische Kunst und die Scholastiker Berlins sich beklagt. Die Sprache hatte er süß und manierirt, die Kunst beduinisch, die Scholastik feil und despotisch genannt. In wie weit diese Bezeichnungen wahr und treffend seyen, kann und soll hier nicht nachgewiesen werden; nur die Art und die Gewandtheit, womit der Berliner den Ball, der ihn treffen soll, zurückzuschlagen sucht, wollen wir hier erläutern:

„Was die Sprachverderberey in Berlin betrifft, so ist's freylich in Deutschland überhaupt schwer zu sagen, wo denn eigentlich deutsch gesprochen wird; indessen denken wir ohne Anmaßung versichern zu können, daß wir die muthmaßlichen Landsleute des Verf., die von uns in jeder Hinsicht geachteten Schwaben, niemals als unsere Sprachmeister berufen werden." Arme Schwaben! In Berlin glaubt man, daß ihr nicht einmal deutsch schreiben könnt. Und ganz „ohne Anmaßung" sagt der Kritiker von der Spree in seinem Conversationston: „Komm man zu mich, lieber Schwabe, ich will Dir in die reinste deutsche Sprache unterrichten."

Wie trefflich man bey den großen Scholastikern die Logik erlernt habe, beweist der Umstand, daß man den Grafen v. Platen-Hallermünde zu einem Schwaben macht. Die „muthmaßlichen Landsleute" dieses Dichters würden dem Berliner gewiß großen Dank wissen, könnte er ihn schon durch diesen Ausspruch zu ihrem Landsmann machen. Aber, wenn auch den Orakelsprüchen des neuen Delphos bis jezt leider noch keine so große Kraft innewohnt, so bleibt es doch immer merkwürdig, daß man in Berlin ohne Anmaßung muthmaßt: ein Mann, der die Sprache, Kritik und Philosophie der Berliner nicht für die einzig wahre hält und dieses Urtheil in Schwaben drucken läßt — müsse ein Schwabe seyn. So müßte Tieck, weil er die Berliner Kunst und Kritik nicht für die höchste hält und dieß in Sachsen drucken ließ, ein Sachse, und Hegel müßte kein Schwabe, sondern ein Brandenburger seyn, weil er zufällig die Ehre hat, am Kupfergraben zu wohnen und in Berlin einige Schriften drucken ließ!

Auffallend und beynahe beleidigend für den großen Philosophen scheint es uns, daß der Kritiker gegen Platen's Vorwurf „despotisch feiler Scholastik" Hegel in Schutz nehmen zu müssen glaubt. Wir geben zwar zu, daß die kleineren Berliner Scholastiker bey jedem Angriff sich mit Recht hinter dem Talar ihres Meisters verstecken; warum sie aber, wenn von „despotisch feiler Scholastik" die Rede ist, nur um sich nicht getroffen zu fühlen, Hegel voranstellen und ihn auf eine Art vertheidigen, daß man fast glauben muß, Platen habe ihn ausschließlich gemeynt, ist schwer zu begreifen. Sehr vornehm und nach der Weise einer gewissen Societät klingt auch der Satz: Platen weiß nicht, „daß die von ihm so hart verklagten Scholastiker jenen Spuk- und Schicksals-Tragödien schon längst das Urtheil gesprochen haben." Wir glaubten bis heute, der Geschmack des Publikums und die gesunde Vernunft seyen es gewesen, die überall längst über Grillparzer, Müllner, u. s. w. entschieden haben; nach Nr. 56 des Berliner Conversations-Blatts sind es aber die Berliner Scholastiker, die — ihnen das Urtheil sprachen. Nachdem man die Ehre der Berliner Sprache und Berliner Philosophie gerettet hat, indem man den Vorwurf der Sprache auf Platen zurückwarf und ihn zu einem Schwaben machte,

Digitized by Google

vor die „verrufenen Scholastiker" aber Hegel als Schild und Ehrenzeichen stellte, wird nun Berlin von dem Vorwurf befreyt, daß in dem dortigen Klima nur „die Beduinische Kunst" fortkomme. Jeder wird mit uns darüber einverstanden seyn, daß Rauch, Tieck, Schadow, Wiechmann, u. s. w. ehrenwerthe Künstler bleiben, sie mögen in Süden oder in Norden wohnen; daß das Brandenburger Thor nach einem schönen Vorbild aufgebaut, daß das Berliner Opernhaus ein sehr anständiges Gebäude sey; aber wer kann ein Lächeln unterdrücken, wenn er folgende Standrede des von seinen Herrlichkeiten entzückten Berliner Ehrenretters liest?

„In welcher Stadt Deutschlands ist wohl ein regerer Sinn für alle Künste und welche Stadt kann sich, wenn unsere Künstler auftreten, daneben stellen? (In Dresden, Frankfurt, München, u. s. w. findet man einen eben so regen Sinn, obgleich sie eine geringere Anzahl großer Künstlernamen zählen.) Wird etwa die Baukunst hier nicht gepflegt, wo wir ein Brandenburger Thor, ein solches Opernhaus, ein solches Schauspielhaus, ein solches Museum und — einen Schinkel dabey haben? Welche andere Stadt hat in neuester Zeit solche Statuen aufgestellt, wie die von Blücher, Bülow und Scharnhorst, durch die Rauch, Tieck und die Wiechmänner sich verewigten! Welche Gemälde-Ausstellung war reicher als die Berliner? In welcher anderen Stadt werden Gluck, Händel und Mozart noch so verstanden und gefeyert wie in Berlin? (Antw. Ueberall wo man keine Ambos-Musik und keine tonangebende philosophisch-kritische Schule hat, die ihren Maaßstab sogar an die Tonleiter legt.) In welcher Stadt darf ein Theater für Goethe's Tasso und Iphigenie ein so empfängliches Publikum erwarten, wie hier? (Antw. Ueberall eher als in Berlin, wo übersezte Vaudevilles in der Königsstadt, und im Opernhause Spontini und das Ballet einen Tasso und eine Iphigenie längst vergessen machten.) Wo gibt es für das Drama eine Stich, einen Devrient, einen Wolf? (Nirgends in Deutschland; aber wo als in Berlin ist man so kalt gerade gegen diese großen Künstler? Lasset an einem und demselben Abend Joco im Königsstädter Theater springen, lasset im Opernhause Alcidor aufführen, und wir wollen sehen, wie viele Zuhörer aus dem ganzen, großen Berlin eine Stich, ein Wolf und Devrient nach dem Schauspielhause lockt.) Und dennoch will diese verhängnißvolle Gabel der Welt es weiß machen, daß alles Geschmacklose und Manierirte von Berlin ausgegangen sey?" Es brauchte nicht erst dieser Gabel, um die Welt von dieser Wahrheit zu überzeugen; aber der Herr Kritiker hat den Grafen Platen in seinem Enthusiasmus falsch verstanden. Er sprach nicht von jenen großen und gefeyerten Namen, die ja nicht jener armen, mit einer Masse schöner Häuser, angebauten Sandsteppe, sondern Deutschland angehören, — er sprach nicht von der wahren und göttlichen Kunst, die in jedem Klima sich gleich bleibt; nein, er sprach von jenem Unding, welches alles geschmacklose, manierirte und gesuchte ausgeben ließ — von der Berliner Kunstkritik. Seine Worte lauten:

„Was geschmacklos ist, manierirt und gesucht, das ging vom süßen Berlin aus,
„Beduinische Kunst, kritisirende blos kommt fort im dasigen Klima,
„Und gesellt ist ihr in Geschwisterlichkeit despotische, feile Scholastik."

Wen meynt er nun? Einen Rauch, einen Tieck und Schadow? Eine Stich, einen Wolf und Devrient? Wann und wo waren diese kritisirend? wann und wo geschwisterlich verbunden mit despotischer Scholastik? Aber die kritisirende Kunst, die Kunstkritiker leben allerdings dort in schönster Eintracht mit der despotischen Scholastik, und es ist dieß in allen Theilen Deutschlands so bekannt, daß wir keiner Beyspiele und Citate bedürfen. Böslich wäre es von uns, wenn wir an die Spitze dieser geschmacklosen Kunstrichter und despotischen Scholastiker Hegel stellen wollten, wie es in Nr. 56 des Berliner Conv.-Blattes offenbar geschehen ist. Wir haben zu viel Ehrfurcht vor diesem Philosophen, als daß wir glauben sollten, er spiele in dem mißtönenden, ohrzerreißenden Concert, das die „Manier und den Geschmack" im Brandenburgischen und in ganz Deutschland angeben will, die erste Violine.

Aber diese kunstrichtenden Scholastiker halten gegenwärtig ihre sechs, durch einen Namen und einige Brücken verbundenen Städtchen, ihre achttausend Häuser für Deutschlands Paris, sich selbst aber für eine Art von Académie française: sie halten sich für berufen, Sprache, Styl, Geschmack, Poesie, ja selbst die Gedankenfolge in ganz Deutschland nach ihrem System und ihrer Manier zu modeln. Und das war es, was Platen sehr treffend despotische Scholastik, was er beduinische, kritisirende Kunst nannte.

Unbegreiflich ist es uns, daß Herr Wil. Alexis, der uns von seinem Eifer für das Bessere und Schönere schon so oft Beweis gegeben, der immer gezeigt hat, daß sein Streben durchaus ein anderes, als das jener kunstrichtenden, despotischen Scholastiker, sey, diesem Aufsatz, der die Ehre seiner Vaterstadt zum mindesten nicht rettet, einen Raum in seinem Blatte gönnte, und dieß zu einer Zeit, wo er (in eben derselben Nummer) seine treffliche Erzählung, „meine lezte Nacht in Berlin" gibt, und in ihr jene berühmte scholastische Kritik, die aller wahren Kunst Hohn spricht, so treffend geißelt. Sollte die Schuld darin zu finden seyn, daß er nicht Dictator, sondern nur Consul ist, so müssen wir ihn und sein Blatt bedauern.

Digitized by Google

Zum Schluß geben wir noch einige Fragen in der Manier der „Ehrenrettung Berlins“: In welcher Stadt ist der Einfluß, den große Künstler und Dichter auf den Geschmack ihrer Mitbürger zu üben pflegen, so mächtig und auffallend, als in Berlin? Welches Publikum ist so allgemein gebildet, als das Berliner? Welches Publikum steht so hoch und ist so wenig abhängig von der Stimme jedes Lehrlings, der eine Kritik schreibt, als das Berliner? In welcher Stadt nimmt das Publikum ehrenwerthe und verdiente Künstler so edelmüthig gegen feile und despotische Kritiker in Schutz, als in Berlin? In welcher Stadt huldigt man den Auswüchsen und Erbärmlichkeiten der Kunst weniger, als dort? In welcher Stadt machte Joco auf zwey Theatern so ungemein Furore, als in Berlin? In welcher Stadt werden Gluck und Mozart noch so gefeyert, wie in Berlin, wo man sogar im Don Juan einen Vers zum Lobe Mozarts singt und, um recht zu genießen, den Genuß einer Mozart'schen und Gluck'schen Oper durch Alcidor und Nurmahal Monate lang unterbrechen läßt? In welcher Stadt kommt man dem Drama mit so großer Liebe und so schönem Eifer entgegen, als dort? Wo würden Wolf, Devrient, Stich höher geschätzt werden? In welcher Stadt darf das Theater für Goethe's Tasso und Iphigenie ein so empfängliches Publikum erwarten, als in jener Stadt, die „eine Säule“ in sich schließt, „an welcher sich Goethe als Epheu hinaufschlängelt“ —? In welcher Stadt herrscht in Beziehung auf Kunst eine geringere Verwirrung der Begriffe? Welche Stadt ist so glücklich, so viele, so gemäßigte, so unpartheyische, so rein vernünftige Kunstrichter in sich zu vereinigen? In welcher Stadt endlich ist Wirklichkeit und Ideal, Kunst und Natur so schön vereinigt, als vor dem herrlichen Brandenburger Thor, im — Berliner Thiergarten?

H. W — m.

Länder- und Völkerkunde.

Gegenwärtiger Kriegsschauplatz zwischen den Russen und Persern jenseits des Kaukasus, oder Beschreibung Georgiens, seinen Provinzen, seines Bodens 2c. Besonders auch für deutsche Kaufleute und Fabrikanten nothwendig. Aus dem Französischen des General-Consuls von Frankreich zu Tiflis, des Ritters Gamba. Mit einer Charte. Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung, 1827.

Da der Verfasser dieser Schrift sich lange Zeit als Consul in Tiflis, der Hauptstadt Georgiens, aufhielt, so ist er am besten im Stande, über jenes Land Nachricht zu geben. Sein Werk klärt uns in der That über den Stand der Dinge jenseits des Kaukasus, hauptsächlich in Bezug auf den gegenwärtigen Krieg und in merkantilischer Hinsicht, vollkommen auf. Georgien ist seit 1801 russische Provinz. Der letzte Fürst von Georgien trat sein Land an den Kaiser von Rußland freywillig ab, damit es unter einem so mächtigen Schutz gegen die Einfälle der heidnischen und mohamedanischen Nachbarn besser geschützt werden möchte. Die Georgier sind von Alters her Christen, und dieß verbindet sie mit den Russen mehr als mit den Persern, obgleich die Natur das Gegentheil zu wollen scheint, denn Georgien ist von Rußland durch die furchtbare Gebirgskette des Kaukasus geschieden, gegen Persien aber liegt es offen. Die Russen haben durch den Erwerb dieser Provinz auf doppelte Weise gewonnen. Sie können sich, nachdem sie einmal den Kaukasus überschritten und in Georgien festen Fuß gefaßt haben, von diesem offenen Land aus weiter hin gegen Süden ausbreiten. Die Grenzmauer, welche der Kaukasus bildete, ist dadurch gleichsam eingesunken. Sodann concentriren sich jezt die südasiatischen Handelswege in Tiflis. Hierhin strömen jezt zahllose Waaren, die sonst den Kaukasus nie würden überschritten haben. Schon jezt blüht Tiflis im schönsten Flor, und wird es immer mehr. Auch Europa fühlt bereits den Einfluß jenes Handelswegs. Tiflis ist das Thor, durch welches jezt die Armenier in das Innere Europa's kommen. So viel Vortheile muß Rußland aber auch mit großen Aufopferungen erkaufen. Es kann jenes offene Land hinter dem Gebirge nur durch eine starke Besatzung schützen, und diese muß beständig ergänzt werden, da sie im Kriege mit den räuberischen Nachbarn sich aufreibt. Die Russen kommen hier in dasselbe Verhältniß, wie die Römer zu der Zeit, da sie das erste Mal die Alpen überschritten und jenseits derselben die offene Provence colonisirt hatten. Mitten unter feindlichen Völkern mußten sie hier ihre Legionen gerüstet stehen lassen, bis dieselben unter dem großen Cäsar alle jene Völker unterwarfen. Man darf nur einen Blick auf die geographische Lage der neuen russischen Provinz werfen, um sich über das politische Verhältniß, in welches dadurch Rußland mit Persien gekommen ist, aufzuklären. Persien und alle südkaukasischen Völker können niemals zugeben, daß die Russen jenseits des Gebirges festen Fuß fassen, oder wenn sie sich dessen nicht erwehren können, so müssen sie warten, früher oder später das Schicksal zu erfahren, was die Gallier von der Provence aus erlitten. Wie aber damals und dort die Römer von einzelnen gallischen Stämmen unterstützt wurden, so jezt und hier die Russen durch alle südkaukasische Christen.

Digitized by Google

Der kundige Verfasser schildert uns ausführlich die Verfassung Georgiens unter den Russen und entwirft uns unter anderem auch ein genaues Gemälde des russischen Obergenerals Jermaloff. „Er ist von einer hohen Statur und besizt eine außerordentliche Stärke. Diese Eigenschaften haben viel zu dem Schreckenseindruck beygetragen, welchen seine Ankunft unter den Völkern des Kaukasus veranlaßte. Ganz verschieden von den Satrapen Asiens besizt er die Gewohnheiten eines Scythen; er verschmäht den morgenländischen Luxus, reiset fast immer in einem nicht in Federn hängenden Wagen, schläft auf einem bloßen Teppiche und ist bis zum Uebermaß enthaltsam. Mit diesen strengen Sitten verbindet er das ausgezeichnetste Benehmen, eine große Freundlichkeit und Dienstfertigkeit, und ist ein eben so geschickter Taktiker, als ein trefflicher Gelehrter ꝛc.“ Die Schilderung des schönen und reichen Landes ist sehr anziehend und belehrend. Der Verfasser nimmt besonders auf die Produkte des Landes Rücksicht und sucht die merkantilische Wichtigkeit desselben in's Licht zu setzen. Auch die Eigenheiten und Sitten der Einwohner werden geschildert. Unter die leztern haben sich auch einige deutsche Kolonisten aus Würtemberg verirrt. Sie wohnen an dem Flusse Joro in zwey Dörfern, Petersdorf und Marienfeld. Der Verfasser sagt von ihnen unter andern: „Zu Marienfeld befindet sich ein Posten von zwölf Kosacken, welche sowohl das Eigenthum der Kolonisten gegen die Einfälle der Lesgier (eines kriegerischen Volkes im Kaukasus), als auch das Oberhaupt der Kolonie (einen lithauischen Edelmann) gegen die Unzufriedenheit sichern sollen, welche die Kolonisten im Anfang ihrer Niederlassung geäußert hatten. Sie wollten nicht arbeiten, und behaupteten, Rußland habe die Bedingungen nicht erfüllt, zu denen es sich gegen sie verbindlich gemacht hatte. Seit dieser Zeit betreiben sie jedoch den Ackerbau, und alles verkündet den Anfang eines glücklichen Gedeihens.“

Roman.

1) Fray Eugenio, oder das Autodafé von 1680. Von M. Mortonval, Verfasser des neuen Tartuff. Aus dem Französischen von L. A. Magnus. Drey Theile. Leipzig bey C. H. F. Hartmann. 1827.

2) Der Pater Clemens, oder der Jesuit als Beichtvater, eine englische Novelle, deutsch nach der vierten Auflage des Originals, von Friedrich Gleich. Frankfurt a. M. bey Wilhelm Schäfer. 1826.

Der Titel dieser beyden Romane hat schon einen gewissen Beyschmack von Polemik, und der Inhalt überzeugt uns, daß wir wirklich Controverspredigten in romantischem Gewande, oder mit einem Wort Controversromane vor uns haben. Man greift das religiöse Bekehrungsgeschäft von allen Seiten an, und sucht die bittern Pillen durch allerley Ueberzuckerung einzuschwärzen. Sonst verbannte man die Romane als Teufelswerk, um christlichen Erbauungsbüchern Platz zu machen. Jezt bringt man die Erbauung selbst in Romane. Obgleich durch dieses Verfahren der Poesie nicht immer ein Dienst erwiesen werden dürfte, so erweist doch sicherlich die Poesie der Polemik einen Dienst; denn mit poetischen Farben malt man alles lebhafter und eindringlicher. Der Controversprediger will seine Behauptungen durch Beyspiele nach dem Leben erläutern, und alles glänzend ausmalen, und ehe man sich's versieht, entsteht ein historischer Roman. Seit dem ehrlichen Sebaldus Nothanker hat es schon viele solche Romane gegeben, und die meisten sind gegen den Katholicismus gerichtet gewesen. So auch die vorliegenden. Der erste stellt die spanische Inquisition, der zweyte die heimliche Proselytenmacherey der modernen Jesuiten in protestantischen Ländern in das schwärzeste Licht. Jener erzählt mehr Thatsachen, dieser entwickelt mehr Grundsätze. Jener ist aber etwas langweilig, und die wirklich guten Schilderungen darin sind unter einer nur allzu breiten Hererzählung der Hofkabalen am Hofe Karls II. untergetaucht. Der zweyte Roman ist kürzer und schweift zwar in theologische Disputationen aus, diese sind aber sehr zweckmäßig und populär. Der Verfasser schildert zwey benachbarte englische Familien von hohem Adel. Die eine ist katholisch und hat einen Jesuiten als Beichtvater im Hause. Die andere ist protestantisch. Die Kinder beyder Häuser kommen zusammen und die Bekehrungsversuche des Jesuiten erwecken bey den Protestanten erst Widerstand, dann selbst Bekehrungseifer. Der Jesuit wird vollständig besiegt, und würde sich wahrscheinlich öffentlich bekehrt haben, wenn er nicht im Gram über seine Umtriebe gestorben wäre. Diese einfache Geschichte ist aber nur der Rahmen für die Controverse. Die beyden Partheyen disputiren und correspondiren durch das ganze Buch, und die wichtigsten Beweisgründe für den einen oder andern Glauben werden anschaulich einander entgegengesezt. Daß der Katholicismus dabey etwas stiefmütterlich zu seinem Nachtheil behandelt ist, liegt in der Art solcher Partheyschriften, wenn sie sich auch die Miene unpartheyischer Dichtung geben; und wir wissen kaum, ob wir dem Verfasser einen Vorwurf daraus machen können, da in religiösen Dingen alles Parthey ist.

Digitized by Google

Nr. 37.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 8. Mai 1827.

Epische Dichtkunst.

Die Frithiofs-Sage von Esaias Tegnér, Bischof von Werid. Aus dem Schwedischen übersezt von Amalie von Helvig, geborne Freyin von Imhof. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1826.

Seit 1820 erschienen in der Stockholmer Zeitschrift Iduna einzelne Bruchstücke des schwedischen Originals, und 1825 erschien es zum ersten Mal vollständig unter dem Titel: Frithiofs Saga af Esaias Tegnér. Stockholm. Tryckt hos Direct. H. A. Nordström. 1825. Seit 1822 erschienen auch schon im Morgenblatt deutsche Uebersetzungen der ersten Bruchstücke, von Frau Amalie von Helvig und von Herrn von Souhr. Die erste vollständige deutsche Uebersetzung war die von Ludolf Schley, Upsala, 1826; die zweyte die von Mohnicke, Stralsund, 1826; die dritte die vorliegende.

Diese dreyfache Uebersetzung beweist schon, für wie werthvoll das schwedische Gedicht zu achten ist, und wer es erst kennt, findet sich davon bezaubert. Unter den drey Uebersetzungen ist die erste von Schley auch die geringste. Die zweyte von Mohnicke ist schätzbar, hat aber in Vergleich mit der dritten große Härten. Die leztere von Frau Amalie von Helvig ist nicht nur unter den dreyen die beste, sondern auch überhaupt ein Muster schöner Uebersetzung. Sie sucht an Klarheit und Lieblichkeit ihres Gleichen. Zur Probe dürfen wir nur gleich den Anfang des Gedichts hersetzen:

Es wuchsen einst auf Hildings Gut
Zwey Pflanzen unter treuer Huth,
Schön, wie sie nie dem Nord erschienen:
Sie wuchsen herrlich auf im Grünen.

Gleich einer Eiche schoß empor
Die eine, schlanker als ein Rohr;
Wie strebend sich die Kron entfaltet,
Gleicht sie dem Helme kühn gestaltet.

Der Rose hold die andre glich,
Wenn kurz der Winter nur entwich,
Und Frühling, dem die Ros' entkeimet,
Noch in der Knospe liegt und träumet.

Doch wenn durch's Land die Stürme wehn,
Wird man die Eiche kämpfen sehn;
Und bey der Lenzluft wärmerm Glühen
Erschlossen, wird die Ros' erblühen.

So wuchsen sie im Kindertraum,
Und Frithiof war der junge Baum;
Es blüht die Blume süß und linde
In Ingeborg, dem Königskinde.

Die übrigens recht gute Uebersetzung des Herrn Mohnicke klingt gegen die vorliegende doch um vieles steifer und härter, wie man aus Folgendem ersieht:

Es wuchsen einst auf Hildings Gut
Zwo Pflanzen unter treuer Huth;
Zwo schön're nie im Nord erschienen,
Sie wuchsen herrlich auf im Grünen.

Aufschoß die eine, wie die Eich',
Es ist ihr Stamm der Lanze gleich;
Die Krone, zitternd in den Winden,
Sieht man wie Helmgewölb sich ründen.

Die andre glich der Rose zart
Wann eben floh der Winter hart,
Doch Lenz, die Rose hüllend, säumet,
Noch in der Knospe liegt und träumet.

Doch Sturm wird einst die Erd' umgehn,
Mit ihm die Eich' im Kampfe stehn,
Lenzsonne wird am Himmel glühen,
Dann roth der Rose Lippen blühen.

In Freud' und Spiel sie wuchsen gleich,
Und Frithiof war die junge Eich;
Das Röslein in dem grünen Thale
Schön Ingeborg es nannten Alle.

Hier liegt schon in den Reimen Eich' und gleich, Winden und ründen, zart und hart, Thale und Alle eine große Härte, und das Ganze ist nicht so geschmeidig und lieblich, auch nicht so klar, wie in der Uebersetzung der Frau von Helvig, der man es gar nicht ansieht, daß es eine Uebersetzung ist.

Das Gedicht selbst ist von außerordentlicher Schönheit, ja wir kennen kaum ein neueres Epos, das mit ihm verglichen werden könnte. Es vereinigt die Kraft und Tiefe einer ächten alten Nordlandssage mit der Lieblichkeit und dem ausgebildeten Geschmack der neuern Dichtkunst. Fouqué und Walter Scott haben ähnliche

Digitized by Google

Bearbeitungen alter Sagenstoffe versucht, aber es ist ihnen nicht gelungen, so ganz den Zauber des alterthümlichen Tones zu treffen. Am meisten Aehnlichkeit hat das Gedicht mit dem Cid, dem es auch die Romanzenform entlehnt zu haben scheint, und mit dem Tristan, dem es in der zarten Behandlung der Liebe und auch einigermaßen im Inhalt gleichkommt; denn wie Tristans Geliebte die Gattin eines Andern ist, so auch die Geliebte Frithiof's. Wir erlauben uns, einen kurzen Auszug des Inhalts zu geben. Das Ganze ist aus einer alten norwegischen Sage gleiches Namens geschöpft, wobey noch einige andere Sagen von dem Dichter benuzt worden sind. Die Geschichte spielt in Norwegen um das das Jahr 700 nach Christo. Die Könige, die in dem Gedichte vorkommen, sind sämmtlich kleine Gaukönige, unter welche Norwegen vertheilt war, bevor Harald Schönhaar das ganze Land unter seinen Scepter brachte. Das Gedicht enthält vier und zwanzig Lieder oder Romanzen, in denen, wie im spanischen Cid, die Geschichte gleichsam in einer Reihe von Bildern dargestellt wird. Das erste Lied, **Frithiof und Ingeborg**, gibt uns ein einfaches und reizendes Bild des Paares, dessen Geschichte uns beschäftigen soll. Ohne Umschweif werden wir sogleich in das Hauptinteresse der Dichtung eingeführt, und diese anspruchlose, recht alterthümliche Einfachheit sticht sehr glänzend gegen die kunstreichen und verwickelten Eingänge in andern epischen Dichtungen ab. Wir erfahren in diesem Liede nur, daß die beyden Kinder nach nordischer Sitte vom elterlichen Hause fern bey einem treuen Pfleger erzogen worden seyen, und ihr Bild wird uns in der lieblichsten Zartheit ausgemalt. Das zweyte Lied, **König Bele und Thorsten Wikingssohn**, ist das Gegenbild zum ersten. Hier treten nämlich die Väter des jungen Paares auf, der mächtige König Bele, Ingeborgs Vater, und der ärmere Thorsten, Frithiof's Vater. Beyde sind Greise und weihen sich nach nordischer Sitte dem Tode. Bele theilt sein Reich unter seine Söhne Helge und Halfdan. Thorsten übergibt sein Gut Frithiof. Beyde geben ihren Söhnen ernste und weise Lehren auf den Lebensweg. Von hoher Schönheit ist Thorsten's Rede:

Zuerst verehr' die Götter; Müh' und Gedeihn.
Vom Himmel kommt's, gleich Stürmen und Sonnenschein;
Sie schau'n in Herzens Tiefen, und büßend duldet
Das Leben, was die Stunde, die flücht'ge schuldet.

Gehorch dem König! Einem gehört die Macht;
Der Tag hat ein Licht, tausend die düstere Nacht.
Läßt doch der Beß're willig den Besten walten;
Denn an dem Schwerdt auch braucht man den Griff zum Halten.

Kraft ist der Götter Gabe, doch nicht Gewinn
Bringt sie dem Eigner, mangelt ihm kluger Sinn.
Der Bär hat zwölf Mann's Kräfte, den einer fället;
Schild ist vor's Schwerdt, vor Willkür Gesez gestellet.

Den Stolzen fürchten wen'ge, ihn hassen all',
Und Uebermuth, o Frithiof, erzeugt den Fall.
Hoch sah ich manchen fliegen, jezt an der Krücke;
Denn was den Saaten Wetter, ist Wind dem Glücke.

Den Tag sollst du nicht loben, bevor es Nacht;
Nicht Meth, eh' er getrunken, Rath' eh' er vollbracht.
Auf mancherley verläßt sich leichtgläub'ge Jugend,
Doch prüft der Streit das Schwerdt nur, und Noth die Tugend.

Nicht trau' einnächt'gem Eise, dem Lenzschnee nicht;
Noch dem, was kniegewieget, das Mägdlein spricht;
Denn ihres Sinnes Schweifen kann Treu nicht zügeln,
Und Wankelmuth wohnt unter den Lilienhügeln.

Du selber stirbst, es schwindet, was Muth erwirbt. —
Doch eines weiß ich, Frithiof, das nimmer stirbt:
Das ist des Todten Nachruhm durch die Geschlechte —
Drum wolle nur, was edel, thu' nur das Rechte.

Das dritte Lied „**Frithiof nimmt sein väterliches Erbe in Besitz**" enthält wieder große Schönheiten, indem es uns jenes nordische Erbe genau so umständlich und lebendig beschreibt, wie Homer das Haus des Odysseus, oder wie Voß die ländliche Wirthschaft in Grünau. Auch hat der Verfasser hier in Hexametern gedichtet, was die Aehnlichkeit noch sprechender macht. Diese antike Versart stört allerdings die Harmonie des Ganzen in seiner äußeren Form, da sie sich mit dem nordischen Versmaß nicht wohl verträgt. Der Inhalt aber paßt vollkommen zum Ganzen, und wir sehen mehr auf das Bild, als auf den Rahmen. Im vierten Liede, **wie Frithiof freit**, sehen wir den jungen Helden zu Helges Hofe fahren, und um dessen Schwester Ingeborg freyen; aber der neue König verweigert sie dem geringen Jüngling. Da zürnt Frithiof:

Hell glänzte die Klinge im Sonnenstrahl,
Roth flammten die Runen auf blankem Stahl;
Du Augurwadel,
Du bist doch, ruft Frithiof, von altem Adel!

Und wär mir nicht heilig der Hügel hier,
Das tückische Haupt gleich spalter' ich dir,
Sollst doch erfahren
Vor meinem Schwerdte dich nächst zu wahren.

Im fünften Liede, **König Ring**, führt uns der Dichter ein neues Bild vor.

Und den Goldstuhl vom Tische rückt König Ring fort;
Skald und Kämpen im Kreise
Stehn auf, zu vernehmen des Königs Wort,
Berühmt im Nord,
Der wie Baldur so fromm, und gleich Mimer so weise.

Dieser berühmte nordische König beschließt, um die schöne Ingeborg zu freyen, ob er gleich schon alt ist. Aber Helge und Halfdan verweigern auch ihm die Schwester, und der leztere spottet über sein Alter. Da rüstet Ring sich zur Rache. Das sechste Lied, **Frithiof spielt Schach**, zeigt uns den jungen Helden daheim beym Schachbrett. Helges Bote kommt und bittet ihn, mit

Digitized by Google

gegen Ring in's Feld zu ziehn. Doch Frithiof schlägt es aus. Das siebente Lied, **Frithiof's Glück**, führt uns in Baldur's Tempel ein, wo Ingeborg aufbewahrt wird. Fritbiof hat ihren Aufenthalt erfahren und dringt heimlich zu ihr. Hier genießen sie die süße Lust verbotener Liebe. Ingeborg bangt vor dem Zorn des Gottes, dessen Heiligthum sie durch ihre Liebe zu entweihen fürchtet, doch Baldur ist ein Freund der Liebenden. Das achte Lied, **der Abschied**, ist ein's der längsten und schönsten. Frithiof erzählt seiner Geliebten, daß ihm Helge zum zweyten Mal eine abschlägige Antwort gegeben, und ihn als einen Störer des Tempelfriedens mit Verbannung oder Tod bedroht. Statt dieser Strafe sey ihm aber der Auftrag geworden, von dem wilden Aganthyr auf den westlichen Inseln den rückständigen Tribut einzutreiben. Vergebens beschwört er Ingeborg bey seiner Liebe, ihm zu folgen. Sie aber will die Liebe nicht durch ihre Ehre erkaufen.

Beles Tochter
Stiehlt nicht ihr Glück sich, läg' es noch so nahe.
Was wär das Weib, riß eigenmächtig sie
Sich von den Banden los, womit Allvater
Ihr schwaches Wesen an den Starken knüpfte? —
Der bleichen Wasserlilie gleichet sie,
Die mit der Woge steigt und mit ihr sinket:
Des Schiffers Kiel geht über sie dahin,
Merkt nicht, daß er den Stengel ihr durchschnitt.
Das ist nun ihr Geschick; jedoch so lange
Die Wurzel fest im tiefen Sande hängt,
Behält sie Werth und Daseyn, leiht die Farben
Von ihren bleichen Brüdern sich, den Sternen,
Auf blauer Tiefe schwimmend, selbst ein Stern;
Reißt sie jedoch sich los — dann treibet sie,
Ein welkend Blatt, umher auf öder Fluth.

Das neunte Lied enthält **Ingeborgs Klage**, nachdem Frithiof sie verlassen. Das zehnte zeigt uns **Frithiof auf dem Meere**. Schrecklich wüthet der nordische Sturm, doch Fritbiof kämpft unerschüttert mit dem wilden Element, und entgeht glücklich dem Tode. Im eilften Liede erscheint **Fritbiof bey Aganthyr**. Dieser sizt eben mit seinen Mannen bey'm Festmahl. Im Wettkampf bewährt Frithiof seine Heldenkraft, und Aganthyr wird von solcher Achtung gegen ihn erfüllt, daß er das schuldige Gold ihm freywillig einhändigt. Das zwölfte Lied schildert **Frithiof's Rückkehr**.

Süß ist's dem Segler, vom fernen Lande
Den Kiel zu wenden zum Heimathsstrande,
Wo Rauch vom Herde, dem eignen, steigt,
Und Wohlbekanntes dem Blick sich zeigt;
Der Kindheit Spielpläz' im Quell sich spiegeln —
Die Väter schlummern in grünen Hügeln,
Und wo voll Sehnsucht die treue Braut
Von hoher Klippe zum Meere schaut.

Aber König Ring war unterdessen in's Land gefallen, hatte Helge besiegt und ihn gezwungen, ihm Ingeborg zur Gemahlin zu geben. Sie fügte sich in ihr Schicksal.

Ein Opfer bin ich, sprach sie gelassen,
Für Bele's Lande; geschmückt mit blassem
Schneeblumenkranze und Wintergrün
Sieht man das Opfer des Friedens ziehn,
Voran der Skalde mit düsterm Gange;
Auf schwarzem Roß saß mit bleicher Wange
Die Braut.

Im dreyzehnten Liede, **Baldur's Tempelbrand**, übt Frithiof grimmige Rache. Er dringt zu König Helge in den Tempel, und wirft ihm das Gold Aganthyr's an den Kopf, daß er blutend zurücktaumelt. Helge hatte Frithiof's Armring, den dieser seiner Ingeborg geschenkt, dem Mädchen wieder geraubt und damit das Bild Baldur's geschmückt. Frithiof will das Kleinod wieder losreißen, reißt aber das Bild des Gottes selbst um, daß es in das Opferfeuer stürzt und bald den ganzen Tempel in Flammen sezt. Das vierzehnte Lied zeigt uns daher **Frithiof landflüchtig**, als Tempelzerstörer. Er wirft sich wieder auf's Meer, und hier gibt er seinen kühnen Gesellen das berühmte Seegesetz der Wikinger. Es wird im fünfzehnten Liede, **Wikinger Recht**, ausführlich verzeichnet, und ist der Triumph nordischer Heldenkraft und Tollkühnheit. Unter andern soll der Wikinger stets nur unter freyem Himmel und mit dem Schwerdt in der Hand schlafen, beym Sturm auf der See den Winden zum Troz alle Segel ausspannen, keinen andern Sold als Wunden nehmen ꝛc. Alles dieß ist der alten Sage wörtlich getreu. Im sechzehnten Liede, **Frithiof und Biörn**, entschließt sich der Held im Gespräch mit seinem getreuen Gefährten Biörn, König Ring aufzusuchen. Im siebzehnten **kommt Frithiof zu König Ring**, als ein armer Greis verkleidet. Da er aber von des Hauses Dienern verspottet wird, packt er den Einen und verräth seine Stärke. Der kluge König Ring befiehlt ihm, sich zu offenbaren.

Und schon vom Haupt des Gastes abfällt die Bärenhaut,
Daß jeder statt des Greises den schönsten Jüngling schaut;
Hell von der off'nen Stirne, um breite Schultern rollt
Die Fülle lichter Locken gleich einer Fluth von Gold.

Da zeigt Gewand und Mantel des blauen Sammtes Pracht,
Der Gürtel Handbreit Silber, drauf kunstreich angebracht
Des Waldes wilde Thiere, die jagten lustiglich
Rund um des Helden Mitte, im Kampfe tummelnd, sich.

Und Wucht der goldnen Ringe ziert ihm den Arm so reich,
Zur Seit' ihm hing sein Schlachtschwerdt, gestähltem Blitze gleich,
Der Blick so heldenruhig der Gäste Reih' durchflog,
Schön stand er da, wie Baldur, wie Thor, so kühn und hoch.

Da steigt in bleiche Wangen der holden Frau das Blut;
So färbet Schneegefilde des Nordlicht's Purpurglut,
Und wie zwey Wasserlilien, wenn hoch die Wellen gehn,
Sich schaukeln auf den Fluthen, ihr Busen war zu sehn. —

Der König befiehlt ihn gastlich zu ehren, und Ingeborg muß ihm den Becher reichen.

Digitized by Google

Da nahm die schöne Herrin das Horn, so vor ihr stand,
Von Ures Stirn gebrochen, umfaßt von goldnem Rand,
Auf blanken Silberfüßen, mit Bildern wunderbar
Und Runenschrift bedeutsam es rings gezieret war.

Und wie gesenkten Blickes, sie zitternd es ihm bot,
Schwankt das Gefäß und netzet die Finger purpurroth;
Wie Abendröthe säumet der Lilienblätter Rand,
So brannten dunkle Tropfen ihr auf der weißen Hand.

Das achtzehnte Lied schildert **die Eisfahrt**, die König Ring mit Ingeborg und Frithiof unternahm. Ingeborg's Schlitten bricht ein, Frithiof aber rettet sie mit starker Hand. Das neunzehnte Lied enthält **Frithiof's Versuchung**. König Ring hat trotz Frithiof's Verstellung sogleich gemerkt, wer er sey, und will seine Redlichkeit prüfen. Er stellt sich, während er mit Frithiof einsam im Walde auf der Jagd ist, als ob er unter einem Baum eingeschlafen sey, so daß Frithiof keine bessere Gelegenheit finden kann, ihn zu ermorden. Doch der Jüngling widersteht der Versuchung. Da freut sich der Greis und spricht:

Siehst du! Alt bin ich geworden, steige bald in Hügel ein:
Nimm mein Reich dann, mein Gemahl nimm, Jüngling, die von Anfang Dein.
Sey mein Sohn indeß und zeche mit mir fröhlich, wie vorher.

Doch Frithiof entgegnet:

Meine Braut nur wollt' ich schauen — einmal, ach, zum lezten Mal! —
Weh, und halbgelöschte Flammen zündet' ich zu neuer Qual.
Schon zu lang' in deiner Halle weilt' ich — zeche dort nicht mehr;
Unversöhnter Götter Zürnen ruht auf meinem Haupte schwer;
Baldur mit den hellen Locken, er, der alle Wesen liebt,
Haßt nur mich, den er dem Elend, der Verbannung übergibt.

Die beyden folgenden Lieder, **König Ring's Tod** und **Ring's Drapa** schildern den sanften Tod und die Beerdigung des guten Königs; darauf das zwey und zwanzigste Lied **die Königswahl**. Das Volk wählt Ring's jungen Sohn zum König, und Frithiof soll ihm zur Seite stehen, ihm wollen sie die Wittwe vermählen. Doch Gott Baldur zürnt noch. Nur von ihm kann Frithiof die Braut empfangen. Trost suchend steht im drey und zwanzigsten Liede **Frithiof auf seines Vaters Hügel**, und hier sieht er in einem himmlischen Gesicht an der Stelle des zerstörten Tempels einen neuen emporsteigen. Sogleich trifft er Anstalt, dieß Gesicht wahr zu machen, und als der Tempelbau vollendet ist, erfolgt im vier und zwanzigsten und lezten Liede **die Versöhnung**. Frithiof wird von seiner Schuld losgesprochen und auch Helges Tod gesühnt. Halfdan gibt ihm die Schwester.

Und langgeschiedene Hände schlugen nun vereint
Den kräft'gen Handschlag, treufest, wie der Felsengrund.
Da löst den Bann der Priester alsobald, der schwer
Auf lang verfehmtem, auf friedlosem Mann noch lag.
Und als er weggenommen von des Helden Haupt,
Das frey sich hob, da plötzlich eintrat Ingeborg,
Im Brautschmuck leuchtend, stolz umwallt vom Hermelin
Des Königsmantels; Dienerinnen um sie her,
Wie um den Mond die Sterne an des Himmels Zelt.
Mit Zähren in den schönen Augen sank sie hin
An ihres Bruders Busen, doch er legt gerührt
Die theure Schwester sanft an Frithiof's treue Brust,
Und am Altar des Gottes reichte sie die Hand
Dem theuren Freund der Jugend, dem Geliebtesten. — —

Literärgeschichte.

De l'influence de nos poètes sur la langue française; par Emile Mazens. Paris 1826.

Eine Provincial-Akademie warf vor einigen Jahren die Preisfrage auf: Verdankt die französische Sprache den Dichtern oder den Prosaikern ihre Ausbildung und Vervollkommnung? — Der Verfasser gehört zu der alten klassischen Parthey in Frankreich, die sich der neuern romantischen Parthey heftig entgegensezt, und die zugleich neben dem vergötterten Paris nichts anerkennt, was in den Provinzen hin und wieder erstrebt wird. Sehr ungerecht sind seine hämischen Blicke auf die provencalische Poesie, deren romantischem Geiste die neueste französische Dichtkunst sich wieder genähert hat. Dieß ist aber nicht von einem verblendeten Franzosen zu verwundern, der in dem Siècle de Louis XIV. den Höhenpunkt aller Literatur sieht. Er hätte sich die Mühe sparen können, über das Alter der Poesie überhaupt zu präludiren. Was ist nun der langen Rede kurzer Sinn? Die Sprache der Einbildungskraft verdankt den Dichtern am meisten: die Sprache des Verstandes und des Urtheils aber ist mehr das Werk der Prosaisten. Nach ihm wurde die Sprache zuerst wieder durch die Poesie gehoben und der Verachtung entzogen, die auf ihr lastete. Nachdem der Verf. den Anfang der französischen Literatur etwas seicht besprochen, geht er zu Marot und Montaigne über, von dem er glücklicherweise Gutes sagt und mit Voltaire, zwar nicht seine Sprache, wohl aber seine Einbildungskraft zurückwünscht. Sehr mit Unrecht vergißt er Calvin, den man unstreitig als den ersten Prosaisten seiner Zeit ansehen kann. Die Klassiker aus dem Siècle de Louis XIV: Corneille, Racine, Boileau (!), Fenelon, Pascal setzen ihn in gebührendes Entzücken. Auf die Aera der schönen Wissenschaften folgt, nach ihm, die Aera der Philosophie. An die Stelle von Fenelons und Bossuets Grazie tritt der lebenvolle correkte Styl von Montesquieu und die glühende farbenvolle Prosa Rousseau's. Der Verf. meynt, als die schönen Wissenschaften gesunken wären, hätte sich doch die Poesie oben erhalten, und ihr verdanke die Sprache ihre bleibende Reinheit und Schönheit. Er meynt aber nur die Poesie Voltaire's. Die neueste französische Dichterschule wird keines Worts gewürdigt. Was soll man von dergleichen Literatoren denken?

Digitized by Google

Nr. 38.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 11. Mai 1827.

Neugriechische Literatur.

Wenn schon vor der gegenwärtigen griechischen Revolution, also bis zum Jahre 1821, das nie ganz unterdrückte Streben der Neugriechen nach wissenschaftlicher Ausbildung nicht ohne, zum Theil einflußreichen, Erfolg, auch troz so mancher gewaltig hemmenden Hindernisse von Innen und Außen, geblieben ist; so wird, wenn der Ausgang des Kampfes dem Zwecke entspricht und ein freyes bürgerliches Leben über Griechenland sich verbreitet, auch Kunst und Wissenschaft in ihrer frühen Wiege von Neuem und kräftiger sich regen. Bürgen doch dafür zum Theil die, wenn gleich gegen früher nur in geringer Anzahl, auf einzelnen Universitäten Europa's studirenden griechischen Jünglinge, die, wie viele andere Griechen, welche vor längerer Zeit schon gebildet wurden, Kunst und Wissenschaft, überhaupt die Früchte der Civilisation, in ihr Vaterland bringen werden! — Und wie jener Kampf und die Ausdauer, mit welcher die Griechen ihn kämpften, ihre Thaten, ihre Tugenden und das Unglück, so sie gethan, gezeigt und — erlitten haben, ein reinmenschliches Interesse für Griechenland in den Völkern erregt hat, so ist auch hier und da, besonders auch in Deutschland, der Sinn und das Interesse für die Sprache und die wissenschaftlichen Bemühungen der Neugriechen lebendig geworden, und nur allgemeiner wird jener Sinn und jenes Interesse werden, wenn erst politisches und wissenschaftliches Leben das freye Griechenland von Neuem durchdringt. Besonders im nahen Frankreich ist die neugriechische Literatur nie ganz, und auch während der lezten Jahre nicht, aus dem Buchhandel ausgeschlossen gewesen; und wie mancher gelehrte Grieche dort eine Zuflucht gefunden hat, so ist da auch Manches zur Beförderung, wie der altgriechischen Literatur, so der Kultur der Neugriechen, von Griechen im Drucke erschienen, sey es nun, daß Griechen selbst das Unternehmen unterstüzt, oder französische Buchhändler (wie Didot, Eberhard) der Wissenschaft und dem Interesse für das erwachende Griechenland ein Opfer gebracht haben. Ref. hat ganz kürzlich einige dieser neugriechischen Bücher (keineswegs alle, die in der lezten Zeit erschienen sind) aus Paris empfangen, und er glaubt, besonders da sie in Deutschland selten seyn mögen, daß es nicht ohne Interesse seyn dürfte, zum Beweise, was von einzelnen Griechen außer Griechenland für ihr Vaterland und für die Wissenschaft in den lezten Jahren geschehen, Einiges über dieselben hier kurz mitzutheilen. Könnte es doch das Interesse an den wissenschaftlichen Strebungen der Neugriechen noch vermehren und erhöhen! —

Aus dem Jahre 1823 liegen mir vor:

1) Ἡ ἐπιστημη του καλου Ριχαρδου συντεθεισα ὑπο του Φραγκλινου. 1823. bey Didot in Paris. kl. 8. 81 S.

2) Ὁ Ἀλεξις της Φιλελληνος χηρας Βυττεμβαχίου. 1823. bey Didot. 8. id. und 74.

Aus dem Jahre 1824:

3) Ἡ Λυρα. Ὠιδαι Ἀ. Καλβου Ἰωαννιδου του Ζακυνθιου. 1824. Genf, bey Guil. Fick. kl. 8. 153 S.

4) I. E. Βερναρδινου Σαιμπιερῥου τα κατα Παυλον και Βιργινιαν. 1824. bey Didot in Paris. kl. 8. 206 S.

Aus dem Jahre 1825:

5) I. E. Βερναρδινου Σαιπιερῥου Ἠθικα διηγηματα τρια. 1825. bey Didot in Paris. kl. 8. MΔ und 125.

6) Δοκιμιον περι των προσωπικων ἀσφαλειων, τας ὁποιας ἀπαιτει ἡ σημερινη καταστασις της πολιτικης κοινωνιας, γραμμενον εἰς γαλλικην γλωσσαν ἀπο τον Π. Κ. Φ. Δαυνου. 1825. bey Didot. 8. IΔ und 241.

Aus dem Jahre 1826:

7) Καλβου και Χρηστοπουλου Λυρικα. 1826. Paris bey Jules Renouard. kl. 8. XII und 251.

Nr. 1. ist eine Uebersetzung der Schrift Franklin's: „Die Weisheit des guten Richard," der auf fünf und zwanzig Seiten das neugriechisch geschriebene Leben Frank-

lin's voranstehet. Wahrscheinlich ist dasselbe von dem Uebersetzer, als welcher der Chiot Phurnaraki's genannt wird: er selbst nennt sich hier nur: Φ. Φ. Das Ganze hat er: „Εις τους ευεργετας και συμπατριωτας Χιους" gewidmet. Auch befindet sich voran ein Bildniß Franklin's, mit der neugriechischen Uebersetzung des bekannten Hexameters, den der Minister Turgot auf Franklin gedichtet: „Καὶ κεραυνὸν κατήργησε, καὶ σκῆπτρον τῶν τυράννων."

Nr. 2. ist gleichfalls eine Uebersetzung aus dem Französischen, und zwar des „Alexis" der Wittwe des Leydner Professors und berühmten Philologen, Wyttenbach, und von demselben Φ. Φ. Aus dem Vorworte (είδησις) erfahren wir, welche edle Gesinnungen jene gebildete Frau zu Gunsten der neuen Hellenen geäußert, und daß sie unter andern den Erlös einer ihrer Schriften zum Besten der verwundeten Kämpfer Griechenlands bestimmt hatte.

Nr. 3. enthält zehn neugriechische Oden des Zakynthiers Kalvos in lyrischem Vermaße, über die er S. 141 ff. einige Bemerkungen beyfügt. Sie zeichnen sich durch eine glänzende, reine Sprache, lebendiges Kolorit, Kraft und Erhabenheit der Gedanken aus, und lassen den Patrioten im Dichter erkennen. Derselbe ist — nach den kurzen, in einer französischen Uebersetzung jener Oden (La lyre patriotique de la Grèce. Paris, 1824.) von dem Griechen Nikolopoulos in Paris mitgetheilten Notizen über Kalvos, — erst dreyßig Jahr alt, hat in Italien studirt, ist in Frankreich, Deutschland und England längere Zeit gewesen und hat namentlich in London die griechische Sprache gelehrt. Zur Verständniß seiner Oden hat er ein Verzeichniß einzelner Wörter und Redensarten, mit französischer Uebersetzung, S. 121 — 137, angehängt.

Nr. 4. und 5. sind Uebersetzungen, sowohl des „Paul et Virginie" als dreyer Contes moraux des Bernardin de St. Pierre, beyde von dem Griechen N. S. Pikkolos, welcher früher Lehrer an der Schule in Chios war (s. Iken's Leukothea. Thl. 2. S. 4) und jezt als Professor der Philosophie an der Universität in Korfu angestellt ist. Nr. 4. ist dem gelehrten Griechen Konst. Bardalachos, der sich jezt in Odessa aufhalten soll, Nr. 5. aber dem, als Dichter, des Trauerspiels 'Ασπασία z. B., bekannten Jakobakis Rizos Nerulos gewidmet. In lezterer Schrift befinden sich auch einige Notizen über Bernardin de St. Pierre, aus dem Französischen des Chenier, und am Schlusse Anmerkungen des Uebersetzers. Die Dedikation von Nr. 4. ist aus Paris, 1822 datirt.

Nr 6. ist eine Uebersetzung des „Essai sur les garanties individuelles. Par Daunou", nach der dritten Ausgabe dieser Schrift vom Jahr 1822, von dem obengenannten Phurnarakis, und auf Kosten eines griechischen Kaufmanns, wie die Προλεγόμενα lehren, gedruckt. Diese Prolegomena enthalten auch biographische und literarische Notizen über Daunou. Beygefügt sind zwey Verzeichnisse griechischer und französischer Wörter, zum Nutzen künftiger Lexikographen der griechischen Sprache, und um dadurch nach dem Rathe des gelehrten Griechen Korais, zur Verbesserung derselben beyzutragen. (Vergl. die 'Ειδησις του συγγραφέως. ΙΓ. ΙΔ.)

Nr. 7. enthält lyrische Gedichte von Kalvos und Christopulos, mit einer französischen Uebersetzung. Voranstehen einige Worte „Au général Lafayette," woraus hervorgeht, daß Kalvos nur nach Griechenland gegangen ist, um, wie er für Griechenlands Freyheit gesungen, nun auch für dieselbe zu kämpfen. Denn ein kräftiger Geist, ein glühender Patriotismus spricht auch aus den hier mitgetheilten zehn Oden, während die Lieder des Christopulos, die derselbe, ein anderer Anakreon und in dessen Weisen, schon vor der jetzigen Revolution gedichtet hat, nur Liebe und Weichlichkeit athmen. Diese Lieder des Christopulos sind theils Λυρικὰ (XVI.), theils Βακχικὰ (VII), und nur eine Auswahl aus der in Wien 1818 erschienenen Sammlung seiner „Λυρικά," mit dem Unterschiede, daß die in jener Auswahl gegebenen Lieder orthographisch richtiger gedruckt sind, als in der Wiener Ausgabe. Unter den lyrischen Dichtern des neuen Griechenlands bis 1821 gilt Christopulos für einen der ersten, und in der That besizt er alle die Vorzüge der anakreontischen Muse, wie er denn auch „der neue Anakreon" genannt worden ist. Diese Vorzüge räumt ihm auch der Grieche, dessen Briefe in Iken's Leukothea die Grundlage sind, ein (Thl. 2. S. 87), während er indeß auf der andern Seite seine weichliche Philosophie, seinen Mangel an Patriotismus scharf tadelt. Doch kann man sich über diese Ausartung und Verweichlichung nicht wundern, wenn man weiß, daß Christopulos zu der Klasse der Phanarioten gehört und in der Nähe des frühern Hospodars der Wallachey, Karadscha, eine Stelle bekleidete, welche ihn in den Besitz von Reichthümern sezte.

Vorstehenden Bemerkungen will Ref. noch Folgendes über einige in den lezten Jahren im Drucke erschienene Arbeiten einzelner Griechen, zum Beweise ihrer Thätigkeit, und als Nachtrag zu der auch in diesem Blatte (1826. Nr. 37.) besprochenen Leukothea von D. Iken, beyfügen.

Von dem gelehrten, aber in der That noch jugendlich wirkenden, Greise Korais (er ist 1748 geboren) in Paris, sind seit 1824 folgende Ausgaben altgriechischer Autoren erschienen:

Πλουτάρχου τὰ πολιτικά. (Als sechster Band der Πάρεργα.) Paris 1824.

Ξενοφῶντος 'Απομνημονεύματα καὶ Πλάτωνος Γόρ-

γιας. (Als fünfzehnter Band der ἑλληνικὴ βιβλιοθήκη.) Paris 1825.

Λυκούργου λόγος κατὰ Λεωκράτους. Paris 1826.

Ferner muß hier erwähnt werden die neugriechische Uebersetzung von Riemer's altgriechisch-deutschem Wörterbuch, an welcher der gelehrte Grieche Konstantin Kumas (jezt in Wien) mehrere Jahre gearbeitet hat und die nun in Wien 1826 erschienen ist. Derselbe beschäftigt sich gegenwärtig mit einer Uebersetzung der Abderiten von Wieland, dessen Agathon er bereits in's Neugriechische übersezt hat (erschien 1814). — Im Jahre 1825 gab auch der Grieche Minoides Minas, früher Professor in Paris und in Betreff der neugriechischen Sprache und ihrer Bildung ein Anhänger des Systems von Kodrika, heraus: Traité sur la véritable prononciation de la langue grecque. Paris, 1825.

Das Interesse an der Literatur der Neugriechen ist kürzlich auch in Deutschland rege geworden, besonders durch Fauriel's Chants populaires de la Grèce moderne (Paris, 1824, 1825.), die in zwey Verdeutschungen erschienen sind. Ein neuer Abdruck des neugriechischen Originals wird, besorgt von Prof. Friedrich Schultze in Liegnitz, noch in diesem Jahre bey Teubner in Leipzig erscheinen, wobey besonders die falsche Orthographie der Volksgesänge, wie sie, nach Fauriel, auch Wilhelm Müller in seiner Uebersetzung beybehalten hat, berichtiget und verbessert werden soll. Zugleich wird jener Abdruck auch mehrere bisher unbekannte neugriechische Volkslieder enthalten und demnach Fauriel, dessen Werk, als das erste seiner Art, manchen Nachtrages und vieler Ergänzungen fähig ist, ergänzen. Wie Ref. hört, wird ferner gleichfalls in diesem Jahre noch ein neues Werk über Poesie und Literatur der Neugriechen von D. Iken (bey Göschen in Grimma) erscheinen, und dasselbe namentlich auch manchen Beytrag zu der Volkspoesie der Neugriechen und ihrer Literatur überhaupt, so wie manche Materialien für eine künftige Literaturgeschichte derselben, enthalten. — Was die neugriechische Sprache anlangt, so ist auch diese in der lezten Zeit nicht unbeachtet in Deutschland geblieben, vielmehr sind in den Jahren 1825 und 1826 drey Grammatiken der neugriechischen Sprache. (Kurze vergleichende Grammatik der Neu- und Altgriechischen Sprache, u. s. w. Braunschweig, Lucius 1825. Gedrängte, reine und angewandte neugriechische Sprachlehre, u. s. w. Von K. H. W. Münnich. Dresden, Arnold, 1826. und: Lehrbuch der neugriechischen Sprache von W. v. Lüdemann. Leipzig bey Brockhaus, 1826) erschienen. Es scheint aber fast, die Existenz einer neugriechischen Sprache sey noch zu wenig festgestellt, die Sprache der Neugriechen sey noch gar zu sehr im Entstehen, als daß von ihr, als von einer gebildeten, und von einer Grammatik derselben schon jezt die Rede seyn könne. Sind doch die gelehrten Griechen selbst unter sich uneinig, wie die Volkssprache, die gesprochene Sprache der Neugriechen, gebildet und vervollkommt werden müsse, um zur geschriebenen, zur Büchersprache erhoben zu werden! —

So viel für dieses Mal und hier über die neugriechische Literatur und das, was für sie und zu ihrer Kenntniß in Deutschland geschieht!

Zeitschriften.

Neue Jahrbücher für Religion und Sitten; oder für Kirchen-, Schul- und Armenwesen in der evangelisch-reformirten Schweiz. In Verbindung mit mehreren Schweizerischen Geistlichen und Vaterlands-Freunden herausgegeben von J. R. Steinmüller, Pfarrer in Reinck, Kirchenrath und Vice-Antistes der evangelischen Geistlichkeit des Kantons St. Gallen. Jahrgang 1827. Erster Heft. St. Gallen, bey Huber und Comp. 258 S. 8.

Der Herausgeber ist ein ehrwürdiger Veteran, auch dem Auslande nicht unrühmlich durch die Veranstaltung mehrerer Schweizerischer Zeitschriften, theils für die Naturkunde (Alpina und Neue Alpina), wie durch eine gründliche Schrift über die Alpenwirthschaft bekannt und in der Schweiz selbst durch eifrige und vieljährige Bemühungen um Jugendunterricht und Schullehrerbildung ausgezeichnet und geschäzt. Seine jezt neubegonnene Zeitschrift, die in halbjährigen Heften oder Lieferungen erscheinen soll, ist bestimmt, der evangelischen Schweiz einen Vereinigungspunkt für Mittheilungen über Gegenstände des Kirchen- und Schulwesens zu gewähren und damit einem Zeitbedürfnisse zu entsprechen „Ein Kanton (so drückt Hr. Steinmüller sich im Vorworte aus) achtet immer mehr auf das, was in andern Kantonen erscheint; das Gute findet wärmere Theilnahme und Nacheiferung als ehedem; die Geistlichen sodern zugleich dasselbe auch vereinter und unerschrockener, und auf diesem Wege werden die verschiedenen Einzelnheiten durch Verähnlichung immer fähiger zu einem sich in nichts widersprechenden Ganzen verbunden zu werden, so daß wir auch mehr als je hoffen dürfen: jene heißersehnte Zeit nähere sich allmählig, wo unsere evangelisch-kirchlichen Institutionen in der Schweiz mehr Bestimmtheit, Zweckdienlichkeit und Einheit, damit dann auch zugleich mehr Zuverlässigkeit und Wirksamkeit erlangen."

Digitized by Google

Die Jahrbücher befassen theils eigene Abhandlungen, theils Urkunden und Altenstücke, theils endlich Nachrichten und Anzeigen aller Art aus den Fächern, denen sie gewidmet sind. Jeder Jahrgang soll die vollständige Beschreibung der kirchlichen Verfassung und der bestehenden Verordnungen über Schul- und Armenwesen eines evangelischen Schweizerkantons befassen, und dieser erste eröffnet die Reihenfolge mit dem Kanton Thurgau. Unter den Abhandlungen des ersten Heftes möchten diejenigen des Herausgebers und des Bernischen Pfarrers, Gruner, in Zimmerwald, über die Verhältnisse der Primarschulen und über Landschullehrer-Bildung am anziehendsten seyn. Beyde Männer sprechen aus langer eigener Erfahrung, und sie tadeln manche angeblich gemachten Vorschritte.

„Es ist (sagt Hr. Steinmüller unter andrem) für die Zufriedenheit und Brauchbarkeit der Landschullehrer ungemein viel gewonnen, wenn diese nicht durch den, mehrere Jahre andauernden Aufenthalt in Städten oder höhern Instituten zu sogenannten Halbherren methodisch umgemodelt, oder durch Unterricht in vielen Realfächern für ihren Beruf überbildet und verbildet werden. Ich habe während dreyßig Jahren mehr als 800 Schullehrer unterrichtet, und überall im Kanton sind meine Zöglinge angestellt. Anfangs leitete der Erziehungsrath meine Anstalt; seit zwölf Jahren erhält sie sich selbst, als Privatinstitut. Sehr angenehm verschwinden mir alljährlich 3 bis 4 Wintermonate, wo ich jedesmal, von einem meiner ältern Zöglinge (der nur im Sommer eine Schule zu besorgen hat) unterstützt, junge Bauernsöhne im Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen, in der Unterrichts-Methode und namentlich in der zweckmäßigen Behandlung und Erklärung der eingeführten Schulbücher unterrichte. Wenn Privatlehrer in den Seminarien in Geschichte, Geographie, Physik u. s. w. oder in fremden Sprachen Unterricht erhielten, so ist dieß nach meinen vielfältigen Erfahrungen eine gewöhnliche Ursache, daß besonders die fähigern jungen Männer alle Lust und Liebe für den Primarunterricht verloren haben, und entweder in ihren Schulen die Hauptsache vernachlässigten, oder ihre Stellen niederlegten und sich einer andern, einträglicheren oder bequemeren Berufsart widmeten."

Unter der Rubrik: „Ultramontanische Proselytenmacherey" werden verschiedene Bekehrungsgeschichten junger und alter Weibspersonen erzählt, die als Fabrikarbeiterinnen oder durch Zufälle aus der Schweiz in's Vorarlbergische gekommen, und dort zum katholischen Kultus convertirt worden sind. Die jungen Mädchen schreiben alsdann in der Regel Briefe nach Hause, die ihnen unzweifelhaft in die Feder dictirt sind und die, ad imitationem der berüchtigten Hallerischen Epistel, das ihnen widerfahrene Heil preisen und den Ihrigen zu Hause die baldige Nachfolge wünschen. Den alten Weibspersonen hingegen werden in der Regel lateinische Bettelbriefe mitgegeben. Eine solche, deren zu Vaduz am 3ten Mai 1826 ausgestellter Conversionsschein hier abgedruckt ist, und worin es unter andrem heißt — hinc ipsam a me conversam Dei auxilio, quorunque pervenerit, officiis cujuscunque boni Christiani summopere commendo — kam in ihre heimathliche reformirte Gemeinde zurück, und übergab den Schein ihrem Pfarrer mit den Worten: sie müsse ihm einen Spaß zeigen. Als dieser ihr andeutete, daß dieß gar kein Spaß heißen könne, mit Bemerkung, daß, wenn sie so evangelisch im Herzen sey, als sie vorgebe, sie diesen Schein zurücklassen müsse, erwiederte die Neubekehrte: sie wolle ihn dem Herrn Pfarrer gerne zurücklassen, wenn er ihr einen Bettelbrief an die evangelischen Geistlichen gebe. — Ein Seitenstück zu diesen Bekehrungs-Geschichten bildet die gleichfalls hier erzählte Traktätlein-Saat, welche im August 1826 unbekannte Reisende, von den einen für Engländer, von den andern für Schweizer gehalten, vornahmen, indem sie auf der Straße längs dem Bodensee das Thurgau hinauf aus ihrer Kutsche links und rechts an die Arbeiter auf dem Felde Druckschriften und Büchlein auswarfen, deren kritisches Verzeichniß hier gegeben wird. Sie sind meist alle in Basel gedruckt und frömmelnd spielenden Inhalts, aus seltsam gewählten und zusammengeflickten Bibelsprüchen bestehend, oder auch von Missionen und Heidenbekehrungen handelnd. Ein anderer Reisende in jener Gegend stellte sich beym Schlusse des Gottesdienstes in einem Pfarrdorfe vor die Kirchthüre und machte da ähnliche Austheilungen an Kinder.

Literärische Notitz.

Worte aus der pariser Korrespondenz in einer englischen Zeitschrift.

Ein französischer Uebersetzer ist so eben im Begriff, Niebuhrs Werk klar und verständlich zu machen, und es ist nicht so leicht, dem Werk eines deutschen Geschichtschreibers, der in einem fort von seinen Erzählungen in die platonischen Träumereyen Kant's wandert, Verständlichkeit zu geben. Niebuhrs Werk wäre einer englischen Uebersetzung würdig. (Dieß ist übrigens schon geschehen, und im Augenblicke ist die Uebersetzung der zweyten Ausgabe unter der Presse.)

Digitized by Google

Nr. 39.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 15. Mai 1827.

Länder- und Völkerkunde.

Essai politique sur l'île de Cuba, par A. de Humboldt, avec une Charte et un supplément qui renferme des considérations sur la population, la richesse territoriale et le commerce de l'Archipel des Antilles et de Colombia. Paris 1826. 2 Theile.

So oft die Gegenwart etwas Großes leistet, sehen wir uns um, ob nicht schon das Alterthum den Weg angedeutet. Dieß Mißtrauen ist gerecht, wo es auf Erhabenheit von Wort und That, auf Tiefe des Gedankens ankömmt. Auch in den reellen Wissenschaften und in gar Manchem, worin wir stolz die Alten unmündig nennen, werden wir oft erst spät durch dieselben belehrt. Die Wiederherstellung der von jenen eingeschlagenen Wege neben den unsrigen wird zum richtigen Verfolgen aller von der Natur vorgeschriebenen Bahnen führen: Die Straßen der Seren, der Garamanten können neben der maritimen Verbindung, der Mutter neuerer Kultur, belebt werden. Ihren Geschmack in unsere Schriften einführen, verliehe den trocknen Forschungen unsers Zeitalters den Reiz, wodurch die Werke der Alten ewig anziehend sind.

Freylich gaben erst, als das klassische Alterthum auf die Neige ging, Aristoteles einen Begriff von Naturwissenschaft, Polybius von pragmatischer Geschichtserzählung, Ptolemäus und Strabon von der lange Zeit wieder unwissenschaftlich gewordenen Erdkunde. Was Keppler, Newton, Leibnitz ergründet, alle Siege der höhern Analysis und der manchfaltigen Erfahrungen so vieler Jahrhunderte waren ja dem Alterthum unbekannt. Die Bestrebungen von Tausenden erweitern fortwährend unsern Gesichtskreis; man möchte behaupten, daß die Entdeckungen nicht von ungefähr entstehen, aber Ehre demjenigen, welcher das Erforschte zur Ergründung des Unerforschten zu benutzen versteht.

Im Kreise seiner forschenden Mitwelt hat Alexander von Humboldt für die Erdkunde ein neues Gerüste errichtet, alle Hülfswissenschaften derselben verspürten zugleich seinen Einfluß. Wir beschäftigen uns hier nur mit einem kleinen Theile des Erdganzen, worüber dieser Reisende unlängst Licht verbreitete, aber dieser Bezirk ist ein wichtiger Punkt in den gegenwärtigen Verhältnissen; des Welthandels und der Humanität Forderungen schließen sich daran, und wir erkennen in dem neuen Werke ein Muster für die Berechnung der Hülfsquellen eines Landes nach sicheren Grundlagen. Die Nicht-Zufälligkeit dieser Hülfsquellen wird dargethan durch ernste Betrachtung des Bodens und seiner nahen und fernen Umgebung, und die Untersuchung erhebt sich von der zugänglichen Rechenkunst bis zu den schwindelnden Höhen der Sternkunde, vom finstern Meeresgrunde bis zum Beständigen im Wechsel der Luftschichten. Das erste Bedürfniß geordneter Staaten ist, ihren Zustand zu kennen, die neue Welt wird sich beeifern, auch die neuen Vorschläge ihres Geographen und Historikers zu benutzen.

A. von Humboldt bereiste im Jahr 1804 4½ Monate lang die Insel Cuba und stand seitdem in Briefwechsel mit den gründlichsten Gelehrten Amerika's. Er findet mit dem berühmten Spanier Bauza als Flächeninhalt der Insel 3520 französische Seemeilen in's Gevierte (3615 sammt der Insel Pinos), und so ergibt sich, daß Cuba um ein Siebentel kleiner ist, als man bisher annahm, um ein Drittel größer als Haiti, fast eben so groß als die übrigen großen und kleinen Antillen zusammen. Java ist die Insel, welcher sie an Gestalt und Fläinhalt am nächsten kömmt.

Das Binnenland von Cuba hört jetzt auf, terra incognita zu seyn, die Küstenschifffahrt ist gesichert, so weit es die Wissenschaft thun kann. Auch muntert H., zur Beförderung der inneren Kommunikation, zur Anlage des seit 50 Jahren vorgeschlagenen Kanals zwischen Havana und dem gegenüber liegenden Hafen Batabano auf, (dessen Länge nicht mehr als 8½ französische Seemeilen betragen würde), wenn man anders in der trocknen Jahreszeit genug Wasser nach dem Wassertheiler führen könne, und empfiehlt ihn auf jeden Fall für den Transport der Erzeugnisse des Landes auf Dampfschiffen, da der lockere Kalkboden zum Anlegen von Eisenbahnen nicht

Digitized by Google

gut geeignet wäre. Die Unkosten, anderthalb Millionen Piaster, würden schnell durch das Aufblühen des inneren Verkehrs ersezt seyn.

Schon in seiner Reise in die Aequinoctial-Gegenden hat H. von der Möglichkeit einer Kommunikation zu Wasser zwischen Venezuela und Buenos Ayres gesprochen: „die Ausführung dieses Werkes gehört dem entfernten Zeitpunkte an, wo die vier Zuflüsse des Orinoco die Berühmtheit des Ohio und Missuri erlangt haben werden.“ Glücklicherweise hebt in der Benutzung der Ländernatur eine nützliche Unternehmung die andere. Dem Staate Ohio kam das Aufblühen des Nachbarlandes zu statten, und die romantischen Farben, womit Chateaubriand die dortigen Wildnisse malt, verwirklichen sich. Schon wird das Bedürfniß gefühlt, Südamerika von dem Vorwurfe einförmiger, afrikanischer Abgeschlossenheit zu retten, und zum großen Glücke für die noch menschenarme neue Welt liegt es im Interesse seiner bewohnteren Striche, wie auch der nichtamerikanischen Völker, die neue Weltstraße mitten durch den größten aller Welttheile zu eröffnen.

Es existirt sogar seit 1788 eine kleine Wasserverbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Meere, auf welche H. zuerst in Europa aufmerksam machte. Ehe man die Vorarbeiten an einem der (fünf) Punkte beginnt, welche das Problem lösen könnten, „sollte man sie,“ erinnert derselbe, „alle untersuchen. Seitdem ich „die neue Welt verlassen, ist keine Barometermessung, „kein Nivellement angestellt worden, um die Wasserschei- „den der vorgeschlagenen Kanäle zu bestimmen!“ Ward aber auch bisher darüber nichts weiter bekannt, als was Amerika und Europa durch den deutschen Reisenden wußte, so geht doch aus den Untersuchungen, welche derselbe auf Mittheilungen vom Lande gebaut hat, die tröstende Gewißheit hervor:

1) Der Unterschied des Niveau's beyder Weltmeere, auf bloßer Ungleichheit der Fluth beruhend, ist kein anderer als in den Meeren, welche der große schottische Kanal vereinigt, und besser als das Alterthum würde man eine Differenz von 24 Fuß überwinden.

2) Wenn man die nicht sehr lobenswerthen Riesenwerke überschaut, welche seit 200 Jahren ausgeführt worden sind, um das Wasser der Seen im Thale von Meriko zu vermindern, so überzeugt man sich, daß durch gleiche Arbeit die Landengen von Nicaragua und Huasacualco hätten durchschnitten werden können, vielleicht sogar die von Panama.

3) Dann entstünde ein lebendiges Verhältniß mit dem größten Theile der Westküste Amerika's, befördert würde der Handel von Havana und den Vereinigten Staaten mit Manilla, von England und Massachusets mit der Pelz (N. W.)-Küste und den Inseln des Stillen Meeres — und von da mit Canton und Macao.

Cuba, wohin wir endlich zurückkehren, liegt in der Nähe jenes Kanallandes, in dem doppelmündigen Mittelmeere der Antillen, enthält bey weitem nicht den 300sten Theil des Flächeninhalts von Amerika, aber den 50sten Theil der Bevölkerung. Südamerika würde bey eben so starker Bevölkerung, als die von Cuba ist, 10 Mal so viel Einwohner haben, als jezt die ganze neue Welt. Das Maximum der Bewohner auf dem Raum einer französischen Seemeile in's Gevierte ist in Cuba 1778 Seelen, dagegen gibt es westlich vom Mississippi und im Innern des spanischen Guyana auf Strichen, wie die Schweiz oder die Niederlande, keine zwey Einwohner auf gleichem Raume. Cuba's Bevölkerung ist zwar nicht bedeutend gegen die von Haiti, Jamaica, Porto-Rico, aber sie hat sich seit 1791 verdoppelt (von 362,700 bis 715,000), welches in den andern genannten Inseln nicht der Fall ist; und ist anders der Schätzung von 1775 zu trauen (170,370), so steht die Insel in Hinsicht der Vermehrung den Vereinigten Staaten nicht nach, wo sich in einem Viertel-Jahrhundert die Bevölkerung verdoppelt.

Amerika hat sechs große Städte: Meriko, New-York, Philadelphia, Havana, Rio-Janeiro und Bahia, mit mehr als je 100,000 Einwohnern. Meriko hatte 170,000 im Jahre 1820, aber New-York (140 000) ragt nicht sehr über Havana (mehr als 130,000) hervor. Die Meynung eines neuern Reisenden, der in Havana war, die Ureinwohner seyen auf Cuba nicht verschwunden, ist eben so ungegründet, als die Versicherung, Cuba habe 1511 eine Million Einwohner gehabt, 1517 dagegen nur 14,000. Wenn Reisende ein Land entdecken, mögen sie beym ersten Zusammenlauf der neugierigen Einwohner auf Sitten, Sprache und auf den Boden Acht geben, nicht aber Listen der Einwohnerzahl zurückbringen.

Die gegenwärtige Bevölkerung der Antillen (2,843,000) besteht aus $\frac{7}{10}$ Negern, $\frac{1}{6}$ Weißen, $\frac{1}{7}$ Mischrassen; auf Cuba besteht aber beynahe die Hälfte der Einwohner aus Weißen. Jamaica hat $\frac{8}{100}$ Weiße, die englischen Antillen zusammen $\frac{8}{100}$, die Antillen überhaupt $\frac{17}{100}$, Brasilien $\frac{23}{100}$, Cuba $\frac{46}{100}$ (die Vereinigten Staaten Nordamerika's $\frac{81}{100}$). Cuba steht in der Behandlung der Schwarzen weit vor den französischen Antillen voran. „Wird „die Gesetzgebung der Antillen und der Zustand der „Nichtweißen nicht bald verbessert, so geht das poli- „tische Uebergewicht in die Hände derer über, welche „Kraft zur Arbeit, den Willen zur Befreyung, Muth „zur Ausdauer bey langem Entbehren besitzen. . . . . „Wer wagt den Einfluß vorherzusagen, welchen ein

Digitized by Google

„Afrikanischer Bund der freyen Antillen-„Staaten, in seiner Lage zwischen Columbia, Nordame„rika und Guatimala auf die Politik der neuen Welt „ausüben würde? — Die Insel Cuba kann eher als „jede andre der Antillen dem gemeinsamen „Umsturz entgehen. Sie hat 455,000 Freye und „260,000 Sklaven: durch menschliche und zugleich kluge „Maßregeln kann sie das einzelne Abschaffen der Skla„verey vorbereiten. Die Weißen und besonders die „Freygewordenen, deren Interesse sich leicht mit dem der „Weißen verbinden läßt, sind auf Cuba in schnellem Zu„wachse begriffen. Ohne die Schmuggeley würde die „Sklavenanzahl sehr schnell abnehmen. Wenn durch die „Fortschritte der menschlichen Kultur und den festen „Willen der neuen Staaten des freyen Amerika's dieser „schändliche Handel völlig aufhört, so wird die Abnahme „der Sklavenbevölkerung bey dem Mißverhältniß zwischen „beyden Geschlechtern und der fortwährenden Emancipa„tion einige Zeit bedeutender werden ...... Die „Weißen und die Freygewordenen machen schon fast zwey „Drittel der ganzen Bevölkerung aus, und ihre Zunahme „bezeichnet, in dieser Gesammtzahl, wenigstens zum „Theil, die Abnahme der Sklaven." *) — Auch sind bis jezt noch fast fünf Sechstel der Insel beynahe menschenleer. sie enthält nur halb so viel Einwohner, als die drey Mal kleinere Mark Brandenburg. Ist Cuba einst nur so gut bebaut als jezt Jamaica, so wird eine Bevölkerung von drey Millionen, größer als die gegenwärtige von Columbia, auf dem außerordentlich großen Küstenstriche (520 französische Seemeilen, wovon 280 dem Südufer angehören), äußern Angriffen größeren Widerstand leisten können, als dieß wohl gegenwärtig möglich wäre.

Die Einkünfte von Cuba kommen den columbischen fast gleich, und betragen mehr als die von allen Duanen der Vereinigten Staaten vor 1795, zu welcher Zeit diese doch schon 4½ Million Einwohner hatten. Die Duane allein bringt drey Fünftel der Einkünfte in die Staatskasse von Cuba, und ist für die Kosten der inneren Verwaltung und die Vertheidigung im Kriege mehr als hinreichend. Freylich muß Cuba, so lange Spanien die neuen Freystaaten nicht anerkennt, bedroht durch Columbia und den Mexikanischen Bund, eine Kriegsmacht unterhalten, welche seine Finanzen zu Grunde richtet. „Wie sehr muß die Kultur und das Gedeihen des Landes nicht gewinnen, wenn bey innerer Ruhe über anderthalb Millionen Piaster jährlich zum Gemeinwohl verwendet werden können, und besonders zum Loskaufen arbeitsamer Sklaven, wie dieß schon jezt unter der weisen, menschlichen Gesetzgebung des Freystaates Columbia der Fall ist!" *) Das ist die Zeit, in welcher Mexiko Spanien mit dem nöthigsten aller Lebensmittel versehen, wo dieses Reich durch dasselbe Band an Amerika gefesselt seyn wird, welches fruchtbare Theile von Europa an die Krimm bindet, Italien und Griechenland an Mauritanien und Aegypten knüpfte, Venezuela und den Küstenstrich von Neu-Granada in eine ähnliche Abhängigkeit von den gegenüberliegenden Küsten der Vereinigten Staaten sezt.

Die Statistik und Beschreibung von Cuba gibt dem gelehrten Verfasser vorliegenden Werks vielen Anlaß zu vergleichenden Untersuchungen, über die Handelsartikel von Cuba, Columbia u. a. m. — den Zuckerverbrauch in Europa — die Gränzen der amerikanischen Staaten — die Vertheilung der Bevölkerung auf der neuen Welt nach Anzahl, Farbe, Sprache, Religion — das Gleichbleiben der Wärme zwischen der Linie und der Breite von Cumana, und andere klimatische Verhältnisse. Die Cayos dürfen wir nicht übergehen; senkte sich das Meer um 20 bis 30 Fuß, so verwandelten sie sich in der Nähe Cuba's in eine Insel von der Größe Haiti's. — Mögen geschickte Hände die einzelnen For-

---

*) Das merkwürdige Verhältniß zwischen der Anzahl der dortigen männlichen und weiblichen Sklaven führt den gelehrten Reisenden auf die in seinem Versuch über Neuspanien (B. II. Kap. VII.) begonnene Vergleichung zwischen der Anzahl des männlichen und weiblichen Geschlechts auf den verschiedenen bekannten Theilen der Erde zurück. Die Dörfer und Städte Mexiko's und der Vereinigten Staaten haben eine größere Anzahl männlichen Geschlechts, umgekehrt die in Europa.

Die wichtige Bemerkung: „So groß ist der Einfluß der verschiedenen Beschäftigungen und Sitten auf die Sterblichkeit," möchte sich auch durch folgendes merkwürdige Beyspiel bestätigen. In den Städten von Cochinchina sieht man nach dem neuen, glaubwürdigen Berichte von Kapitän Purefoy funfzig weibliche Individuen gegen ein männliches, und das Verhältniß des weiblichen zum männlichen Geschlecht scheint, in diesem Lande überhaupt, 3: 1 zu seyn. Dort aber taugen die Männer nicht zum Krieg, nicht zum Ackerbau, die Frauen dagegen treiben Handthierungen, Geschäfte, Küstenschifffahrt auf Fahrzeugen von 50 bis 100 Tonnen! — Vielleicht könnte man aus einem Theil der von Herodot (I. 35) erwähnten sonderbaren Sagen Schlüsse auf das alte Aegypten ziehen, wo nur die Töchter ihre Eltern ernähren mußten, wo die Frauen alle Geschäfte trieben, die Männer zu Hause spannen, die Männer zwey Kleider trugen, die Frauen eins. „Es sitzen," heißt es bey Sophokles:

„Dort zu Land die Männer allesammt
„Daheim und weben, aber ihre Gattinnen
„Besorgen draußen alles für den Unterhalt."

*) Die Antillen haben 1,148,000 Sklaven: nur 5 bis 600,000 arbeiten für die Kolonialwaaren.

Digitized by Google

schungen benutzen und die Resultate in unsere deutschen Handbücher eintragen — welche sich gar oft verblenden lassen, wenn in England oder Frankreich selbst deutsche Quellen nachlässig zu Rathe gezogen worden sind.

Wir haben etwas lange bey dem zunehmenden Gedeihen der Insel Cuba verweilt, aber sie ist ein Land, welches, nach des Abtes Raynal prophetischem Ausspruche, allein für Spanien den Werth eines Königreiches haben könnte. H. war dort nur wenige Zeit mit seinem Gefährten Bonpland zusammen, dessen Befreyung Europa so sehnlich entgegensieht. Er rühmt die Gastfreundlichkeit von Havana und stattet nach allem, was er dort und anderwärts in Amerika erfuhr, dem Herzog von Orleans und dessen Brüdern dasselbe ehrenvolle Zeugniß ab, welches ihm selbst nachzusagen alle neuere Reisende so oft Gelegenheit hatten. Das gute Benehmen des Reisenden ist wohl der beste Empfehlungsbrief für den Nachfolger.

D.

Orientalische Literatur.

Tausend und ein Tag. Morgenländische Erzählungen, aus dem Türkischen, Persischen und Arabischen nach Petits de la Croix, Galland, Cardonne, Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus und Andern, übersezt von F. H. von der Hagen. Erster Band. Prenzlow, bey Ragoczy, 1827. 12.

Der Verfasser dieser Erzählungen ist der persische Derwisch Moklès. Sie sind ein vollkommenes Seitenstück zu den Erzählungen der Tausend und einen Nacht, und es ist zweifelhaft, ob sie vor oder nach jenem verfertigt worden sind. Bekanntlich hatten jene nächtlichen Erzählungen der reizenden Scheherazade den Zweck, einem Manne sein Vorurtheil gegen die Frauen zu benehmen. Die vorliegenden Erzählungen dagegen beabsichtigen, eine schöne Frau, die gegen die Männer eingenommen ist, über ihren Irrthum zu enttäuschen und ihr die Tugenden des männlichen Geschlechts im besten Lichte zu zeigen. Es heißt im Eingang, ein König in Kaschemir, Togrül-Bey, besaß eine reizende Tochter, Namens Farrüchnas. Dieser träumte einst, daß ein Hirsch, der sich in einer Schlinge gefangen hatte, von einer Hindinn befreyt wurde, und bald darauf, als die Hindinn in dieselbe Schlinge fiel, anstatt ihr wieder zu helfen, sie verließ. Die Prinzessin schloß aus diesem Traum, daß alle Männer treulos wären, und die Zärtlichkeit der Frauen nur mit Undankbarkeit vergälten, und seitdem zeigte sie gegen alle Männer einen unnatürlichen Widerwillen. Als dieß ruchtbar geworden war, übernahm es ihre Amme Sütlümeme, den üblen Eindruck jenes Traumes dadurch auszulöschen, daß sie der Prinzessin täglich, wenn sie im Bade saß, jene Geschichten erzählte, worin alle Vorzüge und Tugenden der Männer, hauptsächlich aber ihre Treue gegen die Frauen, nach Gebühr gepriesen werden, und sie erreichte den Zweck vollkommen.

Die äußere Form dieser Erzählung und ihre Eintheilung in Tage entspricht genau der Form in dem Mährchen der Tausend und einen Nacht. Auch ihrem poetischen und moralischen Werthe nach stehen sie nicht hinter jenen zurück. Auch hier herrscht eine glänzende Phantasie, eine liebenswürdige Naivität und die ganze Anmuth des orientalischen Scharfsinnes und Witzes. Wer noch irgend das Vorurtheil hegt, daß im Orient kein Sinn für romantische, ritterliche Liebe denkbar sey, wird hier grade das Gegentheil kennen lernen. Das ganze Thema dieser Erzählungen ist Großmuth, Galanterie, Standhaftigkeit in der Liebe und eheliche Treue. Sie setzen sich gegen die orientalische Sitte der Polygamie in einen Gegensatz, und beweisen, daß die höchste Tugend wie die höchste Glückseligkeit in der Liebe eines einzigen Paares bestehe. In dem ersten Bande sind nur drey Erzählungen enthalten, und eine vierte episodisch eingeflochten. In der ersten, Abdulkasem, wird das Ideal eines großmüthigen Mannes aufgestellt; in der zweyten, Rüspanschad und Scheheristani, das Ideal eines treuen und gehorsamen Ehemanns; in der dritten, Kuluf und Dilara, das Ideal eines standhaften Liebhabers. Abdulkasem darf dem guten Grandison unbedingt an die Seite gestellt werden. Sein in hohem Grade liebenswürdiges Bild eröffnet sehr würdig die Reihe der übrigen Gemälde männlicher Tugend. Scheheristani ist eine Zauberin, die sich mit einem irdischen Manne verbindet, daher einige Aehnlichkeit mit unserer Melusine und Undine hat, doch ist der Ausgang der persischen Novelle heiter, weil hier der Mann, Rüspanschad, seiner überirdischen Gemahlin treu und gehorsam ist. Kuluf und Dilara sind ein Paar, das unter tausend Leiden und Gefahren sich treu bleibt, und sie erinnern an Cervantes schöne Geschichte von Persiles und Sigismunda.

Der Uebersetzer dieser anmuthigen Erzählungen, unser durch so vielfältige Thätigkeit ausgezeichnete von der Hagen, verdient auch für diese Sammlung den Dank des Publikums, und wir sehen mit Vergnügen der baldigen Fortsetzung derselben entgegen.

Digitized by Google

Nr. 40.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 18. Mai 1827.

LYCEUM



Dichtkunst.

Die Poesie der Troubadours. Nach gedruckten und handschriftlichen Werken derselben, dargestellt von Friedrich Diez, außerord. Professor an der königl. preußischen Rheinuniversität. Zwickau, im Verlag der Gebrüder Schumann, 1826.

Der Verfasser dieses Werkes hat sich schon früher durch Untersuchungen über mittelalterliche Poesie verdient gemacht. Hier gibt er uns eine sehr ausführliche Geschichte und Charakteristik der provencalischen Poesie, die Jedermann zu rühmen gewohnt ist, die aber nur sehr wenige wirklich kennen. Man hört so viel von den Troubadours, und zahllose Romanzen oder Fouqué'sche Romane weisen darauf hin, und wie ein goldnes Wunderland hebt sich die blüthenreiche Provence in unserer Phantasie empor; aber wir wissen doch eigentlich nichts Näheres von jenen Blüthenklängen und Frühlingssängern zu sagen. Ihre Lieder sind bey uns unbekannt, Niemand hat sie uns übersezt. Die Literatur derselben ist sogar in Frankreich ziemlich beschränkt. Die wichtigsten Sammlungen der provencalischen Lieder haben seit 1816 Raynouard und Rochegude gemacht, und dadurch veranlaßt, hat 1818 August Wilhelm v. Schlegel observations sur la langue et la littérature provençales geschrieben. Herr Diez ist der erste, der ein ausführliches deutsches Werk über sie schreibt. Eben darum aber wäre zu wünschen, daß er auch eine Auswahl der besten provencalischen Lieder in Original und Uebersetzung beygefügt hätte. Er urtheilt über eine Poesie, die er uns erst durch Proben näher hätte bekannt machen sollen. Schwerlich darf er bey allen Lesern eine vertraute Bekanntschaft mit den französischen Sammlungen voraussetzen, zumal da die altprovencalische Sprache schwierig zu verstehen ist. Indeß belegt er seine Charakteristik immer mit zahlreichen abgerissenen Stellen aus den alten Gedichten, und diese genügen ihm für seinen Zweck.

Nachdem er in der Vorrede die wenigen Sammlungen der provencalischen Poesie abgehandelt hat, verbreitet er sich im ersten Abschnitt im Allgemeinen über den Geist und die Schicksale jener Poesie. Sie gieng aus der provencalischen Mundart, lingua romana, hervor, die in Südfrankreich und im östlichen Theil von Spanien einen eigenthümlichen Charakter im Gegensatz gegen die andern romanischen Mundarten behauptete. Ihre Ausbildung erhielt sie aber erst im eilften Jahrhundert, zu der Zeit, als der bis dahin ziemlich rohe Adel würdigere Sitten und ein feineres Betragen annahm, als die Turniere, die Ritterorden, die Kreuzzüge, die Courtoisie und Galanterie ihren Anfang nahmen. Früher gab es nur verachtete Jongleurs oder Spielleute, die um Geld Bänkelsängerey trieben. Als sich aber der Adel der Dichtkunst annahm, entstanden in seiner Mitte die Troubadours oder Erfinder, Dichter, die eine neue und vornehme Poesie einführten. Sofern der Gesang von Spiel begleitet wurde, war der Troubadour entweder zugleich Jongleur, oder führte einen Jongleur bey sich, der aber immer einen geringern Rang behauptete. An eine eigentliche Dichterzunft ist bey den Troubadours nicht zu denken, so wenig wie bey den ritterlichen Minnesängern der Deutschen. Zu einem Handwerk wurde die Poesie erst im spätern deutschen Meistergesang. Auch die berühmten Minnehöfe gehöreten nicht den Provencalen, sondern den Nordfranzosen an. Dagegen zogen die Troubadours und Jongleurs, wenn es nicht selbst vornehme Herrn waren, allerdings wie die englischen Minstrels, die nordischen Skalden und einige deutsche Sänger, an den Höfen der Fürsten und Herren umher, oder versammelten sich dort längere Zeit unter dem Schutz eines Mäcen, dergleichen es unter den provencalischen Grafen und arragonischen Königen viele gab.

Der ganze Zeitraum, welcher die provencalische Poesie umfaßt, reicht von 1090 bis 1290, hat also nur zwey Jahrhunderte gedauert. Der Verfasser unterscheidet darin drey Perioden. Die erste, von 1090 bis 1140, ist am dunkelsten, ihr Charakter aber, „bewußtes Streben aus dem Einfachen zum Künstlichen, ist bey Guillem von Poitiers nicht zu verkennen. Die zweyte, von 1140 bis 1250, ist geschichtlich klar; nach innen bezeichnet sie der

Digitized by Google

schwärmerische Geist der Poesie und die Höhe der Kunstform, nach außen die glückliche und ehrenvolle Lage der Dichter. Die erste Hälfte dieses Zeitraums ist eigentlich das goldne Alter der Troubadours: Bernard von Ventacour, Bertran von Born und Arnaut Daniel, in welchen sich der Geist derselben ausspricht, können zugleich die verschiedenen Richtungen dieses Geistes darstellen. In Guiraut von Borneil, der schon der zweyten Hälfte angehört, hat die Kunstpoesie ihre Höhe erreicht, in sofern sie in ihm zur Selbstbetrachtung gelangt ist; nicht mit Unrecht nannten ihn die spätern den Meister der Troubadours. Allein zugleich deutet er auf den Untergang der Kunst in jenen Klagetönen, in welche gegen das Ende des zweyten Zeitraums auch andere einstimmten. Der dritten Periode, von 1250 bis 1290, ist die Neigung zum Elegischen und Belehrenden eigenthümlich, und ein Streben nach dem Erhabenen und Gelehrten. Guiraut Riquier offenbart dieß Streben am sichtbarsten, und verlangt sogar für die Dichter dieser Classe den Namen „Doktoren der Poesie." So hat also auch diese Poesie den Weg genommen, den jede gegangen ist, den Weg aus dem Einfachen zum Schwülstigen und Gelehrten.

Im zweyten Abschnitt behandelt der Verfasser die Form der provencalischen Poesie. Sie ist vorzüglich dadurch ausgezeichnet, daß ihr Versbau nicht, wie der lateinische, auf der Quantität oder Länge und Kürze der Sylben, sondern auf dem Accent, auf der Betonung gegründet ist. Uebrigens gibt es nur neunzehn provencalische Versarten, steigend oder fallend, jambisch oder trochäisch, gleich den Versarten der deutschen Minnesänger; sind aber die Verse nicht sehr verschieden, so herrscht dagegen in den Strophen eine desto größere Mannigfaltigkeit, und nicht minder sind die Reime künstlich verschlungen. Der Reim ist offenbar erst durch die Deutschen in die romanischen Sprachen gekommen. Im Provencalischen heißt der Vers mot, die Strophe cobla, der Reim rima und das ganze Gedicht, sofern es bloß Erfindung oder Composition ist, trobar, sofern es gesungen wird, chantar oder sonet. Außerdem haben die Gedichte dem Inhalt und ihrer Bestimmung nach wieder sehr verschiedene Namen.

Von diesem Inhalt handelt der dritte Abschnitt. Der Verfasser bemerkt voraus, daß sich in den provencalischen Liedern, wie in unsern alten Minneliedern, mehr die Stimme eines ganzen Volks, als irgend eine ausgezeichnete Individualität ausspricht. Alle diese Dichter besingen denselben Gegenstand mit demselben Gefühl und aus demselben Standpunkt, daher sich auch ihre Ausdrücke beständig wiederholen, wie wir dieß in der Manessischen Sammlung unserer schwäbischen Dichter auch finden. Nur wenige einzelne Dichter zeichnen sich durch besonders glückliche Behandlung des gemeinsamen Stoffes aus, ohne darum den allgemeinen Charakter zu verläugnen. Auch das haben die Provencalen mit unsern schwäbischen Sängern gemein, daß ihre Poesie ursprünglich ist, aus der eignen Natur entsprungen, keine fremde Nachahmung. Sie äußern nur ihr unmittelbares Gefühl, lassen ihr Herz überströmen in Liebe, Tapferkeit, Ehrgefühl. Es ist in ihrer ganzen Dichtungsweise nichts, was ihren Sitten und ihrem Zeitalter fremd wäre. Obgleich diese Provencalen sich selbst und ihre Sprache noch von den Römern herleiten, so erscheint doch das klassische Alterthum beynahe gänzlich bey ihnen verschollen. Sie kennen nur den Ovid und den Cato, und den Virgil als einen Zauberer, wofür ihn beynahe das ganze Mittelalter ansah. Vom Ovid haben sie den Amor entlehnt, den sie in ihren Liebesliedern nöthig haben. Sonderbar genug aber ist Amor hier in eine Göttin verwandelt, weil das lateinische Wort amor im Romanischen, wie andere Substantiva dieser Endung, weiblich geworden. Diese neue Göttin trägt eine Lanze und verwundet damit, wie Amor mit seinen Pfeilen. Im Vergleich mit den deutschen Minnesängern sind die provencalischen weniger ausgezeichnet in den Naturschilderungen. Vielleicht, daß der Genuß eines schönen Himmels weniger auffordert, ihn zu schildern; wie umgekehrt die Phantasie der nordischen Völker in ihren winterlichen Gegenden aufgefordert wird, sich die Reize einer schönern Natur vorzuspiegeln. Aber auch in der Schilderung der gefeyerten Schönen zeigen die Provencalen eine weit ärmere Phantasie, als die alten Schwaben. Nur höchst selten versuchen sie, ein Portrait der geliebten Dame zu entwerfen, dergleichen doch die deutschen Sänger sehr häufig und auf eine sehr zierliche Weise versucht haben.

Man unterscheidet drey Hauptarten unter den provencalischen Liedern, die Canzone, das Sirventes und die Tenzone. Die erste ist das eigentliche Minnelied und eben so mannigfaltig und abwechselnd, als das schwäbische. Ihren Hauptinhalt machen Wünsche, Klagen, Fragen und Lehren der Liebe aus. Sie sind indeß etwas vornehmer und kälter, als die deutschen Minnelieder. In der Regel war der Sänger nicht eigentlich in seine Dame verliebt, noch war ihm der Besitz derselben immer möglich. Er pries sehr vornehme und häufig verheirathete Damen, die schon ohne ihn glänzten und durch deren Glanz er sein Lied und sich selbst nicht minder verherrlichen wollte, als sein Lied ihren Glanz vermehren sollte. Diese Loblieder waren also mehr von der Eitelkeit, als von der Liebe diktirt. Dieß mußte sie etwas kalt machen, und wenn der Sänger wirklich auch eine rechte Glut im Busen trug, so war es ihm doch gefährlich, sie zu äußern, um seine vornehme Dame nicht zu beleidigen, oder ihren Gemahl, ihre Familie nicht gegen sich zu erzürnen. Die Sänger stehen daher ihren

Digitized by Google

Damen immer sehr ferne und äußern ihr Lob mit großer Behutsamkeit. Nur eine Gattung dieser Liebeslieder ist wärmer und so sinnlich, wie dieselbe Gattung es auch bey unsern Minnesängern ist. Das sind die Morgenlieder oder Albas, zu welchen die geheimen Liebschaften Veranlassung gaben. Die Liebenden pflegten ihre nächtlichen Zusammenkünfte unter der Obhut eines Wächters zu halten. Sobald der Morgen graute, rief dieser zum Ausbruch, und diesen Moment, da die Liebenden sich trennen sollen, fassen die Dichter auf und malen uns in einem klagenden und zärtlichen Wechselgespräch das reizende Bild der verbotenen Lust. Die Albas sind bey den Provencalen so häufig, als im Manessischen Codex die bekannten Wächterlieder, und beyde sind sich vollkommen ähnlich.

Die Sirventes sind durchgängig besser als die Liebeslieder. Ein Sirventes ist dem Namen nach ein Dienstlied oder Loblied, dergleichen man zu Ehren tapfrer Helden und rühmlicher Fürsten sang. Daran schloßen sich denn auch im Allgemeinen patriotische und Kriegslieder, und nach der Sitte der Zeit Kreuzlieder, welche zum Kampf gegen die Ungläubigen aufforderten. Folgende Strophen sind aus dem schönen Liede des Pons an Capdueil entlehnt:

Für edel gilt kein Herr zu dieser Zeit,
Der Kreuz und Grab nicht Hülfe eilt zu bringen;
Mit Waffenschmuck, mit Muth, mit Zierlichkeit
Und dem, was gut und schön vor allen Dingen,
Vermag man Heil und Ehre zu erringen
Im Paradies. O wären mehr bereit
Die Herrn und Könige zum edlen Streit,
Daß sie der Pein des Höllenpfuhls entgingen,
Wo Sünder ewiglich in Qualen ringen!

Wen Alter oder Krankheit auch beschwert,
Der muß sein Gold den Kämpfern nicht versagen,
Denn falls ihm Lauheit nicht die Fahrt verwehrt,
So thut er wohl, zum Zuge beyzutragen.
Ach, was wird vor dem Weltgerichte sagen,
Wer pflichtvergessen nicht von dannen fährt,
Wenn Gott spricht: „die ihr falsch seyd und verkehrt,
Für euch ward ich getödtet und geschlagen?“
Dann wird auch der Gerechteste verzagen!

Zu dieser Gattung gehören auch die Turnierlieder, Drohlieder, tadelnde und sittenrichtende Gedichte, endlich Gelegenheitslieder, worin persönliche Verhältnisse der Dichter sich geltend machen.

Die Tenzonen sind nicht minder wichtig. Es sind Wechselgespräche über gewisse Streitfragen, daher auch ihr Name, denn tensos heißt Streit. „Aus der großen Menge von Streitfragen, die in den Tenzonen verfochten werden, mögen zur Charakteristik dieser Dichtart einige auf Liebe bezügliche hier folgen, welche zugleich einen weitern Begriff von der ars amandi der Troubadours geben können.

Was ist am größten, die Freuden oder die Leiden der Liebe?

Von zwey Ehemännern hat der Eine ein sehr häßliches, der andere ein sehr schönes Weib; beyde hüten sie gleich sorgfältig — welcher ist am wenigsten zu tadeln?

Muß eine Frau für ihren Geliebten eben so viel thun, als er für sie?

Was ist vorzuziehen, von einer edlen, schönen Dame, welche noch nie geliebt hat, um Liebe gebeten zu werden, oder sie bitten zu müssen?

Wer ist am meisten verliebt, der dem Drange nicht widerstehen kann, von seiner Dame allerwärts zu reden, oder der ihrer schweigend gedenkt?

Ein edler Ritter liebt eine Dame, die seine Liebe erwiedert, allein er hat so lange sie zu besuchen versäumt, daß er gewiß weiß, sie wird ihm aufsagen, wenn er sie wieder besucht. Soll er nun in diesem Zustande verharren, oder sie wiedersehen, um sie zu verlieren?

Soll ein Liebender, der glücklich ist, vorziehen, der Geliebte oder der Gatte seiner Dame zu seyn?

Ein Ehemann erfährt, daß seine Gattin sich einen Liebhaber hält; beyde leztere bemerken dieß; wer von den dreyen ist an meisten in der Enge?“

Im vierten Abschnitt lernen wir die größeren Erzählungen und Lehrgedichte der Provencalen kennen. Es sind uns davon weniger erhalten worden, als von den Liedern, welche leztere überhaupt mehr in Aufnahme gewesen sind. Die Provence war durch das Lied, Nordfrankreich aber mehr durch die erzählende Poesie, die Romanze und den Roman ausgezeichnet. Doch hatten auch die Provencalen ihre Romans und Novas, Romane und Novellen. Erhalten sind noch 1) Girart von Roussillon, aus dem Fabelkreise Karls des Großen, in zehnsylbigen Versen mit langanhaltender Reimfolge, aus dem zwölften Jahrhundert. 2) Jaufre aus dem Fabelkreise der Tafelrunde in achtsylbigen Versen, paarweise gereimt, dem Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts angehörig. 3) Philomena aus dem Fabelkreise Karls des Großen, in Prosa geschrieben. Außerdem gibt es noch mehrere Romane, die den Provencalen mit Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden müssen; dahin gehört die Geschichte der schönen Maguilona, ein Gedicht vom heiligen Graal, von Lanzelot, von Floris und Blancaflor rc., über deren Ursprung man jedoch nicht ganz im Klaren ist. Sodann sind uns noch fünf Novellen und vier Legenden erhalten; außerdem eine schöne Reimchronik, die Geschichte des Albigenserkriegs von Guillem von Tudela, in beynahe 10,000 Versen mit langer Reimfolge; ferner sechs wissenschaftliche Gedichte, eilf moralische und vier geistliche. Unter den erstern zeichnet sich ein Buch über die Liebe, unter den zweyten ein Adelspiegel oder Anweisung zu adeligem Verhalten, und unter den leztern ein Liederbuch der Waldenser aus. (Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Musik.

Zwölf Volkslieder, gesammelt und für 4 Männerstimmen gesezt von Friedrich Silcher. II. Heft. Tübingen bey Heinrich Laupp. 1827.

Gewiß dankenswerth und verdienstlich ist der thätige Eifer, womit Herr Silcher fortfährt, seine vierstimmig gesezten Volkslieder dem musikalischen Publikum mitzutheilen. Ueber den Geist und Zweck derselben hat Ref. sich schon bey der Anzeige des ersten Heftes im vorigen Jahrgang dieses Blattes (Nr. 38. 1826) genügend ausgesprochen, und es kann jezt nur noch davon die Rede seyn, wie sich das zweyte Heft zum ersten nach Form und Inhalt verhält, und ob es der ausgesprochenen Tendenz getreu bleibt, in welchem das erste sich angekündigt.

Nach dem vorausbestimmten Plan enthält auch dieses zweyte Heftchen 12 Volkslieder, die theils unter dem Volke wirklich gesungen werden, theils als Produkte gemüthlicher Dichter sich wenigstens für den reineren Geschmack und Ton des Volkes eignen. Die Melodien sind, wie ihr Text, meistens alt, und in der Tonsetzung selbst, die sich in diesem Hefte nicht minder, wie im ersten, durch Reinheit, Einfachheit und durch technische Präcision auszeichnet, sind geschmacklose Auswüchse und technische Unrichtigkeiten, die der unreine und ungebildete Ton des Volkes in dieselben gebracht, und um so länger erhalten hat, je ungeübter sein Ohr für Auffassung derselben war, auf eine Weise ausgemerzt und vermieden, bey der der Charakter des Liedes selbst nicht nur nicht verwischt wird, sondern nur um so reiner hervortritt. Um Einzelnes herauszuheben, bemerkt Ref., daß ihm bey der im Ganzen auch hier mit Geschmack besorgten Auswahl doch die Lieder Nr. 1, 4, 6, 8, 11 und 12 am meisten angesprochen haben.

Nr. 1. enthält das bekannte und allbeliebte „Aennchen von Tharau" von Simon Dach, (†1659) im Ganzen nach der Herder'schen Bearbeitung, hier wohl deßwegen nicht durchaus gereimt, um das alte Costüme nicht ganz zu vertilgen. Man hat zwar von diesem Liede mehrere Bearbeitungen, jedoch gebührt der Herder'schen der Vorzug. In der neuesten Zeit fand dasselbe auch hochdeutsch modernisirte Bearbeitung, wobey aber der Geist des Liedes unter seiner Melodie verloren geht. Nr. 2. „Müllers Abschied" aus den „deutschen Liedern für Jung und Alt." Nr. 3. ein gemüthliches Schäferlied aus dem Wunderhorn. Nr. 4. Das herrliche Soldatenlied „der gute Kamerad" von L. Uhland. Ganz geeignet erscheint dazu die marschmäßige Melodie. Nr. 5. Soldatenabschied von Fr. Müller. Auffallend ist dem Ref., wie dieses Lied den poetischen Produkten Schubart's in der neuesten Frankfurter Ausgabe seiner Werke eingereiht werden konnte. Nr. 6. „Die Nonne," ein sehr altes Lied von wehmüthigem Charakter, dessen Melodie ungemein anspricht. Nr. 7. Der bekannte Hebel'sche „Wächterruf." Nr. 8. „Der brave Reitersmann," ein in Schwaben längst einheimisches Lied mit trefflicher Melodie in gehaltenem und festem Ton. Nr. 9. Das zarte und poetische „Mein eigen soll sie seyn." Nr. 10. „Der Jäger und die Nixe." Nr. 11. Das aus dem Wunderhorn bekannte Schlafliedchen: „Schlaf, Kindlein, schlaf," sowohl durch seine kindliche Poesie, als durch seine höchst einfache und gemüthliche Melodie, von eben so einfachen und wohltönenden Akkorden unterstüzt, wodurch das Ganze einen ungemein lieblichen Klang bekommt, der aber auch einen sehr reinen und sanften Vortrag im Gesange erfordert, und endlich: Nr. 12. das herzliche Abschiedsliedchen: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele (Städtchen) naus," das ebenfalls; so wie das vorangehende in Schwaben zu Hause ist, und von dem Volke häufig gesungen wird.

Nicht nur aus dem löblichen Zweck, einen Beytrag zur Veredlung der Volksgesänge und zur lieblichen Erheiterung, besonders jugendlicher, Gesangvereine zu liefern, sondern auch aus der Art und Weise, wie der Verfasser diesen Zweck zu realisiren bemüht ist, erkennt man den eigenthümlichen Werth dieser Sammlung, die als kein planlos gemischtes pot pourri sich darstellt, sondern solche Lieder in sich begreift, welche neben dem nationellen poetischen Gehalt auch durch Einfachheit und Schönheit der musikalischen Composition sich auszeichnen. Mit diesem innern Gehalt verbindet sich auch, soweit die Sammlung bis jezt gediehen ist, Mannigfaltigkeit. Selbst für das Militär ist gut gesorgt, (vergleiche I. Heft 6 und 11. II. Heft 4. 5, 8.)

Für die Fortsetzung dieser Liedersammlung möchten wir übrigens dem Verfasser mehr Rücksicht auf historische Stoffe empfehlen. Namentlich sollten noch mehrere Erzählungen, Schlachtlieder, Romanzen, Legenden ꝛc. aufgenommen werden. Die Seltenheit derselben im Cyklus der alten deutschen Volkslieder würde das Verdienst des fleißigen Sammlers nur noch erhöhen. Indessen lebt z. B. im Munde des Schweizervolkes wohl noch manches Schlachtlied fort, noch manche in's Gebiet der Legende und Romanze einschlagende Dichtung, die im Gesange sich erhalten hat. Ebenso würde für den fortdauernden Reichthum dieser Sammlung gut gesorgt werden können, wenn die Verbreitung derselben, die, so viel Ref. vernommen, in Schwaben, Franken und am Rhein bereits einen glücklichen Fortgang gewonnen, dem Verfasser Gelegenheit verschaffen würde, seine Nachforschungen nach solchem Liederstoff weiter auszudehnen, und auf dem Wege schriftlicher Mittheilung von kunstverständigen Freunden des Volksgesanges immer mehr Treffliches und Schönes zu sammeln, was sonst nicht in weiteren Kreisen bekannt werden könnte. —

Digitized by Google

Nr. 41.



Literatur-Blatt.

Dienstag, den 22. Mai 1827.

Romane.

1) Brambletye-House, or Cavaliers and Roundheads, a Novel. Third Edition. London, 1826. 8. 3 vols.

2) The Tor-Hill. By the Author of Brambletye-House. London, 1826. 3 vols. 8.

Wenige englische Romane (außer denen des „großen Unbekannten," der sich jüngst bey einem Mittagsmale à propos des bottes, wie es scheint, in einen großen Bekannten verwandelte) haben eine so günstige Aufnahme, in England selbst, wie auf dem Continent, gefunden, als Brambletye-House und Torhill. Der Verf., Horace Smith hatte immer nur als Nachahmer einen Namen, indem er zu den Verfassern der Rejected Addresses gehört, eines kleinen Werkes, das die Manieren und den Styl der bekanntesten englischen Schriftsteller nachäffte und seiner Zeit viel Glück machte. In den vorliegenden beyden Romanen hat er seine Laufbahn nicht verlassen: treuer als sein Schatten tritt er in jeden Fußstapfen des Schottischen Romancier's, und gleich dem Schatten schwärzt er nur und verdunkelt das Bild, dessen Umriß er wieder gibt. Vielleicht erklärt diese Schattenseite Smith's zugleich am besten die gute Aufnahme, die ihm ward, da man nicht selten neben den Portrait's von Freunde und Geliebten, und noch häufiger sogar neben den Urbildern selbst, auch ihre Silhouetten aufbewahrt. Die neueste Nr. der Quarterly Review spricht über ihn folgendes Urtheil, das wir nicht anders, als unterschreiben können. *)

Smith's erster Roman, Brambletye-House, ist in Styl und Anordnung, in seiner Grundidee, wie in vielen einzelnen Begebenheiten und Charakteren eine fast sclavische Copie der späteren Produktionen des Verf. von Waverley — denn der Verf. scheint sich bewußt gewesen zu seyn, daß er nicht Kraft genug besaß, um sich an die besseren Vorbilder zu wagen — und in's Besondere von Peveril of the Peak. Es fehlt ihm an allem, was uns als das Zeichen der Originalität und des Genius in den ersten Werken eines Schriftstellers gilt. Er ist außer Stande, das, was er copirt, durch irgend eine vorherrschende Leidenschaft oder die von derselben herbeygeführten Verwicklungen zu modificiren; er trägt kein Leben aus seinem eigenen Geiste darauf über; er zeigt weder Tiefe in den Gedanken, noch Kraft in den Gefühlen. Das Resultat ist demgemäß ein völliger Mangel beydes von Einheit und von Interesse gewesen. Von dieser Geistesarmuth ist die Manier, in welcher die geschichtlichen Umstände und Personen in den Roman eingeführt werden, ein merkwürdiger Beweis; eine Gelegenheit zur Einführung derselben zu suchen, scheint in der That die Hauptbemühung des Verf. gewesen zu seyn. Es scheint, als wenn seine ganze Geschichte nur zu diesem Zweck ersonnen wäre, und doch wäre es eine schwierige Aufgabe, auszumitteln, was sie überall mit der Geschichte zu thun haben.

Der Verf. hat durch fleißiges und wohlbedachtes Durchlesen einiger Memoiren der Zeit entdeckt, daß von Personen vorhanden waren: Cromwell, Milton und Marvell, der Duc de Crequi und Monsieur Mancini, Karl II. und seine Gemahlin, der Herzog von Ormond, der Herzog von Monmouth, Isaac Walton, de Witt, Elias Ashmole, Sir Jonas Moore, Lilly und Booker, die Herzogin von Newcastle, Dr. Wilkins („später Bischof von Chester"), Waller („der Poet") und ein Heer von andern; und Begebenheiten, wie die Pest, der Kropf — geheilt durch die Berührung des Königs, — und das große Feuer in London. Dem zu Folge geht er nun darauf aus, eine Geschichte auszuspinnen, die zur Introduktion aller dieser Dinge und Personen Veranlassung gibt.

In den lezten Jahren von Cromwell's Protectorat kommt eine Abtheilung von des Lord Protector's eigenem Regiment nach Brambletye-House, um Sir John Compton

---

*) Vergl. Britannia oder Neue Englische Miscellen, redigirt von Dr. Hermes. Jahrg. 1826. Aprilheft.

Digitized by Google

aufzusuchen und gefangen zu nehmen, der sich in eine Verschwörung zum Sturz des Usurpators eingelassen hat. Sie dringen, in der Abwesenheit von Sir John, ein, ohne Widerstand zu finden. Jocelyn, sein Sohn, ein Knabe von zwölf oder vierzehn Jahren, schießt von dem Musikbalcon des Saales, in welchem die Eindringlinge ihr Mittagsmahl halten, einen Pfeil auf Oberst Lilburn ab; er wird ergriffen und als Gefangener nach London geführt, wo er gerade zur selben Zeit vor den Protector kommt, wo der Duc de Crequi und Monsieur Mancini, die Gesandten Ludwigs XIV. und des Cardinals Mazarin, sich ihm nahen, um ihm zu den Erfolgen der vereinigten englischen und französischen Streitkräfte Glück zu wünschen. Darauf wird der Knabe in eine geräumige und prächtige Bibliothek gebracht. wo er Milton, als lateinischen Sekretär des Protectors, seinem Amanuensis Andreas Marvel dictiren sieht. Mit dem Protector, dem Duc de Crequi und Monsieur Mancini dinirt der Obrist; bey welcher Gelegenheit Dr. Goodwin, der Capellan, das Tischgebet spricht und der berühmte Hugh Peters einen Text der Schrift auslegt; und die glücklichen Fremden werden der Protectorin, ihren Töchtern, den Ladies Faulconbridge und Rich und dem Lieblingskind beyder Eltern, der Lady Clavpole, vorgestellt. Sie werden trefflich bewirthet, ein langes Gracias wird von Jeremias White gesprochen und Dr. Goodwin erfreut die Gesellschaft mit einer zweyten Predigt; und darauf versichert Milton, der Psalmgesang sey die schönste Musik, und sezt sich an die Orgel und spielt einen Psalm, den sein Freund Henry Lawes in Musik gesezt hat; und darauf executirt er ein leichteres Stück von der französischen Art aus Matthias Lockes „Consort of Pavans, Ayres, Corants and Sarabands.“ Es wird Befehl gegeben, ein kleines Concert anzuordnen, in welchem Davis Mill und Paul Wheeler, zwey der besten Tonkünstler der Zeit, auftreten und der unvergleichliche Balzar von Lübeck ein Solo auf der Violine spielt. James Quin, der Bassist, wird ausdrücklich verlangt; er ist wohl gefüllt mit Sect und gefällt seiner Hoheit so sehr, daß ihm sein Platz im Collegium der Christkirche wieder versprochen wird, aus welchem er seiner Unmäßigkeit wegen ausgestoßen worden war.

Indeß Oberst Lilburn so unterhalten wird, findet er sich der junge Compton, der in das Gefängniß von Westminster gebracht wird, in Gesellschaft der Quäkerprophetin Hannah Trapnell, und des Fanatikers James Naylor und anderer Galgenvögel. Er entkommt nach Frankreich, geht mit seinem Vater (der durch den Marquis, später Herzog von Ormond gerettet worden ist) zu dem König nach Brügge und hält sich unter Weges einen Tag bey Sir Henry de Vic auf. Sir John Compton wird vom König mit Depeschen an den Herzog von York gesandt, der sich bey der Belagerung von Dunkerken befindet. Zum König zurückkehrend, wird Sir John bey Mynheer Gerard Douw eingeführt, dem Maler, „der zu Rom il Pittore Cavaliéresco hieß,“ und dem Karl II., durch einen günstigen Zufall, gerade zu Portrait sizt. Darauf wird er auf das Postamt gesandt, um ein Paket Briefe für den König zu holen, unter denen sich einer befindet, der S. Majestät von der Verrätherey von Kapitän Manning in Kenntniß sezt, der später in dem Thor eines festen Schlosses bey Cölln erschossen wird, wohin er als Gefangener gesandt worden war. So endet der erste Band.

Sir John und Jocelyn kommen zu Paris an; und der leztere wird unter die Obhut von Sir Richard Browne gestellt, indeß sein Vater sogleich nach Brügge zurückkehrt. Jocelyn wird in der Akademie von Monsieur du Plassis unterrichtet. Bey einem Spaziergange in Luxemburg beleidigt er den Herzog von Anjou, indem er sich des Herzogs von Monmouth in einem Streit annimmt. Mit diesem begleitet er, nach der Restauration, die Königin-Mutter nach London. Er findet seinen Vater, ein altes grabenumgebenes Haus in der Nähe von Brambletye bewohnend, weil seine Güter von einem Schurken von Rundkopf eingenommen sind, und der König, auf seine Bitten um Hülfe, nicht geantwortet hat. Er beschließt daher, selbst an den Hof zu gehen und persönlich die Sache seines Vaters zu betreiben. Er kommt in London an mit Empfehlungsschreiben an Lord Rochester und den König und erreicht seinen Zweck auf dieselbe Weise, wie Julian in Peveril of the Peak; und außerdem erhält er das Amt eines Vicekämmerers bey der Königin. Hier wird er ein Bekannter, oder ist in der Gesellschaft, oder hört Geschichten erzählen von Lady Castlemain, dem Herzog von Buckingham, Lord Ashley, Sir Thomas Killigrew, Lord Lauderdale, ꝛc. ꝛc. Die Königin ist unwillig über die Aufführung ihres königlichen Gemahls; und Jocelyn, der die Beleidigungen, welchen seine Herrin ausgesezt ist, zu stark fühlt, wird in ein Duell mit Bagot verwickelt, einem von des Königs Mundschenken, worin der leztere gefährlich verwundet wird. Durch Hülfe der Königin entgeht Compton der Gefangennehmung; verfolgt, bekommt er von Isaac Walton, dem Verf. des „vollkommenen Anglers,“ der zum Glück gerade im Fluß Lea fischt, die Verkleidung eines Fischers, bis die Gerichtsdiener vorüber sind. Er entflieht nach Holland und erhält gastliche Aufnahme bey Mynheer Adrian Beverning, einem der Bürgermeister von Rotterdam, in dessen Tochter Constantia er dieselbe Lady entdeckt, in deren schwarze Augen er sich vor einiger Zeit bey einem Caroussel zu Paris verliebt hat. Aber man hält ihn für einen englischen Spion; er muß daher Rotterdam verlassen und wird in einer traurigen Behausung am Rhein

Digitized by Google

untergebracht, wo Valentin Walton, einer der Königsmörder, sich unter dem Namen Strickland, verborgen hält und mehrere Streiche von Somnambulism und Hypochondrie ausführt — zur Beunruhigung der Familie und zum Schreck unsers Helden. Aber Walton hat eine Tochter, Julia, deren Reize den von ihrer Freundin auf Jocelyn's erregbares Herz gemachten Eindruck verwischen. Ein Brief von Hofe unterrichtet ihn indeß, daß er ohne Gefahr nach England zurückkehren kann; und so endet der zweyte Band.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Die Poesie der Troubadours. Nach gedruckten und handschriftlichen Werken derselben, dargestellt von Friedrich Diez, außerord. Professor an der königl. preußischen Rheinuniversität. Zwickau, im Verlag der Gebrüder Schumann, 1826.

(Beschluß.)

Im fünften Abschnitt wird das Verhältniß der provencalischen zur auswärtigen Literatur erörtert, und zwar zuerst ihr Verhältniß zur nordfranzösischen Poesie. „In Frankreich beginnt die Dichtkunst mit der erzählenden Gattung, dem Roman und dem Fabliau; daß man auch das Lied kannte, bedarf keines Beweises; allein seine Form war einfach; eine eigentliche lyrische Kunst fand in der normannischen Poesie nicht statt. also auch keine Hofpoesie im provencalischen Sinne. — Erst zu Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts erscheint das Kunstlied auch in Frankreich, und diese altfranzösische Lyrik, wie sie sich seitdem entfaltet hat, ist ein vollständiges Gegenstück zur provencalischen. — Die Mittheilung konnte bey der vielfältigen Berührung zwischen Nord- und Südfrankreich mit Leichtigkeit geschehen. — Die französische Lyrik ist indessen keine reine Wiederholung der provencalischen. Jene hat niemals die Höhe der leztern erreicht; sie ist im Ganzen ein farbloser Wiederschein derselben, eine herabgestimmte Wiederholung ohne höhere Eigenthümlichkeit.“ Umgekehrt findet sich keine Einwirkung der nordfranzösischen Poesie auf die provencalische, außer in der erzählenden Gattung.

Mit den schwäbischen Minnesängern haben die Provencalen viele Aehnlichkeit. Dennoch ist die Poesie bey allen beyden durchaus ursprünglich. Schon die deutschen Kunstausdrücke und ganz eigenthümlichen Formen beweisen, daß die schwäbische Minnepoesie sich keineswegs nach der provencalischen gebildet, sondern ursprünglich aus der deutschen Nation selbst hervorgegangen ist. Allerdings finden wir manche Spuren, daß die provencalischen Troubadours den deutschen Sängern nicht unbekannt waren, daß sie sogar zuweilen von denselben nachgeahmt und frey übersezt wurden. Dieß war bey der Art und Weise der Deutschen, sich um alles Fremde zu bekümmern, und bey der Berührung, in welche sie auf Ritter- und Kreuzzügen mit den Fremden kamen, sehr natürlich, entscheidet aber nichts gegen die Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit der deutschen Minnepoesie, die aus allen andern Umständen unumstößlich erwiesen ist. Wenn aber wirklich einige deutsche Minnesänger die Provencalen kannten, schäzten und nachahmten, so wurde ihnen diese Theilnahme doch von den Provencalen nie erwiedert. Diese waren zu stolz, sich mit den Deutschen zu befassen, und welche Ansicht sie von denselben hatten, beweisen die Verse des Peire Vidal:

> Alamans trob deschausits e vilans
> E quan neguns se feing d'esser cortes,
> Ira mortals e dols et enois es,
> E lor palars sembla lairar de cans,
> Perqu'ieu no voill' esser seigner de Frisa,
> C'auzis tot jorn lo glai dels enoios.

d. i. Die Deutschen finde ich roh und gemein, und wenn einer sich einbildet, höflich zu seyn, so ist dieß zum Sterben; und ihre Rede gleicht dem Gebell der Hunde; daher möchte ich nicht Herr von Friesland seyn, da ich stets das Gekreisch der Leidigen hören müßte.

Die altitalienische Poesie bildete sich ursprünglich in Sicilien und namentlich am Hofe Kaiser Friedrichs II. aus. Ihr Charakter ist dadurch bezeichnet, daß etwas vom klassischen Alterthum darin nachklang und daß die scholastische Philosophie einigermaßen darauf einwirkte. Da indeß Italien mit den Normannen und Provencalen in mannigfaltige Berührung kam, so übten die erstern auf die epische, die leztern auf die lyrische Poesie der Italiener bald den Einfluß, den eine ausgebildete Poesie immer auf eine noch rohere zu üben pflegt. Die kleinen Fürsten Oberitaliens nahmen die Troubadours aus der Provence gern an ihren Höfen auf, und die Provencalen fanden in dem schönen Nachbarlande eine neue und behagliche Heimath. Daher finden wir auch mehrere und bedeutende Troubadours italienischen Ursprungs, unter welchen Bartolome Zorgi, Bonifaci Calvo, Lanfranc Cigala, Sordel und unter den Großen der Markgraf Albert von Malaspina die bekanntesten sind.

Den Schluß dieses gehaltreichen Werkes macht eine Abhandlung über die provencalische Sprache. In einer lichtvollen Darstellung macht der Verfasser zuerst auf einen historischen Unterschied der Sprachen aufmerksam. Er unterscheidet ältere Flexionssprachen, die gleich der latei-

Digitized by Google

nischen die verschiedenen Begriffsverhältnisse mittelst der Flexion an einem einzigen Worte bezeichnet. Diese Flexionssprachen schleifen sich aber durch langen Gebrauch allmählich ab. Die streng abgemessenen Flexionssylben, besonders am Schluß eines Worts, werden verschlungen, zusammengedrückt, bald ganz fallen gelassen. So bleibt z. B. von dem lateinischen Worte corpus und allen verschiedenen Flexionen desselben in der Deklination, am Ende nur das einsylbige corps übrig, wie es die Franzosen jezt gebrauchen. Da nun aber die verschiedenen Begriffsverhältnisse, die früher durch die Flexion im Casus ausgedrückt wurden, nicht unbezeichnet gelassen werden durften, so mußte die Sprache zu Hülfswörtern, dem Artikel und der Präposition greifen. Auf diese anschauliche Weise haben sich aus allen ältern Flexionssprachen die neueren Sprachen, die überall Hülfswörter gebrauchen, allmählich gebildet. Die provencalische Sprache nun steht in der Mitte dieser Umwandlung und dient, den allmählichen Uebergang zu bezeichnen. Sie hat noch vieles vom lateinischen, aber auch schon vieles von den neuen Hülfswörtern. Sie hat noch nicht alle Flexionsendungen abgeschliffen oder ausgestoßen, aber sie drängt dieselben durch Syncope oder Apocope gegen die Stammsylbe hin zusammen. So entstanden aus dominus und hominem allmählich domnes und homne. Da nun auf diese Weise die Quantität der lateinischen Wörter verloren ging, blieb nur der lateinische Accent übrig, und dieser herrscht streng und allein in der provencalischen Sprache vor. Weil aber die Accentsylbe einmal den Ton hatte, so schleiften sich die tonlosen Endsylben allmählich vollends ab, und so wurde aus domnes und homne endlich dons und hom, nur die Tonsylbe blieb übrig. Durch jene Zusammenziehung der Flexionssylben entstand natürlicherweise eine gewisse Härte in der provencalischen Sprache. Indem die tonlosen Vocale ausgestoßen und nur die Consonanten zusammengerückt wurden, häuften sich diese am Ende des Worts, bis auch sie später größtentheils weggelassen wurden. Zum Ersatz der verlorenen Flexionen nahm die provencalische, gleich allen Tochtersprachen des Lateinischen, das Pronomen ille als Artikel, und die Präpositionen de und a auf.

Man muß indeß drey ursprüngliche Hauptmundarten der romanischen Sprachen unterscheiden, wie sie sich aus der lateinischen entwickelt haben, die italische, gallische, die auch im Nordosten von Spanien herrschte, und die hispanische. Die italische zeichnete sich schon früh durch die eigenthümliche Weichheit ihrer Formen aus, die nur Vocalendungen duldet und daher nur die Consonanten ausstößt, die Vocale aber vom Lateinischen behält. Sie steht in einem Gegensatz gegen die gallische, die umgekehrt die Vocale ausstößt und die Consonanten beybehält. Die hispanische hielt wahrscheinlich die Mitte zwischen beyden, wie die Betrachtung des spätern Castilianischen lehrt denn für die frühern Sprachdenkmale fehlt es an Urkunden. Die gallische Sprache nun, auf die es hier vorzüglich ankommt, unterscheidet sich schon vor dem Einfall der Normannen in eine südliche, provencalische oder limosische, und in eine nordfranzösische Mundart. Ein charakteristisches Zeichen dieser Unterschiede war der Vocal o, welchen die Provencalen vom Lateinischen beybehielten, die Nordfranzosen aber in u verwandelten, und das t in der dritten Person des Verbums, welches jene ausstießen, diese aber behielten. Diese Abweichung entdeckt man schon im neunten Jahrhundert. Mit Recht bemerkt der Verfasser zum Schluß: „Ohne Zweifel würde man die Volksmundarten früher als Schriftsprachen gebraucht und gepflegt haben, wenn ihnen nicht zwey andere Sprachen höheren Ranges im Wege gestanden hätten: die lateinische, als Sprache des Staats, der Kirche und der Wissenschaft, und die deutsche, welche von den romanischen Sängern noch Jahrhunderte nach Eroberung des weströmischen Reiches festgehalten ward.“

Hinter dem Werk sind als Anhang einige provencalische Lieder zur Probe abgedruckt. Es wäre zu wünschen gewesen, daß statt derselben ein ganzer Probeband mit beygefügter Uebersetzung dem deutschen Publikum eine nähere Kenntniß der besprochenen Poesie eröffnet hätte. Das Aeußere des Werks ist sehr anständig.

Geschichte.

Jahrbücher der neuesten Geschichte (1815 bis 1825) von Gustav Wilhelm Hugo, landständischem Archivar in Karlsruhe. Hamburg bey Fr. Perthes. 1826.

Ein recht nützliches empfehlenswerthes Buch. Es enthält zwar nichts, als eine kalendermäßige Aufreihung von Jahres, Monats- und Tageszahlen, mit beygefügten kurzen Notizen, was unter jedem Datum geschehen ist. Aber eben eine solche chronologische Uebersicht des Interessantesten aus der jüngsten Zeit ist etwas sehr dankbares, und gewiß ein Bedürfniß aller, die sich nicht gänzlich der Tagespolitik entfremden. Gerade über die Data der jüngstverflossenen Zeit ist man oft am unklarsten, da man noch keine Compendien dafür hat, und es äußerst mühevoll ist, immer erst in den Zeitungen nachsuchen zu müssen. Das Einzige, was man von einem Werk, wie das vorliegende, verlangen kann, ist Genauigkeit in den Daten und Vollständigkeit. Beydes hat der Verfasser, so weit es ihm möglich war, geleistet.

Digitized by Google

Nr. 42.

Litteratur-Blatt.

Freitag, den 25. Mai 1827.

Romane.

1) Brambletye-House, or Cavaliers and Roundheads, a Novel. Third Edition. London, 1826. 8. 3 vols.

2) The Tor-Hill. By the Author of Brambletye-House. London, 1826. 3 vols. 8.

(Beschluß.)

Beverning, der zu der republikanischen Parthey gehört, welche mit ihrem Haupt, dem berühmten Pensionär de Witt gestürzt wird, sieht sich genöthigt nach England auszuwandern, wo er mit mehreren berühmten Gelehrten zusammengeführt wird und nicht lange darauf am Fleckfieber stirbt. — — Jocelyn kehrt in einem Fischerboot nach England zurück, wird deßhalb für einen Spion gehalten und an Bord des Royal Charles vor den Herzog von York gebracht. „Zur Zeit als Jocelyn die Leiter des Royal Charles heraufstieg, stand sein erlauchter Commandeur auf dem Verdeck, umgeben von dem Earl von Falmouth, Mr. Boyle und Lord Muskerry, von denen der leztere glücklicher Weise (fortunately!) unsern Helden persönlich kannte und sich mit Freuden für seine Identität verbürgte." Er kommt in London an zur Zeit der Pest, wird angesteckt und nur durch die glückliche Dazwischenkunft von Fräulein Constantia vor der Gefahr gerettet, von einer unmenschlichen Krankenwärterin erstickt zu werden. Er findet günstige Aufnahme bey Hofe, wird vertraut mit dem Herzog von Buckingham, Lord Rochester und dem Herzog von Monmouth ꝛc., und stürzt sich mit der Unwissenheit und dem Eifer eines Neulings in alle Ausschweifungen jener Tage. Auf einer seiner Excursionen findet er Milton, jezt im Elend, der eben eine Stelle aus dem zwölften Buch von Paradise lost dictirt und seine beyden Töchter. Auf einer andern sieht er ein Volksgedränge vor den Thüren des Palastes; er hört, daß der König im Begriff ist, (durch Berührung mit seiner Hand — nach einem alten Aberglauben) Kröpfe zu heilen, und da er diese Ceremonie noch nicht gesehen hat, so mischt er sich unter die Zuschauer und verhilft uns dadurch zu einer Beschreibung derselben. Nun folgt das Feuer von London. Aus einem der brennenden Häuser rettet Jocelyn Julia Strickland, die nach einer Entführung und mehreren anderen Unfällen, als dem Gericht über ihren vermeinten Vater Valentin Walton und einer Verhaftung Jocelyn's, auf Verdacht der Theilnahme an einer Verschwörung, als eine in ihrer Jugend verlorene Verwandte des leztern erkannt und glücklich mit ihm verheirathet wird. Die uninteressirte Constantia Biverning tritt ihnen ihr ganzes Vermögen ab und nimmt den Schleyer. Und damit endet das Buch.

Wir besorgen, daß wir die Geduld unserer Leser, indem wir sie mit den Hauptzügen dieses Romans bekannt machen wollten, in der That zu hoch gespannt haben; aber wir waren bemüht, dem Verf. — selbst auf die Gefahr der Langweiligkeit hin — Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem wir seine gewiß originelle Manier, historische Personen und Ereignisse einzuführen, darlegten. In seinem Bestreben, den Schottischen Dichter zu übertreffen, hat er das vornehmste Verdienst desselben völlig verkannt. Dieß liegt — weit entfernt ausschließlich aus antiquarischer Gelehrsamkeit zu bestehen — in seiner poetischen Kraft, die Alles, was sie ergreift, der Flamme gleich, in ihre eigene Substanz verwandelt. Der Ueberfluß von gelehrten Materialien ist selten ein Zeichen des Reichthums, sondern nur des Mangels an Geschmack und häufig der Dürftigkeit des gewöhnlichen Wissens, die ihre Freude über einen außerordentlichen Erwerb nicht verbergen kann. Die historischen Materialien, die Smith gesammelt hat, sind sichtlich in Hast zusammengehäuft, dem Interesse des Stücks fremd und nicht im geringsten mit der Entwickelung desselben verbunden. Alles, was in Brambletye-House geschieht, geschieht zufällig; statt Verknüpfung ist überall nur mechanische Nebeneinanderstellung. Auf diese Weise wird nicht einmal wahre Kenntniß der Zeit erworben. Alle, welche sich die Mühe nehmen wollen, können sich selbst in Besitz der antiquarischen Facta setzen; aber der Verf. eines Romans unternimmt etwas mehr, als alte Dokumente ab-

Digitized by Google

zuschreiben oder (und dieß ist alles, was Smith gethan hat) eine Memoirensammlung zu plündern. Er muß über den Buchstaben, der tödtet, hinausgehen und uns den Geist geben, der belebt. Die Personen, die in diesen Berichten bloß als Namen existiren, müssen in seinem Werk als Individuen leben. Und eben so die Begebenheiten. Es ist nicht genug, diese aus irgend einer allgemeinen Beschreibung auszuziehen und in dem Style eines Zeitungs-Artikels zu detailiren; sondern sie müssen von der Phantasie mit Fleisch und Bein bekleidet und plastisch und lebendig dargestellt werden. Wir würden dem Verf. empfehlen, zu sehen, wie Dryden und Wilson das Feuer von London und die Pest behandelt haben, und ihre reichen poetischen Gemälde mit seinen prosaischen und zurückstoßenden Wirthshausschildern zu vergleichen. Der Dichter besizt die Kunst, selbst das Grausenhafte anziehend, bezaubernd zu machen; nichts gleicht dem Ekel, der uns erfüllt, wenn wir Mr. Smith's Beschreibung der Pest lesen.

Alle diese Fehler gehen aus der Armuth der Phantasie des Verf. hervor. Seine Geschichte ist — wie man leicht finden kann — in allen wesentlichen Theilen dieselbe mit der von Peveril of the Peak. Der Grund und Boden, auf dem sie spielt, ist in beyden der Anspruch eines Rundkopfes (Presbyterianers) auf die Güter eines Cavaliers (Royalisten); und einige der einzelnen Vorfälle sind dieselben. Die Art, wie Lord Rochester Jocelyn einführt, ist copirt von der, die Fenella zur Einführung Julian's bey Karl II. wählt; und die Ursache, welche für diese Art der Einführung angegeben wird, ist bey beyden dieselbe: Die Unempfindlichkeit des Monarchen gegen alles, was ihn nicht durch unerwartetes plözliches Hervortreten, oder Seltenheit überrascht. Die Art, wie Jocelyn durch Constantia's Vermittlung aus dem Towerboot gerettet wird, ist dieselbe, die Fenella zur Befreyung Julian's auf seinem Wege zum Tower vorschlägt. Die Gattungen der auftretenden Charaktere sind gleichfalls dieselben, mit denen in dem älteren Roman; und unglücklicher Weise sind auch mehrere der Individuen dieselben. Smith's Portrait von Karl II. steht dem seines Meisters kläglich nach, und sein Rochester ist nur eine affectirte Karrikatur von Scott's Buckingham. Beyde, Julian und Jocelyn, werden zu dem Lever ihrer respectiven Patrone eingeführt, das ziemlich spät am Tage vor sich geht, und aus derselben Art Leute zusammengesezt ist. Jocelyn selbst wollen wir gern dem Verf. als seine eigene Creatur zugestehen. Er ist ohne eine einzige Tugend, wenn wir die des persönlichen Muthes ausnehmen; welche, wie Dryden sagt, „zum besten eine Feyertagsart Tugend ist, selten auszuüben und niemals, wenn nicht die Noth bringt; — Gefälligkeit, Milde, Zärtlichkeit und Gutmüthigkeit sind von täglichem Gebrauch; sie sind das tägliche Brod der Menschen und der Stab des Lebens."

Charakteristisch ist auch die Wahl der Gegenstände der beyden Auctoren. Der eine ist zufrieden mit einem Bruch der königlichen Amnestie und Titus Oate's Verschwörungen, welche Erfindung fordern, wenn sie interessant gemacht werden sollen; der andere begnügt sich mit nicht wenigerem, als der Pest und dem Feuer von London, welches Gegenstände sind, die in guten Händen alles für sich selbst thun, aber einen schwachen Kopf durch ihre Großartigkeit überwältigen — wie dieß in dem vor uns liegenden Werk der Fall gewesen ist.

Tarbill ist eine noch viel untergeordnetere Produktion, als Brambletye-House, aber gerade in derselben Manier geschrieben. Der Verf. ist ein Nachahmer, kein Künstler; er ist ein Maurer, kein Architect, — er ist ein bloßer literarischer Handwerker, der nicht im Stande ist selbst einen Plan zu entwerfen und nur die einzelnen Theile nach einer Anordnung oder einem Muster zusammensezte. Wir können diese zweyte Zusammensetzung nicht auf dieselbe Art auseinanderlegen, wie wir es mit der ersten gethan haben; es ist uns genug, zu sagen, daß die historischen Charaktere und Begegnisse eben so zufällig in ihrer Einführung sind, wie in dem früheren Roman, daß sie eben so wenig Einfluß auf das Interesse der Erzählung haben, und eben so wenig Verbindung mit der Anordnung des Ganzen. Es ist vielleicht mehr Auswahl beobachtet worden, — sie sind nicht in solche Haufen übereinandergeworfen worden, wie bey jener früheren Gelegenheit; aber sie sind eben so unnütz und müßig und charakterisiren eben so wenig die Zeit, in welche die Handlung verlegt wird. Alles was geschieht, hätte eben so gut zu jeder anderen Zeit geschehen können, wir haben bloß das Wort des Verf., daß die Dinge so waren, aber wir sehen keine Nothwendigkeit davon. Wir haben die Namen von Heinrich VIII, Anna Boleyn, Cardinal Wolsey und ein Portrait in Lebensgröße von dem poëta laureatus Skelton; aber alles, was sie thun oder sagen, gibt uns im Geringsten keine klarere Vorstellung von den Ereignissen oder Motiven der Reformation, als wir zuvor hatten; Ja, wenn wir unsere Kenntniß aus diesem Roman allein schöpfen müßten, würden wir ganz und gar keine Vorstellung von ihrem Charakter erhalten. — Unter jedem seiner Hauptcharaktere ist der Verf. zusammengebrochen; und die untergeordneteren sind nicht von der Art, daß sie ihn weit auf seiner Reise hätten fördern können, sie verlassen daher ihn und den Leser meist schon am Ende des ersten Bandes.

Der erste Charakter ist Sir Giles Hungerford, eine „zornmüthige" Personage, die, von der 80sten Seite des ersten Bandes, in einem der Gefechte von Calais erschlagen wird, und bis zu seinem seligen Ende, es nicht zu-

Digitized by Google

geben kann, daß er an einer Pfeilwunde sterben soll, die er in das Gesicht bekommen hat; Poyns Dudley, sein Neffe und Knappe, dem er seinen letzten Brief an den Vormund seines Sohnes, Cecil Hungerford, anvertraut, ist ein bloßes Instrument, um die Geschichte weiter zu spinnen, dem es daher unzweckmäßig gewesen wäre irgend einen bestimmten Charakter zu geben. Von Pierre, seinem Diener, ist der Humor (wie Ben Jonson sagen würde), daß er nach Belieben Engländer oder Franzose ist, wie es der Gelegenheit dient: „stolz, ein brittischer Unterthan zu seyn, so oft Vortheil oder Ehre mit diesem Titel verknüpft war, während er bey jeder andern Gelegenheit, wo der Franzose die Palme davon trug, besorgt war, einen Antheil an dieser Auszeichnung anzusprechen, indem er *sie* zu seinen Landsleuten annahm.“ Obgleich der Bursch zwey Heimathen hat, führt er doch bloß einen Spaß im Munde. Wenn er den Weg nach Wokey Hole verfehlt und sein Herr ihm Vorwürfe über die lustige Laune macht, die er dabey zeigt, so antwortet er: „Pardi, Monsieur, wir lachen immer über solche Dinge in Frankreich.“ Wenn er jede Verwandtschaft mit einigen barbarischen Bergleuten ablehnen will; so ruft er aus: „Morbleu, wir haben keine solche Wilden in Frankreich!“ Wenn er die wunderbare Construktion der Höle: Wokey-Höle in Somersetshire anstaunt, so bemerkt er: „Pardi, sie haben nichts so Wundervolles in Frankreich!“ — und so geht es fort bis zu Ende der Geschichte des Tölpels. — Etwas besser gehalten sind die Charakter von dem Schenkwirth Gil Faucil und dem Mönch Frank, so wie der von Sir John Dudley; aber keiner derselben hat Verdienst oder Wichtigkeit genug, dem Werk einen Ton zu geben.

Die Hauptcharaktere sind, wie wir gesagt haben, dem Verf. zu viel gewesen. Zuerst haben wir Sir Lionel Fitzmaurice, den Vormund von Cecil Hungerford, den er ohne alle Erziehung aufwachsen läßt und der Vernunft berauben will, um sich selbst seine Güte zuzueignen. An diesem Charakter hat Smith seine ganze Kraft versucht; aber eben dadurch hat er am deutlichsten gezeigt, wie unzulänglich dieselbe ist. Er möchte den Leser gern jeder Zeit in Schreck setzen, so oft nur der Name Sir Lionel geschrieben wird. Wir sollen glauben, daß er im Besitz übernatürlicher Gewalt, in einem Bündniß mit dem Bösen steht; er hat die ausschließliche Controlle über „den Markt der Meineide,“ bemächtigt sich durch legale Processe der Besitzungen seiner Nachbarn und ist, um das Ganze zu vollenden, seiner Frau untreu und ein Bigamist. Dieß sind, wie es scheint, Elemente genug, um eine Wirkung hervorzubringen; und doch hat der Verf. die Situationen so anzulegen gewußt, daß es ihm auch nicht in einem einzigen Fall gelingt, die geringste Bewegung zu erregen. — Die Tochter dieser fürchterlichen Personage ist hochmüthig, glänzend und frey, aber wir werden weder in Furcht gesezt durch ihren Stolz, noch geblendet von ihrer Schönheit, noch begeistert von ihrem Geist. Cecil Hungerford ist ein Knabe von zartem Körper und krankem Geist; aber außerdem ist er noch — unnatürlich und unverständlich. Er ist die poetische Person des Stücks, so weit der Verf. poetisch schreiben kann, und obgleich ohne alle Erziehung muß er doch die besten Dinge in dem besten Styl sagen, der dem Verf. zu Gebot steht. Er ruft aus: „Leben ist nur ein Funke, der dies Dunkel der Unendlichkeiten vor und nach der Geburt scheidet; aber dahin schwindend, wie er ist, o, möchte doch der meinige ruhiger verlöschen!“ Die Sonne nennt er, bey einer Verfinsterung derselben, „das Centralauge Gottes, mit geschlossenem Augenliede!“ Alle diese Sentiments, sind völlig außer ihrer Art, unnatürlich und unmöglich.

Wir haben die Erwähnung der einzigen erträglichen Person im Buche bis zulezt aufgespart, diese ist die Gemahlin von Sir Lionel Fitzmaurice. So wenig sie auch zu dem Charakter ihres Gemahls paßt, und obgleich sie sichtlich nur dazu eingeführt ist, des Verf. Kenntnisse in der Kochkunst der Zeit zu zeigen; so zeichnet sie sich doch unter allen übrigen als das einzige Wesen aus, das natürlich aufgefaßt und mit einigem gesunden Menschenverstande ausgeführt ist.

Der Hauptmangel dieser Bände ist der an allem dramatischen Interesse. Statt die Handlung vor unsern Augen, wie auf einer Schaubühne vorübergehen und die Acteurs selbst sprechen zu lassen, schreibt der Verf. beständig in eigener Person und erzählt und berichtet. Dieß ist das wahre Geheimniß der Wirkungslosigkeit seines Haupthelden. Der Verf. sagt uns: er sey eine sehr thätige Person — er sagt uns, daß seine Machinationen überall hinwirken — er sagt uns, seine eheliche Untreue sey abscheulich. Alles dieß wird gesagt, aber nichts gethan. Sir Lionel thut in der That nicht das Geringste. Er hat durch alle drey Bände keine Zusammenkunft mit der Maitresse, die er, wie wir hören, in einem seiner Schlösser unterhält. So viel der Leser sieht, kommt er kaum ein Mal aus Torhouse heraus und selten aus einem bestimmten Gemach darin. Mehrere Handlungen geschehen in den drey Bänden, mit welchen Sir Lionel sichtlich nichts zu thun hat, und in denen wir ihn kaum für interessirt halten würden, wenn wir nicht auf den lezten Seiten des lezten Bandes von einem Vater Barnabas, der früher nur ein einziges Mal bey einer unbedeutenden Veranlassung vorgekommen war und von dessen Verbindung mit Sir Lionel wir zuvor nicht den leisesten Wink bekommen haben, unterrichtet würden, daß er der Hauptagent des Ritters gewesen sey und auf seinen Befehl alle die verschiedenen Streiche gespielt habe, die so viel Unglück veranlaßt hätten. Wir können indeß Vater Bar-

Digitized by Google

nabas keinen Glauben beymessen. Wir haben genug von Sir Lionel gehört und ihn häufig in Torhouse gesehen; aber nie haben wir davon gehört, daß Vater Barnabas mit ihm, oder irgend Jemand Anderem etwas zu thun habe; und wir sind gewiß, daß wir nie die beyden Herren bey einander gesehen haben. Ueberdieß wissen wir weiter nichts von Vater Barnabas; seinem eigenen Geständniß nach ist er ein schlechter Bursch, und deßhalb können wir seinen Aussagen unmöglich glauben. Aber wir mögen ihm glauben, oder nicht, seine Aussage kommt zu spät; die Jury ist bereits eingeschlossen, und die Geschwornen haben keine Lust sich durch neue Zeugen stören zu lassen, da sie ihre Schlafmützen bereits aufhaben.

Mr. Smith ist eben so schwach in dramatischer Sprache, als dramatischer Handlung; sein Dialog hat kein Feuer, kein Leben; er ist steif und geistlos. Von seiner poetischen Diktion wollen wir zur Probe eine der Stanzen geben, die er verfaßt hat, um sie als Motto's über seine Capitel zu setzen:

> Niemand hält diesem Schwerdte Stand,
> Geführt von unbarmherz'ger Hand,
> Gewöhnt an tragische
> Mordthaten; denn er ist geweiht
> Mit Talisman's, das Schwerdt gefeit
> Durch Sprüche, magische *)

Sapienti sat, und wir glauben, für dießmal, aller Welt.

---

*) None can that fatal sword withstand;
'T is wielded by a ruthless hand,
Inured to tragic
Deeds of blood; 't is said, he's armed
With talismans, his weapon's charmed
By rites of magic.

Unsere Uebersetzung übertrifft, unserer bescheidenen Meynung nach, noch bey weitem das Original.

Geschichte.

Geschichte der Jungfrau von Orleans, nach authentischen Urkunden und dem französischen Werke des Herrn Le Brun de Charmettes, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Zwey Theile. Berlin in der Schlesinger'schen Buch- und Musik-Handlung, 1826.

Unter den neuern Schriften des unermüdlichen Fouqué ist die vorliegende gewiß die beste, obgleich sie nicht ganz sein eigenes Geisteswerk ist. Die Geschichte der Jungfrau von Orleans dürfte man noch mit Vergnügen lesen, wenn man gewisse Quelaugurromane und Mandragoranovellen vergessen haben wird. Wozu auch eine längst erschöpfte Phantasie noch anstrengen wollen, um kümmerliche Dichtungen zu erzeugen, da die Geschichte selbst der romantischen Wunder genug darbietet, die nur noch nicht würdig genug geschildert sind. Fouqué hat durch seine lebenvolle warme Auffassung der noch immer ziemlich verwahrlosten Geschichte der Jungfrau von Orleans einen Dienst erwiesen, den sie ihm selbst wieder reichlich vergilt; denn es ist ein höchst dankbarer Stoff. Man denke sich unter dieser authentischen und diplomatischen Geschichtserzählung ja nichts Trockenes. Sie ist von Anfang bis zu Ende so anziehend, wie der beste Roman. Jeanne d'Arc war wirklich ein so wundervolles, heiliges Wesen, daß ihr Bild durch eine treue Darstellung nach ächten Quellen nur gewinnen kann. Man muß diese Darstellung nur nicht mit den Verläumdungen ihrer früheren und späteren Verfolger und Spötter verwechseln. Von diesen wird die Jungfrau hier, nicht wie es Schiller gethan hat, kraft einer nur poetischen Autorität, sondern durch das Zeugniß der Geschichte selbst gereinigt; aber das gereinigte Bild in seiner einfachen historischen Wahrheit ist immer noch erhaben genug, um Schillers Ideal an die Seite gestellt werden zu dürfen. Vielleicht hätte Schiller, wenn er die Quellen so genau gekannt hätte, noch manchen zarten Zug zu seinem Bilde benuzt, und manche willkürliche Veränderung, die er sich erlaubt hat, lieber fallen lassen, um der Geschichte völlig getreu auch so die erhabenste Unschuld darzustellen. Vieles von den Schicksalen der Jungfrau, was bisher einer poetischen Darstellung unfähig schien, wird hier in einem Lichte gezeigt, worin es sehr poetisch erscheint. Vielleicht aber dürfte der historische Roman sich besser als das Trauerspiel eignen, jeden eigenthümlichen Zug des historischen Bildes aufzufassen.

Die Bearbeitung Fouqué's ersezt uns diesen Roman. Er faßt, theils von seinem Herzen und Geschmack geleitet, theils von der dem Gegenstand selbst inwohnenden Poesie fortgerissen, vorzugsweise das Romantische, Wunderbare, Mystische in der Geschichte der Jungfrau auf, und läßt sich nichts entgehen, was zur romantischen Wirkung des Ganzen irgend beytragen kann. Geflissentlich nimmt er alle örtlichen Volkssagen, die mit der Jungfrau in einer nähern oder entferntern Beziehung stehen, neben den geschichtlichen Zeugnissen in seine Darstellung auf, und selbst im Ton des Ganzen läßt er etwas poetisches vorherrschen. Er bedient sich so oft als möglich der eigenen Worte der alterthümlichen Quellen, und besonders derer, die einen unbedingten treuherzigen Glauben an die Heiligkeit des Mädchens aussprechen. Für die historische Treue bürgt die Angabe der Quellen, die Berücksichtigung und diplomatische Widerlegung der bekannten Verläumdungen, und endlich eine gewisse innere Wahrheit und Consequenz in allen angegebenen Thatsachen.

Digitized by Google

Nr. 43.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 29. Mai 1827.

Dichtkunst.

Iwein der Riter mit dem Lewen, getihtet von dem Hern Hartman Dienstman ze Ouwe. Herausgegeben von G. F. Benecke und K. Lachmann. Berlin. Gedruckt und verlegt bey G. Reimer. 1827. (420 S.)

Unter den deutschen Gedichten, welche aus dem Mittelalter auf uns gekommen sind, ist der Iwein Hartman's von Aue eines der schönsten und lieblichsten. So klar und anspruchlos ist die Sprache in demselben, so anmuthig und naiv die Erzählung, daß selbst unsere besten Dichterwerke dieser Gattung es nicht übertreffen. Und wenn auch Walthers von der Vogelweide Lieder sinnvoller und zarter als Hartman's sind, und einen höhern poetischen Werth besitzen, auch unser Dichter eben so wenig die lyrische Fülle und Tiefe der Empfindung Wolfram's von Eschenbach erreicht, so macht ihm dagegen kein Dichter seinen Rang als besten Erzähler streitig. Diese behagliche Breite, diese sinnigen Betrachtungen, die er häufig, doch nie am unrechten Ort seiner Erzählung einmischt, und in denen sich die Gemüthlichkeit ihres Verfassers so treu abspiegelt, geben dem Ganzen jene eigenthümliche Farbe und einen hohen Reiz, den jeder für das Schöne Empfängliche in sich fühlen wird. Wohl am wenigsten gelangen unserem Hartman seine Lieder, meist Sprüche moralischen Inhalts, die er gegen das Ende seines Lebens hin dichtete, wo ihn das dichterische Feuer schon mußte verlassen haben. Um so ausgezeichneter sind aber seine anderen Werke, von denen leider bis jezt erst der kleinere Theil gedruckt ist. Es sind vier epische Gedichte von sehr ungleichem Umfang: Gregor, Erec, der arme Heinrich und Iwein. Nur die beyden lezten sind herausgegeben; Gregor und Erec aber, bis auf ein kleines Bruchstück, *) immer noch ungedruckt. Den armen Heinrich besitzen wir in drey Ausgaben von Myller, Grimm und Lachmann; leztere ist, was den Text anbetrifft, die vorzüglichste. An eine Uebersetzung dieses Gedichts in unsere (?) heutige Sprache braucht man nur zu erinnern, um einen gänzlich mißglückten Versuch zu bezeichnen, den Unbeholfenheit im Ausdruck, wie grobe Verstöße gegen die mittelhochdeutsche Sprache als seines Urhebers vollkommen würdig bezeichnen. Den Iwein besitzen wir jezt ebenfalls in drey Ausgaben, von Myller, Michaeler und den jetzigen Herausgebern *), welche durch die Benutzung der reichlichen Quellen, die ihnen zu Gebote standen, mit so glücklichem Erfolg das Gedicht in seiner ächten und wahren Gestalt wiederzugeben gestrebt haben, daß der Text keine bedeutende Abänderungen fernerhin erleiden dürfte. Das Gedicht selbst nun gehört zu dem Sagenkreise, der sich auf den König Artus bezieht; es sind die Abenteuer Iweins, eines Ritters, der am Hofe dieses Fürsten der Sage glänzte, welche der Dichter verherrlicht hat. Ueberaus glücklich ist das Ganze eingeleitet, und wahrlich gleich der Anfang beurkundet Hartman's Meisterschaft. Mit der schönen Reflexion beginnend, daß dem, welcher mit ganzer Seele nach Gutem und Edlem trachte, Glück und Ehre folge, bahnt er sich gleich zum gefeyerten Artus den Weg: Artus bewähre dieses, im Munde seiner Landsleute lebe er fort, da sein Ruhm ihn unsterblich gemacht habe. Und somit finden wir uns gleich an Artus Hofe versezt, mitten in das bunte Gewühl der frohen Menge, welche sich auf mannigfaltige (V. 65 — 72) Weise ergözt. Artus und die Königin ziehen sich endlich in ihre „Kaminata" zurück; nur sechs Ritter, unter denen unser Iwein, Kalogreant, Gawein und des Königs Seneschal, „der zuchtlose Keit," auf den Fußboden hingestreckt, sich befinden, bleiben im Saale zurück. Nicht lange darauf kommt die Königin wieder, nähert sich aber den Rittern so leise, daß sie nicht eher von diesen bemerkt wird, bis sie ganz nahe bey ihnen steht. Kalogreant, zuerst sie erblickend, macht ihr sogleich ehrerbietig Platz, wovon

*) S. Wiener Jahrbücher. Band 16.

*) Die Berichtigung des Textes geschah vom Prof. Lachmann.

Keil sogleich Anlaß nimmt, seine Höflichkeit mit bitterem Spotte lächerlich zu machen. So ist ein Gespräch veranlaßt, worin der Dichter die vor uns auftretenden Personen sich selbst äußerst treffend charakterisiren läßt, besonders den, mit gewisser Vorliebe behandelten Keil. Dieses Gespräch wird benuzt, die Leser dem Ziele allmählig entgegenzuführen, indem es damit endet, daß der Seneschal den Kalogreant auffordert, seine „Maere" zu erzählen, was auch die Königin verlangt, der gern gewillfahrt wurde. Wie vortrefflich, ja künstlerisch geordnet dieser ganze Eingang erscheint, braucht wohl nicht erst erinnert zu werden. Kalogreant erzählt nun, wie ihn Durst nach Abentenern zulezt nach langem Umherirren zu einem Brunnen getrieben habe, welchen aufzusuchen ihm ein Riese gerathen hätte, falls er sein Leben wagen wollte. Hier habe er nun, jenem Rathe weiter folgend, mit einem am Brunnen hängenden Becher Wasser aus demselben geschöpft, und auf den Stein gegossen, worauf urplötzlich ein furchtbares Donnerwetter entstanden, und als dieses verschwunden, ein Ritter mit eingelegter Lanze über das Feld auf ihn losgesprengt sey, mit welchem er einen unglücklichen Kampf habe bestehen müssen. Seine Mähr ist beendet, als der König in den Saal tritt, dem die Königin sogleich dieß Abenteuer mittheilt, was ihn so einnimmt, daß er schwört, auch nach jenem Brunnen hinzuziehen. Iwein, dieß Vorhaben hörend, beschließt alsbald dem König zuvorzukommen und früher dieses Abenteuer zu bestehen. Durch diesen Umweg hat uns der Dichter nun zum Helden des Stücks geleitet. Beym Brunnen angekommen, versucht er ohne Zögern, was für seinen Vorgänger so üble Folgen gehabt hatte. Er schöpft von jenem wunderbaren Wasser und vergießt es sodann. Alsbald erhebt sich ein schreckliches Ungewitter, welches sich kaum gelegt hat, als ein Ritter mit verhängten Zügeln auf ihn zujagt und zum Ergeben oder Kämpfen fordert. Iwein besiegt den Ritter, und verfolgt ihn bis in seine Burg, wo dieser todt vom Pferde sinkt, er aber, durch ein hinter ihm herabfallendes Gitterthor, wie im Gefängniß sich plötzlich eingeschlossen sieht. Wie ihn nun hier die Dienerin der trauererfüllten Wittwe, deren Gatten er erschlug, vor dem Tode bewahrt, und seine Liebe zur schönen Burgherrin, durch seine Ueberredungskunst mit dem schönsten Erfolg gekrönt wird; wie er alsdann als Schirmer des Brunnens, den übermüthigen Keil bey demselben besiegt, dann vom Ruhm verlockt Gaweins Stimme folgt und seine Burg und seine fürstliche Gemahlin verläßt, doch mit der Zusage: nach einem Jahr heimzukehren; wie er hierauf, als er unter steten Kämpfen seines Worts vergißt, zur Strafe von seiner Gattin verstoßen wird, und nun, von Liebesqualen wahnsinnig, in die Wildniß stürzt, wo nach langem Umhertoben ihn, den am Wege entschlummerten, eine mitleidige Jungfrau mit der wunderkräftigen Salbe der Fee Morgana heilte; und wie Iwein jezt, da ihm Besinnung und klares Bewußtseyn wieder gekehrt waren, sich ermannt, von Sieg zu Siege eilt, glänzende Thaten vollführt, die ihn weit berühmt machen, doch nimmer von seinem tiefen Schmerz befreyen mögen, bis endlich der Zorn seiner strengen Herrin schmilzt, und er, der Sieggekrönte, in ihre Arme zurückeilen darf — dieß alles, was uns Hartman so unvergleichlich schön erzählt hat, wird der Leser gewiß vom Dichter selbst hören wollen. Und er hat ein Recht hierzu. Denn wahrlich ungerecht und barbarisch heißt es am Dichter handeln, wenn man sein Kunstwerk alles poetischen Schmucks entkleidet, und mit derben Fäusten den Blüthenstaub der Phantasie verwischt, um eine trockene bis zur Ermüdung langweilig fortgesponnene Beschreibung der Handlung zu geben, welche der Dichter besang. Mitten in seinem Siegeslauf schwindet Iwein aus unsern Augen. Auf einer Burg ihn verlassend, fährt „Her Hartman" also fort:

> V. 5625 Dô begunde der tôt in den tegen
> Einen grâven beclagen
> Unt mit gewalte twingen
> Ze nôthigen Dingen,
> Den von dem swarzen dorne.
> Des was er der verlorne:
> Wander muose im ze suone gebn
> Beide sin gesunt unt sin lebn,
> Der dannoch lebendec hie
> Zwô schoene juncvrouwen lie.

Das Gedicht erhält auf ein Mal eine ganz andere Farbe, ernst und feyerlich schreitet es daher in einfacher Größe. Man glaubt auf eine Episode zu stoßen, auf eine störende Zwischenscene, denn etwas besseres sind die Episoden häufig nicht, die den Gang der Handlung nur unterbräche und den Helden wenigstens gar nicht beträfe. Allein wie bald ist unsere Täuschung verschwunden. In die episodenartige Erzählung ist gleichsam die Katastrophe verlegt, und Iwein hat nur den Schauplatz verlassen, um bald sich in noch hellerem Glanze auf demselben zu zeigen. Die Töchter des Todten streiten um ihr Erbe; ihr Recht verfolgt die Jüngere, welcher die Aeltere ihren Antheil verweigert, an Artus Hof; ein Kampf soll über dasselbe entscheiden. Welchen andern Ritter konnte die Jungfrau da wählen, als Iwein, den Ritter mit dem Lewen *), ihn, dessen Ruhm im Munde aller lebte.

*) Iwein befreyte auf seinen Zügen einst einen Löwen von einem Lindwurm; aus Dankbarkeit, wie der Dichter sagt, folgte der Löwe seinem Befreyer nun überall nach; daher jener Beynahme.

Digitized by Google

Iwein's heldenmäßiger Kampf, sein darauf bewiesener Edelmuth bricht Laudinen's, seiner erzürnten Gattin, Herz, und söhnt beyde aus. Und so zeigt sich das, was anfangs als fremdartig erschien, als lebendig eingefügter Theil des Ganzen.

Wenn gleich Hartman den Stoff seines Gedichts von einem fremden Dichter entlieh, so ist die Einkleidung des Ganzen doch unbestreitbar sein Werk, und die sinnvollen Reflexionen, die er nicht sparsam in die Erzählung einflicht, dürfte wohl kein anderer Dichter als sein Eigenthum ansprechen wollen. Welche reiche Ausbeute dieß Gedicht für einen Geschichtschreiber des Mittelalters enthält, in Bezug auf Sitten, Lebensweise, Kleidung, Sprache, Rechtspflege ꝛc., kann hier nur angedeutet werden, wie auch eine Untersuchung über die Sage selbst hier des beschränkten Raums wegen unterbleiben muß. Genügend ist bis jetzt nur die Sprache des Gedichts erläutert, welches sehr schwierige Geschäft zwey Kenner über sich nahmen, wodurch ein bedeutender Schritt zum tiefern Verständniß desselben gethan ist. Denn mit einem oberflächlichen Verstehen, wie es wohl auch von Unkundigen auf den ersten Anblick erlangt wird, ist nichts gewonnen. Wie schwer aber das Verständniß des Gedichts sey, können die von den Herausgebern erläuterten Stellen denen am besten sagen, welche gleich alles zu verstehen meynen, da ihnen so viele Wörter entgegen kommen, deren äußerer Zuschnitt alte Bekannte zu verrathen scheint, die aber näher betrachtet lauter Fremdlinge sind, die erst ein langer und vertrauter Umgang uns wieder befreundet. Daß die wenigsten der zahlreichen Anmerkungen die Sache erläutern, man über den Dichter selbst, sein Leben und seine Werke nur spärliche und zerstreute Andeutungen findet, lag vielleicht im Plan der Herausgeber; auch wollen wir deßhalb nicht rechten mit ihnen, die so vieles gethan, und uns durch eine Fülle grammatischer Bemerkungen für vieles andere reichlich entschädigt haben.

Zuletzt kann noch angeführt werden, daß bald nach der ersten Erscheinung des Iwein eine Bearbeitung desselben vom Herrn von Halem *) versucht wurde, die aber zum Glück nicht weit gedieh, denn ärger ist wohl nie ein Uebersetzer oder Umsetzer mit einem Dichter umgegangen.

Lg. B. v. M.

*) S. Deutsches Museum. Jahrg. 1788.

Literär-Geschichte.

Literarischer Almanach für 1827. So nützlich und angenehm, als unterhaltend und lustig zu lesen. Von Lic. Simon Ratzeberger dem Jüngsten. Erster Jahrgang. Leipzig, bey Glück.

Der Verfasser gibt sich für den jüngsten Nachfolger Simon Ratzebergers des jüngern aus, welcher in den Jahren 1764 bis 1777 ein Vademecum für lustige Leute schrieb. Er scheint ein recht guter alter Herr zu seyn, nur die witzigen Capriolen, um die er sich entsetzlich abmüht, wollen seinen steifen Gliedmaßen nicht gelingen. Er hätte bedenken sollen: was das Entsetzlichste sey von allen entsetzlichen Dingen? — ein Pedant, den es juckt, locker und lose zu seyn. Der lockere Ton, den er annimmt, die scherzhaften Ankündigungen „so nützlich und angenehm, als unterhaltend und lustig" mit dem Zusatz „ohne Kupfer, Charten, Musik und Tanztouren, jedoch mit einem Vorbericht, der nicht das Schlechteste an dem Büchlein seyn sollte," lassen in der That nur etwas sehr Abgeschmacktes erwarten, und was den Ton des Werkes betrifft, so ist derselbe wirklich von Anfang bis zu Ende unausstehlich schäckerhaft; der Sachinhalt indeß entschädigt uns dafür. Das Buch enthält allerley literarische Merkwürdigkeiten und Curiosa, mit denen man sonst nicht leicht bekannt wird, und deren Sammlung verdienstlich ist. Die Auswahl ist nicht immer die beste gewesen, doch geht das Uninteressante und Ungehörige mit dem vielen Interessanten in den Kauf.

Zuerst handelt der Verfasser von Schriftstellern, die ihr eignes Leben ganz oder zum Theil beschrieben haben. Er bringt deren 39 zusammen, unter denen aber einige der wichtigsten fehlen, z. B. Moritz, Jung-Stilling, Bronner, Voß, Steffens. Ein zweytes Verzeichniß nennt 209 Schriftsteller, die älter als achtzig Jahr geworden sind. Die fünf ältesten sind Fontenelle und Stapulensis Faber, beyde 100 Jahre alt, Robert Constanzius 103, Michael Stiefel 110, Hupazuoli 115 Jahre alt.

Unter dem Namen eines literarischen Allerleys gibt sodann der Verfasser eine Menge kurzer Notizen und Anekdoten, die Literatur betreffend, z. B. „In der Mitte des 17ten Jahrhunderts wollte man den gelehrten Jesuiten Tanner in Tyrol nicht an geweihter Stätte begraben lassen, weil man unter seinem Nachlaß ein Mikroskop und unter demselben einen Floh fand, den man für einen haarigen Teufel hielt. — Die berühmten Münchhausischen Lügen finden sich schon unter dem Titel mendacia ridicula im dritten Buch der deliciae academicae von Johann Peter Lange, Heilbronn 1665. — Im Jahr 1824 erschien eine neue Bearbeitung des vor etlichen dreyßig Jahren herausgekommenen gelehrten Berlins, und diesem zu Folge soll sich die Zahl der dort wirklich leben-

Digitized by Google

den Schriftsteller gegen sechs- bis siebenhundert belaufen. Dabey wird bemerkt, daß nur von solchen die Rede sey, deren Schriften in den Buchhandel gekommen seyen, nicht aber die ungezählte Schaar derer, die Sonette, Epigramme, Erzählungen, Correspondenz in allerley Journale 2c. und endlich Aufsätze in Taschenbücher 2c. fabriziren. — Während des siebenjährigen Krieges wurden von der bekannten Erlanger Realzeitung manches Jahr achtzehntausend Exemplare abgesezt." An diese Notizen schließen sich einige Recensionen, die durchaus nicht hieher passen. Sie betreffen religiöse Controversschriften und sind in einem Geist abgefaßt, den man ultraprotestantisch nennen könnte. Dergleichen gehört in die Kirchenzeitung und in den Sophronizon, nicht in einen literarischen Almanach. Darauf folgen wieder allerley Anekdoten über den Namen: sonderbare Einfälle mancher Gelehrten, z. B. „Martin Crusius, Professor zu Tübingen, correspondirte mit dem Patriarchen von Constantinopel, um ihn — zum Lutherthum zu bekehren. — Peter Bouhours, gestorben 1704, ein Jesuit, warf im Ernst die Frage auf: ob es möglich sey, daß ein Deutscher Genie habe? — Der Jesuit Harduin hielt den größten Theil der römischen und griechischen Classiker für unecht, und behauptete, ihre Werke seyen bloß von Mönchen in mittleren Zeiten verfaßt worden. — Josua Barnes, geboren 1654, hatte den Einfall, der Verfasser der Odyssee sey der König Salomo. — D. Johann Georg Sigwart, Professor zu Tübingen, bewies aus der Stelle 5. B. Moses 22, 10. „Du sollst nicht ackern mit einem Ochsen und Esel zugleich," daß die Lutheraner sich mit den Reformirten nicht vereinigen dürften. — Auf der Universität zu Salzburg wurde noch im achtzehnten Jahrhundert die Frage aufgeworfen: ob der Teufel auch Professor der Theologie werden könnte? — In Destouches Werk über den Verfall der Städte und Märkte, Ulm 1803, werden S. 469 unter den zur Anlegung einer städtischen Bibliothek empfohlenen Kunst-Handwerks- und Gewerbschriften auch Wilhelm Meisters Lehrjahre in Vorschlag gebracht. Eben so steht in einem Verzeichniß botanischer Schriften die unter dem Titel Flora erschienene Zeitschrift der Madame Ehrmann. — Fabius Claudius Gordianus schrieb vier und zwanzig Bücher. Im ersten Buch durfte kein A, im zweyten kein B, im dritten kein C 2c. vorkommen." Demnächst liefert der Verfasser eine Auswahl wunderbarer Büchertitel, wovon wir folgende ausheben:

Die geistliche Goldkammer der bußfertigen, Gott verlangenden und in Jesum verliebten Seele.

Gegenstrahl der Morgenröthe christlicher und schriftmäßiger Wahrheit wider das sterngleißende Irrlicht der Absonderung von Kirchen und Sakramenten.

Kuhlmanns himmlischer Liebeskuß.

Feuerzeug christlicher Andacht, Nürnberg, 1539.

Die geistliche Tabackspfeife.

Das geistliche Kartenspiel.

Seraphische Buß und Lob anstimmende Waldlerche.

Geistliches Sackührlein, das ist geistliches Gesang- und Betbüchlein. Augsburg 1709.

Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche.

Himmels Calvinischer Schafpelz.

Hunnius päpstlicher Schafpelz.

Der calvinische und päpstliche Bienenschwarm.

Hoes calvinischer Brandfuchs.

Nicht uninteressant ist sodann ein Verzeichniß der seit dem Beginn des Jahrhunderts bis 1825 in Deutschland erschienenen Taschenbücher. Ihre Zahl beläuft sich auf 346, und der Verfasser hat sie bey weitem noch nicht alle verzeichnet; noch fehlen die historischen, pädagogischen, theatralischen 2c.

Nach dieser Uebersicht bringt der Verfasser wieder Anekdoten unter dem Titel: fünfzig Kabinetstücke der gelehrten Welt. Dann verzeichnet er eine Reihe wohlbelohnter und eine andere Reihe schlecht belohnter Schriftsteller. Hier finden wir unter andern Folgendes. „Diderot arbeitete zwanzig Jahre lang an der großen französischen Encyclopädie, deren Verkauf fünfzehn Millionen Franken eintrug, erhielt aber nicht mehr, als jährlich 1500 Livres, so lang er arbeitete. — Lopez de Vega, der spanische Dichter, soll ein und zwanzig Millionen, drey Mal hundert ein und sechszig Tausend Verse gemacht haben. Ungeachtet aber seine Nation ihn mit so großem Beyfall las, ließ sie ihn doch in Hunger schmachten. Es blieb ihm nichts übrig, als Seesoldat zu werden, und alle Beschwerden dieses Standes zu tragen, um nicht ganz zu Grunde zu gehen. — Dryden mußte zehntausend der schönsten englischen Verse für dreyhundert Franken, und Milton sein verlorenes Paradies für zehn Guineen verkaufen. — Reiske brachte zu Leiden auf der dortigen Universitätsbibliothek die Sammlung der arabischen Handschriften in Ordnung, und bekam zur Belohnung — neun holländische Gulden." Dann erwähnt der Verfasser noch des besondern Schicksals einiger Gelehrten und Schriftsteller und schließt mit einer Bitte um Unterstützung zur Fortsetzung seines Almanachs. Diese wünschen wir ihm von Herzen, und wir schlagen ihm für die nächsten Jahrgänge vor: eine vollständige Uebersicht der Zeitungen und Journale, Betrachtungen über die Meßkataloge, Vergleichungen der deutschen mit der fremden Literatur, Vergleichungen der einzelnen Literaturfächer, eine Zusammenstellung der Geburtsörter unserer berühmtesten Schriftsteller, woraus für die Charakteristik der Süd- und Norddeutschen Resultate zu ziehen sind, eine Genealogie der literarischen Moden, der Gräko-, Anglo-, Gallo-, Germano-, Indomanie, eine Geschichte der deutschen Polemik, der wichtigsten Gelehrtenfehden, 2c.

Digitized by Google

Nr. 44.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 1. Juni 1827.

Geschichte.

Geschichte des Osmanischen Reiches, großentheils aus bisher unbenutzten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. Erster Band. Von der Gründung des osmanischen Reichs bis zur Eroberung Konstantinopels, 1300 — 1453. Mit einer Charte. Pest, in C. A. Hartlebens Verlage. 1827.

Herr von Hammer ist unstreitig unser größter Orientalist und überhaupt einer der gebildetsten und geschmackvollsten Männer unsers Vaterlandes. Wir hegten daher schon geraume Zeit von der künftigen Erscheinung seiner türkischen Geschichte große Erwartungen, die nun durch den vollendeten ersten Band vollkommen befriedigt worden sind. Ehe wir sein Verdienst in Absicht auf die eigentliche Geschichtforschung rühmen, gebietet uns die Natur der Sache, unsere Aufmerksamkeit erst im Allgemeinen auf die Tendenz dieses geschichtlichen Werkes zu richten. Nach dieser Tendenz sind wir in unserer Zeit immer zu fragen berechtigt und verpflichtet, sobald von Werken die Rede ist, welche mit der Tagespolitik in irgend einer, wenn auch nur entfernten Berührung stehen. Eine Geschichte der Türken nun kann sich dieser Frage und einem kritischen Tendenzprozeß gewiß eben so wenig entziehen, als eine Geschichte der Griechen, z. B. die von Pouqueville. Man frägt unwillkürlich: wie verhält sich das Werk zu den Partheyansichten unserer Zeit, ist es vielleicht ein Dokument irgend einer dieser Partheyen, und kurz, ist es für oder wider Türken oder Griechen? Selbst eine strenggelehrte urkundliche Geschichte, wie die vorliegende, die sich dem Lärm der Tagespolitik entfremdet, in die heiligen Hallen der Wissenschaft, in den Tempelfrieden der Clio zurückzieht, kann jener strengen Frage des Zeitgeistes nicht entgehen.

Ohne Zweifel werden wirklich, wenigstens die Ueberspanntesten unter den Griechenfreunden das Werk des Herrn von Hammer als ihrer Tendenz entgegen mißbilligen, nicht, als ob dieses Werk sich entschieden zu Gunsten der Türken ausspräche, sondern weil es sich ganz unpartheyisch ausspricht. Sie werden schon diese Unpartheylichkeit mißbilligen, nach dem Grundsatz: wer nicht ist für mich, der ist wider mich! Sie werden sagen: ein Christ dürfe nie so indifferent und weltbürgerlich denken, wie Herr von Hammer, der alle Grausamkeiten der Türken gegen die Christen mit vollkommenem Gleichmuth erzählt, und, anstatt die Niederlagen des Kreuzes zu bejammern, vielmehr wohl gar noch den Halbmond wegen seines glänzenden und kräftigen Wachsthums rühmt. Sie werden sagen: mag ein Muselmann selbst, oder ein Mondbewohner, der weder Muselmann noch Christ ist, die Thaten der Türken auf diese schonende Weise berichten, nur nicht ein Christ und nur nicht in jenem Wien, das so oft die Vormauer der Christenheit gegen eben diese Türken gewesen ist, nur nicht in einem Lande, wo schwerlich eine Familie lebt, deren Vorfahren nicht einst im heiligen Kampf gegen die Ungläubigen geblutet. Sie werden etwas besondres darin suchen, daß Herr von Hammer die Geschichte der Türken durchaus als eine bloß politische behandelt, daß er alles vermeidet, was ihre Kriege als Religionskriege bezeichnen könnte. Sie werden ihm vielleicht vorwerfen, er habe nur deßhalb die Darstellung des Muhamedanismus von seinem Gemälde gänzlich ausgeschlossen, um nicht auch des Christianismus im Gegensatz gedenken zu müssen; er rede nur von dem türkischen Volksstamme, und wieder nur von dem osmanischen Zweig desselben, um auch die Christen, die von ihnen unterworfen oder wenigstens bekämpft wurden, als bloße Völkerstämme gelten zu lassen; er rede nicht von Allah und Muhamed, damit er nicht von Gott und Christus reden dürfe, und durch diese Beseitigung des Religiösen geschehe es, daß wir allen Haß gegen die Türken verlören, die uns sofort nur als kräftige, herrliche Sieger erschienen, und auch alle Theilnahme an den Christen z. B. in Konstantinopel vergäßen, die uns sofort nur als politische Feiglinge vorkämen. So werde durch einseitige Behandlung des historischen Stoffs, durch absichtliche Weglassung alles Religiösen, das Hauptinteresse und alle Ehre auf die Türken übergeleitet; ihnen nähme der

Digitized by Google

Verfasser nichts, indem er ihnen ihre großen Thaten läßt; ihren Gegnern aber entzieht er alles, indem er ihres Gottes nicht gedenkt, nicht ihres Glaubens, um dessentwillen sie unter den Schwertern und Henkerbeilen der Türken ihr Blut vergoßen. Man wird fragen: warum stellt sich Herr von Hammer so ganz auf den türkischen Standpunkt und ignorirt die jedem Christen so wichtigen und heiligen Interessen, die sich uns schon beym bloßen Namen der Türken aufdrängen? warum schildert er so unbefangen, gleichmüthig und selbstzufrieden das Wachsthum und Vordringen der Türken in Europa und vergißt es gänzlich, uns dabey zu erinnern, daß jeder Fußbreit Erde, den jene Barbaren gewonnen, vom Herzen der Christenheit losgerissen waren, daß diese Erde mit unschuldig vergossenem Christenblut gedüngt, daß die Eroberung ein gen Himmel schreiender Raub, daß sie von unermeßlichen Gräueln begleitet war, wie sie nie früher noch später ein Volk beging oder litt, endlich daß jener mit Mord und Brand besudelte Boden das schönste Land Europa's, das alte heilige Griechenland war. Warum ignorirt Herr von Hammer Betrachtungen dieser Art gänzlich, und schildert uns die Eroberung Griechenlands, wie etwa Curtius die Eroberung von Bactra, als ob ihm die Besiegten fremde uninteressante Völker, und nur die Sieger lieb und theuer wären?

Indeß wär' es wohl unbillig, wenn wir bey der Beurtheilung eines strengwissenschaftlichen Werkes von dieser Partheyansicht ausgehen wollten, die, so sehr sie christlich, natürlich und löblich ist, doch immer eine Partheyansicht bleibt. Ein Geschichtschreiber der Türken darf und soll sich auf einen unabhängigen Standpunkt stellen, und seine Ansicht durch kein, wenn auch noch so heiliges Vorurtheil trüben lassen. Es ist des Geschichtschreibers Pflicht, das Volk, das er schildert, nicht nach den Berichten der Feinde desselben zu beurtheilen, sondern sich so viel als möglich in dessen eigenen Horizont zu versetzen und es mit dessen eigenen Augen anzusehen. Aber auch selbst wir Christen, als alte und nothwendige Feinde jener Türken, haben doch ihren Tugenden immer Gerechtigkeit widerfahren lassen. Schon längst ist die gebildete Welt davon unterrichtet und darüber einverstanden, daß die Türken eine höchst kräftige und geistbegabte Nation sind, an der sehr vieles gebilligt, gelobt, ja bewundert werden muß, daß aber ihr wildes blutdürstiges Temperament in allen ihren Handlungen eben so vorherrscht, wie das Roth in ihren Farben. Es sind Löwen der Wüste, stark, edel, großmüthig, königlich, aber dennoch blutlechzende Thiere. Sobald wir in ihre Geschichte eintreten, baden wir vom Anfang bis an's Ende im Blut. Müssen wir uns aber einmal an diese Hauptfarbe gewöhnen, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß unter dem grellen Schein derselben auch noch sehr zarte Farben verborgen sind, und selbst in jener Blutfarbe ist etwas Furchtbarschönes. Es fehlt den Türken nicht an sanften Dichtern, weisen Gesetzgebern, und selbst ihre Sultane und Krieger, die Henker ganzer Völker, haben etwas Gewaltiges und Prächtiges, das Bewunderung einflößt. Dieß hebt Herr von Hammer mit Recht hervor, während er jene Barbarey keineswegs bemäntelt.

Es war dem Verfasser, man sieht es, um ein treues ungetrübtes Gemälde der türkischen Geschichte nach türkischen Quellen zu thun. Er läßt die Türken selbst von sich selbst reden, und schließt jede falsche oder feindselige Ansicht der Christen dabey aus. Um seinem Gemälde die möglichste Gedrängtheit und Uebersicht zu geben, hält er sich auch rein an die Geschichte des türkischen Volksstammes, und zwar nur des einen Zweiges davon, des osmanischen. Die übrigen Zweige dieses großen asiatischen Volksstammes werden im Anfang der Geschichte nur kurz erwähnt, um die Genealogie dieses Hauptzweiges herzuleiten. Was aber noch wichtiger ist, der ganze Muhamedanismus und die Araberherrschaft, auf welche die osmanische sich aufpfropfte, wird von Herrn von Hammer übergangen. Er unterscheidet sehr genau seine Geschichte der Osmanen von einer Geschichte der Türken überhaupt, oder der Muhamedaner. Dennoch wäre zu wünschen gewesen, daß er sich auf die Charakteristik des Muhamedanismus und namentlich auf die Gestaltung desselben unter den Osmanen tiefer eingelassen hätte. Man sollte wirklich meynen, daß er es geflissentlich vermiede, die religiöse Saite anzuschlagen, aus Furcht, sie möchte einen Mißton angeben.

In den angezeigten Grenzen indeß ist dieses Werk ein so vollkommenes, als selten eines erschienen ist. Dem Verfasser gebührt der höchste Ruhm des Geschichtforschers. Alles, was wir bisher über die Türken erfahren, verschwindet beynahe als völlig fragmentarisch oder verfälscht vor dem vollständigen Gemälde, das Herr von Hammer jezt nach bisher unbekannten ächten Quellen entwirft. Von zweyhundert türkischen, persischen und arabischen Handschriften, die er benuzt, kannte der beste frühere Orientalist, Sir William Jones, nur ein Dutzend, ja selbst auf den öffentlichen Bibliotheken in Konstantinopel findet man nicht mehr als je ein Dutzend davon. Bey den Türken selbst sind diese Quellen zerstreut, und Herr von Hammer ist vielleicht der einzige Mensch auf der Erde, der sie in diesem Umfange zusammengetragen hat. Dreyßig Jahr lang hat er daran gesammelt, auf zwey Reisen im Morgenlande selbst und auf allen bedeutenden europäischen Bibliotheken. Als k. k. Dolmetsch war er immer in naher Berührung mit der Türkey, und zugleich standen ihm die für seine Geschichtforschung wichtigen Archive von Venedig, Ungarn und Oesterreich offen.

Digitized by Google

Er scheute keine Anstrengung, keine Kosten, sich von allen Quellen Abschriften oder die Originale selbst zu verschaffen. Ein einziges türkisches Werk kostete ihn 500 Dukaten. Von allen diesen Quellen, sofern sie den ersten Theil seines Werkes betreffen, gibt er vorn ausführliche Nachricht. Demnach läßt er von Seiten der Geschichtsforschung wohl nichts zu wünschen übrig. Er hat die Quellen nicht nur benuzt, er hat sie entdeckt. Auch als Geschichtschreiber verdient er unsere volle Anerkennung. Sein historischer Styl ist rein und edel, und man darf die Kunst bewunderaswürdig nennen, mit welcher er den so oft sich wiederholenden Raub- und Mordzügen immer eine neue Seite abzugewinnen weiß, daß unser Interesse nicht ermattet. Er bewirkt dieß vorzüglich durch die Einflechtung von Sagen und Anekdoten aus seinen Quellen, und durch die einfache Erzählungsweise, welche der des Herodot gleichkommt.

Der vorliegende erste Band beginnt mit der Geschichte des osmanischen Stamms und reicht bis zur Eroberung Konstantinopels, umfaßt also nur etwa anderthalb Jahrhunderte. Der Verfasser verbreitet sich zuerst mit kritischen Bemerkungen über den Namen und das Vaterland der Türken. Er bemerkt, daß die Türken selbst diesen Namen jezt für schimpflich halten und ihn nur den wilden tatarischen Stämmen beylegen, da er ihnen so viel bedeutet, als den Griechen der Name der Skythen, nämlich herumstreifende Horden. Das gemeinsame Vaterland der Türken ist Turkistan, das weite Steppenland Hochasiens, zwischen dem See Aral und China, Sibirien und Tibet. Dieß Turkistan ist das alte Turan, welches die Perser als das schwarze, feindselige, nordische Reich ihrem eignen Lande, Iran, als dem lichten, guten und frommen Reich, entgegensezten, wie das höllische Reich Arimans dem himmlischen ihres Ormudz. Daher verstanden die Perser und nach ihnen alle gebildeten Völker des Südens unter einem Turanen einen feindseligen Barbaren und Zerstörer, und derselbe Name ging in den griechischen τυραννος über. So ist denn ein Türk und ein Tyrann schon dem Namen nach dasselbe.

(Der Beschluß folgt.)

R o m a n.

Gaston von Blondeville oder die Hofhaltung Heinrich III. in dem Ardenner Walde. Aus dem Englischen der Anna Radcliffe. Leipzig, bey Adolf Weinbrack. 1827.

Uns bedünkt seit langer Zeit keine bessere Uebersetzung gelesen zu haben, als die vorliegende. Der alterthümliche Ton des Originals ist mit so vielem Geschmack beybehalten, daß er nie in das Platte und Anspruchsvolle fällt, das Leser, welche nicht glauben das Eigenthümliche eines Zeitalters als Muster aller künftigen ansehen zu müssen, in manchen unserer Mittelalters Romane bis zum Eckel ermüdet. Ob der Uebersetzer stets getreu ist, können wir, da uns das Original nicht bekannt ist, um so weniger beurtheilen, als sich die Uebersetzung weder Steifheit noch befremdlicher Wortschmiederey schuldig macht. Das Original muß den Charakter guter alter Chroniken sehr gut getroffen haben, denn die Uebertragung bringt durch den Ausdruck von Frömmigkeit und Unbefangenheit bey sichtbarer Unvollständigkeit, durch Schalkhaftigkeit und poetische Naturansicht, eine sehr bestimmte Wirkung hervor. Worin aber Madame Radcliffe mit jedem alten Chronikenschreiber, und jedem neuen historischen Roman wetteifert und sie vielleicht übertrifft, das ist in der Breite der Beschreibungen von Festen, Gepränge und Puz. Ohne Zweifel gehört eine eigene Art Einbildungskraft dazu, diese Schilderungen zu erfinden, es ist eine Art Verdienst, Einheit und eigenthümlichen Charakter in sie zu bringen. Wir hoffen, daß es auch eine Art Leser gibt, welche diese Beschreibungen mit Vergnügen lesen; — wir gestehen aber, daß sie uns eben so sehr ermüden, wie diese Feste selbst es thun würden, und daß, wie wir uns von jenen nach der ersten halben Stunde davon schleichen möchten, wir auch von diesen nur die Beschreibung des ersten Festes aushalten konnten. Sind nun die Beschreibungen dieser Feste schon lang, so sind es die unter- und überirdischen Gänge noch mehr, durch welche ein gewisser armer Sünder, der, ohne Held der Geschichte zu seyn, sie dennoch gänzlich veranlaßt — eine ganze Nacht lang geführt und in ihnen mit Dolch und Tod bedroht wird. Dieser wird von einem abscheulich boshaften Prior von St. Marien Trepp auf und Trepp ab, durch Hallen, Marterkammern und Gewölbe, unter dem Schloßgraben durch und vor Wachen vorbeygeführt, so wundersam, daß es einen aufmerksamen Leser lohnen würde, einen leichten Riß von einem Gebäude zu machen, in welchem sie alle Raum fänden. Sehr wahrscheinlich würde das berühmte Labyrinth der Vorzeit wie ein Jagdschlößchen dagegen erscheinen.

Ueber die Einleitung zu der Erzählung wollen wir schnell hinweggehen. Sie sagt uns, daß ein alterthümelnder Reisender, mit einem humoristischen Gefährten durch Warwikshire reisend, die Ruinen von Kenilworth (welches unter uns klassischer Boden geworden ist) besucht. Diese Ruinen werden in allen ihren Theilen, mit allen ihren Umgebungen recht anziehend und sehr weitläufig beschrieben. Ein Landmann der Umgegend bietet sich an, ihnen das Schloß zu zeigen, erzählt ihnen viele Volks-

Digitized by Google

sagen, welche den Antiquar entzücken und den Humoristen langweilen, macht aber dennoch endlich so viel Eindruck auf beyde, daß sie den Schauplatz der Sagen ganz unheimlich finden. Endlich verkauft er dem Antiquar eine alte mit schönen Bildern verzierte Chronik, welche die Beschreibung der Feste und Begebenheiten während König Heinrichs III. Hoflager in Kenilworth enthält. Diese in neun Tagen abgetheilte Erzählung lesen wir in Mrs. Radcliffes Roman.

Die Erzählung selbst ist eine recht eigentliche Spuckgeschichte, die unsere Aeltermutter sehr wesentlich abgekürzt hätte, indem sie den Hauptbösewicht und seinen Spießgesellen ohne viel Ceremonie nach Don Juans Beyspiel vom Teufel hätte holen lassen. Statt dieser einfachen Katastrophe mühet sich hier ein armes Rittergespenst jämmerlich ab, erscheint aller Ecken und Orten, erschreckt König und Pagen, um endlich seinen Mördern das Garaus zu machen. Ein ärztliches Visum repertum würde unbedenklich sagen, die Herren wären an einem apoplektischen Zufall gestorben; damit wäre aber kein Roman zu Stande gekommen, und der Ritter hätte vergeblich gespuckt.

Madame Radcliffe erzählt uns, wie der König Heinrich III. von England sein Hoflager in Kenilworth gehalten, wo er die Hochzeit seines Günstlings, eines Gaskognischen Junkers, Gaston von Blondeville, gefeyert habe. Während dieser Feyerlichkeiten naht sich ihm ein Unbekannter, der diesen Gaston des Mordes an seinem Vetter, einem Ritter beschuldigt, den er vor drey Jahren bey dessen Rückkehr vom heiligen Lande in den Kenilworth, umgebenden Ardennerwalde erschlagen haben soll. Diese Anklage empört den König ungemein; leider hat sich der unansehnliche Fremde, ein Kaufmann aus Coventry, auf gar keine Beweise gefaßt gemacht, und beträgt sich überhaupt wie ein Besessner oder halb Verrückter, wird also mit harter Behandlung in den Kerker geführt. Nun folgt ein Spuck dem andern, der eine besteht in einem kostbaren, höchst sinnreichen Maskenzuge, der, die ganze Mord- und Trauergeschichte darstellend, dennoch lauter Blendwerk ist. Sie alle werden aber von Gaston von Blondeville und seinem Spießgesellen, dem Prior von St. Maria, für eitel von dem armen Kaufmann herrührende verdammliche Hexerey erklärt. Die Furcht, daß dieser aber dennoch ihr Bubenstück an das Licht bringen möchte, bewegt den Prior, den Kaufmann aus dem Gefängniß zu entführen, und bey diesem Anlaß findet die obenerwähnte wunderseltsame Gang- und Kellerreise statt. Des Priors Absicht dabey ist uns viel weniger klar geworden, als die der Mrs. Radcliffe. Diese wollte ihre Erzählung ausdehnen, jener hätte den armen Gefangnen aber schon auf der ersten Kellerstation tödten können. Statt dessen jagt er ihn mit seinem Dolch und seiner Angst so lange vor sich her, bis derselbe endlich die Klosterkirche zu St. Maria erreicht und den Schutz des Altars in Anspruch nimmt, wo die Mönche ihn schützen. Dem Könige von Neuem ausgeliefert, muß er sein Todesurtheil hören. Bis zu der auf den nächsten Tag anberaumten Hinrichtung gibt es aber ein Turnier; bey diesem steigt das Rittergespenst zu Pferde, und verlangt durch grimmige Gebärden mit Gaston von Blondeville eine Lanze zu brechen. Dieser, welcher jedes Mal bey dem Anblick seines ermordeten Gegners mit kataleptischen Zufällen heimgesucht wurde, fällt dieses Mal, wie das Rittergespenst das Schwerdt gegen ihn ausstreckt, todt vom Pferde. In der darauf folgenden Nacht quält dieses Rittergespenst dem König, der über seines Lieblings Tod in tiefster Betrübniß ist, unter wahrhaft imposant fürchterlichen Umständen die Ueberzeugung von des Kaufmanns Unschuld ein. An dem folgenden Morgen wird der Prior todt im Bett gefunden, der Kaufmann erhält, ohne weiteren Trost, seine Freyheit, und der König, dem das spuckhafte Kenilworth widrig geworden ist, zieht mit seinem Hofstaat nach Woodstok, von dem wieder eine prächtige Spuckgeschichte geschrieben werden könnte.

Literarische Notiz.

Treuttel und Würz in London haben ein Journal für ausländische Literatur angekündigt, dessen Herausgeber Hillins, bekannt durch seine Uebersetzung von Müllners Schuld, La Motte Fouqué's Zauberring und mehrerer deutschen Erzählungen, dort lebt. Das Werk wird unter dem Titel Foreign Quarterly review et continental literary miscellany erscheinen. Deutsche, spanische und italienische Literatur werden den Hauptinhalt desselben ausmachen. Der Plan ist ungefähr derselbe, wie der der bibliothèque universelle. Walter Scott, Southey, Prof. Wilson hier (Verfasser der lights et shadows of Scottish life und anderer Werke), Dr. Quincy, und Carlisle, der Wilhelm Meister übersezt und neulich auch eine Uebersetzung der Wanderjahre nebst mehreren Erzählungen von Tieck, Jean Paul rc. herausgegeben hat, werden als Mitarbeiter genannt.

Druckfehler.

In Nr. 42. S. 168 auf der ersten Spalte, Zeile 2 von unten lies Gunlaugur statt Quelaugur.

Digitized by Google

Nr. 45.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 5. Juni 1827.

Länderkunde.

Course dans la Gruyère ou description des moeurs et des sites les plus remarquables de cette intéressante contrée du canton de Fribourg. Paris, imprim. de Firmin Didot. 1826. 117 pag. 8.

Diese Beschreibung der Landschaft Greyers oder Gruyère im schweizerischen Kanton Freyburg schließt sich der Geschichte der Landschaft Saanen (welche vormals mit Greyers eine gemeinsame Herrschaft bildete) durch Johann von Müller, und den Briefen über ein schweizerisches Hirtenland durch Carl von Bonstetten an. Diesen Vorgängern hat auch wohl der ungenannte Verfasser nachgestrebt, und es ist ihm gelungen; denn gleich jenen schrieb er von großer Liebe für seinen Gegenstand erfüllt, und da er ein Eingeborner der Landschaft ist, durch das ille mihi praeter omnes terrae angulus ridet getrieben, des Gegenstandes, den er behandeln wollte, kundig und mit Geschmack.

Eine statistische Darstellung des Landes darf man aber in seinem Durchfluge (course) nicht suchen; ein Naturgemälde desselben wollte er liefern, die Geschichte seiner Einwohner kürzlich hinzufügen und von ihrer Lebensart, Charakter und Sitten Kunde geben. Er thut dieß als ein gebildeter Mann, und seine Schilderung, die man in manchen Dingen umständlicher wünschen möchte, gewährt dem Leser eine angenehme Stunde. Des Landes ältere Schicksale liegen im Dunkel und seine merkwürdige Geschichte als Grafschaft ist bekannt; das Andenken der großherzigen, aber verschwenderischen Grafen, die dem Volke die Freyheiten, die es seither besessen hat, verkauften, lebt in den Segnungen der Einwohner fort. Nicht minder bekannt ist die Staatskunst, womit Bern und Freyburg eben jene Verhältnisse des Grafen Michael sich zu Nutze machten, um die Länder ihres Schuldners unter sich zu theilen, so daß an Bernische Herrschaft das Saanenland und an Freyburgische das Greyerserland, jedoch ohne Abbruch der Freyheiten, die diese bereits zuvor durch Loskauf sich erworben hatten, überging.

Von den Bewohnern der Landschaft sagte Johann von Müller (Werke, XII. S. 387): „Sie sind an Wuchs und Bildung bis auf diesen Tag eines der schönsten unter allen Völkern;“ sie bilden, sezt der Verfasser dieser Wanderung durch ihr Land hinzu, unter den Völkerschaften des Kantons Freyburg das geistreichste und gebildeteste. Als Hirtenvolk mangelt es ihnen an Muße nicht, seit zwey Jahrhunderten hat bald jedes ihrer Dörfer eine Schule, alle sind des Lesens und Schreibens kundig und dadurch werden ihnen die Fortschritte der Außenwelt zu Theil. Sie lesen die Tageblätter, und die eigene Verwaltung ihrer Gemeinheiten (communes) zeigt von Einsicht, Regsamkeit und Gewandtheit.

Aus dem Sittengemälde wählen wir, was vom Tanze erzählt wird. Vormals, sagt der Verfasser, war dieß Vergnügen das beliebteste, allgemein und zu allen Jahrszeiten geübt. Jezt ist es nur noch viermal im Jahr erlaubt. Das verbietende Gesetz ward jedoch erst im Jahr 1824 erlassen, und die zahllosen Verletzungen, welche es seither erlitten hat, müssen auf die Vermuthung führen, daß dasselbe nicht von langer Dauer seyn werde. Mit den wechselnden Tanzmandaten, die seit zwanzig Jahren erschienen sind, ließe sich ein Band füllen. Was war die Folge davon? Das Ansehen der Regierungs-Verordnungen überhaupt erhielt dadurch empfindlichen Abbruch. Das Tanzen ist hier nationelle Sitte von Alters her, und es abschaffen, wäre unklug, wenn es auch möglich seyn sollte. Daß es unmöglich sey, hat die Regierung von Bern erfahren, als sie im Saanenland den Versuch dafür machte; so wird es auch mit den jezt verbotenen bénichons *) seyn. Der Name bezeichnet ein Dorffest, das bey jeder Hochzeit begangen wird. Die ganze Gemeinde versammelt sich, um daran Theil zu nehmen, als Zuschauer die Alten, die Jugend zum fröhlichen Tanze. Ein langer Vorgenuß geht dem Feste voran: die Mädchen sind mit ihrem Schmucke, die Jünglinge mit den

*) Das Wort kömmt von benediction (des mariages) und findet sich im Englischen (benison) auch in Shakspeare's Macbeth. Act. 2.

Digitized by Google

Zurüstungen des Festes beschäftigt. Alles ist geregelt und ziemend. Ein Jugendführer mit zwey Beysitzern und dem Schulmeister bildet den hohen Rath der festlichen Abende. Mit dem Läuten der Vesperglocke ertönt die Musik; die Knaben mit Band und Blumenkranz geschmückt, die sie von geliebter Hand heimlich geschenkt erhielten, erwarten am Wege die Mädchen, welche, gruppenweise anrückend, durch bescheidene Haltung die Freude, die ihnen aus den Augen strahlt, zu verbergen suchen. Der Tanz öffnet die Herzen für Alt und Jung. Am zweyten Abend, zuweilen auch am dritten, wiederholt sich die Freude des Dorfes.

Mit den benichons gehen gepaart als köstliche Volkssitte die noch viel älteren Koraules (Tänze mit Chorgesang), welche in ihrer ganzen Herrlichkeit zwar nur noch in Sagen leben. Eine ihrer Ueberlieferungen, welche auch die angenehmen Erinnerungen an die vormaligen Grafen einschließen, ist diese: „Il avint un jour que le Comte de Gruyère rentrant en son castel trouva en dessous d'icelvi grande liesse de jouvençaux et jouvencelles, dansant en Koraule. Le dit comte, fort ami de ces sortes d'ébattemens, prit aussitôt la main de la plus gente de ces femelles et dansa tout ainsi qu'un autre. Sur quoi aucun ayant proposé comme par singularité dont puisse être gardé souvenance, d'aller toujours en dansant jusqu'au village prochain d'Enney, pas n'y manquèrent, et de cettui endroit continua la Koraule jusqu'au chateau d'Oex, dans le pays d'enhaut; et c'étoit chose merveilleuse de voir les gens des villages par où passèrent se joindre à cette joyeuse bande.“ — Dieser Lustzug, der bey vier Stunden Weges tanzend zurücklegte, erhielt den seither unvergeßnen Namen grande coquille. Ich bin in meiner Jugend Zeuge und Theilnehmer solcher Freuden gewesen, und ihre Erinnerung gehört zu den angenehmsten, die ich bewahre. Es war in den schönen Tagen der schönsten Jahrszeit, im Herbst, wenn die Sommerhitze vorüber ist, und ein lichter, das Alpengebirg umherziehender Nebelduft ihm einen eigenthümliche, man möchte sagen melancholische Färbung ertheilt. Am St. Michaelstag und nach demselben versammelte die Vesperglocke die Jugend des Dorfes zum munteren Koraule, mit dessen Musik sich auf den nahen Wiesengründen das Schellengeläute der von den Bergen zurückgekehrten Heerde verband; die ländliche Scene war entzückend. In der Beschreibung vom Schilde des Achilles, wo Homer den ländlichen Tanz erklärt, der auf jenem zu sehen ist, habe ich, so oft ich sie las, das Uebild des Koraule im Lande Greyers zu finden geglaubt; nun aber sind diese anziehenden und dichterischen Koraule seit fünfzehn Jahren immer seltner geworden, so daß nur noch an drei oder vier Orten in der ganzen Landschaft ihre Wiederholung angetroffen wird.

Des Landes alter und wichtigster Gewerbszweig ist die Käsebereitung und der Handel mit diesem Landeserzeugnisse; ein neuerer zweyter, durch Ertrag und Ausdehnung ebenfalls sehr bedeutsamer, ist das Strohgeflecht, das für Damenschmuck in Paris, Wien und Berlin Absatz findet. — Wo bey dem Val Sainte von den Trappisten die Rede ist, welche 1791 bis 1798 und nochmals von 1802 bis 1816, wo ihre Rückkehr nach Frankreich keine Schwierigkeit mehr fand, gewissermaßen im Exil gelebt hatten, wird der Denkschriften über dieselben gedacht, welche ein im Jahr 1824 verstorbener einsichtiger und wohlthätiger Mann, Hr. Dargnies, aus der Freyburgischen Gemeinde Riaz, welcher zwölf Jahre im Orden gelebt und den Abt zuweilen auf seinen Reisen begleitet, dann aber sich wieder frey gemacht hatte, in Handschrift hinterließ und deren Bekanntmachung ohne Zweifel erwünscht seyn müßte. Der freundliche und bequem zu ersteigende Moleson ist der westlichen Schweiz, was der östlichen der Rigi ist; vielbesucht um seiner herrlichen Fernsichten willen ist von lange her auch jener, und um seinen Ruhm gleich dem des Rigi zu steigern, soll jezt auch auf seiner Höhe eine bequeme Wirthschaft eingerichtet werden. Ueberall ist lateinisches Idiom in den Namen der Ortschaften erkennbar: Montbovon (mons boum), Nerive (Nigraqua), Albeuve (Albaqua) sind drey durch reiche Waiden und Alpen beglückte Dörfer; ihre verständigen und wohlhabenden Einwohner haben seit Jahrhunderten kein Grundstück ihres Gebietes einem Auswärtigen zu kaufen gegeben, und wenn ein Reisender die Schönheit ihrer Wiesengründe preist, so bekömmt er die stolze Antwort: „Oui, et les messieurs de Fribourg n'y ont rien à voir.“ — Dem schöngedruckten kleinen Buche ist eine nach des Freyburger Patriziers, Hr. Fegely, Zeichnung in Paris hübsch gestochene Ansicht des Schlosses Greyers, von Broc aus gesehen, vorgesezt, bey der durch einen unangenehmen Mißverstand des Kupferstechers die Maison Forte von Broc für das Schloß angesehen und ihr die Sorgfalt zugewandt ward, die dem entfernteren Greyers gebührt hätte.

Geschichte.

Geschichte des Osmanischen Reiches, großentheils aus bisher unbenuzten Handschriften und Archiven durch Joseph von Hammer. Erster Band. Von der Gründung des osmanischen Reichs bis zur Eroberung Konstantinopels, 1300 — 1453. Mit einer Charte. Pest, in C. A. Hartlebens Verlage. 1827.

(Beschluß.)

Der Verfasser unterscheidet zwey Hauptstämme der

Digitized by Google

Türken, einen östlichen, die Uiguren oder Usbeken, und einen westlichen, zu welchen die Seldschuken und die spätern Osmanen gehören. Die erstern werden noch jezt von den Osmanen für ihre Brüder anerkannt, sind aber durch Persien von ihnen getrennt. Indeß beurkundet sich ihre Verwandtschaft in den Feindseligkeiten, mit welchen sie von Osten her Persien nicht weniger heimsuchen, als es die Osmanen von Westen thun. Die ursprüngliche türkische Sage gibt Oghus-Chan als den ersten Herrscher und Gesezgeber der Türken an, gleichzeitig mit Abraham. Dieser theilte sein Heer oder Volk unter seine sechs Söhne. Den drey ersten gab er einen Bogen, den sie in drey Stücke brachen, wovon sie die Zerbrecher oder Verderber genannt wurden. Sie erhielten den Befehl über den westlichen Heerzug. Den drey andern Söhnen gab er je einen Pfeil und sie zogen nach Osten. Nur die Geschichte der erstern kommt hier in Betracht, denn von diesen Verderbern stammen die Osmanen. Der erste Sohn hieß der Chan der Berge. Von ihm leiten sich die Oghusen her, die noch im Gebirge blieben und von hieraus die Perser und Araber bekämpften. Der zweyte hieß der Chan des Meeres und von ihm stammen die Seldschuken, die ihre Herrschaft schon bis ans Meer ausbreiteten. Der dritte hieß der Chan des Himmels, von dem sich die Osmanen als die edelsten und mächtigsten herleiten.

Die Geschichte der Oghusen und Seldschuken wird nur kurz berührt. Schon auf der 41sten Seite des nahe an 700 Seiten umfassenden ersten Bandes beginnt die Geschichte der Osmanen. Sie gingen von den Oghusen aus dem Gebirg aus, und ihre frische Kraft verdrängte die schon zerrüttete Seldschukenherrschaft. Erst mit ihnen beginnt die Größe der Türken, und erst bey ihrem Auftreten wird die türkische Geschichte klar. „Der Strom der Geschichte, der sich bisher vom verborgnen Quellenhaupte der Sage durch das Gestrüppe gestürzter Stämme und vielfach verflochtner Zweige in eingeengtem Rinnsaale mühsam durchgearbeitet hat, fließt nun, sobald er nach Vereinigung mehrere Zuflüsse und Zurücklassung ihrer Namen, den der Familie Osmans angenommen, in breiterem und bequemerem Thalwege ruhiger und klarer fort.“ Der Großvater Osmans wanderte aus, indem er vor Dschengis-Chan floh. Der Vater sezte sich schon in Kleinasien fest, und hier gründete Osman selbst in der Mitte vieler kleiner Stämme und Heere des aufgelösten Seldschukenreichs durch überlegne Tapferkeit das Reich, das unter seinen Söhnen ununterbrochen wuchs und bald nach Europa hinüberreichte. Die Sage berichtet, wie ein Traum Osman seine künftige Größe vorhergesagt. Schon sein Name ist nicht wenig ominös, denn Osman heißt: Beinbrecher. Sein Betragen machte diesem Namen Ehre, denn er war ein grimmiger Vertilger und Wütherich. Dem ersten Christen, der von einem Osmanen gefangen wurde, ließ er den Bauch aufschneiden. Das war der Anfang der Grausamkeiten, die seitdem fünfhundert Jahre lang fortgedauert haben. Auch von dem Despotismus unter den Türken selbst gibt Osman schon das erste große Beyspiel. Er tödtete seinen eignen Oheim auf der Stelle, als dieser ihm ganz freundlich einen Rath geben wollte.

Von Osman an nimmt die Geschichte ununterbrochen ihren Lauf. Der Verfasser erzählt aufs ausführlichste und lebendigste nach den echten Quellen die Thaten der mächtigen Sultane, ihre Kämpfe und Eroberungen, und nicht minder ihre Staatseinrichtungen. An die Geschichte der Sultane knüpft sich dann immer die der gleichzeitigen wichtigen Männer, besonders der türkischen Priester, Gelehrten und Dichter. Zur Probe heben wir hier die schöne Darstellung des türkischen Dichterlebens auf dem Olymp aus. „An die Stelle der griechischen Koenobiten und Eremiten traten nun in Klöstern und Zellen türkische Derwische und Santone, vom Fuße des Olympos bis an den Gipfel desselben von den Herden herumziehender turkomanischer Horden umgeben. Die Schönheit und Fülle der Natur begünstigte a[illegible]r nicht nur den heiligen Müßiggang von Mönchen und Einsiedlern, sondern begeisterte in der Folge auch die Muse von Dichtern, und die Muse von Gelehrten zu schönen und nützlichen Werken. Der erste große türkische Dichter Mola Chosrew sang seine Schirie auf den Höhen des Olympos, unter dem Gesäusel der Pinien, das in seiner Dichtung weht, unter dem Gemurmel der reinen Bergwasser, das in seinem klaren Reime wiederschallt; Wasi Ali, der Verfasser der bilderreichen Uebersetzung der Fabeln Bidpais, sammelte in dem Blumengefilde Brusa's die schönsten Blüthen der Dichtkunst und Rhetorik, und übertrug in sein unsterbliches Werk mit dem Farbenschmelz des Wohllauts der Natur den Wohllaut der hallenden Wälder und der fallenden Ströme. Chiali, d. i. der phantasiereiche, und Deli-burader, d. i. der närrische Bruder, schwärmten hier, der erste im hohen Schwunge lyrischer Gedichte, der zweyte in niederen lüsternen Erzählungen. Ein anderer, Chosrew und ein anderer, Chiali, als Gesezgelehrte von derselben Größe, wie ihre Namensgenossen als Dichter, arbeiteten hier classische Werke der Gesezwissenschaften, der Gottes- und Rechtgelehrsamkeit aus; desgleichen die ersten Kolosse osmanischer Theologie und Jurisprudenz, der große Scheikh Aibesiami, und der große Richter Al-fenari, von denen bald ausführlicher gesprochen werden soll, so wie von dem größesten und berühmtesten, der in der heiligen Erde von Brusa ruhenden Scheikhe, nämlich vom Scheikhe Mohamed aus Buchara, berühmt unter dem Namen Sultan Emir, d. i. Herrscher und Fürst im Reiche der Heiligkeit. An seinem Grabe, wornach ein Viertel der Stadt genannt ist, erhebt sich eine der

größten Moscheen Brusa's, mehr als einmal durch das Feuer verheert, und eben so oft durch die Frömmigkeit der Sultane wieder hergestellt. Diese Frommen und gelehrten Männer, diese Dichter und Richter ruhen am Fuße des Olympos, auf dessen Höhen sie unter Vögelgesang und Fluthenklang, betrachtend und nach dem Höchsten trachtend, ihres Lebens genossen, oder an den Schulen, wo sie lernend und lehrend aus dem Quell der Wissenschaft schöpften, und denselben weiter spendeten, in ihren, so lang das Reich und die Sprache der Osmanen dauern wird, fortlebenden Werken."

Der vorliegende erste Band begreift die Geschichte aller Sultane von Brusa in sich, denn Brusa in Kleinasien war ihre Residenz, bevor sie Konstantinopel eroberten. Unter diesen ersten Sultanen glänzen vorzüglich Bajesid, welcher von Timur oder Tamerlan besiegt wurde, und Mohamed II., der Eroberer von Konstantinopel. Unter den Gegnern der Türken zeichnet sich der große Tamerlan und der ungarische Held Hunyades aus. Die Begebenheiten dieser Männer sind die wichtigsten im ersten Bande. Obgleich sie uns im Allgemeinen schon bekannt sind, so enthält die kritische Darstellung des Herrn von Hammer doch im Besondern viel Neues von mehr oder minder wichtiger Bedeutung. Unter andern widerlegt er das Mährchen, als ob Bajesid von Tamerlan in einen eisernen Käfig gesteckt worden sey, welches sich alle unsre Geschichtschreiber beständig nacherzählt haben. Wichtiger ist eine Nachricht, die er uns von der klugen Politik der Asiaten gibt. Als Bajesid von Timur gefangen war, gab er diesem den Rath, die türkischen Besitzungen am schwarzen und Mittelmeer zu schonen „als ein Bollwerk des Islams." Timur befolgte diesen Rath und zerstörte jene den Christen so gefährliche Länder und Festungen nicht. Er setzte sich lieber der Gefahr aus, daß sie ihm selbst gefährlich würden, und achtete die gemeinsame Politik der Muhamedaner gegen die Christen höher, als die Politik der Muhamedaner gegen einander selbst. Dieser Maßregel läßt sich eine große Weisheit nicht absprechen, und es fehlt nur, daß Herr von Hammer nicht eine Nutzanwendung davon auf die Christen gemacht hat. Wie Kleinasien das Bollwerk des Islam, so ist Griechenland das Bollwerk des Christenthums, und Timurs weise Politik sollte den christlichen Machthabern nie gefehlt haben. Daß sie ihnen fehlte, stürzte Konstantinopel und erhielt es bis auf den heutigen Tag in den Händen der Türken.

Das große Gemälde dieses ersten Bandes schließt mit der Eroberung der unglücklichen griechischen Kaiserstadt, und eröffnet uns die Aussicht auf die Glanzperiode des türkischen Reichs, die mit dem nächsten Bande beginnen wird. Diesen erwarten wir mit Begierde. Das Aeußere des Werkes ist anständig.

Brief-Literatur.

Clément XIV. et Carlo Bertinazzi, correspondance inédite. 1827.

Ungleichartigeres in der Zusammenstellung hat die Literatur bisher nichts aufzuweisen, denn was scheint wenigstens unähnlicher und widersprechender als ein Papst und der Hanswurst eines Theaters? Und doch stehen sie hier ohne Schroffheit, ohne Beleidigung, ja zu beider Ehre zusammen; mag sie nun die Geschichte oder die Dichtung neben einander bringen. Es ist Lorenz Ganganelli und Carlo Bertinazzi, bekannt unter dem Namen Carlin, Pulcinel des italienischen Lustspiels in Paris. Der Herausgeber dieser Correspondenz sagt in der Vorrede: „Im Jahr 1720 befanden sich in einer Schule von Rimini zwey Knaben, die sich herzlich gut waren und enge Freundschaft schlossen; der eine gehörte einem armen Bauer in der Gegend von Sant-Angelo in Vado, der andere aber war der Sohn eines Offiziers. Die Knaben versprachen sich heilig, und schlossen nach Knabenart einen mit ihrem Blut geschriebenen Pakt darüber, daß sie sich wenigstens alle zwey Jahre schreiben wollten, was auch ihr Schicksal oder ihre künftige Stellung in der Welt seyn möge. Beyde haben Wort gehalten. Der eine Knabe hieß Lorenz Ganganelli und war der Sohn eines armen Bauers in der Gegend von Sant-Angelo in Vado; er wurde in der Folge Professor der Philosophie zu Pesaro, Franziskanermönch, Definitore und Consultore des heiligen Offiziums, ferner Cardinal, und endlich Papst unter dem Namen Clemens XIV. Der andere Knabe, Sohn eines wohlhabenden Offiziers in sardinischen Diensten, ging nach dem Tode seines Vaters nach Frankreich, und unter dem Namen Carlin ward er einer der berühmtesten Arlequins des italienischen Lustspiels in Paris. Hier legen wir nun ihren Briefwechsel vor." — Es ist natürlich, daß in Frankreich die ganze apostolische Partey und ihre Organe gegen die Aechtheit dieser Briefe auftreten, und sie zu einer Parteyschrift stempeln wollen. Damit glauben sie dann Alles gewonnen zu haben. Aber angenommen auch, daß die ganze Correspondenz nicht echt ist, sind doch diese Briefe voll Wahrheit, Gefühl, Geist, Beobachtungstalent und in einer schönen Sprache geschrieben. Auch Ref. hat die große Zahl von unecht erkannten mémoires sécrets und correspondances inédites nicht vergessen. Allerdings muß erwähnt werden, daß im Jahr 1775 Caraccioli 3 Bände lettres intéressantes de Clément XIV. in Paris herausgab. Ihre Echtheit konnte von dem Herausgeber nicht dargethan werden. Weitere Untersuchungen, besonders der Gelehrten de l'art de verifier les dates, thaten in der Folge die Unechtheit dieser Briefe dar.

Digitized by Google

Nr. 46.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 8. Juni 1827.

Lustspiele.

Mit jedem Jahre vermehren sich die Sammlungen kleiner Lustspiele in der beliebten Form des zuerst von Kotzebue eingeführten dramatischen Almanachs. Sie sind auf dem dramatischen Gebiet dasselbe, was in der Romanwelt die Novellensammlungen sind, gleichsam die leichten Truppen der Poesie. Im Allgemeinen ist diesen kleinen, meist auf einen Akt beschränkten Lustspielen nicht viel Gutes nachzurühmen. Es sind größtentheils nur schwache, etwas modernisirte Nachahmungen alter Stoffe, und die Original-Lustspiele selbst zeugen meistens nur von einer bereits erschöpften und forcirten Produktionskraft. Indeß findet sich doch hin und wieder manches Artige, und man darf auch nie vergessen, daß ein Lustspiel auf der Bühne selbst durch die Kunst der Schauspieler in einem weit reizenderen Lichte gezeigt werden kann, als es bey der bloßen Lektüre erscheint.

Unter den verschiedenen Sammlungen behauptet das Vorrecht des Alters: der Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande, begründet von August von Kotzebue, herausgegeben von Carl Lebrun. Fünf und zwanzigster Jahrgang. Hamburg bey Hoffmann und Campe 1827. Er enthält fünf Lustspiele: 1) Warum, Lustspiel in einem Akt von Wilhelm Jürgensen, ein Seitenstück zu Kotzebue's Geständniß. Auch hier tritt ein Baron und eine Baronin auf. Er ist eifersüchtig auf sie, und sie beschämt ihn, ganz wie bey Kotzebue. Die Charaktere sind dieselben, nur in der Intrigue ist eine andre Wendung. Der Baron ist nämlich auf seinen Neffen eifersüchtig, und um nun ihn von seiner Frau zu entfernen, willigt er in eine Verheirathung desselben ein, die er sonst streng verweigert hatte. 2) Der König von gestern, von St. Schütze, ist ein recht lustiger Schwank. Zwey Studenten wurden, als sie eben auf einem kleinen Theater die Rollen eines Königs und eines Prinzen spielten, von den sie verfolgenden Häschern überrascht und mußten in ihrer Theatertracht flüchten. Sie treten müd und matt bey einer Bauernhütte auf, der falsche König nimmt die Rolle des wahren an, und läßt sich von den Bauern huldigen und, was ihm vorzüglich Noth thut, mit einer ländlichen Mahlzeit erquicken. Zufällig kommt der rechte König, der auf der Jagd ist, dazu, und der falsche wird entdeckt, zieht sich aber durch Witz und gute Laune aus der Verlegenheit. 3) Staatspapiere, von Bärmann. Dieß kleine Lustspiel ist entsetzlich auf Schrauben gestellt und unnatürlich, die Intrigue bey den Haaren herbeygezerrt. Ein armer Buchhändler verliebt sich in ein Bild, das ein Fremder in einem benachbarten Gasthof zurückgelassen. Plötzlich langt das Original dazu an, ein armes Mädchen, welche dem Buchhändler ein ihr hinterlassenes Manuscript anbietet. In diesem Manuscript findet er eine bedeutende Summe Staatspapiere, von denen das Mädchen nichts gewußt hat, und in der Freude über diesen glücklichen Fund nimmt sie den Finder zum Manne. 4) Hans Michel Meerrettigs Liebes- und Ehestandssachen, eine Fastnachtstrilogie von E. Raupach. Erster Theil: die Mondsucht, Posse in zwey Akten. Dieses Lustspiel ist zwar von Raupach, aber doch nichts werth. Es ist bey weitem unbedeutender, als seine andern neuen Lustspiele, und Rez. hat oft gezweifelt, ob es wirklich der Feder dieses sonst guten Dichters entflossen sey. Der Held des Stückes ist so gemein, daß er unter die Sphäre des Komischen fällt; er ist so roh wie der Rochus Pumpernikel und noch lange nicht so lustig. Die Intrigue selbst ist arm und gezwungen. Hans Michel soll geprellt werden. Man will ihn zwingen, seiner bestimmten Braut, die einen ärmern Jüngling liebt, zu entsagen, und bewerkstelligt dieß, indem man ihm einbildet, sie sey mondsüchtig. Sie erscheint ihm auf dem Kirchhof in der Rolle einer Mondsüchtigen, und er entsezt sich dergestalt, daß er sie aufgibt. 5) Ein Tag Karls V., historisches Gemälde von Castelli. Dieser Karl ist nicht der deutsche Kaiser, sondern ein König von Frankreich. Seine Großmuth ist der Vorwurf des Stückes. Er zwingt den alten Thevenay, seinen bittersten Feind, der ihm überliefert wird, statt aller andern Strafe, nur einen Tag lang in seiner Nähe zuzubringen und alle die großmüthigen Handlungen anzusehn, die ihm gewöhnlich sind, wodurch er ihn aus einem Feind zum wärmsten Freunde

Digitized by Google

macht. Das Drama ist ein recht gutes Lobgedicht auf gute Fürsten, nur etwas zu prahlerisch.

Jahrbücher deutscher Bühnenspiele, herausgegeben von Carl von Holtei, 6ter Jahrgang, für 1827. Berlin in der Vereinsbuchhandlung. Auch diese Sammlung enthält ein neues Lustspiel von Raupach, der geraubte Kuß. Es ist weit artiger, als das ersterwähnte. Der geraubte Kuß wird ein Gegenstand gerichtlicher Klage und Verantwortung, und gibt Anlaß, die Pedanterie der englischen Gesetze und ihrer altmodischen Anhänger zu verspotten. Die Geringfügigkeit eines Kusses steht mit der Wichtigkeit der gerichtlichen Verhandlung in einem sehr komischen Kontrast, und unter den handelnden Personen sind der Kläger, ein verbißner Altengländer und steifer Anhänger des Gesetzes, ferner der fette schläfrige Richter und zulezt der hungrige kluge Schreiber sehr gute Karrikaturen. Das zweyte Stück dieser Sammlung heißt ein romantisches Idyll von Ludwig Becker und führt den Titel: Morgen gewiß! Es ist ein idyllisches Schicksalsstück und winselt in Müllnerschen Trochäen. Das Schicksal führt einem jungen Fischer seine verlorne Geliebte wieder zu, und zwar an demselben Tage, an welchem er ihre Wiederkehr geahndet und zuversichtlich gehofft hat, und zwar mitten im Meer, in welchem sie eben ersaufen will, so daß er gerade noch Zeit hat, sie zu retten. Diese Rettung verhängt das Schicksal, um den reichen Oheim der Geretteten zu bewegen, sie dem Retter, dem armen Fischer, zur Frau zu geben. Es folgt ein größeres Lustspiel von Albini: zu zahm und zu wild, ein Seitenstück zu seinem andern Lustspiel: Kunst und Natur. Der Verfasser gefällt sich in Kontrasten. In Kunst und Natur hielt er eine überbildete Dame und ein übernaives gurlimäßiges Dorfgänschen gegen einander, hier stellt er einen lustigen Wildfang à la Herr von Ruf und Fritz Hurlebusch einem äußerst sanften und blöden Jüngling gegenüber. Es fehlt dem Verfasser nicht an Talent; seine Charakterzeichnung ist vielversprechend, bis jezt aber noch etwas übertrieben. Am wenigsten ist die Anordnung seiner Stücke für die Bühne zu loben. Er versteht sich nicht sonderlich darauf, die Handlung leicht ineinander spielen zu lassen und alle Schauspieler zu beschäftigen, welches man freylich weniger vor dem Buch, als vor der Bühne selbst empfindet. Das folgende Stück: die Ehrenschuld, ist eine unbedeutende Anekdote aus dem Leben Montesquieus, und das lezte: Allen ist geholfen, eine abgeschmackte Posse, darin ein verliebter Stadtschreiber, der einer Küfersfrau nachschleicht, in eine Tonne gesperrt und auf alle Weise gefoppt und geprellt wird.

Theater von Deinhardstein, erster Theil. Wien 1827. In Armbrusters Verlag. Diese Sammlung enthält fünf kleine Theaterstücke, theils Rühr- theils Lustspiele, sämmtlich in guten Jamben geschrieben. Der Verfasser hat mehr Talent für das Ernste und Rührende, als für das Komische. Das erste Drama: der Gast, ist unter allen das beste. Es spielt im schottischen Hochland und sein Gegenstand ist die erhabene Großmuth der alten einfachen Sitten. Der Dichter führt uns in die einsame Hütte Magoffs, eines vertriebenen schottischen Lairds, dem Wallraff, sein falscher Freund, vor vielen Jahren sein Schloß verbrannt, seinen Clan zerstört, sein Kind gemordet. Eben dieser Wallraff tritt jezt als ein ebenfalls vertriebner und verfolgter Mann in die Hütte, zum Tode matt und siech. Beyde kennen sich nicht mehr, weil Gram und Alter sie abgezehrt. Magoff gewährt ihm das Gastrecht, aber im Gespräch erkennen sie sich, und Magoff, welcher sechs und zwanzig Jahre lang nach dem Augenblick der Rache gelechzt hat, sieht seinen Feind vor sich stehn. Doch dieser ist sein Gast, und dem Gast darf ein Schotte kein Haar krümmen. Magoff unterdrückt sein gerechtes Rachgefühl, und als sein eigner Sohn mit andern Verfolgern des unglücklichen Wallraff ankommt, stellt er sich selbst gegen sie zur Wehr, um seinen Gast zu beschützen. Er wird übermannt, doch jezt entschließt er sich großmüthig, die Gefangenschaft seines Gastes zu theilen und sich mit ihm zum König führen zu lassen, um ihn dort zu vertheidigen und die Pflicht der Gastfreundschaft ganz zu erfüllen. Das zweyte Stück, Florette, ist eine Anekdote aus dem Leben Heinrichs IV. Dieser Monarch liebt ein junges armes Fräulein und behält gegen sie ein strenges Incognito bey, um seiner Leidenschaft desto ruhiger obliegen zu können. Sein alter Freund Vallis warnt das Mädchen und entdeckt ihr den Stand ihres Geliebten, wobey er den ganzen Zorn seines Gebieters wagt. Heinrich läßt endlich die Tugend über seine Leidenschaft siegen, verzeiht dem Freunde und entsagt Floretten, die in ein Kloster geht. Die verschleyerte Dame ist nur die Variation eines schon oft gesungenen Themas. Ein Jüngling gewinnt die schönste Frau durch sein Vertrauen. Er sieht sie nur verschleyert, ja er muß sie für häßlich halten, aber er liebt sie um ihres Geistes willen, und wird nun durch ihre Schönheit reichlich belohnt. Boccaccio ist wieder eine Darstellung großmüthiger Entsagung. Ein Freund tritt dem Dichter Boccaccio seine junge Gattin ab, da sie denselben mehr liebt, als ihn. Das Bild der Danae stellt eine Scene aus dem Leben Salvator Rosa's dar. Dieser Maler steht seinem Freunde Ravienna bey, den alten Direktor der florentinischen Akademie um seine schöne Mündel zu prellen. Im Lustigen besizt Deinhardstein aber nicht so viel Stärke, als im Erhabenen und Edlen, und wahrscheinlich würde seiner Kraft auch ein größerer tragischer Gegenstand mehr entsprechen, als die kleinen Sujets seiner kleinen Stücke.

Digitized by Google

Dramatische Neujahrsgabe für 1827 von Lembert. Wien bey Tendler und Manstein. Die Gabe besteht aus einem Schau- und einem Lustspiel. Das Schauspiel: Maria Stuarts erste Gefangenschaft, nach Walter Scott, gewährt sehr wenig Interesse und darf in keiner Hinsicht mit Schillers Trauerspiel verglichen werden. Es verfehlt seine Wirkung besonders durch den ungewissen Ausgang. Maria wird durch allerley kleinliche Listen endlich aus ihrem Gefängniß entführt, aber der Dichter kann uns doch nicht damit trösten, daß ihr Schicksal dadurch eine günstigere Wendung genommen hätte, und schon der Titel: „erste Gefangenschaft" deutet auf eine zweyte hin. Somit fehlt dem Ganzen der Schluß und die Befriedigung. Weit besser ist das Lustspiel: der Ehrgeiz in der Küche, durch die scenische Darstellung schon in ganz Deutschland bekannt. Es ist ein Charakterstück und karrikirt wohl ein wenig zu stark, doch lassen wir uns dieß um der guten Satyre willen, welcher diese Karrikatur zur Unterlage dient, gern gefallen. Die Idee ist einer bekannten Anekdote aus den Briefen der Frau von Sevigné entlehnt. Der Held erscheint als der Enkel und echte Sprößling des unglücklichen Kochs Vatel, welcher sich aus Ehrgeiz erstach, weil ihm die Stockfische, die er Mittags servieren wollte, zufällig ausblieben.

Taschenbuch dramatischer Blüthen für das Jahr 1827 von Georg Harrys. Dritter Jahrgang. Hannover, in der Helwingschen Buchhandlung. Das erste Stück dieser Sammlung führt den Titel: die Audienz, allegorisches Originalfestspiel für den Neujahrstag, vom Herausgeber. Es treten darin die vier Jahrszeiten als Kammerherren, und die zwölf Monate als das übrige Hofpersonale des jungen Jahresmonarchen auf, z. B. Demoiselle Mai als Hofsängerin, Madame Juni als Hofblumenfabrikantin, der Hofkonditor Dezember, der Hofpoet Januar, der Hofnarr April rc. Die Idee wäre nicht so übel, wenn nur die Ausführung durch die gehörige vis comica unterstützt worden wäre. Das zweyte Stück: wer nimmt ein Loos? nach Duval von Th. Hell, ist äußerst leer und abgeschmackt. Das dritte: der blinde Passagier, ein Schwank vom Herausgeber, spricht eben so wenig an. Ein verdorbner Schauspieler wird mit einem Edelmann verwechselt und von dem Pächter des Leztern gut bewirthet, bis der Betrug entdeckt wird. Eine höchst schwache Nachahmung vieler anderen Verwechslungsgeschichten.

Geburtstagsspiele und andere kleine dramatische Dichtungen von Adelbert vom Thale. Viertes Bändchen. Berlin, Posen und Bromberg, bey Mittler 1827. Für Geburtstagsspiele sind diese Stücke wohl etwas zu lang und zu satyrisch. Sie enthalten eine Menge Anspielungen, Ausfälle und Seitenhiebe auf literarische und theatralische Thorheiten, die wenigstens für den fröhlichen Familienkreis nicht taugen. An sich sind sie zeitgemäß, besonders enthält das zweyte Stück, die Schicksalswanne, recht artige Satyren gegen den Schicksalsunsinn insbesondere, und gegen die Theaterwuth überhaupt. Nur gefällt sich der Verfasser zu sehr in burschikosen und militärischen Stereotypwitzen, und seine fröhliche Laune hält sich etwas zu viel zu gute. Daher sagt er auch gleichsam zur Entschuldigung am Schluß:

Muß es einmal Unsinn seyn,
Soll's auch rechter Unsinn seyn.

Lustspiele für deutsche Bühnen, zunächst für das königl. Theater zu Berlin, nach dem Französischen bearbeitet von Carl Blum. Berlin und Landsberg a. d. W. 1827 bey Enslin. Die drey in dieser Sammlung enthaltenen Stücke beurkunden die ihnen angeborne französische Leichtigkeit und das bekannte Talent des Herausgebers, diese leichte Grazie im Deutschen getreu wieder zu geben. Das erste Stück, die beyden Britten (nach Merville), spielt in London. Ein lebenssatter reicher Lord und ein Kaufmann, der eben fallirt hat, begegnen sich an der Themse, in dem Augenblick, wo sie sich darin ersäufen wollen. Sie stutzen, erklären sich, und der Lord bietet dem Kaufmann an, ihn mit so viel Geld zu unterstützen, als er nur haben will, da er selbst seines Reichthums nicht mehr bedarf. Der Kaufmann sieht auf diese Weise seine Familie gerettet, will aber aus Dankbarkeit den Lord nicht verlassen, sondern mit ihm den Sprung in die Themse machen. Er empfängt das Geld und führt den Lord in sein Haus, wo er ihm seine Familie vorstellt. Hier verliebt sich der Lord in die Tochter des Kaufmanns, und aus dem Sprung in die Themse wird eine Hochzeit. Der Ehrgeiz, demzufolge beyde Männer sich's lange nicht gestehen wollen, daß sie doch lieber am Leben blieben, ist recht komisch geschildert. Das zweyte Lustspiel, die beyden Philibert nach Picard, ist ein ziemlich unbedeutender Pariser Schwank, eine entfernte Nachbildung der beyden Veroneser von Shakespeare, und nicht um den zwanzigsten Theil so witzig. Die Verwechslung der beyden sich sehr ähnlich sehenden Brüder ist lange nicht so glücklich benuzt, gibt bey weitem nicht zu so viel komischen Scenen Anlaß. Doch hat das Stück als ein Pariser Sittengemälde noch immer viel Anziehendes. Das lezte Stück, die Reise nach Dieppe, ist ein Seitenstück zum vorhergehenden, ebenfalls ein lustiger Pariser Schwank, und noch reicher an Charakteren und Verwicklungen. Ein guter Pariser Bürger hat seit 26 Jahren nur den einzigen Wunsch gehegt, einmal das Meer zu sehen, und will jezt in dieser Absicht mit seiner Familie nach Dieppe reisen. Er fällt einer Rotte muthwilliger junger Pariser in die Hände,

Digitized by Google

die sich einen Spaß mit ihm machen, und ihn, statt nach Dieppe, auf einem Umwege bey Nacht wieder nach Paris führen. Er glaubt wirklich in Dieppe zu seyn, und dieß gibt zu vielen komischen Scenen Anlaß. Die jungen Leute kommen aber selbst in große Verlegenheit, da einer von ihnen in der Tochter des Betrogenen seine Geliebte erkennt, die er wiederzufinden schon lange vergeblich bemüht gewesen ist. Er muß nun fürchten, daß der Betrug, den er gespielt hat, alle seine Hoffnungen zerstören werde. Ein alter Freund legt sich indeß ins Mittel, nimmt die Schuld des Betrugs auf sich, besänftigt den Vater und verschafft dem Liebhaber die Tochter.

Neben Carl Blum ist Lebrun jezt wohl der gewandteste Bearbeiter französischer Stücke für deutsche Bühnen. Sein Lustspiel: Verwechslungen nach Picard (Mainz, bey Kupferberg 1826) läuft zwar auch nur auf eins der bekanntesten und abgedroschensten komischen Kunst- und Effektstückchen hinaus, auf die Verwechslung zweyer Personen, doch sind es dießmal nicht, wie sonst gewöhnlich, Geschwister, sondern Vater und Sohn, und dieß ist schon origineller. Der Sohn nimmt die Gestalt seines bösen Vaters selbst an, um im Namen desselben in seine eigene Verlobung zu willigen, die der Vater verhindern will. Dieß gibt äußerst komische Situationen, besonders da der Vater selbst dazu kommt, und der Sohn genöthigt ist, hinter seinem Rücken immer noch den Andern gegenüber dessen Person darzustellen, bis beyde endlich zusammentreffen. Ein zweytes Lustspiel von Lebrun, ebenfalls nach Picard, Aller Welt Vetter, ist etwas übertrieben. Ein muthwilliger und gewandter Stutzer verhilft seinem Freunde zu dessen Braut, indem er die ganze Familie derselben in der angenommenen Rolle eines Vetters durch seine frechen Lügen umstrickt und nach seinen Absichten lenkt.

Weiber hüten ist nicht möglich, Lustspiel von Don Austin de Morto, aus dem Spanischen von Richard. Aachen und Leipzig bey Mayer 1826. Ein spanisches Intriguenstück, welches die Absicht hat, die alte Wahrheit zu beweisen, daß selbst die hundert Augen des Argus nicht hinreichen, den Amor zu hüten. Don Pedro wettet, daß er seine Schwester, Donna Ines, vor jeder Nachstellung zu hüten im Stande sey. Ihr Liebhaber jedoch, Don Felix, weiß mit Hülfe seines schlauen Dieners alle Maßregeln des Bruders zu entkräften, und die Schwester zu entführen. Das Ganze ist zu sehr im Styl der Novellen, und besonders im Dialog nicht witzig genug.

Die Verdächtigen, Lustspiel in vier Aufzügen von Mathias Nusser. Basel bey Neukirch 1827. Bey Gelegenheit der demagogischen Umtriebe sind manche Lächerlichkeiten vorgefallen, nicht nur von Seiten der Demagogen, sondern auch von Seiten der Demagogenriecher, gewisser Polizeymenschen, die an die Thorheiten der erstern so eifrig geglaubt haben, als diese selbst, und hinter denselben hergetrabt sind, wie weiland der ehrliche Sancho Pansa hinter dem sinnreichen Junker von la Mancha. Dieses Doppelpaar von Narren wird denn auch im vorliegenden Lustspiel gegeißelt. Die Hauptpersonen der Handlung sind: ein verrückter, sonst ganz unschuldiger Apotheker, dessen fixe Idee die Teutschthümmeley ist, und ihm gegenüber ein Stadtdirektor, der gar zu gern eine Verschwörung entdecken möchte. Ein Paar junge Leute, welche den Apotheker besuchen, und nicht genügend sich ausweisen können, werden sofort als Verschworne arretirt und festgehalten, bis der Fürst selbst, der sie kennt, ihre Loslassung befiehlt und dem Director einen derben Verweis gibt. Eine ganz ähnliche Satyre herrscht in dem frühern Lustspiel, die Theilung der Erde, und dieses ist feiner und witziger, als die Verdächtigen; die Intrigue ist verwickelter und der Gang des Ganzen viel gewandter, auch sind in der Charakterzeichnung die Farben nicht so grell aufgetragen. In beyden aber spricht sich eine gesunde und loyale Gesinnung aus, und die Ansicht, welche jeder Vernünftige längst von jener politischen Kinderkrankheit gehegt hat.

Topographie.

Wegweiser für Fremde in Stuttgart und seinen Umgebungen. Mit einem neuen Grundrisse von Stuttgart, und einem topographischen Grundrisse der Umgegend, gezeichnet von Hausch. Stuttgart 1827 bey Ferd. Steinkopf.

Es sey uns vergönnt, in wenig Worten ein Buch zu empfehlen, welches Stuttgart, die freundliche Heimath unsers Morgenblatts, den Fremden näher bekannt macht. Alle größere Städte Deutschlands haben bereits dergleichen Wegweiser. Stuttgart gehört zwar nur zu den minder großen Städten des deutschen Vaterlandes, doch wird wohl kein Fremder, der aus dem Norden nach der Schweiz und Italien eilt, Stuttgart übergehn, ohne sich dort einige Tage zu gefallen. Solche Reisende finden sich jeden Sommer in großer Anzahl in Stuttgart ein, und für sie ist das vorliegende Buch bestimmt. Es beschreibt alle Merkwürdigkeiten der Stadt, Kunstsammlungen, Bibliotheken, Alterthümer, Institute, Vergnügungsörter. Zugleich enthält es die Addressen aller Männer, welche die Fremden auf irgend eine Weise interessiren können, und die beyden Grundrisse gewähren in topographischer Hinsicht die beste Orientirung. Leider verliert Stuttgart eine seiner ersten Zierden in der Boisserée'schen Sammlung, welche nach München kommt. Ohne Zweifel aber sind diese Gemälde in München besser an ihrem Platz als in Stuttgart. Dort werden sie unter den zahllosen andern Kunstschätzen eine große Lücke ausfüllen. Hier standen sie isolirt.

Digitized by Google

Nr. 47.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 12. Juni 1827.

Astronomie.

In den lezten Jahren sind eben keine grossen astronomischen Entdeckungen gemacht worden, doch hat man das Gewonnene verarbeitet und häufig populär gemacht. Einige dieser populären Schriften über die Sternkunde wollen wir hier betrachten, und zuvor nur gleichsam im Vorbeogehn einer sehr interessanten, aber streng gelehrten Schrift, erwähnen. Sie ist aus dem Englischen übersezt unter dem Titel: Ueber die nächsten Ursachen der materiellen Erscheinungen des Universums von Sir Richard Philipps, nach dem Englischen bearbeitet von General von Theobald und Prof. Dr. Lebret. Stuttgart bey J. F. Steinkopf 1826. Der Verfasser stößt alles um, was seine Vorgänger aufgestellt. Newton selbst wird von ihm wie ein Schulknabe behandelt, und über die deutschen Naturphilosophen wird er nicht müde, die bittersten Sarkasmen auszuschütten. Er behauptet, die jezt allgemein gültige Lehre von der Gravitation der Himmelskörper sey nicht ursprünglich von Newton, sondern von Jakob Böhme, dem Schwärmer, erfunden, von dem sie Newton entlehnt, und sie sey nichts als ein Hirngespinnst. Er läugnet die ganze Dynamik, auf welcher jene Lehre beruht, und begründet die seinige auf eine bloße Mechanik, d. h. er hält die Annahme von ursprünglichen innern Kräften im Mittelpunkt der Himmelskörper, vermöge welcher sie sich wechselseitig anziehen, für Thorheit, und behauptet dagegen, alle Bewegung dieser Körper sey nicht dynamisch, aus einer innern eignen Kraft erfolgend, sondern blos mechanisch, durch einen äußeren Anstoß hervorgebracht. Er läßt es dahingestellt seyn, woher der erste Anstoß in die Welt gekommen, hält aber die ganze gegenwärtige Bewegung der Himmelskörper für die fortdauernde Folge eines solchen ersten unbekannten Anstoßes, und erklärt nun alle möglichen astronomischen Erscheinungen rein aus mechanischen Grundsätzen. Er thut dieß mit einem bewundernswürdigen Scharfsinn, und man muß ihm auf jeden Fall Dank wissen, denn entweder klärt seine Lehre selbst die Wahrheit auf, oder sie wird ein Probierstein für die Wahrheit der entgegengesezten Lehre. Je vielseitiger eine Wissenschaft behandelt wird, desto leichter macht sie Fortschritte. Ein entdeckter Irrthum nüzt so viel als eine entdeckte Wahrheit. So lange sich gegen ein herrschendes System noch irgend ein Zweifel aufbringen läßt, muß er gehört werden. Es ist hier aber nicht der Ort, in das Nähere der Lehre Philipps einzugehen. Nie ist die Astronomie seelenloser, kälter, todter, unpoetischer behandelt worden, als in diesem Buche, dessen Widerlegung wir von den angegriffnen Gelehrten erwarten müssen.

Herr Professor Brandes in Breslau, der es sich früher schon zu einem dankbaren Geschäft gemacht hat, die wichtigsten Lehren der Sternkunde im ungelehrten Publikum zu verbreiten, hat Unterhaltungen für Freunde der Physik und Astronomie in fortlaufenden Heften herausgegeben (Leipzig, bey Barth, 1826). Unter den schäzbaren Aufsäzen dieser Hefte, die indeß doch schon manche mathematische Kenntnisse beym Leser voraussetzen, ist uns besonders eine merkwürdige Untersuchung über die Sternschnuppen aufgefallen, mit welcher die ganze Sammlung beginnt. Der Verfasser hat die große Mühe nicht gescheut, in Gesellschaft junger Freunde, die zum Theil an ganz verschiedenen, weit entfernten Orten ihren Standpunkt nehmen mußten, die flüchtigen Erscheinungen der Sternschnuppen zu beobachten, ihre Zahl, Höhe, Länge und Dauer zu messen. Indeß sind die Resultate, wie zu erwarten war, nicht bedeutend ausgefallen. Der Verfasser hat nur das, was mit bloßen Augen zu sehen ist, näher bestimmt und zusammengestellt, über das eigentliche Wesen und den Ursprung jener Meteore aber keinen neuen Aufschluß geben können. Seine Beobachtungen haben gezeigt, daß unter 36 Sternschnuppen 26 herabgefallen, 9 aufgestiegen, und 1 horizontal fortgeschossen ist. Das Aufwärtssteigen beweist wenigstens, daß die Sternschnuppen von einer Kraft getrieben werden müssen, die der Schwerkraft der Erde widerstreben kann, und daß sie gleich den Blitzen in der Atmosphäre entspringen und nach allen Seiten sich richten können. Der Beobachter hat ferner in den Bahnen der Sternschnuppen

Digitized by Google

eine vorherrschende Richtung nach Südwesten bemerkt, was mit der Bewegung der Erde zusammenzuhängen scheint. Die längste Bahn einer Sternschnuppe, die er beobachtet, schäzt er auf 40 Meilen, die Schnelligkeit ihrer Bewegung auf 4 bis 8 Meilen in einer Sekunde, ihre Höhe von 1 — 100 Meilen, und die höchsten fand er immer als die größten, die niedrigsten als die kleinsten.

Die dritte Auflage von Gelpke's Allgemeinfaßlichen Betrachtungen über die großen Wunderwerke des Weltalls beweist, daß ein gewisser deklamatorischer Predigerton dem größern Publikum besser gefällt, als die einfache wissenschaftliche Darstellung, selbst wenn jener oberflächlich und abgeschmackt, diese tief und geistreich seyn sollte. Von mehreren weit bessern populären Darstellungen der Astronomie hat keine die dritte Auflage erlebt, dieser ist es durch eine aus Brokes irdischem Vergnügen in Gott oder den Stunden der Andacht entlehnten Salbung gelungen, außerordentlichen Beyfall zu finden. Der Darsteller gehört zu jener Klasse, von der Lichtenberg sagt: je weniger sie die eigene Größe zu zeigen im Stande sind, desto lauter preisen sie die Größe Gottes. Herr Gelpke füllt zwey Drittheile seines Werkes mit Ausrufungen über die Wunder, die er darstellt, und nimmt den Mund so voll, daß es uns beym Lesen ganz ängstlich zu Muthe wird, der Mann könnte sich schaden. Uebrigens ist die Darstellung, so weit sie nicht in jene albernen Verwunderungen abschweift, recht faßlich und lobenswerth. Nur führt der Verfasser seine Phantasie oft zu lächerlichen Hypothesen und Widersprüchen. Die dunklen Flecken im Monde hält er für Vegetation, und doch nimmt er an, der Mond habe kein Wasser; Pflanzen ohne Wasser sind aber ganz undenkbar. Auch über die Mondbewohner stellt er Vermuthungen auf, und seine lebhafte Vorstellungsgabe spiegelt ihm vor, wie die Männer im Monde gleich Gemsen von einem Berggipfel auf den andern springen.

Die vorzüglichste populäre Darstellung der Sternkunde und verwandter Zweige der Naturwissenschaft ist in den vermischten Schriften von Friedrich Theodor Schubert, dem berühmten kürzlich verstorbenen russischen Staatsrath, enthalten. Sie sind in vier Bänden in der Cottaschen Buchhandlung von 1823 — 1826 erschienen. Kein Gelehrter hat es so gut verstanden, die Strenge der Wissenschaft mit der Anmuth der Unterhaltung zu verbinden. Seine Aufsätze sind von der Art, daß sie selbst in Taschenbüchern für Damen freundlich Platz nehmen könnten, während ihr Inhalt zugleich die strengste gelehrte Prüfung zuläßt. Ueber den lezten Band dieses interessanten Werkes hat der verdienstvolle Naturforscher, Dr. Nürnberger, uns folgende Betrachtung mitgetheilt:

Die allerglücklichste Fähigkeit gemeinfaßlich-gefälligen Vortrages der abstraktesten Gegenstände ist das hervorstechende Verdienst dieser Schriftensammlung des verewigten Schubert, welche sich namentlich über Astronomie und Physik verbreitet. Man halte jene Fähigkeit ja für kein gewöhnliches Talent, ein Autor muß recht vertraut mit seinem Gegenstande seyn, um ihn in diesen Formen geschickt zu handhaben; und es ist oft viel leichter, eine gelehrte Dissertation für Gelehrte zu schreiben, als eine verständliche Darstellung für Uneingeweihte. Hiermit vereinigt sich aber in dem vorliegenden besondern Falle noch ein anderer Vorzug: Schubert weiß seiner Popularität zugleich ein anziehendes, ja oft höchst reizendes Gewand umzuhängen. Seine Schilderungen aus der Topographie des Himmels sind das Anmuthigste, was man lesen kann; sie entfalten die Schwingen der Phantasie zum freyesten und doch nicht unregelmäßigen Fluge, da der Ernst des Wissens dem schwärmerischen Drange der Wißbegier stets regelnd zur Seite bleibt.

Die erste Abtheilung des vorliegendes Bandes sezt die früher abgebrochene Wanderung durch den Himmel fort, und wir finden unsern Reisenden auf den reizenden Gefilden des Jupiter, der, nächst der Venus, der schönste Stern an unserm Himmel ist, und die Blicke meiner Leser durch sein herrliches, gelbliches Licht gewiß schon oft auf sich gezogen hat. Wie viel Artiges weiß der astronomische Reisebeschreiber von diesem funkelnden Planeten zu erzählen, und wie lebhaft regt er die Einbildungskraft auf, sich immer tiefer in die Wunder einer so ganz abweichenden Welten-Formation hinein zu denken! Wir sagen „ganz abweichenden", denn schon in dem vorigen Bande hat der Verfasser darauf aufmerksam gemacht, „daß mit dem Jupiter eine neue Planetenwelt anzuheben scheine" *), deren Gränze die Natur durch die ungeheure, jenseits des Mars sich eröffnende, von den vier Asteroiden nur sehr schwach ausgefüllte Kluft auf das Bestimmteste bezeichnet.

Jupiter ist an Oberfläche 121 Mal größer als unsere Erde, und hält also über tausend Millionen Quadratmeilen. „Diese ungeheure Masse drehet sich in noch nicht vollen zehn Stunden um ihre Axe, deren Aequater mit der Ebene der Bahn des Planeten um die Sonne den kleinen Winkel von drey Graden macht. Eine so geringe Schiefe der Ecliptik hat die natürliche Folge, daß auf dem Jupiter der Wechsel der Jahrszeiten kaum merklich

---

*) Anm. Referent hat diesen Gedanken des Petersburger Astronomen weiter verfolgt, und in einer, über das Zerfallen unseres Planetensystems in zwey Hauptgruppen betitelten Dissertation, den Unterschied in den Zügen beyder planetarischen Physiognomien so bestimmt hervorgehoben, als es der heutige Zustand der Himmels-Topographie gestattet. Er wird in diesen Blättern darauf zurückkommen.

Digitized by Google

ist; die heiße Zone erstreckt sich nur drey Grad nördlich und eben so viel südlich vom Jupiters-Aequator; und die Witterung muß also im Allgemeinen beständig demjenigen Verhältniß ähneln, welches auf der Erde um die Zeit der Herbstnachtgleiche eintritt. Unser Verfasser gefällt sich darin, diesen Charakter größerer Stabilität der Lebenseinrichtungen auf dem schönen Jupiter hervorzuheben; und wer von unsern Lesern, der das Fragmentarisch-Kurze der Erdengenüsse jemals recht lebhaft empfunden hat, wird ihm in diesen Schlüssen nicht gern folgen! „In der That," sagt er, „muß das dortige Leben von dem unsrigen sehr verschieden seyn. Dort hat ein Mädchen von sechzehn Sommern die Erfahrung von beynahe zwey Jahrhunderten, und wer achtzig Male den Umlauf der Sonne erlebte, der hat Methusalah's Alter erreicht." Wer wird in der That neugierig, die Bekanntschaft einer solchen sechszehnjährigen Jupitersschöne zu machen. — Mit noch glänzenderen Farben, als den Jupiter selbst, schildert Schubert aber den Aufenthalt auf seinen Trabanten *). „Die Schönheit unseres gestirnten Himmels ist nicht zu vergleichen mit dem Anblicke, dessen die Jupitersmonde genießen. Auf dem ersten derselben erscheint die Scheibe des Hauptplaneten weit über tausend Mal größer, als die Sonne oder der Vollmond bey uns. Wir können uns kaum eine Vorstellung von dem prächtigen Schauspiele machen, welches eine so ungeheure erleuchtete Scheibe geben muß, die groß genug ist, um alle sieben Sterne des Wagens im Sternbilde des großen Bären zu bedecken."

Die Himmelsreise führt hiernächst auf den Saturn, welcher an seinem Ringe eine Auszeichnung besitzt, wie die ganze uns bekannte Planetenwelt keine zweyte aufzuzeigen hat. Dieser Ring liegt genau in der Ebene des Saturn-Aequators, und umschwebt denselben, gleich einem, von keinerley Pfeilern unterstützten, nur durch seine eigene Schwere getragenen (oder vielmehr in Folge eigener Umwälzungsbewegung um den Planeten sich schwebend erhaltenden) Gewölbes. Von der Erde aus betrachtet, gewährt dieser Ring in seiner Erleuchtung durch die Sonnenstrahlen ein sehr schönes Schauspiel; „und es wird," fügt unser Verf., der hier in eins der interessantesten Details der physischen Topographie des Himmels eingeht, hinzu, „dadurch die Vermuthung erregt, daß dasselbe den Bewohnern des Saturns, die dieses Lichtgewölbe über ihren Häuptern schweben sehen, einen noch viel schöneren Anblick bieten müsse; ja man hat darin sogar ein Mittel zu finden geglaubt, wodurch die Natur jenen Wesen, die einen der größten Planeten unseres Systems bewohnen, und namentlich den Saturns-Polarländern den Lichtmangel ihrer langen Winternacht hat ersetzen wollen *). Es ist dieses einer der vielen Beweise, wie leicht wir uns irren, wenn wir Alles in der Natur, deren Pläne wir Kurzsichtigen so wenig übersehen, durch unsere Zwecke zu erklären suchen. Bey näherer Betrachtung zeigt sich nämlich gerade das Gegentheil. Denn da der Ring sein Licht von Außen erhält, so kann seine innere, dem Saturn zugekehrte Seite nie anders als dunkel seyn; und da er über dem Aequator seines Planeten schwebt, so bedeckt er den Ländern unter der Linie beständig einen Theil des Himmels, und namentlich diejenigen sechs Monde, die in derselben Ebene laufen. Wenn die Sonne aber durch den Aequator geht, und also der Saturns-Frühling oder Herbst anfängt, welches, da der Umlauf dieses Planeten um die Sonne fast 30 unserer Jahre dauert, etwa alle 15 Jahre geschieht, so wird nur die obere Fläche des Ringes erleuchtet, daher er sein Licht nach außen zurückwirft, und auf dem ganzen Planeten unsichtbar ist. Um beyde Pole des Saturns endlich gibt es eine Zone von 26 Grad, für welche der Ring so gut wie gar nicht existirt, weil er beständig unter ihrem Horizonte liegt. Zwischen dem Gränzkreis dieser Zone und dem Parallel von 37 Grad sieht man nur einen Theil von ihm, und zwar im Horizonte; und überhaupt zeigt er sich den, am günstigsten gelegenen Ländern des Saturns höchstens 24 Mal größer, als die Sonne bey uns, und diese größte Breite hat er nur da, wo sich ein ganz kleiner Theil von ihm über den Horizont erhebt."

Nicht weniger anziehend, wenn gleich weniger ausführlich, sind die Bemerkungen, wozu der Uranus, das lezte bekannte Glied unserer Planetenkette, unserm Himmeltopographen Veranlassung gibt; wir verlassen diesen astronomischen Abschnitt des Werkes nur, um auch einigen Raum für den zweyten, physikalischen, Theil zu gewinnen. Der Verfasser zeigt auf diesem neuen Gebiete keine geringere Anmuth des Vortrages. Auf welche artige Weise versteht er Interesse für die Theorie der Farben zu erregen, deren Schwierigkeiten er seinen Lesern durch die Gewandtheit der Darstellung versüßen will! „Jeder sichtbare Körper erscheint uns mit einer gewissen Farbe, selbst die Flamme des Feuers ist weiß, gelb, roth, grün oder blau, nach Maßgabe des verschiedenen Stoffes, welcher sie unterhält; nur das

*) Den ersten dieser Jupitersmonde beschreibt sehr ausführlich Nr. 3 meiner „Astronomischen Reiseberichte" im September-Heft der „Abendzeitung für 1825." Ich begegne dort dem Petersburger Astronomen wiederholentlich.

Nürnberger.

*) Da die Schiefe der Ecliptik auf dem Saturn 30 Grad, und also beyläufig 6½ Grad mehr als bey uns beträgt, so stehen die Polarcirkel also auch um so viel weiter von den Polen ab, und das Gebiet zu den beyden dortigen kalten Zonen ist im Bogen um eben so viel größer.

N.

Sonnenlicht ändert seine Farbe nie, woraus allein schon folgt, daß es keine Flamme sey *). Die Menge der verschiedenen Farben ist so groß, daß unsere Sprachen nur für den kleinsten Theil derselben Namen haben, und täglich neue Namen dafür erfunden werden; und so vermischt sich das Farbenspiel, welches sich uns zugleich zeigt, daß wir mehrentheils verlegen sind, welchen Namen wir den Farben eines Körpers geben sollen. Dieser Farbenmischung verdanken wir die größten Schönheiten der Natur und der Kunst, von der bemalten Leinwand an bis zum Bogen der Iris. — „Welche magische Kraft" frägt Schubert hierauf „bringt diesen Zauber der Farben hervor?" und geht sodann in die Euler'sche und Newton'sche Farbentheorie ein.

Als ein wahres Meisterstück allgemeinfaßlicher Darstellung abstrakter physikalischer Lehren betrachte ich aber die nun folgende Erklärung des Regenbogens; und wer die Schwierigkeit der Bestimmung der Stellen wirksamer Strahlen (radios efficaces) bey allem Aufwande analytischer Kunstgriffe kennt, der wird dem Verfasser für die Gewandheit Dank wissen, mit welcher er diese Schwierigkeit in einer populären Entwickelung zu umgehen versteht, ohne doch der deutlichen Einsicht dadurch zu schaden. Mit einer besondern Vorliebe und Ausführlichkeit sind die ferner folgenden Untersuchungen über den Unterschied zwischen Licht und Wärme, und die Consistenz beyder Naturstoffe, oder wenigstens der erregenden Substanzen im Sonnenlichte, behandelt; und Schubert stellt sich, nach Beybringung der schönen Herschel'schen dießfallsigen Versuche, die Sache so vor: „daß alle Sonnenstrahlen mehr oder weniger Licht in unserm Auge, Wärme in unserem Gefühl, und chemische Wirkungen in allen Körpern hervorbringen, daß sich aber ihr erwärmender, und ihr chemischer Wirkungskreis weiter als der leuchtende erstrecke **).

Unter den neuesten Bereicherungen der Theorie des Lichtes endlich, nimmt die von Malus gemachte, und mit dem Namen der Polarisation bezeichnete Entdeckung eine Hauptstelle ein. „Fällt nämlich ein Lichtstrahl auf die Oberfläche eines durchsichtigen Körpers, z. B. polirten Glases, so wird er nur zum Theile gebrochen, anderen Theiles aber zurückgeworfen, und zwar unter demselben Winkel, unter dem er aufgefallen war. Fängt man nun den solchergestalt zurückgeworfenen Strahl mit einem zweyten polirten Glas auf, so, daß er mit dessen Oberfläche, gleichviel nach welcher Richtung, denselben Winkel macht, so wird er auch von dieser zweyten Fläche unter demselben Winkel reflektirt; es finden aber bey dieser zweyten Reflexion die merkwürdigsten Modifikationen statt. Wenn das zweyte Glas nämlich eine solche Lage hat, daß die Reflexion in derselben Ebene geschieht, wie bey dem ersten Glase, so hat der Lichtstrahl bey der zweyten Reflexion die größte Lichtstärke. Je weiter man aber das zweyte Glas aus dieser Lage drehet, jedoch so, daß es immer denselben Winkel mit dem auffallenden Strahle macht, desto schwächer wird das Licht des zurückgeworfenen Strahles; und es wird am allerschwächsten, oder, welches dasselbe ist, der größte Theil des Lichtes dringt in das zweyte Glas ein, wenn man dieses um einen rechten Winkel gedrehet hat. Es gibt sogar für jeden durchsichtigen Körper einen gewissen Auffallswinkel, für welchen, in diesem lezteren Falle, alles Licht in das Glas eindringt." Diese unendlich merkwürdige Modifikation des Lichtes hat man Polarisation, aus Gründen, genannt, in deren Entwickelung sich abermals das glückliche Talent eigenthümlicher Klarheit bewährt, welches wir unserm Verfasser wiederholentlich nachgerühmt haben.

Eine nun folgende Abhandlung über das Nordlicht wird mit nicht geringerer Befriedigung gelesen werden. Den dritten und lezten Abschnitt machen Miscellen aus. Der Verfasser hat schon den vorangehenden Bänden einen ähnlichen Anhang von weniger ernsten Artikeln beygegeben, gleichsam, um nach der lange in Anspruch genommenen Aufmerksamkeit dem Leser einen gewissen Ruhepunkt anzuweisen; dießmal ist diese Abtheilung einem einzigen Gegenstande, nämlich der Theorie der Uhren, gewidmet, und es finden sich Notizen darin vor, nach denen man sich in den größeren, dieser Materie ausschließlich gewidmeten Schriften vergeblich umsehen würde. So gehört z. B. die Darlegung des Mechanismus den Taschen-Chronometer zu den ganz ungewöhnlichen und dankenswerthesten Erscheinungen in einer populären Schrift, und ich wüßte kein einziges Werk anzugeben, aus welchem man eine ähnliche Belehrung schöpfen könnte.

Dr. Nürnberger.

---

*) Dieser Schluß ist, nach den Vorangehenden, nicht logisch richtig; man braucht das Sonnenlicht danach nur als eine, immer von demselben Material unterhaltene Flamme zu betrachten, wenn nicht andere Gründe für Schubert's Behauptung sprechen.

N.

**) Auf die dynamische Ansicht geht der Verfasser daher gar nicht ein; und ich kann mir wohl denken, welchen Anstoß ein Mann, der immer an der Hand der Analysis gewandelt ist, dabey finden müßte.

N.

Digitized by Google

Nr. 48.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 15. Juni 1827.

Dichtkunst.

Reisebilder von H. Heine. 2ter Theil. Hamburg 1827 bey Hoffmann und Campe.

Da diese Schrift füglich auch jeden andern Titel haben könnte, und vermuthlich selbst nicht weiß, wie sie dazu kommt, just der zweyte Theil eines gewissen andern ersten Theils zu seyn, so wird von jenem ersten Theil hier nicht gehandelt werden; sondern....... Aber wir sehen gar nicht ein, warum wir über ein zwar außer, aber eben dadurch unordentliches Buch eine ordentliche Kritik verfassen sollen. Es ist bey weitem angemessener eine Briefseite zu geben, die ein Freund des raschen Verfassers über dessen neueste Schrift rasch niederschrieb, weil, wie den Autor Gefühle und Gedanken, ihn der Abgang der Post drängte. Die Kritik wird auf diese Weise — wie es unbescheidene Autoren verlangen — bescheiden seyn, indem sie eilig die Feder laufen läßt, sich also nicht vornehm über das beurtheilte Werk erhebt und demselben sogar durch möglich getreue Nachahmung huldigt. Also:

Madame! Ich lege Heine's leztes Buch so eben aus den Händen, und habe es — Sie doch gewiß auch, Madame — ausgelesen. Lallaralla, la — la — la! — Sie sehen, wie begeistert ich von meinem Autor bin. Verstehen Sie nur das Wort „mein Autor" in seinem ganzen himmeltiefen und höllenlichten Sinn, in welchem sich Geburt und Grab, Vernichtung und Schöpfung so innig durchdringen und umschlingen, wie ich Sie, Madame, nämlich in Gedanken — in jenem ewig tragischen Gedanken, in welchem ich fortwährend sterben würde, wenn Sie mir nicht mit einem Veilchenblicke das Leben gerettet hätten. Die Franzosen trinken Thee von Veilchen — ach! von getrockneten — und der Tambour Legrand sagte mir, er trockne auch die von Thränen feuchten Augen, und bewältige den Krampf des Herzens. — Madame! Ihr Veilchenblick hat mich ganz aus dem Konzept gebracht. Ich kehre zu meinem Autor zurück, der deßhalb buchstäblich mein Autor ist, weil er mich, so zu schreiben, erschaffen hat; — nicht etwa wie Allah aus nichts, nicht etwa wie Brama aus Hand und Fuß, sondern wie der Vogel Greif aus einer Feder seines Fittichs; und dann ließ mich mein Autor laufen, und so schreibe ich Ihnen im Drange unendlicher Gefühle, Madame, wie er. — Sie wollen eine Kritik des Heine'schen Buchs? — L'art est difficile; aber die Kritik dieser Art noch difficiler! — Madame! Sie haben zwar ein hartes Herz, aber doch weiche Momente, glauben Sie also: die Schellenkappe auf meinem Haupte soll nur den tiefen Schmerz überklingeln, den ich über dieses treffliche Buch nur deßhalb empfinde, weil es so trefflich und doch kein Buch ist. — Ich habe Sie belogen, Madame, mein Schmerz ist nur Scherz, meine Schellen aber sind peinliche Fesseln, mit denen ich an die Galeere meiner mich selbst vernichtenden Ironie geschmiedet bin; und mit denen ich um Hülfe schelle, wenn mir mein Geyer mit den blauflammenden Augen das Herz aufreißt. Verstehen Sie, Madame? — Hol mich der Geyer! ich glaube, der Geyer sind Sie, Madame. Doch nein, Sie lieben mich ja gar nicht und also gewiß nicht zum — Fressen. Tralla la la la! Aber ewig spreche ich von mir und meiner albernen Liebe; und soll doch von Heine's Buch sprechen. Ich habe es gelesen, ausgelesen! Es ist ein allseitiges Buch, voll der herrlichsten Einfälle! Keine Seite, auf der nicht Vortreffliches stände! Gedanken, Empfindungen, Ansichten, Scherz, Ernst, Liebe, Haß, Spott, Ehrfurcht und alles andere und das Gegentheil von diesen und — jenem. Und nicht nur Einmal, nein, Zweymal hab ichs gelesen, und beyde Male gefiel es mir beynahe gleich gut. Aber wenn es mir auch das erste Mal ein bischen besser als das zweyte Mal gefiel, so ist das durchaus nicht die Schuld des Autors, sondern jenes komischen Ungefährs, welches man Witz des Schicksals nennt. Ich muß mich erklären. Das erste Mal nämlich durchblätterte ich das nicht aufgeschnittene Heft — ich war noch nicht entschlossen es zu kaufen — und da geschah es, daß die abgebrochenen Stellen, die ich las, ein innig zusammenhängendes und vollkommen abgeschlossenes Kunstwerk bildeten. Nicht nur die schönen Nordseebilder, die Enkel der Tieck'schen Reisegedichte, nicht nur die Ideen, sondern, zu con-

Digitized by Google

traire, auch die Briefe aus Berlin waren so besonnen und doch so begeisterungsvoll, daß ich über den gediegenen Kunstwerth, über den innigen Zusammenhang des Ganzen nicht genug staunen konnte, und mir steif und fest einbildete, unser lieber Heine müsse eine geraume Zeit über Form und Inhalt nachgedacht und Alles in seiner vernunftbeherrschten Phantasie nicht allein fix, sondern auch schon fertig gemacht haben, bevor er nur das erste Wort dieses grandiosen Werks, nämlich: „Thalatta" niederschrieb. — Und diesen Menschen, Madame, lieben Sie nicht? Sie zerreißen ihm das Herz — ich aber schnitt sein Buch auf, las dasjenige im Zusammenhange, was ich so eben nur fragmentarisch gelesen hatte, und wurde nun den Witz des Schicksals gewahr. Just im Zusammenhang war das Buch ohne allen Zusammenhang, just als Ganzes ganz zerstückelt, just als Kunstwerk gar keine Kunst. Ja ich sahe nur noch ein Buch des Buchbinders, nur er hatte es gebunden, und ohne ihn wäre mir das Werk ohne Band total ungebunden erschienen. Aber Ungebundenheit ist Heldenart. Ungebundenheit — parbleu Madame! muß Sie bezaubern. Lesen Sie nur, wie ungebunden und ohne Scheu mein Autor, nicht nur die ganze Welt, nein, sogar einzelne hohe und niedre Bekannte in den Staub tritt. Muth, parbleu Madame! Muth ist ja sonst so beliebt bey Frauen; und Sie, Sie verschmähen meinen Autor? — Ungebundenheit ist Heldenart; und sind nicht Napoleon und sein Tambour Legrand die Vorbilder Heine's? — Steigert er ihre Heldenart nicht bis zur Heldenunart, wenn er gefeyerte Leute austrommelt? — Madame! Sie sind ein deutsches Weib mit Lilienhänden, Rosenwangen und Veilchenaugen; Sie leben in seliger Abgeschiedenheit mit jenen Blumenkindern, welche die bräutliche Erde ihrem Gatten, dem Frühling, gebiert; die Weste schmeicheln, der stille Weiher zeigt Ihnen das schönste Spiegelbild; die Vögel, selbst die losen, singen Ihr ewiges Lob; Sie horchen beym Abendroth dem schönen Mährchen, das Ihnen die Natur erzählt, und in dem Veilchenkelch Ihrer Augen glänzt dann ein mondbestrahlter Thautropfen himmlischer Sehnsucht. Sie haben also in Ihrer zufriedenen Einsamkeit gar keine Idee von Politik, sonst würde ich Sie aufmerksam machen auf den überschwänglichen Hymnus, den mein Heine seinem Napoleon singt. — Hier wird das Kleinste groß, die Selbstliebe Demuth, die Demuth Anbetung, und die Anbetung Religion, die ihren Beweis nur in sich selbst hat. — O, daß Novalis doch noch lebte! Er würde diesen Hymnus lesen, und tief beschämt jene Worte auslöschen, die er mit einem Flammenpfeil in Klio's eherne Tafel grub. — Sie heißen:

„Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlicheren „Nebenbuhler, als das Ideal der höchsten Stärke, des „kräftigsten Lebens. Es ist das Maximum des Barbaren, „und hat leider in diesen Zeiten der verwilderten Kultur, „gerade unter den größten Schwächlingen, sehr viele „Anhänger erhalten. Der Mensch wird durch dieses Ideal „zum Thiergeiste; eine Vermischung, deren brutaler Witz „eben eine brutale Anziehungskraft für Schwächlinge hat." — Bemerken Sie aber, daß diese Worte viel älter, als St. Helena's großes Grab sind: sie passen nicht mehr. Jezt hat die Melodie andre Worte. Sie heißen:

„Worüber Ihr, mit wildem Triebe, zu blinder Thier„wuth Euch entflammt; das ist es, was ich an ihm „liebe; ja eben das, was ihr verdammt. Das aber, „was an ihm zu hassen, der inn're Richter mir gebeut; „das — sagt' ich's Euch — Ihr könnt's nicht fassen; „weil Ihr darin ihm ähnlich seyd." — Doch wozu das Alles? Sie haben ja keine Idee von Politik, Madame! Lassen Sie dergleichen, das gänzlich außer Ihrer Sphäre liegt, und auch außerhalb des Heine'schen Buchs liegen würde, wenn es nicht dennoch darin vorkäme. Sie werden darin hundert und hundert andere köstliche Stellen finden, die Ihnen bald ein Lächeln, bald eine Thräne, bald einen Nachgedanken abzwingen; Sie werden, von einer geistreichen Phantasie fortgerissen, das Buch nicht aus den Händen legen können, obgleich Sie am Ende, und sogar schon früher, sehen werden, daß es kein Buch ist; und doch werden Sie sich sagen müssen, daß dieses Nicht-Buch 19,000 Mal besser ist, als 19,000 Bücher, die in den lezten Tagen bey uns erschienen sind. Würde ich Ihnen sonst so viel davon schreiben, Madame? — Aber ich bin ein intimer Freund des Verfassers und 19,000 Thaler würde ich drum geben, wenn mein Heine, mit seinem eminenten Talente, einmal ein Werk, bevor er es schriebe, zwey Mal durchdenken wollte, um ein regelrechtes Kunstgebilde zu geben; wäre es auch nur als Gegensatz seiner blauen Regellosigkeit, die eine Folge von dem ist, was er selbst eingesteht, nämlich: daß er bey den verbis irregularibus mehr Prügel bekommen hat, als bey den verbis regularibus. — Vous pleurez, Madame? — Thun Sie das nicht! Le ridicule touche au sublime. Sie werden das überall in dem köstlichen Buche bestätigt finden. Haben Sie die Güte, unserm Heine den Vorschlag mit den 19,000 Thalern zu machen; und sollte er, was ich vermuthe, behaupten, daß er selbst diesen Brief geschrieben habe, so nennen Sie mich; und sollte er auch Sie nicht erkennen, so sagen Sie ihm, Madame, daß Sie die Redaktion des Morgenblatts sind. —

Digitized by Google

Betrachtungen

durch „den unbekannten Flüchtling in der Mühle zu Körau, ein Zeitgenosse Luthers, erzählt für Protestanten von einem Protestanten in Anhalt" veranlaßt und der Zurechtweisung der Besserwissenden unterworfen.

Die Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft haben sich in unsern Zeiten so seltsam gestaltet, daß wir Erscheinungen auftreten sehen, die wir, in dieser Form wiederzusehen nicht erwartet hatten. Kirchliche Besorgnisse, kirchliche Eiferey und kirchliche Verfolgung scheinen wieder an der Tagesordnung zu seyn. — Wir gebrauchen sehr mit Bedacht den Ausdruck „kirchlich", wo der andere: „religiös" gäng und gebe ist, weil wir fürchten, daß die Verwechslung dieser beyden Worte auch die der Begriffe fortpflanzt, und damit im gemeinen Leben der nächste Anlaß von Anfeindung zwischen den verschiedenen Gemeinden gibt. Die Religion ist ein Band der Vereinigung zwischen allen Gemeinden, denn sie besteht in den einfachen Lehren Christi, der von keiner Sekte, keiner Kirche etwas wissen wollte. Liebe des Nächsten, Gott und Ewigkeit wird in jeder christlichen Gemeinde gelehrt, und diese lehrte Christus; was die Kirche bildete, sind menschliche Zusätze, welche der Lauf der Zeiten vielfältig modifizirte, so daß der eifrigste Verfechter seiner Kirche sich nur gründlich unterrichten sollte, um wahrzunehmen, daß das Alte, was er festhalten, zurückführen will, das nicht mehr ist, was er sich darunter denkt. Das Bedürfniß nach etwas Göttlichem, von der Wandelbarkeit und von den Mühen des Lebens Unabhängigem, treibt den Menschen auch in dem rohesten Zustand, sich eine Art Religion zu erfinden; auf jeder Stufe der Entwicklung modelt er an diesem Theil seiner Begriffe; schreitet seine Entwicklung zurück, so werden sie roher, undeutlicher, leidenschaftlicher; schreitet sie vorwärts, so gewinnen sie an Einfachheit und Klarheit. Es ist hier nicht von der Bildung durch Wissenschaft und Künste die Rede, obgleich diese ihren größten Werth dadurch, daß sie die Bildung veredeln, erhalten, es ist die allgemeine Bildung zur Pflichterfüllung, die im Evangelium das Muster der Gebete uns lehrt, in ihm wird auf kein Mysterium, keine Kirche, keine Sekte gedeutet; der göttliche Beter wußte aber wohl, daß Zwiespalt aus seiner Lehre hervorgehen mußte, und wie ernst er seine Schüler davor warnte, ist diese Lehre der Liebe seit zweytausend Jahren zum Zankapfel geworden, weil immer eine neue Bekleidung, Einkleidung und Darstellung der Idee, eine neue Kirche, als die Hauptsache angesehen wurde. Unser großer Reformator Luther brachte die gleiche Wirkung hervor, aber in einem umfassendern Umfang wie seine Vorgänger alle, weil die vorgefundene Kirche sehr verdorben war, und die Entwicklung der Bewohner des Westen von Europa bey aller Barbarey doch so weit gediehen, daß der Kampf zum großen Theil Sache jedes Einzelnen ward. Aber wieder hing sich das Zeitalter an eine Form, bildete sich eine Kirche, und der ewig belebende Grundsatz, von dem Luther ausging: freye Untersuchung der Lehre, eignes Forschen, welches die Natur des Protestirens ausmacht, von dem Luthers Gemeinde ihren Namen bekam, ging verloren. Die Zeit ging indeß ihren Weg fort, und wir standen endlich da, wo die Formen des Denkens, die Kirchen, die Gemeinden, die sich seit Luther wieder nach ihren einzelnen Stiftern nannten, ihre Verderbniß, ihre Ausartung einsahen, und der zahlreichste Theil gewiß mit redlicher Absicht, als Mittel zur Verbesserung, nicht einen neuen Menschen anzulegen dringt, sondern den alten lutherischen Menschen dazu empfiehlt und aufdringt. Ob das nun wird möglich seyn, neben allen Veränderungen, in Wissenschaften, Künsten, allgemein gewordnen Bedürfnissen, Naturkenntnissen, politischen Verhältnissen, die Kirche vom Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in dem Anfang des neunzehnten von Neuem zu erbauen, kommt uns zweifelhaft vor. Die Materialien und Arbeiter haben sich seitdem verändert, das ist gewiß, so gewiß, daß wir fast überzeugt sind, Luther, wenn er wieder aufstünde, würde das, was wir seine Kirche nennen, zuerst bey Seite schieben, und dann wieder damit anfangen zu sagen: Brüder, forscht nach der Wahrheit, protestirt gegen Unvernunft, ihr seyd ja so viel glücklicher, wie ich war, der ich meine Brüder lehren mußte, in der Finsterniß der Unwissenheit ihren Gott zu erkennen, da jezt durch das Licht der Wissenschaft der Geringste unter euch die Erhabenheit des Schöpfers und seine Pflicht gegen seine Mitbrüder so viel heller erkennen kann. — So ungefähr würde Luther sagen. Unter uns gibt es Viele, die einen andern Weg gehen. Einerseits nimmt man ein systematisches Bemühen wahr, jene Vorzüge der Kenntnisse, welche unsre Zeitgenossen vor denen Luthers genießen, wieder zu beschränken; Anderseits, und von diesen sprechen wir eigentlich, das Zeitalter in religiöser Rücksicht in Luthers Kirche, nicht zu Luthers Protestantismus zurückzuführen.

In so fern dieses in polemischen und Controversschriften geschieht, liegt es für uns Layen zu hoch; wenn aber die Einkleidung des Romans dazu benuzt wird, dürfen wir ein Wort darüber sprechen. Es geht uns so nahe an, wie den Wissenden, und redliche Bemerkungen über einen Gegenstand wollen nichts weiter als zur Belehrung auffordern.

Ein solcher lutherthümlicher Roman ist die obengenannte Geschichte des Flüchtlings in der Mühle zu Körau. Der wohlmeinende Verfasser erzählt, wie Fürst Wolfgang

Digitized by Google

von Anhalt-Köthen nach der Mühlberger Schlacht in der Mühle von Köran, als Mühlknappe verkappt, verborgen gelebt habe; hier erörtert er in manchem Gespräch mit dem Müller Rudolph die Vortrefflichkeit der lutherischen Protestationen gegen den Papst, und die beyden wackern Männer erzählen sich, um den Leser zu unterrichten, viele Umstände, von denen es nicht zu glauben ist, daß sie einem jeden Einzelnen unbekannt geblieben waren. Dieser Umstand beweist, daß der Verfasser durch die Form des Dialogs keine glückliche Wahl getroffen hat. Auch das Kostüm der Zeit in Sitte und Rede hat er nicht aufgefaßt. Die ehrlichen Müllersleute sind wortzierlich und müßig, und die Müllerstochter Anna tritt etwas empfindsam, ja fast Gurlihaft auf. Eine benachbarte Barons-Familie, laue Protestanten, deren Sekretär, ein heimlicher Emissar Moritzens von Sachsen, Annens Bräutigam ist, kehren zum Papstthum zurück, und geben dem Verfasser Gelegenheit, diese Kirche in dem verächtlichsten und strafwürdigsten Lichte darzustellen. Um für ein, auf diese Art aufgefaßtes, Gemälde grelle Farben zu finden, bedurfte es keines Scharfsinns, und bey dem großen Haufen wird Haß und Abscheu unfehlbar damit erregt. In einem Gespräch, welches der Müller Rudolph mit dem Baron hat, vertheidigt er das Lutherthum auf eine sehr siegreiche Weise, so daß es sehr zu wünschen wäre, mancher Pastor unsrer Zeit wüßte seine Rede so gut zu setzen, wie der Müller von Köran zur Zeit der Mühlberger Schlacht. Moritz von Sachsen wird in den mannigfachen Gesprächen sehr sinnreich vertheidigt, und sein etwas seltsames Betragen, aus Eifer fürs Lutherthum, etwas jesuitisch entschuldigt und erklärt. Nach dem Vertrag von Passau begibt sich Moritz in eigner Person in die Mühle von Köran, sezt den Fürsten Wolfgang in seine Länder wieder ein, lohnt den wackern Müller Rudolph, indem er seinen Schwiegersohn zu seinem Kastellan macht, und das Schloß des apostaten Barons geht, nachdem er mit den Seinen nach Rom floh, in Flammen auf. Gegen diese Begebenheiten läßt sich gar nichts einwenden; Wolfgangs Aufenthalt, in dieser längst verfallenen Mühle von Köran soll sich sogar auf eine Volkssage der Gegend gründen, allein die Farbe jenes Jahrhunderts ist in dem Bilde verfehlt. Wolfgang erinnert, indem er mit den politischen Begebenheiten so gut bekannt scheint, an Kotzebue's Bittermann, spanischen Andenkens; der Müller Rudolph spricht meistens im Ton einer Reformationspredigt unsers lezten Jahrzehents, und die römisch-katholisch mystische Frau Baronin ist bey Frau von Krüdener in der Schule gewesen. Das alles malt nicht Luthers Zeit. Achtungsvoll erkennen wir den Eifer des Verfassers für die gute Sache, für eine Sache, die um der Thronen und Völker willen wieder die größte Sache werden muß, allein seinen Beruf, für sie auf diesem Wege zu wirken, ziehen wir, bis er sie zeitgemäßer aufgefaßt hat, in Zweifel.

Reise-Literatur.

Mes Souvenirs d'Égypte, par Me. la Baronne de Minutoli. Revus et publiés par Raoul-Rochette. 2 Vol. avec gravures. Paris 1826.

Frau v. Minutoli, eine Polin an einen Deutschen verheirathet, drückt sich in französischer Sprache mit Anmuth und Gewandheit über ihre Reise und über Gegenstände der Alterthumswissenschaft aus. Alles darin folgt schnell und rasch auf einander, alles hat Zeichnung und Farbe. Sie hat gesehen und gefühlt, was andere Schriftsteller in Aegypten beschrieben. Sie sah auch mit eigenen Augen, und über jeden Gegenstand, über jeden Eindruck, den sie empfand, spricht sie auf ganz eigenthümliche Weise. Eine Frau ist tief und innig beym Erblicken der Trümmer von Theben bewegt, die ein Gelehrter nur mißt und beschreibt. Schnell baut sich in ihrem Gemüthe und an den riesigen Mauern die alte ägyptische Welt auf, in der sie nur entstehen konnte, Männer suchen hier nur Wissenschaft, technischen Unterricht und Muster. So spricht Frau v. Minutoli von den Ruinen alter ägyptischer Größe und alten Glanzes. Sie spricht davon mit Würde, Weihe und Wärme, und theilt keineswegs die Ansicht derer, die in der ägyptischen Kunst nur eine Kunst ohne Kunst sehen, und nicht zugeben wollen, daß die Griechen von den Aegyptiern gelernt haben. Sie hat in dem Lande Alles gesehen, von Alexandria an bis Philä. Mit Anmuth mischt sie das Aegypten des Mohamed-Ali in das Aegypten des Sesostris. Ueberdieß hat ihr Werk noch einen besondern Reiz. Als Frau konnte Frau v. Minutoli auch die Gemächer sehen, wohin kein fremder Mann zu dringen vermag. Sie gibt darüber anziehende Kunde, und es ist interessant, eine Frau unserer Zeit und unserer Sitten in nächster Berührung mit dem ganz Fremdartigen zu erblicken, was sich unseren Sitten, unseren Gebräuchen und unseren Ideen so schroff gegenüber stellt. In den Beobachtungen herrscht Mannigfaltigkeit und Treue. Die edle Frau versteht es, dem Geiste die Anmuth beyzugesellen. Sie that aber nicht wohl daran, Raoul-Rochette ihr Buch zur Durchsicht, Ausfeilung und Herausgabe zu übertragen. Er hat auf seine Weise nicht unterlassen, von dieser ihm doch nur übertragenen Autorité und von den Verbesserungen zu sprechen, die er in dem Buche wirklich vorgenommen. Die Franzosen können es ihm außerdem nicht verzeihen, daß er von Hrn. Champollions Ansichten über die Hieroglyphen nicht durchdrungen ist, und daß er die Hieroglyphen ein amusement du siecle nennt.

Digitized by Google

Nr. 49.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 19. Juni 1827.

Geschichte.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben durch die Freyherrn von Hormayr und von Mednyansky. Achter Jahrgang 1827. Wien bey Franz Ludwig.

Der außerordentlich reiche Inhalt dieses Taschenbuchs beschämt die Armuth fast aller unsrer übrigen Taschenbücher, und die Oesterreicher, denen „die im Reich" sonst in literarischer Hinsicht nicht gern einen Vorzug zugestehn, haben ihn hier unwidersprechlich errungen. Doch schon der Name des Herrn von Hormayr bürgt für die Vortrefflichkeit des Buchs. Es ist nicht allein der Geschichte gewidmet, sondern auch der Poesie, sofern die Geschichte theils in denkwürdigen Ereignissen und Personen, theils in der Volkssage zur Poesie wird. Auch ist dieser Inhalt nicht blos für Oesterreicher interessant, denn die Schicksale und berühmten Männer Oesterreichs haben auf ganz Europa Einfluß gehabt, und die poetische Sage geht jeden Freund des Schönen an.

Im laufenden Jahrgang dieses Taschenbuchs finden wir die Fortsetzung der Rubrik: Ahnentafel, darin die Geschichte der berühmtesten österreichischen Familien mitgetheilt wird. Dießmal erhalten wir die Geschichte der Häuser Wurmbrand, Saurau, Metternich und Nyary mit den schön in Kupfer gestochenen Porträten der um Oesterreich hochverdienten Männer, Graf Johann Wilhelm von Wurmbrand, Graf Franz von Saurau, Graf Stephan Illesbazy. Das Porträt des dermaligen Haus-, Hof- und Staatskanzlers, Fürsten von Metternich, befindet sich vorn als Titelkupfer. Der Geschichte seiner Familie ist seine Lebensbeschreibung bis zum Jahr 1825 beygefügt. Eine andre Rubrik: die Burgen, ist ebenfalls fortgesezt, und wir erhalten dießmal die Beschreibung und Geschichte der alten Burgen Appony, Toth-Lipcse und Ghymes. Durch diese detaillirten Schilderungen werden wir lebhaft in die alten Zeiten Oesterreichs und Ungarns versezt. Ihnen reihen sich zahlreiche alte Urkunden und Documente an, wodurch wir noch besser in den Stand gesezt werden, einen Blick in jene Vorzeit zu thun. Wir finden hier abgedruckt mehrere Briefe der Wiener Bürgerschaft an verschiedne Kaiser, namentlich an Ferdinand I. aus der Zeit, da Wien vom Sultan Soliman belagert wurde, ferner militärische Berichte aus dieser Zeit, unter andern von dem durch die Vertheidigung von Güns berühmten Nikolas Jurischitz, einen Bericht über die Umtriebe zu Gunsten des ungarischen Gegenkönigs Zapolya, das Testament des berühmten siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor, ein Freyheitsbrief der deutschen Ansiedler in der Zips, endlich ein höchst interessantes Memorienbuch Kaiser Maximilians I. vom Jahr 1507. Darin hat sich der Kaiser alles, was ihm wichtig oder merkwürdig schien, um es dem Gedächtniß einzuschärfen, sorgsam verzeichnet, Ausgaben und Einnahmen, Befehle, die zu ertheilen wären, Notizen über Personen, die er brauchen konnte, nützliche Belehrungen, die er schon erhalten oder erst einholen will, endlich Curiosa. Wir zeichnen einiges davon aus, und übersetzen es der schnelleren Verständniß wegen in die hochdeutsche Sprache.

„Ein Schmidt zu Weyrlberg im Lande Krain kann gute Hellebarden machen.

Die Hofmeisterin soll Würste machen von dreyerley Säuen zu der Fastnacht und Ostern.

Man soll die Burg zu Botzen mit Recken (Helden) malen.

Die bösen Brücken in der Markgrafschaft Burgau allenthalben zu machen.

Einen Feigenbaum nach Wien zu setzen und die Kunst von dem von Augsburg zu lernen.

Der König soll es darauf absehn, daß ein Landesfürst zu Oesterreich es bestelle, daß allweg zu einer Meile ein Edelmann ein Schloß und der Landesfürst zu drey Meilen eine Stadt habe.

Der König soll die Ziegel nach der neuen Kunst zu Augsburg und Insbruck brennen lassen.

Das Schloß Runkelstein mit dem Gemälde erneuern lassen, wegen der guten alten Historie und dieselbe Historie in Schrift bringen.

Digitized by Google

Nota, wie man Kraniche mit Enten fängt — wie man Trappen mit Netzen fängt — Enten mit Netzen zu fangen.

Der schönen Aglay-Historie von Nasserept und Linz nicht zu vergessen.

Ein Buch zu machen, wie ein Fürst die Städte in den niederösterreichischen Landen regieren soll.

Der König soll suchen den Riesen in König Artus Chroniken.

Der König soll vom Meister Niklas, dem Wundarzt, die Kunst mit dem Beinharnisch lernen.

Zu erfahren, wie man die frischen Weinbeeren einmachen soll, wie Wolf Kammermeister weiß.

Lasse Priester die österreichischen, sächsischen und bairischen Chroniken zusammenstimmen.

Zu Pollingen, Dietenhofen und Lützelburg sind viele alte Chroniken.

Ein Fisch heißt ein Nerffling, ist besser als ein Esch, und geht in der Donau in Oesterreich, ist gar gut zu essen.

Zu Ebersberg im Kloster ist ein Mönch, der kann griechisch, lateinisch und hebräisch schreiben.

Böhmisch lernen zu reden.

Bey Herzog Albrecht von Baiern die Historie der Fürsten von Oesterreich zu suchen, von Graf Sigmund von Hardpf herkommend.

Einer, der nie keine Ehre erlangt hat, der kann keine verlieren. Exemplum im Reich, die faulen Räthe.

Den Büchsenmeister an der Etsch gen Nürnberg zu schicken, um das Pulver körnen zu lernen.

Der Salpetermacher soll im königl. Namen bestellen alle Schafställe, Kuhställe und dieselben zum Salpeter zurichten.

Lang hat einen gedruckten Zettel, darin alle Päpste verzeichnet sind.

Doktor Haiden hat eine alte Chronik von Zürich.

Der König soll dessen Namen erfahren, der gesagt hat, es sey nicht möglich, daß Seine Majestät ein Hof- oder Justizgericht in den niederösterreichischen Landen aufrichte.

Den Advokaten und Fiskal in Oesterreich ihre Instruktion zu machen, wie sie sich halten sollen in der neuen Ordnung.

Der König hat zwey schöne Rubinringe verlegt, die zu suchen.

Caspar Ziegler soll ein Büchel machen und darein alle königliche Räthe im Reich und in den Erblanden schreiben.

Ein gemeines tägliches Hofalmosen aufzurichten.

Dem Abt von Tegernsee einen bessern Ornat zu schicken.

Das Kreuzbuch von Kaisern und Königen zu Nürnberg in Pergament drucken zu lassen, doch König Maxilians Chronik auszulassen.

Um zwey Löwen und Leoparden zu schicken.

Einen verständigen listigen Kriegsmann in die Wallachey zu schicken.

Maler Koldrer soll die Grafschaft Cilli, Friaul und Ysterreich mit den Landschaften abmalen.

Zu schicken nach dem (Sebastian Brandt), der das Narrenschiff gemacht hat.

Der König soll in diesem Handel vier Schreibern genug zu thun geben, damit Seine Majestät den Julius Cäsar überpoche.

Die Kunst mit dem schwarzen Roß, so des Kreuzers Knecht gesehen hat, zu hören.

Es hat einer im Meer süß Wasser geschöpft zu Allaspezia."

Von dieser Art sind alle in dem Memoirenbuch enthaltenen Notizen, und sie sind ein treues Zeugniß von der großen Thätigkeit ihres Urhebers. Ferner enthält das Taschenbuch: Bilder aus der Neustadt von Joseph Scheiger, worin einige Alterthümer dieser Stadt ausführlich beschrieben werden, und interessante Nachrichten von österreichischen Reisenden aus der Vorzeit, von Georg von Ehingens Zügen in zehn Königreichen, aus dem 15ten Jahrhundert, von Johann Schiltbergers Schicksalen in türkischer Gefangenschaft zur Zeit Bajasids und Tamerlans, und von des Dolmetsch Benedikt Kuripeschitz's Reise nach Konstantinopel im Anfang des 16ten Jahrhunderts. Schiltbergers Reisebericht ist der interessanteste, und ihn hat auch Herr von Hammer in seiner Geschichte der Osmanen benutzt.

Den historischen Nachrichten sind sodann Sagen beygesellt; wir finden deren zwölf unter dem Titel: Sagen und Legenden, Zeichen und Wunder. Sie stammen sämmtlich aus dem sagenreichen Böhmen her, haben aber zum Theil mit deutschen und nordischen Sagen große Aehnlichkeit. Gewisse Sagenstoffe finden sich fast bey allen Völkern. So finden wir hier die Sage von der Undine, vom ewigen Juden und mehrere andere wieder. Am interessantesten scheinen uns folgende drey Sagen. Der Böhmische Brutus ist ein treuer Beleg der patriarchalischen Sitte altslavischer Edlen. Der Vater läßt den Sohn hinrichten, weil dieser einen alten treuen Diener ermordet hat. Solche Züge der Gerechtigkeit und Liebe zum Volke mögen sich wohl im Gedächtniß desselben erhalten haben. Der Bauerfürst ist der böhmische Pendant zu Richard Löwenherz und dessen treuem Diener Blondel. Herzog Sobieslaw wird von seinem Diener Hotusch zwey Mal aus dem Gefängniß gerettet, und zuletzt stirbt sogar dieser treue Knecht für seinen Herrn.

Digitized by Google

Wie in jener Erzählung die Liebe des Herrn zum Knecht, so wird hier umgekehrt die Liebe des Dieners zum Gebieter in der Sage verherrlicht. Dieß sind recht slavische, den Charakter und die Sitten dieses Volksstamms bezeichnende Sagen. Zito und Macgill ist etwas zu sehr modernisirt, und in die Manier Walter Scotts hinübergespielt, obgleich die Grundlage der Sage echt ist. Sie handelt von dem berühmten böhmischen Zauberer Zito und dessen tragischem Ende. Diese Sagen sind prosaisch behandelt; eine Menge andre finden wir in der Romanzenform, und diese Dichtungen sind zum größten Theil sehr schön. Zwey Romanzen des Grafen von Auersberg erinnern wieder an bekannte deutsche Sagen. Die „Stromsbraut" zeigt uns ein Mädchen, das von einem Wassermann entführt wird, von einem Nixen, einer männlichen Undine. Die „Brüder" sind die Bewohner zweyer nahe bey einander liegenden Schlösser, feinden sich an und bringen sich wechselseitig um, wodurch ihr Stamm erlischt. Dieselbe Sage so wie die zwey Schlösser finden sich auch in Deutschland an mehrern Orten, z. B. an der Mosel. Merkwürdig ist eine Romanze von W. F. von Canaval „Kaiser Heinrich und Metter." Der bekannte fromme Kaiser Heinrich II. hatte einen treuen Diener, Namens Metter, der hoch bey ihm in Gunsten stand. Aus Neid ahmte ein Andrer Metters Handschrift nach und schob ihm einen hochverrätherischen Brief unter, den er dem Kaiser anzeigte. Dieser aber spricht:

> Nein, solche schwarze Unthat hat Metter nicht gethan.

Daher soll sich der so berühmte Name Metternich ursprünglich herschreiben.

Brief-Literatur.

Briefe von Bonstetten an Matthisson, herausgegeben von Füßli. — Orell und Füßli. 1827.

Ich kenne eine alte, würdige Familie, in welcher es seit Jahrhunderten Sitte ist, daß sich die einzelnen Familienglieder malen ließen; sie haben auch Grund dazu, denn es ist ein schöner Menschenschlag; auf ihrem Stammschloß zeigte man mir sechs Bilder von einem und demselben alten Herrn, den ich wohl kannte. Das erste Mal war er als achtjähriger Knabe im rothen gestickten Röcklein gemalt, das zweyte Mal als Jüngling von 18 Jahren, das dritte Mal als Soldat, das vierte Bild stellte ihn als Bräutigam vor, auf dem fünften sitzt er von seinen Kindern umgeben und das sechste ließ er seiner Enkeltochter malen, als sie sich verheirathete. Es war ein anziehendes Geschäft, die wohlbekannten Züge des Greisen aus diesen Kinder- und Jünglingsgesichtern herauszufinden, oder zu betrachten, wie sich der Ernst des Mannes wieder in dem heiteren Lächeln des Greisen verlor; dennoch war die Uebereinstimmung der einzelnen Bilder auffallend; die freye Stirne, das klare Auge und der angenehme Mund fand sich hier und dort, mochte kindlicher Frohsinn, mochte der Muth des Soldaten, mochte der liebevolle Ernst des Vaters um sie schweben.

Unwillkürlich fielen mir jene Familienbilder bey, als ich das obengenannte Buch las. Wir treffen zwar nicht mehr den Knaben oder den Jüngling selbst, wenn wir die ersten und frühesten Blätter aufschlagen; Bonstetten ist schon im Mannesalter und schreibt 1795 an seinen Freund, er werde ihn als Landvogt zu Lugano finden; aber nach und nach entfalten sich alle jene reichen Erinnerungen aus früherer, schöner Zeit, wir sehen den spielenden Knaben, den lernbegierigen Jüngling, den heiteren, geistreichen Freund, und in einem Zeitraum von 30 Jahren (1795—1826) lernen wir einen jener seltenen Menschen kennen, denen die Götter bis weit hinauf über das gewöhnliche Alter der Sterblichen, ein klares Auge, einen jugendlichen Muth, und jene fortdauernde Freude an Aufsuchung des Guten und Schönen, an Erforschung jeder höheren Wahrheit erhielten, ohne welche selbst ein kurzes Leben leer und ohne Bedeutung ist.

Der Name des Gebers und des Empfängers dieser Briefe bürgen dafür, daß es nicht gewöhnliche Freundschaftsversicherungen oder Herzensergießungen, wie man sie in so manchen Briefsammlungen findet, seyn werden, und in der That enthält auch das Büchlein, so klein es ist, doch sehr wichtige und gehaltvolle Memoiren über Politik und Philosophie, über Kunst und Leben, und es gibt uns den seltenen Anblick eines Philosophen, den drey Viertheile eines Jahrhunderts, in der feinsten Gesellschaft zugebracht, nicht für die Natur abstumpfen konnten; den die reiche und herrliche Natur des Genfersees nicht von seinen philosophischen Studien abzog, und der diese Studien in ein schönes, beschauliches Leben zu verweben wußte. Aus solchen Briefen kann man mehr lernen, als aus irgend einem psychologischen Kompendium; und schön finden wir es, daß auch ein Bonstetten nicht nur hin und wieder seine Meinungen ändern kann, sondern, daß er auch die Kontraste, welche der Unterschied so vieler Jahre herbey führte, zugesteht, indem er sie öffentlich macht. Man vergleiche z. B., was er im Jahr 1795 über die Möglichkeit eines großen europäischen Freystaates sagt, mit seinen Ansichten 1817, Seite 7: „Gelingt es Frankreich, Freyheit und Ruhe gegen die Wuth der Faktionen zu behaupten, so kann da noch eine neue Schöpfung aufblühen, von der sich unsere bisherige Politik nichts träumen ließ." S. 37: „Nicht in Republiken wollen

wir die Freyheit suchen, wohl aber bey den Antoninen." Es muß wohl wahr seyn, wenn ein alter und weiser Republikaner wie Bonstetten dieß sagt, um so mehr als er es in Beziehung auf einen guten König sagt. Spricht er sich doch (1802) eben so unbefangen über die damalige Gestaltung der Schweiz aus, S. 19: „Das zu Paris neu geborene Kind, Helvetia, ist besser gestaltet, als wir dem Anschein nach hoffen durften. Schade nur, daß das Mägdlein unehelich und folglich zur Sclaverey geboren ist." Diese rege Theilnahme an politischem Leben und Treiben des Zeitalters verläßt ihn nie. Man vergl. z. B., was er im Jahr 1823 bey Gelegenheit der Revolution in Meriko sagt. Wie wahr ist das Wort: „die, welche die Konstitution (in Spanien) mit Feuer und Schwerdt vertilgen wollen, sind die wahren Revolutionäre; sie geben der verbotenen Frucht den höchsten Werth; wird ein Mal ein Ding zum Objekt aller Leidenschaften, so entsteht ein Vulkan da, wo sonst Ruhe und Stille ungestört geblieben wäre.

Unrichtig, wenn nicht unbillig scheint es aber, wenn er das Gegentheil dieses Satzes auf Würtemberg anwendet. „Sonderbar genug," schreibt er aus Stuttgart 1822 an Friederike Brun, „sonderbar genug, daß ich im ganzen Würtemberg kein Wort von Politik und Konstitution gehört habe. Keine Menschenklasse in diesem Reiche hat mich einen Laut von dieser Erscheinung hören lassen. Ich glaube, man könnte so ein Ding, wie eine Konstitution abschaffen, ohne daß sich andere als Gelehrte darum bekümmerten." Von einem Recht, das er seit drey Jahrhunderten besitzt, spricht freylich der Würtemberger nicht als von etwas Neuem; die Erscheinung ist zu alt, daß man damit prahlen möchte; übrigens täuscht man sich sehr, wenn man glaubt, daß man so ein Ding abschaffen kann, oder, daß man über einen Versuch dieser Art nur unter Gelehrten sprechen würde. Wir glauben, daß es gerade die Ungelehrten sind, die über ein solches Ding in Würtemberg sprechen; Gelehrsamkeit hat mit der Verfassung nichts zu thun.

Sehr interessant sind die Ansichten über Kunst, die Bonstetten, dem nichts Schönes und Wissenswerthes der Erde fremd geblieben, hin und wieder ausspricht. Mit einer seiner Ansichten können wir uns übrigens nicht befreunden. Er spricht (109) z. B. über Danneckers Christus: „Ich hasse ordentlich die allegorischen Bilder, und Jesusgott ist mir schon zu metaphysisch für ein Bild; — ein Gottmensch kommt mir so abenteuerlich vor, als ein Anubis mit dem Hundskopfe. — Mir kommt sein Jesus vor wie ein schöner Landprediger." — Dieß alles wäre wahr, wenn Dannecker seine Aufgabe auf diese Art gestellt hätte. Die Abneigung gegen metaphysische Bilder verhinderten aber wohl unseren sonst so unbefangenen Bonstetten zu bemerken, daß D. einen lehrenden Weisen, einen Körper darstellte, den sich die Gottheit zur Wohnung wählte, und daß diese Idee auch in Bonstettens Seele einen leisen Anklang fand, beweist seine Vergleichung dieses Jesus mit einem „schönen Landprediger." Allerdings hat D. einen solchen dargestellt, und zwar den Ersten, der für alle Lande predigte. Anubis hat aber nicht gepredigt.

Wie lebhaft, wie rasch sind alle Gefühle in diesem ewig jungen Herzen! Wie schön ist die Stelle, die er (1813) den Versen seines Freundes: „Schön ist's von Aetna's Haupt u. s. w." nachschickt: „Schön war es auf Jurtens Haupt Elisium zu dichten! Schön war es im Kabriolet nach Nyon ins Proconsulat zu fahren! Schön war es aus dem grünen Kabinette beym sanften Rauschen des idyllischen Mühlenbachs, See und Alpen im Abendpurpur zu schauen! Schön war es zu des weisen Bonnets Füßen zu sitzen! Schön, ja göttlich und Zukunftahnend war es, daß der Genius der Freundschaft uns einander zuführte." Und kann man eine wärmere, reichere, gemüthlichere Beschreibung der Wunder des Genfersees lesen, als jene, die (S. 140) der jugendliche — achtzigjährige Bonstetten, von seinem Dampfschiff aus, gibt? — Er läßt nichts Neues unter der Sonne an sich vorüber gehen, ohne davon einen Theil zu seiner Belehrung zu nehmen. Denn, sagt er: „Lebte ich ohne Arbeit, ohne Gedankentrieb, ich würde mein Alter in allen Fibern fühlen." Und so finden wir ihn noch 1827, in einem Alter von 83 Jahren; — mit Rizo studirt er die Literatur der neueren Griechen und fühlt, daß „ein fremder, unbekannter Geist" ihn anwehe.

Am Ende seines letzten Briefes (11. Jan. 1827) spricht er noch ganz flüchtig von seinem neuesten Werk, das jezt aber erst fertig geworden *), wie von einer Sache, die sich von selbst versteht, und keine große Verwunderung erregen darf, und wessen Bewunderung muß nicht ein Mann erregen, der in so hohem Alter mit so viel Klarheit über den Menschen spricht?

Wahrlich, wir möchten unseren herrlichsten Literatoren dieses ungetrübte, freundliche Alter, uns selbst aber einen Freund wünschen, der so treu wäre, und so schöne Briefe an uns schriebe, wie — Bonstetten an Matthisson.

H. W—m.

*) Philosophie der Erfahrung, oder Untersuchungen über den Menschen und sein Vermögen, von C. V. von Bonstetten. 2 Bände. Stuttgart in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1827.

Digitized by Google

Nr. 50.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 22. Juni 1827.

Dichtkunst.

Johannes Angeli Silesii, Cherubinischer Wandersmann, oder Geistreiche Sinn- und Schluß-Reime zur göttlichen Beschaulichkeit anleitende. Neue unveränderte Auflage. München 1827, bey Michael Lindauer.

Der bescheidne Herausgeber dieses alten Werkes hat sich weder genannt, noch eine Sylbe von eigner Hand hinzugefügt. Das Werk selbst ist nach der Vorrede des Autors vom Jahr 1674. Es besteht aus sechs Büchern, davon jedes 2—300 sogenannte Sinn- und Schlußreime, kleine epigrammatische Verschen enthält. Sie sind alle mit einander der göttlichen Beschaulichkeit gewidmet, so wie das ganze Werk vorn ausdrücklich „Gott" dedicirt ist. Wahrscheinlich wird diese Nachricht die modernen Leser augenblicklich zurückschrecken, das Buch näher zu betrachten, denn die Frömmigkeit von 1674 ist gewiß so gut, wie die Hexen jener Zeit, aus der Mode. Dennoch weiß jeder, der irgend einmal etwas von Angelus Silesius gelesen hat, daß dieser nie sehr berühmt gewordene, und fast ganz vergeßne Mystiker ein sehr geistreicher Mann und der Unsterblichkeit würdiger gewesen, als so mancher seiner weit berühmten Zeitgenossen. Er macht der deutschen Literatur des siebzehnten Jahrhunderts sicher mehr Ehre, als Hoffmannswaldau und dessen zahlreiche Schule, und wenn er gleich nur von Gott handelt, so dürfen wir doch bey ihm durchaus nicht an die finstre Theologie seiner Zeit denken.

Angelus Silesius ist ein Mystiker, aber einer der liebenswürdigsten, die es je gegeben hat. Ungleich den meisten Mystikern, hat er durchaus nichts Gedrücktes, Finsteres, Melancholisches, sondern etwas unendlich Freyes und Fröhliches. Er ist unter den Mystikern des 17ten Jahrhunderts, was Fichte unter den Philosophen des 18ten. Sein System ist mystische Vergötterung des eignen Ichs. Er geht von dem Grundsatz aus: Gott müsse unaufhörlich und in immer höherem Grade lieben, und er könne nichts geringeres lieben, als sich selbst; dieses Selbst aber müsse, damit er es lieben könne, aus ihm heraustreten, ihm objectiv, d. h. Mensch werden. Der Mensch sey demzufolge Gott selbst, aber nicht nur das Geliebte in Gott, sondern auch zugleich wieder das Liebende. Es bestehe demnach eine ewige wechselseitige Liebe zwischen dem Menschen und Gott, und in dieser Liebe eine völlige Gleichheit.

Seine Verse sind sehr durcheinandergeworfen. Nimmt man sich aber die Mühe, das Zusammengehörige zu ordnen, so ergibt sich folgendes anschauliche System.

Buch V. Spruch 75.

Nichts dauert ohn' Genuß. Gott muß sich selbst genießen;
Sein Wesen würde sonst wie Gras verdorren müssen.

V. 35.

Nichts ist, das Gott nicht kann. Hör, Spötter, auf zu lachen,
Er kann zwar keinen Gott, wohl aber Götter machen.

V. 36.

Ein Ein'ger Gott, und viel, wie stimmt dies überein?
Gar schöne; weil sie all in Einem Einer seyn.

I. 8.

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben.
Werd ich zu nicht, er muß von Noth den Geist aufgeben.

II. 178.

Nichts ist als Ich und Gott und wenn wir zwey nicht seyn,
So ist Gott nicht mehr Gott, und fällt der Himmel ein.

II. 201.

Sag zwischen mir und Gott den einz'gen Unterscheid?
Es ist mit einem Wort nichts als die Anderheit.

I. 224.

Gott ist mir Gott und Mensch: ich bin ihm Mensch und Gott,
Ich lösche seinen Durst, und Er hilft mir aus Noth.

I. 18.

Gott liebt mich über sich: lieb ich ihn über mich,
So geb ich ihm so viel, als Er mir gibt aus sich.

I. 16.

Wo Gott mich über Gott nicht sollte wollen bringen,
So will ich ihn dazu mit bloßer Liebe zwingen.

II. 49.

O Wunder! Gott ist mir, ich Ihm ein Täubelein;
Schau doch, wie alle zwey einander eines seyn.

Digitized by Google

III. 37.

Gott liebet mich allein, nach mir ist Ihm so bange.
Daß Er auch stirbt für Angst, wenn ich Ihm nicht anhange.

III. 205.

Wer ist der Heiligste? der mehr verliebet ist:
Die Liebe machts, daß man für heilig wird erkiest.

V. 205.

Gott könnte sich auch gar den Teufeln nicht entziehn,
Wo sie nur umgekehrt vor ihn hin wollten knien.

V. 199.

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden.
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden.

IV. 140.

Das edelste Gebet ist, wenn der Beter sich
In das, vor dem er kniet, verwandelt inniglich.

I. 124.

Gott ist dir worden Mensch, wirst du nicht wieder Gott,
So schmähst du die Geburt und höhnest seinen Tod.

I. 72.

Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht.
Wer nicht Er selber wird, der sieht ihn ewig nicht.

I. 285.

In Gott wird nichts erkannt. Er ist ein innig Ein,
Was man in ihm erkennt, das muß man selber seyn.

II. 142.

Frag nicht, was göttlich sey: denn so du es nicht bist,
So weißt du es noch nicht, ob dus gleich hörst, mein Christ.

V. 24.

Wann du denkst, Gott zu schaun, bild dir nichts Sinnlich's ein.
Das Schauen wird in uns, nicht außerhalb uns seyn.

I. 272.

Was Gott in Ewigkeit begehr'n und wünschen kann,
Das schauet er in mir als seinem Gleichniß an.

V. 188.

Gott ist so überschön, daß Ihn auch selber ganz
Von Ewigkeit verzukt sein Angesichtes Glanz.

I. 115.

Ich selbst muß Sonne seyn, ich muß mit meinen Strahlen
Das farbenlose Meer der ganzen Gottheit malen.

I. 88.

Wie mag dich doch, o Mensch, nach etwas mehr verlangen,
Weil du in dir hältst Gott und alle Ding umfangen.

I. 86.

Ich bin so breit, als Gott, nichts ist in aller Welt,
Das mich (o Wunderding!) in sich beschlossen hält.

III. 135.

Gar unermeßlich ist der Höchste, wie wir wissen:
Und dennoch kann ihn ganz ein menschlich Herz umschließen.

III. 148.

Gott ist mein Mittelpunkt, wenn ich Ihn in mir schließe:
Mein Umkreis dann, wenn ich aus Lieb' in Ihm zerfließe.

V. 347.

Unermeßlich ist zwar Gott, jedoch kannst du ihn messen,
Wo du mein Herze mißst: denn's ist von ihm besessen.

I. 140.

Der Mensch ist alle Ding'. Ists, daß ihm eins gebricht,
So kennet er fürwahr sein'n Reichthum selber nicht.

II. 149.

Wie magst du was begehr'n? Du selber kannst allein
Der Himmel und die Erd' und alle Engel seyn.

II. 85.

Die Welt, die hält dich nicht, du selber bist die Welt,
Die dich in dir mit dir so stark gefangen hält.

I. 185.

Nicht du bist in dem Ort, der Ort der ist in dir.
Wirfst du ihn aus, so steht die Ewigkeit schon hier.

III. 112.

Ein Herze, welches sich vergnügt mit Ort und Zeit,
Erkennet wahrlich nicht sein' Unermeßlichkeit.

I. 291.

Daß der gerechte Mensch wächst wie ein Palmenbaum
Verwunder' ich mich nicht: nur daß er noch find't Raum.

I. 275.

Mensch! alles liebet dich; um dich ist sehr Gedrange;
Es laufet all's zu dir, daß es zu Gott gelange.

III. 111.

Gott, Teufel, Welt und all's will in mein Herz hinein:
Es muß ja wunderschön und großen Adels seyn.

V. 231.

Kein Ding ist hier, noch dort, das schöner ist, als ich:
Weil Gott, die Schönheit selbst, sich hat verliebt in mich.

I, 236.

Gott liebt und lobt sich selbst, so viel Er immer kann:
Er kniet und neiget sich, Er bet't sich selber an.

Der Hauptinhalt des ganzen Werkes ist die Liebe zu Gott, oder die Liebe überhaupt, daher sagt er auch

III. 82.

Der Schiffmann red't vom Meer, der Jäger von den Hunden;
Der Geitzige vom Geld, und ein Soldat von Wunden;
Mir, weil ich bin verliebt, will anders nichts gebühren,
Als Gott und seine Lieb' im Munde stets zu führen.

Dieser Vers ist ganz anakreontisch, so wie überhaupt der Dichter ein heitrer, fast scherzender Sänger der Liebe ist, obgleich diese eine ganz heilige ist. Seine Verse sind sehr steif und hölzern; und auch die Gedanken sind nicht immer gleich tief, geistreich und fein. Wir finden darunter auch eine Menge sehr gewöhnliche oder schielende. Immerhin aber bleiben die vielen guten ein Schatz, dessen wir uns um so mehr freuen dürfen, als er schon beynahe ganz vergessen und verloren war. Wir wollen zur Probe noch einige Sinnsprüche hersetzen, die sich weniger auf das mystische System des Dichters beziehen, und von einem allgemeineren Interesse sind:

I. 163.

Daß dir im Sonne-Sehn vergehet das Gesicht,
Sind deine Augen Schuld, und nicht das große Licht.

I. 267.

Freund! Soll'n wir allesamt nur immer eines schrey'n,
Was wird das für ein Lied und für Gesinge seyn?

II. 82.

Mein Herz ist unten eng und oben her so weit,
Daß es Gott offen sey, versperrt der Irdigkeit.

II. 117.

Die Einsamkeit ist Noth, doch sey nur nicht gemein,
So kannst du überall in einer Wüsten seyn.

II. 218.

Die Weisheit tadelt nichts. Sie aber muß allein
Von ihrer Kreatur so oft getadelt seyn.

III. 98.

Sich nicht verstellen ist nicht sündigen.
Was ist nicht sündigen? Du darfst nicht lange fragen,
Geh hin, es werden dir's die stummen Blumen sagen.

IV. 100.

Du sprichst, das höll'sche Feuer wird nie gelöscht gesehn:
Und sieh, der Büßer löscht's mit einer Augenthrän'.

Ueber Dr. Hahnemann und die homöopathische Schule.

Literaturblätter sind geflügelte Begleiter der Zeitgeschichte; alles, was für das lebende Geschlecht von Wichtigkeit ist oder werden kann, darf ihnen angehören. Möge daher folgender Beytrag zur Geschichte der jezt vielbesprochenen homöopathischen Heilmethode, deren Begründer ein Deutscher ist, in diesen Blättern einen Platz finden.

Dr. Samuel Hahnemann, als praktischer Arzt, Chemiker und Schriftsteller rühmlich bekannt, beschäftigte sich seit dem lezten Decennium des vorigen Jahrhunderts mit einer Gesammtrevision der medicinischen Wissenschaften. Die erste Andeutung seiner neuen Ansichten über Arzneymittellehre und Therapie gab er 1796, in Hufeland's Journal der praktischen Heilkunde (s. Band 2. Stück 3. S. 391 und Stück 4. S. 465). Ihr folgten von Zeit zu Zeit theils ähnliche Abhandlungen im gedachten Journal, theils einige besondre Schriften, namentlich die Monographie über Heilung und Verhütung des Scharlachfiebers, (Gotha 1801), die Fragmenta de viribus medicamentorum positivis sive in corpore sano observatis. (Lipsiae, 1805), und Heilkunde der Erfahrung, Berlin 1806. — Die ausführlichere Darlegung seiner Lehre, als eines abgeschlossenen organischen Ganzen, welches er nach dem Grundprincipe mit dem Namen „homöopatische Heilkunst" belegte, erfolgte jedoch erst in seinem Organon der rationellen Heilkunde, Dresden 1810. Um auch den mit Hahnemann's Theorie nicht vertrauten Lesern die gegenwärtige historische Skizze anziehender zu machen, ist es nöthig jenes Grundprincip hier kürzlich zu entwickeln; „Die Krankheiten des Menschen (sofern sie „nicht rein mechanischer Natur sind) werden auf die sanf„teste, schnellste, vollständigste und dauerhafteste Weise „durch Erregung künstlicher Affektionen mittelst solcher „Arzneystoffe gehoben, deren eigenthümliche Wirksamkeit „zu dem vorhandenen Leiden in nächster Aehnlichkeitsbe„ziehung stehet. Eine solche Beziehung findet statt, wenn „der Arzneystoff bey seiner Anwendung im gesunden Men„schenkörper, wo sich allein seine eigenthümliche Kraft in „ihrer Reinheit offenbart, einen höchst ähnlichen künst„lichen Krankheitszustand, als der jegliche ist, zu erre„gen vermochte. Durch die ähnliche arzneyliche Affektion „(ὅμοιον πάθος) wird die vorhandene natürliche umge„wandelt, ausgetilget und geheilet; das künstliche Leiden „aber verschwindet von selbst, sobald die Arzneypotenz ihre „kurze naturgesetzliche Wirkungszeit durchlaufen hat. Das „homöopathische, d. h. nach Aehnlichkeitsbeziehung ge„wählte Mittel muß jedoch nicht nur einfach, sondern „auch in sehr kleiner Gabe gereicht werden, damit „keine gefährliche Steigerung der Krankheit erfolge."

Hätte Hahnemann seine neuen Ideen mit umsichtiger Schonung der herrschenden Ansichten in die Wissenschaft eingeführt, hätte er das homöopathische Heilverfahren den übrigen Heilmethoden freundlich beygeordnet, statt es für das einzig Wahre zu erklären, so würden seine wichtigen Entdeckungen, (dieß scheint uns fast gewiß) sogleich von vielen geistvollen Aerzten beherzigt, geprüft, und als etwas Wirkliches und Schätzbares anerkannt worden seyn. Doch eine gewisse Gereiztheit der Stimmung, vielleicht durch mehrfache, von Standesgenossen erlittene Kränkungen und Verfolgungen erregt, und jener stürmische Enthusiasmus, welcher sich so gern mit dem schaffenden Genius verbindet, führten ihn oft ab vom Pfade der Mäßigung und Billigkeit. Es erfolgte eine äußerst heftige Reaktion. Die Homöopathie, (denn dieß ist der gangbar gewordne Collektivname für Hahnemann's Lehren) ward nach theoretischen Demonstrationen für eine offenbare Chimäre erklärt, keiner Untersuchung auf dem Erfahrungswege gewürdiget, und für immer aus dem Gebiete der Medizin verbannt.

In den Jahren 1811 — 1820, welche Hahnemann in Leipzig verlebte, las er als Privatdocent Collegia über sein Organon. Es versammelte sich um ihn ein Kreis akademischer Jünglinge, welche nicht blos seine Zuhörer, sondern auch Gehülfen beym Prüfen der Arzneystoffe am eignen gesunden Menschenkörper wurden. Es versteht sich, daß lezteres stets mit der nöthigen Vorsicht und unter Anleitung des Lehrers geschah, welcher stets den Versuch gleichzeitig mit sich selbst anstellte.

Die Resultate dieser gemeinschaftlichen, streng fortgesezten Experimente legte Hahnemann in den 6 Bänden seiner reinen Arzneymittellehre (Dresden bey Arnold, 1811 – 1821) nieder. Aus jener Pflanzschule gingen

Digitized by Google

die ersten homöopathischen Aerzte hervor, welche die neue Heilmethode zunächst in Sachsen bekannter machten. Doch auch im Auslande begann die Kunde davon sich zu verbreiten; angesehene Fremde kamen oft aus weit entfernten Gegenden, Hülfe suchend, nach Leipzig, und viele ausgezeichnet glückliche Kuren krönten das Bemühen des Urhebers des neuen Heilverfahrens. Im Jahre 1819 erschien die 2te umgearbeitete und vermehrte Ausgabe des Organon unter dem abgeänderten Titel: Organon der Heilkunst. — Das Vergreifen der ersten Auflage bewies, daß die neue Methode an Anhängern gewonnen habe, wiewohl kein älterer Arzt der herrschenden Schule sich öffentlich günstig über dieselbe aussprach. Bekannt war es aber, daß sie besonders in den österreichischen deutschen Staaten viele Verehrer habe. — Im Jahre 1822 eröffnete der geistvolle Dr. Ernst Stapf zu Naumburg, (welcher als schon promovirter Arzt und mehrjähriger Praktiker sich mit Hahnemann und seiner Lehre befreundet hatte) eine Zeitschrift unter dem Titel: „Archiv für homöopathische Heilkunst" als Organ gegenseitiger Mittheilung über Theorie und Praxis in diesem neuen Felde der Arzneiwissenschaft. (Es erscheinen davon jährlich, Leipzig bey Reclam, 3 Hefte, welche einen Band bilden.) Der Erfolg war der Absicht entsprechend. Es traten allmälig mehrere ältere achtbare praktische Aerzte auf, welche Hahnemanns Theorie auf dem Wege sorgfältiger Versuche prüften, und die Ergebnisse derselben theils in erwähntem Archiv, theils in besondern Schriften zu Tage legten. Sie erklärten dabey redlich und offen: „daß sie „sich von der Existenz und dem Nutzen des homöopathischen „Heilwesens vollkommen überzeuget hätten, daß sie den„selben jedoch nicht für den einzig wahren und überall pas„senden annehmen könnten, sondern eine Mehrheit der „Heilmethoden der Natur des menschlichen Organismus als „entsprechend ansehen, so daß jeder derselben eine eigenthüm„liche Wirkungssphäre zukomme, welche stets genauer zu „ermitteln das Problem der fortgesezten praktischen Thätig„keit sey." — So bildeten sich allmälig unter den die homöopathische Heilmethode ausübenden Aerzten zwey Partheien; eine strenge und eine gemäßigte; erstere, meist aus Hahnemann's ersten Schülern bestehend, das Organon als Lehrbegriff durchgängig annehmend, und sich ausschließlich mit Ausübung der neuen Heilmethode befassend; leztere, meist aus ältern praktischen Aerzten gebildet, und den vorhin entwickelten Ansichten huldigend.

Durch Böhmen und Oesterreich drang die Homöopathie nach Ungarn, wo sie viele eifrige Anhänger fand, von denen einige als Mitarbeiter im Archiv auftraten. Im lezten Hefte dieser Zeitschrift stehet sogar ein lateinischer Brief eines Dr. Alexander Marnotti, zu Travnik in Bosnien, welcher nicht nur sich selbst als Freund und Ausüber der Hahnemann'schen Lehre zu erkennen gibt, sondern auch noch von Collegen in Adrianopel und Salonichi spricht, (s. Archiv, VI. Bd. 1stes Heft). — Durch einen deutschen Arzt, Dr. Necher, ward die neue Heilmethode 1822 auch nach Neapel verpflanzt; er errichtete in seiner Behausung ein Klinikum für chronische Kranke, hielt Vorlesungen vor einer Versammlung deutscher und italienischer Aerzte, und bildete so allmälig in Neapel eine homöopathische Schule, zu welcher unter andern der Leibarzt der Königin, Cosmo de Horatiis, gehört. Prof. Bernardo Quaranta übersezte das Organon, Dr. Francesco Romani die Arzneymittellehre Hahnemann's. — In Warschau ward die Homöopathie seit 1825 durch den Leibarzt des Großfürsten Konstantin, Dr. Bigel, einem französ. Arzt, ausgeübt, welcher sie während seines Aufenthaltes in Sachsen 1824 kennen gelernt hatte. Es erschien von ihm eine kleine Schrift unter dem Titel: Justification de la nouvelle méthode curative de Dr. Hahnemann, par Bigel, Leipzig 1825, chez Reclam. — Auch der kais. russ. Hofarzt und Staatsrath, Dr. Stegemann sprach sich im Archiv als Freund und Ausüber der homöopathischen Methode aus.

Im Jahre 1824 erlebte das Organon die 3te Aufl. und in den Jahren 1821 — 1826 die Arzneymittellehre die 2te. Von ersterem lieferte eine französ. Uebersetzung E. G. von Brunnow zu Dresden unter dem Titel: Organon de l'art de guérir, à Dresde, chez Arnold. Die Arzneymittellehre dagegen wird jezt von Dr. Stapf (dem Redakteur des Archivs) in Verbindung mit Dr. Groß und dem erwähnten v. Brunnow ins Lateinische übersezt. Der 1ste Theil dieser Bearbeitung erschien bereits im vergangnen Jahre unter dem Titel: Samuelis Hahnemanni materia medica pura sive doctrina de medicamentorum viribus in corpore humano sano observatis, etc. Dresd. et Lips., sumt. Arnoldi libr. MDCCCXXVI.

Mit zunehmender Verbreitung der Homöopathie erhob sich auch mit erneuter Lebhaftigkeit die literarische Polemik. Als Gegner der neuen Lehre nennen wir unter einer Menge Namen blos Jörg, Heinroth und Wedekind. Die Replikschriften finden sich im Archiv.

Denen, welchen es um eine unpartheyische Beurtheilung des Gegenstandes zu thun ist, empfehlen wir folgende 2 Schriften: 1) Dr. Ch. L. Rau (großh. hess. Hofrath und Physikus, jezt zu Gießen) über den Werth des homöopathischen Heilverfahrens, Heidelberg bey Groos 1824, und 2) Dr. Fr. Rummel, (prakt. Arzt zu Merseburg) die Homöopathie von ihrer Licht- und Schattenseite, Leipzig 1827 bey Reclam. — Ein mildes versöhnendes Wort zu den streitenden Partheyen sprach zu Anfange des verwichenen Jahres der ehrwürdige Veteran der deutschen Aerzte, Staatsrath Hufeland (s. dessen Journal f. prak. Heilk. v. 1826. S. 3 — 28). Er weist in diesem lesenswerthen Aufsatze der neuen Heilmethode einen Platz unter den übrigen an, würdigt ihre Vortheile und Nachtheile, und ermuntert zu aufrichtiger Prüfung, fern von Intoleranz und Verfolgungssucht. Mögen seine Worte Eingang finden!

Digitized by Google

Nr. 51.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 26. Juni 1827.

Trauerspiele.

1) Adelgis, Trauerspiel von Alexander Manzoni, übersezt von Karl Streckfuß. Berlin bey Trautwein 1827.

Manzoni folgt dem Alfieri in der Gattung der politisch-patriotischen Trauerspiele. Die Italiener sind eigentlich mehr als alle andern gebildete Völker dazu berufen, diese Gattung auszubilden, weil ihre Geschichte ihnen die erhabensten und niedrigsten Beyspiele von Helden und Begebenheiten darbietet. Der Stoff des vorliegenden Trauerspieles ist wirklich aus der italienischen Geschichte entlehnt, und der Autor scheint denselben nicht ohne Beziehung auf die neuere Geschichte seines Vaterlandes gewählt zu haben. Es scheint, er habe seinen Landsleuten im Spiegel der Vergangenheit ihr eignes Bild zeigen wollen, denn er schildert den schmählichen Untergang des alten Lombardenreichs, der ziemlich viel Aehnlichkeit mit den doppelten und dreyfachen Niederlagen der neuern Italiener von allen Farben hat. Er entwirft in einfachen, aber sprechenden Zügen das Bild einer gesunkenen Dynastie, eines erschlafften und treulosen Volkes, und diesem gegenüber das Bild eines großen kriegerischen Helden, Karls des Großen, des Siegers. In dieser Weise hat sein Trauerspiel dieselbe Tendenz, wie das kürzlich in diesen Blättern besprochene Trauerspiel von Uechtritz, Alexander und Darius. Wie dort die persische Dynastie durch Erschlaffung und Verrath vor dem glücklichen Sieger zusammenbricht, so hier die Lombardische. Was dort Darius ist, das ist hier der alte Lombardenkönig Desiderius; was dort Alexander, ist hier Karl der Große. Manzoni hat aber nicht wie Uechtritz eine ferne Nation im Sinne gehabt sondern seine eigenen Landsleute; darum ist er darauf bedacht, in das Nachtstück der Schmach und Schande, die er schildert, auch einige helle Lichter strahlen zu lassen, und den entmutheten Sinn seiner Landsleute am Gedanken der Ehre wieder aufzurichten. In Adelgis, dem Sohn des Desiderius, stellt er das Bild eines jungen Helden auf, der allein löwenherzig widersteht, und, wenn er auch das Reich nicht retten kann, doch die Ehre rettet. Somit ist die Idee des Ganzen sehr zu loben. Die Ausführung ist schmucklos, aber eben darum der Würde des Gegenstandes ganz angemessen. Der Uebersetzer hat indeß nicht immer die Einfachheit des Originals treu genug wiedergegeben. So wenig wir ihm sonst den Ruhm eines guten Uebersetzers streitig machen wollen, hat er sich doch dießmal einige Nachläßigkeiten erlaubt, die uns um so mehr wundern, als er sein Werk einem so feinen Kenner, wie Goethe ist, zugeeignet hat. S. 26 finden wir unter andern folgenden Vers:

> Geheime Feind', einst offne, welchen, und
> Die Stirne tief von Schmach gebeugt zu sehn,
> Trost ist und Rach'.

Diese Konstruktion ist undeutsch, geschraubt und undeklamatorisch. Dem Schauspieler, der diese Verse recitiren soll, muß ganz bange werden. So würde vielleicht Voß übersezt haben, aber Streckfuß hätte nicht so übersetzen sollen.

2) Der Löwe von Kurdistan. Ein romantisches Schauspiel in fünf Akten. Nach Walter Scotts Talisman bearbeitet von Joseph Freyherrn von Auffenberg. Würzburg, in der Etlinger'schen Buch- und Kunsthandlung, 1827.

Es ist zu bedauern, daß Herr von Auffenberg sein glänzendes Talent an Nachbildungen fremder Geisteswerke verschwendet. So vortrefflich auch das vorliegende Schauspiel ist, und so sehr es dem Publikum einerley seyn kann, ob es mehr Walter Scott oder Auffenberg angehört, so haben doch solche Nachbildungen immer ein gegründetes Vorurtheil gegen sich. Man wünscht mit Recht von einem Dichter, den man lieben gelernt hat, daß er uns nur sich selbst gebe, daß er nur seinem eignen Geist, nicht einem fremden folge. Dieß müssen wir in dem vorliegenden Fall insbesondere wünschen, da wirklich alles, was an dem Löwen von Kurdistan zu tadeln ist, theils der ursprünglichen Dichtung Walter Scotts, theils der Schwierigkeit, dieselbe aus einem Roman in ein Drama zu übersetzen, zuzuschreiben ist, während beynahe

Digitized by Google

alles, was uns an diesem Schauspiel entzückt, auf Rechnung des deutschen Dichters kommt. Die Behandlung ist so geistreich, die Sprache so herrlich, daß sie nichts zu wünschen übrig lassen, als daß der Dichter einen andern, bessern, minder schwierigern, überfüllten und grotesken Stoff gewählt haben möchte. Die Sprache muß vor Allem gelobt werden. Seit Schiller und Theodor Körner haben wir keine so schwungvollen wohlklingenden Jamben wieder auf der deutschen Bühne gehört, als die von Auffenberg.

Der Löwe von Kurdistan ist unter den Versuchen, Romane von Walter Scott auf die Bühne zu bringen, gewiß der gelungenste, so wie auch der Roman, dem diese Dichtung entnommen ist, der Talisman, eine der vorzüglichsten Schöpfungen des schottischen Dichters ist. Auch Andre haben andre Romane desselben schon für die Bühne bearbeitet, z. B. Lenz, sie sind aber weder so verdienstlich, noch haben sie so viel Beyfall gefunden, als das vorliegende Schauspiel von Auffenberg. Es ist zu wünschen, daß die Modelust in dieser Hinsicht nicht allzuweit um sich greife, sonst dürften unsre Bühnen bald mit bloßen Pracht- und Kostüm-Stücken überschwemmt werden.

3) Germanikus, ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Wilhelm Huscher. Kitzingen, im Verlag von Gundelach, 1826.

Der Dichter hat sich einen nicht undankbaren Stoff ausgesucht. Germanikus, der junge, großherzige, allgeliebte Held, fällt in der Blüthe seines Lebens und seines Ruhms durch den schwarzen Neid des Tiberius, seines Oheims und Kaisers, für den er alle seine Thaten vollbracht, dem er aufs treueste gedient hat. Die Treue selbst wird wegen des Ruhms, der sie begleitet, die Ursache seines Verderbens. Indem der Dichter diesen Gegenstand gewählt hat, kommen ihm alle die Vortheile zu Statten, die ein großer historischer Gegenstand dem Dichter immer gewährt. Man interessirt sich für seinen Helden schon im Voraus, weil man ihn aus der Geschichte kennt; der Dichter braucht dieses Interesse nicht erst zu erwecken, nur zu nähren und zu verstärken. Sodann entspricht diese Geschichte auch überhaupt einer äußerst fruchtbaren tragischen Idee, die von den Dichtern der ältern und neuern Zeit schon auf die mannigfaltigste Weise benuzt worden ist, ohne daß sie je erschöpft worden wäre. Man stellt den Helden, der alles durch sein Verdienst ist, dem Könige oder Herrscher gegenüber, der alles durch Geburt und äußere Macht ist. Das aufstrebende Verdienst scheitert an der Macht, oder wird von ihr tyrannisch niedergedrückt. So hat schon Homer den göttlichen Achill dem männerbeherrschenden Agamemnon gegenübergestellt. In den Niebelungen erscheint Siegfried in einer ähnlichen Stellung. Die schöne Sage von den vier Haimonskindern beruht ganz auf diesem Gegensatz des Helden gegen den Herrscher, und in den meisten nordischen Sagen finden wir dasselbe. Unter den neuern Dichtern dürfen wir nur an Schiller denken, der in Fiesko, Marquis Posa, Wallenstein denselben Gegensatz ausgesprochen. In dem vorliegenden Trauerspiele erscheint dieser Gegensatz in seiner ganzen Strenge, strenger noch als in Schillers Don Karlos. Der Held ist noch idealer, reiner, als Don Karlos und Marquis Posa, weil Germanikus durchaus keine feindseligen Absichten gegen seinen Oheim hegt; und der Tyrann ist noch schlechter und teuflischer dargestellt als Philipp II., weil Tiberius nicht fanatisch, sondern ganz gemein egoistisch ist, und nicht einmal eine Spur von Größe, oder nur von deren Schein, von würdigem Anstand hat. Der bekannte historische Stoff gab dem Dichter ein Recht, die Licht- und Schattenseite der beyden entgegengesetzten Hauptcharaktere so stark als möglich hervorzuheben, und die Poesie hat gegen diese Kontrastirung nichts einzuwenden, wenn dieselbe nur der tragischen Würde nicht widerspricht. Aber diese Würde hat der Dichter offenbar ein wenig vernachlässigt, indem er den Tiberius, zwar der Geschichte getreu, doch über die poetische Gebühr gemein und schändlich darstellt. Im Trauerspiel muß das Laster, wenn es nicht gänzlich außerhalb des Poetischen fallen soll, immer eine gewisse Erhabenheit, oder einen gewissen Humor an sich tragen. Hr. Huscher scheint in der That verlegen gewesen zu seyn, wie er den Tiberius auf eine poetische Weise einführen könne. Ihm etwas Erhabnes zu verleihen, wie Philipp dem Zweyten, gestattete die Geschichte nicht, und würde selbst für seinen poetischen Zweck nicht getaugt haben, da es darauf ankam, dem lichten, reinen und unschuldigen Bilde des Germanikus eine recht schwarze Folie zu geben. Der Dichter hielt sich daher an ein andres Vorbild, an Shakespeares Richard III., und borgte von demselben den Humor der Grausamkeit. Diese Wahl zeigt von einem richtigen Geschmack, doch das Talent hat ihn nicht gehörig unterstüzt, die Ausführung ist nicht gut gerathen. Der wichtigste Monolog, in welchem Tiberius seinen ganzen Charakter entblößt und die Motive seiner Handlungen sich selbst rechtfertigt, in der Reflexion über sich selbst dem Zuschauer und Leser gleichsam durchsichtig wird, dieser Monolog steht sehr tief unter ähnlichen Betrachtungen Richards, Philipps II., selbst Franz Moors. Die Gedanken des Tyrannen sind zu gewöhnlich und ihr Ausdruck ist zu gemein. Man urtheile. Tiberius spricht, wie der Dichter hinzufügt „mit boshafter Laune":

Digitized by Google

Die Freyheit — Ja! Sie ist der Tugend Schwester.
Auf jedem Theile ihres Körpers ist
Ihr eingeprägt der Stempel des Gesetzes,
Auch da, wo man nicht gern sich stempeln läßt.
Man findet sie bey trägen Völkern nicht,
Bey Völkern, welche lieber Worte machen,
Als Thaten thun; ein üppiges Schätzchen lieber
In ihre Arme fassen, als den Feind,
Die Nadel besser führen, als das Schwert,
Und denen beyde Augen übergehen,
Wenn sie ins Sonnenlicht der Freyheit sehen.

(Fast naiv.)

Die ächte mag man nicht. Ich mag sie auch nicht.
Die falsche ist mir auch verhaßt. Nur Eine —
Die will ich. Diese Eine ist die Meine.
Das ist die schönste Göttin. Denn sie hat
Soldatenschultern, Henkerfäuste dran,
Und in der rechten Hand ein Veilchen, in
Der linken ein recht angenehmes Strickchen
Und hinter'm Ohr gar manches liebe Tückchen.

— —

Was mir gerecht und passend ist, das ist
Für mich Gerechtigkeit. Ein Kleid,
Das mich nicht zwängt, ein guter Schuh,
Der mich nicht drückt — der ist gerecht.
Drum lob' ich mir, wie jeder andre auch,
Gerechtigkeit, wenn sie gerecht mir ist.
Gern wirft die andre jeder auf den Mist.

Außer dem Tiberius haben auch die übrigen schlechten oder niedrigen Personen des Stücks einen Anstrich von Humor erhalten, der dem Darsteller aber eben so wenig gelungen ist. Das Volk hat der Dichter zu schildern gestrebt, wie Shakespeare im Cäsar, doch hat er sich den s c h l a g e n d e n Witz ein wenig allzu bequem gemacht.

Dritter Bürger.

Ey! wenn ich
Nichts besseres hätte, sag, was hätt' ich denn?

Zweyter Bürger.

Das Rathen kostet Mühe. Sag's nur gleich!

Dritter Bürger.

Am Leibe Lumpen und im Leibe Hunger,
Horn an der Stirne und im Hirne Maden.

Ein vierter Bürger. (Zornig.)

Und dann noch etwas.

Dritter Bürger.

Was?

Vierter Bürger. (Indem er ihn schlägt.)

Am Rücken Schwülen!

Dritter Bürger.

Was schlägst du mich?

Vierter Bürger. (Fortfahrend.)

Ich schlage nicht, ich klopfe.

Dritter Bürger. (Ihn schlagend.)

Ich klopfe nicht, ich klappe.

Vierter Bürger.

Ey zum Henker!
Das ist kein Klappen, nein! das ist ein Klapsen;

Dritter Bürger.

Das ist kein Klapsen, sondern ist ein Dreschen!

Von dieser Gattung sind die humoristischen Personen des Trauerspiels, sämmtlich mißlungene Nachbildungen Shakespeares. Die höhern idealischen Personen, welche diesen gegenüber gestellt sind, haben mehr Verwandtschaft mit ähnlichen Personen bey Schiller. Germanikus selbst hat einen starken Beysatz von Don Karlos und Max Piccolomini, sofern er als Adoptivsohn des Kaisers erscheint, und von Marquis Posa, sofern er der Freyheit und dem Volke das Wort redet. Er hat über diesen Gegenstand eine sehr lange Unterredung mit Tiberius, die derjenigen zwischen Philipp II. und Posa sehr ähnlich ist. Der berüchtigte Sejan vertritt hier die Stelle des Domingo und Alba zugleich. Sogar die Prinzessin Eboli fehlt dieser Nachbildung nicht. Sie erscheint als Plancina, von heftiger Liebe für Germanikus entflammt, der aber diese Liebe nicht erwiedert, weil er schon in einer sehr glücklichen Ehe lebt. Plancina ist die gelungenste Figur im ganzen Stück. Sobald sie erscheint, wird die Darstellung des Dichters wahrer, wärmer und lebendiger.

Im Ganzen ist dieses Trauerspiel in der Anlage sehr zu loben, und nur in der Ausführung zu tadeln. Der Dichter ist in Rücksicht auf diese leztere nicht sicher genug. Hier schweift er zu sehr in die Manier Shakespeares, dort in die Manier Schillers aus, ohne sie doch erreichen zu können, und dabey erlaubt er sich offenbare Nachlässigkeiten, alltägliche Gedanken und unnütze Worte. Dadurch werden seine Scenen öfters bis zur Ungebühr verlängert, und das ganze Stück wird zu lang. Es umfaßt 366 Seiten. Der Dichter wird künftig wohlthun, wenn er seine Darstellungsweise ein wenig ökonomischer einrichtet, gewöhnliche Gedanken und Redensarten wegläßt, gegen seine humoristischen Einfälle vorsichtiger ist, und die Funken des Genies, die ihm eigenthümlich sind, vom fremden geborgten Glanz und vom Irrlicht alltäglicher Phrasen und falschen Witze säubert. Der ganze Grundriß seines Trauerspiels und viele einzelne glückliche Partieen in der Ausführung verbürgen das Bessere, wozu er fähig ist, wenn er vorsichtiger auf sich achtet und sich nicht übereilt.

Digitized by Google

4) Athenais, Trauerspiel in fünf Akten. Mannheim, Schwan und Götz'sche Buchhandlung 1827.

In der Dedikation nennt sich der Verfasser dieses Trauerspiels Franz Freyherr von Keller-Schleidheim. Er behandelt ebenfalls einen Stoff aus der römischen Kaiserzeit, wie das vorige Trauerspiel, doch aus einer etwas spätern Zeit. Die Geschichte der Athenais, welche unter dem Namen Eudoria die Gemahlin des Kaisers Theodosius II. wurde, ist bekannt und auch schon anderwärts poetisch behandelt worden, wenigstens erinnert sich Ref. sie in der Form einer Novelle in einem Taschenbuch gelesen zu haben. Athenais ist in der Geschichte des oströmischen Kaiserreiches dasselbe, was Anna Boley in der englischen, und die Königin Karoline in der dänischen Geschichte. Mit jener hat sie die Erhebung aus niederm Stand auf einen Thron, aber nicht den schimpflichen Tod; mit dieser hat sie das Schicksal der Verbannung, aber nicht die edle Geburt gemein. Beyden gleicht sie darin, daß sie als Fürstin durch Verläumder der Untreue gegen ihren Gemahl beschuldigt und verstoßen wurde. Ein solcher Stoff nun eignet sich sehr schicklich für ein Trauerspiel. Athenais nimmt nicht nur als eine unschuldig Verfolgte unser Mitleid in Anspruch, ihr Unglück ist um so rührender, als sie eben erst aus der Niedrigkeit zum höchsten Glück erhoben worden ist, und nun plötzlich wieder hinabgestürzt wird, und zu dem allem kommt noch, daß Athenais das schönste, liebenswürdigste und frömmste Weib der damaligen Zeit und daß sie allein durch diese persönlichen Vorzüge so hoch emporgestiegen war.

Der Dichter hat seine Heldin ganz so tugendhaft dargestellt, als sie es seyn mußte, nur fehlen alle die kleinen Züge des Liebenswürdigen, die wir bey dieser Tugendhaftigkeit doch auch nicht vermissen dürfen. Ein eben solcher fleckenloser Tugendspiegel ist Paulinus, ihr Freund, mit welchem sie sich bemüht, ihrem schwachen Gemahl bessere Rathschläge zu ertheilen. Dies Verständniß wird ihnen übel ausgelegt, und ein neidischer Eunuch beschuldigt beyde eines unerlaubten Umgangs. Warum der Dichter alle Schuld auf diesen subalternen Bösewicht geschoben, ist nicht wohl einzusehn. Die Lenkerin des Schicksals soll vielmehr Pulcheria seyn, des Kaisers Schwester, die ihn gänzlich beherrscht und das Reich in seinem Namen verwaltet. Sie war es, die ihm die schöne Athenais als Spielzeug zugeführt und ihm dasselbe wieder nahm, sobald Athenais sich erlaubte, ihrem Gemahl Rathschläge zu ertheilen und sich ins Regiment zu mischen. Der Dichter übergeht aber diese Politik der Pulcheria gänzlich, schiebt die ganze Machination dem Eunuchen unter, und stellt die kaiserliche Schwester sogar als eine theilnehmende und gerührte Freundin der Verfolgten dar. Dadurch bringt er sich selbst um einen der schönsten dramatischen Kontraste, den ihm die Geschichte darbietet, und den er so schön hätte ausführen können, wie Schiller den Kontrast zwischen der verfolgten Maria Stuart und der eifersüchtigen Elisabeth.

Uebrigens ist das Trauerspiel in Jamben geschrieben, die aber um vieles besser seyn könnten. Nicht selten finden wir darin statt des jambischen Fußes den trochäischen, und auf einen Fuß mehr oder weniger kommt es dem Dichter auch nicht immer an. Ueberhaupt ist die Versifikation ohne Schwung, gesperrt und holprig, und klingt wie harte Prosa, womit denn die prosaischen Gedanken der redenden Personen zusammenstimmen. Neue tiefe Gedanken, kühne Bilder, die bewegte Stimme der Leidenschaft wird der Leser hier gänzlich vermissen.

Sitten-Geschichte.

Vom Einfluß des Christenthums auf das Verhältniß der Frauen. Aus dem Französischen des Gregoire von C. von H. München 1827. In der Jos. Lindauer'schen Buchhandlung.

In dieser Schrift wird bewiesen, daß die Achtung und würdige Behandlung des schönen Geschlechts, sowohl im Staat, als in der Gesellschaft und im Familienleben vorzüglich durch das Christenthum eingeführt und festgestellt worden ist. Der Verfasser zeigt, in welcher Abhängigkeit und Verachtung das weibliche Geschlecht früher gestanden, und wie erst allmählich der Einfluß des Christenthums diese Rohheit überwunden habe. Dieß belegt er vorzüglich durch interessante Auszüge aus den ältern und spätern Gesetzen der zum Christenthum bekehrten Völker. Nachdem der Verfasser nun augenscheinlich dargethan, wie viel Gutes die Damen dem Christenthum zu verdanken haben, verlangt er auch, daß sie dieß erkennen und sich dafür dankbar bezeigen sollen. Er ist der Meinung, daß Unglauben und Religionsspötterey, wovon in neuern Zeiten die Damen, besonders in Frankreich, nicht frey geblieben, nur dahin führen können, ihnen die Würde und das Ansehn, das sie durch das Christenthum erlangt, wieder zu entreißen, und er nennt den Atheismus der Damen das Häßlichste, wozu sie sich verirren können: „Die Gottlosigkeit einer Dame empöre selbst die Gottlosen."

Digitized by Google

Nr. 52.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 29. Juni 1827.

Geschichte.

Mémoires de M. le Prince de Montbarrey, Ministre Secrétaire d'Etat au département de la Guerre sous Louis XVI; grand d'Espagne de la première Classe, Prince du St. Empire, grand Préfet de dix villes impériales d'Alsace, Lieutenant Général des Armées du Roi etc. etc. Paris 1826.

Wenn Gelehrte und gens du metier recensiren, thun sie es gewöhnlich wieder für Gelehrte und für gens du metier, und das Buch wird nur innerhalb ihres Umkreises bekannt, denn ihr Gesichtspunkt sezt einen gleichen bey ihren Leser, und ihr Urtheil eine Gemeinschaftlichkeit von Kenntnissen voraus. Um ein Buch Layen oder Ungelehrten bekannt zu machen, sollte es aus ihrem Gesichtspunkt und mit Berücksichtigung der für sie anziehenden Eigenschaften dargestellt werden. — Die gründlichen Vorzüge jenes Urtheils anerkennend, zeige ich die Memoiren des Prinzen von Montbarrey in lezter Absicht an.

Der Fürst rühmt sich einer Geschlechtstafel, die fast nur von der Genealogie der Montmorency, deren Ahnen schon die Jungfrau Maria Frau Muhme nennen durften, übertroffen wird. Seine Familie, die ursprünglich St. Mauris heißt, ist aus der Stadt gleiches Namens in Wallis, führt auch mit ihr ein gleiches Wappen — ein Kleeblatt. Späterhin faßte sie Wurzel in der franche Comté. Seine Vorfahren bekleideten seit Jahrhunderten große Aemter unter den spanischen Königen; einer von ihnen unterhandelte für Carl V. um die Freyheit Franz I., während dessen Gefangenschaft in Madrid. Derselbe war unter Philipp II. erster Minister der Statthalterin der Niederlande, sein Enkel zeichnete sich unter Ferdinand II. bey der Schlacht von Prag aus; er stellte diesem Fürsten, der eben in großer Bedrängniß war, auf seine Kosten ein Regiment, wofür er keinen andern Lohn annahm, als die Vergünstigung, seinem Wappen die beyden stehenden Löwen des böhmischen Wappens zufügen zu dürfen, und das Versprechen, zum Reichsfürsten erhoben zu werden, welches erst ein Jahrhundert später an dem Verf dieser Memoiren erfüllt ward. Schon im sechszehnten Jahrhundert trat das Haus St. Mauris in die Brüderschaft des heiligen Georg und mehrerer anderer Kapitel, die von väterlicher und mütterlicher Seite sechszehn Ahnen erfordern. Unter jenem Sieger bey Prag nahm sie von einem ihrer Güter in franche Comté den Namen Montbarrey an. Man kann denken, daß eine so ausgezeichnete Familie ihren Glanz durch Heirathsbande immer noch zu vermehren trachtete, allein diese wenigen Angaben müssen, Raumes wegen, hier den anerkennenden Leser befriedigen. Und anerkennend soll er seyn! Für den Wackern ist es ein schönes Bewußtseyn, daß seine Altvordern rühmlich gelebt haben, so wie für den Gesunkenen es eine Schmach ist. Aber dieses Bewußtseyn geben Thaten, nicht Brüderschaften und Stifte, und der Landmann, der auf der blühenden Flur, die er anbaute, das Feld zeigen kann, das sein Ahn urbar machte, den Wald, den er pflanzte, mag freudig um sich herschauen — verwilderte sein Acker, verschleuderte er seinen Waldplatz, so folgt ihm Schmach — nur darin ist sein Stand von dem eines St. Mauris Montbarrey verschieden, daß dessen Stolz das Verdienst überlebt.

Bedenken wir aber, daß diese Ahnen alle von dem ersten St. Mauris bis zu unserem Verf. in der Ueberzeugung aufwuchsen, daß ihre Vorrechte die Grundveste des Staats, der König nur ein nothwendiger Schlußstein am Gebäude ihrer Größe, das Volk aber nur ein leidendes Werkzeug ihres Willens sey, so finden auch wir, daß unter diesen Ahnen Männer waren, auf die unser Fürst mit Recht stolz seyn konnte. Diese Denkart hat bey ihm aber auch eine so absolute Herrschaft, daß er das sich auszeichnende Verdienst unter dem niedern Adel nur mit verdrießlicher Toleranz, bey den bürgerlichen aber als eine ärgerliche Anmaßung ansieht. Die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er einer jeden Klasse unausgesezt ihren Standestitel gibt, kann nur durch einen Grad Geistesspannung bewirkt werden, die ihm zur zweyten Natur ward; wenn er sich die Nation in Masse denkt, nennt er sie le peuple, in bestimmterer Bezie-

Digitized by Google

hung sagt er ces gens, einzeln wird ein bürgerlicher, wenn er ein Amt bekleidet mit großer Pünktlichkeit, le Sieur genannt, ist er nur so ein bloßer Mensch, so heißt er wohl auch nur Créature. Noch eine Menschenklasse wird von ihm anerkannt, weil sie dem eigentlichen Adel zu seiner sichtbaren Erscheinung gleichsam nothwendig ist. Dieses ist der Soldatenstand; durch ihn erhält auch die Nation eine Art Daseyn, weil er aus ihr ausgeschieden ist, da nun die Ehre dieses Standes in vielen Fällen mit der des hohen Adels (als den Kriegsobersten) fast verschmolzen ist, bildet sich in diesem Adel eine Art Nationalstolz, und, da der Boden mit dem Menschen, der ihn bewohnt, nahe zusammenhält, eine Art Vaterlandsliebe.

Diese Standes-Begriffe mußten wohl mit unserem Prinzen geboren werden und aufwachsen, seine sittliche Denkart bildeten die Ansichten seines Jahrhunderts. Zu seiner großen Ahnenzeit war das Bereichern wohl auch das erste Augenmerk eines St. Mauris, der Weg dazu aber einfach und bestimmt; er hieß Plündern und Brandschatzen auf eigene Faust. In unserer Zeit braucht es für seine Nachkommen schon größere Umwege. Könige müssen Krieg erklärt haben, und im Frieden gehört Intriguiren, Höfeln und Abwarten dazu. Der einfache Grundsatz, zu nehmen, damit man habe, ist für unsere Zeit nicht hinreichend, man muß auch nehmen, damit ein anderer nicht habe; man muß auch haben, um noch mehr nehmen zu können. Von diesem Streben nach Gut und Ehre ist unser Fürst ein wahres Muster, und mit eben der Zuversicht, mit der er von seinen Ahnen spricht, webt er den Bericht über sein Einkommen, seine Erbschaften, Titel, Würden, Erwerbungen jeder Art, als einen fortlaufenden Faden durch das Gewand seiner Größe. Sein Pflichtbegriff ist durch seine Standesehre repräsentirt; diese bedingt aber gewisse Regeln des Handelns, welche der Moralität ähnlich sind. Bestimmt verboten ist alles, was einen Cavalier unfähig machte einen Zweykampf zu bestehen, und jede Oeffentlichkeit, die ihm den Hof oder die Salons verschließen könnte. So ein unentbehrliches Lebensprincip aber auch die Hofgunst ist, so wird ein musterhafter Aristokrat wie unser Prinz, sobald der Fürst die Vorrechte seines Standes angreift, als Mitglied desselben zur Vertheidigung schreiten, und wenn einer seines Gleichen sich jener Vortheile unwürdig macht, beurtheilt er ihn, so anständig und gemessen sich sein Ausdruck auch erhält, sehr scharf.

Seine Begriffe von Gatten- und Vaterpflichten sind auf ganz gleicher Höhe mit seinen Ansichten der Verhältnisse im Staat. Die Gemahlin eines Grand von Spanien, eines Reichsfürsten, muß äußerlich in höchsten Ehren gehalten werden, und der Prinz versichert oft wiederholt, daß er stets bemüht gewesen ist, der Frau von Montbarrey seine Liebschaften zu verbergen; auch behandelt er sie, so oft er ihrer erwähnt, wie es sich der Theilnehmerin seines Glanzes und dessen Repräsentantin geziemt. Ueber die Liebe, die er, wie es sich denken läßt, nur bey Gelegenheit seiner Liebschaften berührt, hat er sich den Grundsatz gemacht, daß ihr ein Staatsmann, ein Mann von höherem Beruf, nur in so fern es die Befriedigung seiner Sinne erheischt, Raum geben soll; andern Falls würde sie ihm Zeit und Freyheit rauben, seinem Streben nach Rang und Vermögen Hindernisse in den Weg legen können. Diesem Grundsatz versichert er allezeit treu gewesen zu seyn. Nachdem die Person, mit der er viele Jahre dem gemäß gelebt, es für gut fand, den Maler Casanova, Bruder des, durch seine schamlose Memoiren so übel berüchtigt gewordenen Abenteurers, zu heirathen hatte, blieb er, da ihn der Drang seiner Ministerialgeschäfte von dergleichen Nebendingen entfernt hielt, ohne eine solche Verbindung und begnügte sich, wie er es mit einem eigenthümlichen Ausdruck nennt, mit herrenlosen Schönen; etwas freyer geworden, beschloß er eine neue Verbindung einzugehen, er eröffnete es seinem Kollegen, dem ersten Minister Maurepas, der ihm sehr Beyfall gab, ließ sogar ein Wort davon beym König fallen, der nichts dagegen einwendete, und beschied dann den Polizey-Direktor Lenoir zu sich, dem er den Auftrag gab, ihm durch seine geheimen Spionen eine vollkommen sichere, mit allen erforderlichen Eigenschaften versehene Person auszusuchen, und sie, wenn er sie zu seinem Gebrauch geeignet fände, auch unter steter Aufsicht zu behalten — und der Auftrag wird zu des Prinzen Zufriedenheit erfüllt. Ich füge zu diesem Abschnitt gar keine Bemerkung hinzu; der Fürst spricht von seiner Handlungsweise als einer rühmlichen, und hält es daneben mit vielen, die ihm wahrscheinlich gleich dachten, für eine Gottlosigkeit, als das neue französische Gesetzbuch die Ehescheidungen erlaubte. Der Fürst hatte nur zwey Kinder. Er hatte in seinem Knabenalter nichts gelernt, und erzählt sehr ruhig, daß sein Sohn, den er von einem sieur David, der, wie er bemerkt, weiter auch kein Talent zum Erziehen hatte, unter den Augen seiner Gemahlin erziehen ließ, ebenfalls nichts lernte, dagegen im Fechten, Reiten und Tanzen excellirte. Gegen ihn erfüllte er, nach seinen Begriffen, jede väterliche Pflicht, indem er seine Zukunft so glänzend zu machen suchte, wie möglich. Schon als Knaben ließ er ihn zum Obersten des Regiments, unter dem er ehedem seine eigene Kriegsbahn betreten hatte, ernennen; er hatte die sicherste Hoffnung, ihn eine große Heirath thun zu lassen, dieses verschob sich aber, weil er, um ihm noch größere Ansprüche zu verschaffen, die Erlangung der Grandenwürde, um die er sich, wie ich früher sagte, bemühte, abwarten wollte, und die ihm der König von Spanien, nach langem Hinhalten, endlich er-

Digitized by Google

theilte. Die Memoiren gehen noch nicht bis zur Epoche jener Heirath, die aber statt gefunden haben muß, da er eine Wittwe hinterließ — denn er endete — wie einige Worte der Einleitung sagen — sehr traurig. Zu seines Vaters großem Mißfallen sprach er sich als Deputirter der franche Comté in der Provinzial-Versammlung für die Aufhebung der Privilegien aus. Später emigrirte er, wie so viele, die dieses gethan hatten, begab sich nach Coblenz, ward dort dieser Zustimmung wegen mißhandelt, ging nach Paris zurück, wo er sich verbergen zu können hoffte, aber während der Schreckenszeit in die Anklage einer Verschwörung verwickelt und guillotinirt ward. Für seine Tochter glaubte der Fürst ebenfalls sehr väterlich zu sorgen, als er sie in ihrem achtzehnten Jahre mit dem zehnjährigen Erbprinzen von Nassau Saarbrück, dem Lezten seiner Linie, verheirathete. Mancher unserer Landsleute, die in dem ersten der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Göttingen studirten, wird sich dieses gutmüthigen fürstlichen Knaben erinnern, der in seinem fünfzehnten Jahre noch schwach, blaß und klein, als Gemahl der Prinzessin von Montbarrey, unter der Leitung eines sehr wackern Hofmeisters, dort studirte. Ich weiß nicht, wodurch der Ehe heiliger Charakter mehr herabgewürdigt wird: wenn Montbarrey, der Hausvater, sich von dem Polizeydirektor ein Kebsweib auslesen und garantiren läßt, oder wenn er einer Jungfrau einen kindischen Knaben zum Gatten gibt, der seine Rechte erst ansprechen kann, wenn ihre erste Jugendblüthe dahin ist, und durch das unnatürliche Verhältniß der Jahre nie die moralische Würde seines Geschlechtes gegen sie behaupten kann. Die Prinzessin von Montbarrey lebte beym Ausbruch des Revolutionskrieges am Rhein mit ihrem Gemahl, der im ersten oder zweyten Jahr desselben durch einen Sturz aus dem Wagen das Leben verlor, und keine Kinder hinterließ.

Seltsamer Weise ist die Freundschaft die einzige natürliche Empfindung, welche der Prinz mehrmals und mit Eifer, wenn auch nicht mit Wärme erwähnt. Wir andern Menschen würden schwerlich den Begriff, den er damit verbindet, richtig auffassen; die Sache selbst ist mit seltenen Ausnahmen unter unsern Männern zu bloßer Klubbsgenossenschaft geschwunden; doch glaube ich, was der Prinz Freundschaft nennt und aus Kriegskameradschaft, Standesverhältnissen ohne Durchkreuzung der Bestrebungen des Ehrgeizes, und Aehnlichkeit des Geschmacks und der Gewohnheiten zusammengesezt gewesen seyn mag, ist von ihm mit ehrenhafter Zuverlässigkeit gepflegt worden.

In allen diesen Zügen ist nicht die geringste Uebertreibung, so wie in des Verf. Aeußerungen nie die Absicht, etwas zu scheinen, hervortritt. Billig betrachtet, ist dieser Mann kein ausgearteter Mensch, sondern er gehört zu einer eigenen Raçe, und seine Denkart ist ihm so wenig vorzuwerfen, wie dem Neger seine Farbe. Der fatale Unterschied, der dabey statt findet, ist es, der ihm und so vielen nachtheilig ward; der Neger nämlich bedarf keines andern Menschen Kräfte anzustrengen oder zu lähmen, um seine schwarze Farbe zu bewahren, der Prinz konnte aber seine Denkart nur dadurch erreichen, besitzen, behaupten, daß Anderer Kräfte für ihn angestrengt oder gelähmt wurden — welches wir mit dem gefährlichen Wort; bevorrechtet seyn, benannt haben. Dieses soll aber unserem Prinzen nicht zum Vorwurf gereichen; wir beurtheilen ihn aus sich selbst, und da erscheint er uns denn als das Ideal eines Aristokraten der vorrevolutionären Zeit. Die beyden Bände seiner Memoiren, die ich hier vor mir habe, enthalten keinen Zug, keinen Ausdruck, der dieses Ideal entstellte, und an und für sich betrachtet, kann ich ihm so wenig, wie jedem andern vollkommenen Ganzen eine gewisse Größe absprechen.

Unser Fürst ward bis zu seinem zwölften Jahr in Paris in dem Jesuiten-Kollegium erzogen. Er sagt uns, die Politik dieser Väter habe sie vermocht, Knaben von großer Familie, die sie auf alle Weise an sich zogen, so lange als möglich unter ihrer Zucht zu behalten und sie wenig zu lehren; diejenigen, welche von ihren Eltern zum geistlichen Stande bestimmt waren, machten eine Ausnahme; in ihnen suchten sie die Fähigkeiten zu entwickeln, die sie einst als große Würdenträger der Kirche zu Stützen und Beschützern des Ordens machen konnten. Ihren eigentlichen Fleiß wandten sie an ihre Schüler aus dem mittlern Stand, denn diese gingen nachher in alle Klassen der Gesellschaft aus, um die Ansichten des Ordens zu verbreiten und ihm Anhänger zu werden. Im zwölften Jahr, während des österreichischen Erbfolgekriegs (1744) ward der Prinz von seinem Vater, General in der französischen Armee, der ihn gern so früh wie möglich auf die Kriegsbahn bringen wollte, zu der Belagerung von Freyburg im Breisgau berufen. Der Knabe befand sich als Lieutenant dem Feuer der Feinde ausgesezt; zwey Jahre darauf focht er an der Seite seines Vaters bey der Schlacht von Raucon und theilte die Gefahren dieses rühmlichen Tages. Die Wintermonate dieses Kriegs, die nach damaliger Art ihn zu führen die Truppen im Quartier, die vornehmen Officiere in den Hauptstädten zubrachten, verlebte Montbarrey während der ersten Jahre in einem reichen Kloster der franche Comté, von dem seine Tante Aebtissin war, später in Namur, wo er als siebzehnjähriger Knabe eine Liebschaft hatte, und erklärter Bräutigam ward, — eine Verbindung, welche die Umstände wieder auflößten. Nach geschlossenem Frieden brachte ihn sein Vater nach Paris, um die Studien nachzuholen, welche seine frühe Kriegsbahn unterbrochen hatte. Daß er sich in diesen Studien, außer Reiten und Fechten,

Digitized by Google

nicht sehr anstrengte, gesteht er selbst; es ist offenbar, daß sein guter natürlicher Verstand, sein hinreichendes Selbstzutrauen, seine große Thätigkeit und unermüdliche Consequenz in Verfolgung seiner Zwecke, Kenntnisse bey ihm ersezt haben. Im Fortschritt seiner Memoiren erzählt er, wie bey Uebernehmen eines neuen Amtes er sich beeilte, die dazu nöthigen Kenntnisse in den verschiedensten Fächern erst nothdürftig zu erlernen. Es ist kein Wunder, wenn der Mann bey solchen glücklichen Anlagen, bey diesem wirklichen Verdienst und bey den größten Begünstigungen des Glücks, sich für einen vorzüglichen Sterblichen hielt. Von dem, was wir Schulkenntnisse und die Franzosen humanités, nennen: alte Sprachen oder Geschichte der Römer und Griechen, zeigen die Bildungsjahre dieses Mannes keine Spur, und gewiß trug die Entfernung von allen dahin einschlagenden Ideen zur Ganzheit seiner Sinnesart bey.

Sein Vater starb noch während seiner Minderjährigkeit; ein Oheim, Ritter von Montbarrey, dessen Charakter und Eigenthümlichkeiten sehr anziehend geschildert sind, nahm sich seiner Angelegenheiten an, und verheirathete ihn im ein und zwanzigsten Jahre mit einer Tochter der Grafen von Mailly. Er machte darauf den siebenjährigen Krieg als Oberster des Regiments de la couronne, und es ist sehr interessant, einen Mann seiner Sinnesart auf dem Posten, den er bekleidete, mehrere damalige Kriegsvorfälle, unter andern die Schlachten von Creveld und preußisch Minden beschreiben, so wie ihn über Thaten einzelner Officiere und die wenig rühmliche Rolle des Prinzen von Clermont sprechen zu hören. Von diesem lezten spricht er, ohne seine Unfähigkeit zu läugnen, mit entschuldigenden Ausdrücken; von der Schlacht bey Roßbach ist er ganz still, erwähnt aber den Prinzen von Soubise, der sie so kläglich verlieren machte, an mehreren Stellen mit Lobeserhebung und einer Achtung, welche, im Falle sie wahrhaft ist, Niemand zu theilen sich berufen fühlen kann. Nach dem Frieden von Hubertsburg ward der Fürst als Maréchal de camp mit der Einführung der Neuerungen in dem französischen Kriegswesen beauftragt. Dem damaligen ersten Minister, Herzog von Choiseuil, hatte das schmähliche Mißgeschick der französischen Waffen gegen Friedrichs II. Kriegskunst, die Idee angeregt, dessen Einrichtungen auf das französische Heer zu übertragen. Dieser ganze Abschnitt ist höchst interessant. Der Prinz gehörte als reiner Aristokrat zu Choiseuils Gegnern, weil dieses Ministers Macht und Gunst das Werk der Pompadour war, gegen deren Einfluß, besonders, wenn sie ihn nicht zu seinem Besten anwendete, der hohe Adel seiner Natur nach sich sträuben mußte. In eben dieser Eigenschaft eines reinen Aristokraten mußte er alle Neuerungen hassen, und scheint in diesem einzelnen Fall sogar einige gute Gründe dazu gehabt zu haben. Die Art, wie er sich bey seinem Auftrag, bey den in Flandern liegenden Truppen das neue Manövre einzuführen, beträgt, wie er die Plane der Regierung bekrittelt, sie umgeht, modificirt, ist schon ein augenscheinlicher Vorbote der Zeit, die nun nahete. Ich möchte diese Epoche mit der Annäherung des alten Rheins zu seinem Falle vergleichen, wie er Anfangs nur an einzelnen Felsstücken rauscht, dann mit zunehmend schnellem Laufe die zunehmenden Hindernisse umbraust, und endlich, vom steilern Abhang hingerissen, in die Tiefe hinabstürzt.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Aeschylos von Heinrich Voß, zum Theil vollendet von Johann Heinrich Voß. Heidelberg bey Winter 1826.

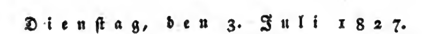
Heinrich Voß, der Sohn des berühmten Johann Heinrich, war Professor in Heidelberg und starb 1822. Alle, die ihn gekannt, selbst viele Feinde seines Vaters, schildern ihn als einen trefflichen Mann voll natürlichen Anlagen und ungemeinen Kenntnissen. Doch scheint es, die väterliche und gelehrte Vormundschaft, unter der ihn Erziehung, Gewohnheit und kindliche Pietät drey und vierzig Jahre lang bis an seinen Tod festhielten, sey der freyen Entwickelung seiner Eigenthümlichkeit hinderlich gewesen. Sein Vater dehnte die kindlichen Pflichten auf Leistungen eines geistigen Vermögens aus, dessen Nutznießung wohl schwerlich jedem Vater zusteht. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn seine Werke den Stempel des Vaters auf der Stirne tragen.

Voß, der Sohn, übersezte den Aeschylos. Wie die Vorrede sagt, hing er mit ganzer Seele an dem Shakespeare der Alten, und dieß macht seinem Geschmack die größte Ehre. Viele Jahre war sein Studium dem großen Tragiker zugewandt, und die Uebersetzung selbst beweist, wie ungemein fleißig er gearbeitet, und von Anfang bis zu Ende mit der gleichen Liebe, Kraft und Sammlung. Ich wüßte nicht, worin diese Uebersetzung irgend einer des Vaters nachstünde, und wer ein Freund Vossischer Uebersetzungen ist, wessen Geschmack mit jener Manier übereinstimmt, wird auch das Werk des Sohnes lieben und in seiner Art wie alle Werke des Vaters bewundern müssen. Voß, der Sohn, hat die Manier seines Vaters treu beybehalten, und die retouchirende Hand des Vaters mag überall noch nachgeholfen haben. Die Uebersetzung ist treu, sie ist kraftvoll und majestätisch, wie das Original, und die Härten des Aeschylos kommen auch wirklich nicht selten den Vossischen zu gute. Doch ist troz allen diesen glänzenden Vorzügen die Uebersetzung, gleich allen Vossischen, dem deutschen Ohre nicht gefällig.

Digitized by Google

Nr. 53.

Literatur-Blatt.



Dienstag, den 3. Juli 1827.

Geschichte.

Mémoires de M. le Prince de Montbarrey, Ministre Sécrétaire d'Etat au département de la Guerre sous Louis XVI; grand d'Espagne de la première Classe, Prince du St. Empire, grand Préfet de dix villes impériales d'Alsace, Lieutenant Général des Armées du Roi etc. etc. Paris 1826.

(Beschluß.)

Des Fürsten Ansehen bey Hof stieg ungemein, als nach Ludwigs XV. Tod der Graf von Maurepas nach fünfundzwanzigjähriger Ungnade und Verweisung zum zweyten Mal zum Staatsminister ernannt ward. Der Fürst hatte sein Wohlwollen von seinem Vater geerbt, er war unter den Vielen gewesen, die ihn in seinem glänzenden Exil fortwährend aufgesucht hatten *), und genoß nun den Einfluß dieses günstigen Verhältnisses. Der Charakter, den er von diesem Minister und seiner Geschäftsführung entwirft, ist höchst lebendig, und der Leser, „der fern vom Throne steht," wird gern, und sein Loos anerkennend, die vielen Details über den Geschäftsgang und dessen Collisionen mit der Intrigue lesen. Maurepas Wirksamkeit während seines ersten Ministeriums, die Intriguen, welche ihn stürzten, seine Charakterstärke, sein Leichtsinn, sein Scharfsinn und zulezt die Ermattung des Willens, mit dem er im höchsten Alter sein zweytes Ministerium beschließt, unterrichten über den Menschen im Ganzen, und über dieses Menschen Einfluß in die Begebenheiten der Zeit.

Der Tod des Kriegsministers Grafen von Mouchy, veranlaßte die Ernennung des Grafen von St. Germain zu diesem Departement. St. Germain, der in seiner ersten Jugend (1732) als Freywilliger in Ungarn gegen die Türken gedient hatte, trat nach einander in österreichische, französische und dänische Dienste; in diesen lezten blieb er als Feldmarschall in großem Ansehen, bis er nach Struensees grausamer Hinrichtung (1772) aus ehrenwerther Mißbilligung seinen Abschied nahm. Der Bankier, dem er sein sämmtliches, nur in Capitalien bestehendes Vermögen anvertraut hatte, machte bankerott, und St. Germain kaufte von dem, was ihm überblieb, in der Gegend von Lauterbach im Elsaß ein kleines Gut, auf dem er eingeschränkt lebte. Es ist sehr seltsam, daß der Fürst von Montbarrey in der kleinen Notiz, die er von des neuen Kriegsministers Leben gibt, seines Aufenthalts in Dänemark gar nicht erwähnt, sondern ihn von 1759, wo er als französischer maréchal de camp, wegen einer Diensteifersucht gegen den Marschall von Broglio, seinen Abschied nahm, in einer kleinen Landstadt des Elsaßes leben läßt, und sogar oft auf diese lange Zeit seiner Einsamkeit zurückkommt, indem er sie einiger Eigenheiten anklagt, die ihm nicht an diesem Minister, den er jedoch fortwährend als seinen Beförderer anrühmt, gefielen. Dahin gehörte eine gewisse Sucht den militärischen Dienst zu reformiren, die er Zeit gehabt hatte, in seiner philosophischen Abgeschiedenheit auszubrüten. Hätte diese nun von 1759 bis 1774, wo er zum Kriegsminister ernannt wurde, gedauert, so möchte sie einige Wirkung gehabt haben können; allein St. Germain verließ Dänemark nach Struensees Hinrichtung, die 1772 statt fand und konnte also nur zwey Jahre im Elsaß gelebt haben. Mir ist dieses Uebergehen einer so wichtigen, langen Lebensepoche eines Mannes, dem er so viel verdankt, unerklärlich — doch genug, daß Maurepas dessen Ernennung beschloß, um die Zudringlichkeit einer großen Zahl Höflinge zu vermeiden. St. Germain, ein sechszigjähriger kränklicher Mann, fühlte bald die ganze Last seiner Würde, und vermochte den König, den Fürsten, der während des siebenjährigen Krieges unter ihm gedient hatte, mit dem neugeschaffenen Titel eines Directeur de guerre seinem Departement zuzugesellen. Diese Ernennung brachte denselben in des Königs unmittelbare Nähe, in den Ministerialrath,

*) Fr. v. Genlis zählt nicht mit Unrecht die Beflissenheit, mit der man von jener Zeit an den gefallnen Ministern den Hof machte, gleichsam dem legitimen in dessen Verweisung ausgesprochenen Willen zum Troz, mit unter die Anzeichen des sinkenden Ansehens des Thrones.

Digitized by Google

in den Depeschenrath, und stellte ihn so, daß er, als St. Germain 1778 durch Kränklichkeit — (und, wie es scheint, auch durch Kränkungen, an denen wir wünschen, daß unser Verf. keinen Antheil daran gehabt haben möge) — bewogen, seinen Abschied nahm, als sein Nachfolger einrückte. Er selbst hat, billigerweise, seine Seelenfreude an diesen stufenweisen Fortschritten seines Ansehens und Glücks. Rechnet er von Zeit zu Zeit dem Leser vor, wie weit er es an Einnahme, Erbschaften, Titeln und Würden gebracht hat, so empfindet dieser selbst eine Art von Vergnügen, consequent verfolgte Plane gelingen zu sehen. Unter diese gehörten auch seine, auf Dienste, die, wie wir oben sagten, einer seiner Ahnherrn dem Hause Oesterreich leistete, gegründeten Ansprüche an die Reichsfürstenwürde. Er strebte unermüdet mehrere Jahre darnach, wartete den günstigen Augenblick ab, ließ es sich 100,000 Fr. kosten und erreichte auch endlich seinen Zweck — denn, daß er eine in seinem Lande so bald darauf abgeschäzte Waare kaufte, verändert nichts an der Sache. Eben so beharrlich arbeitete er an der Erlangung der spanischen Grandezze, auf die er, durch Successionsrechte der ihm nahe verwandten Familie Poes, Ansprüche hatte. Auch sie erlangte er, wie seine Titel beweisen, und der Leser kann nur schwermüthig lächeln über so eitle Mühe, da der einzige Erbe so vieler Herrlichkeit (denn der Mannesstamm erlosch mit seinem Sohn), von seltsamer Ueberspannung hingerissen, diese mühsam erstrebten Herrlichkeiten zur Vernichtung beytrug, und dann ohne Kinder dahinstarb.

Der Leser wird bey einem anscheinend so geregelten Gang der Beförderung nicht glauben, daß der Fürst den Zeitpunkt, wo die Blüthe seines Glücks sich entfaltete, dennoch einer, seinen Verdiensten und Bemühungen als Soldat und Geschäftsmann, so wie der Gnade seines Königs und der Gunst des ersten Ministers, ganz fremden, Ursache herschreibt. Er findet sie in der Laune der Königin, die er sich durch eine Art Pagen dienstgünstig stimmte. Er hatte im Ministerialrath durch seine Empfehlung die Ernennung des Grafen von Laval Montmorency zum Obersten befördert, ohne zu wissen, daß die Königin dem Kriegsministee einen ihrer Schützlinge für diese Stelle angedeutet hatte. Erboßt über diese Durchkreuzung ihres Willens, beruft ihn die Königin zu sich in ihr Kabinet, und behandelt ihn auf eine Weise, bey der, wie diskret der Fürst es erzählt, die weibliche Grazie doch kaum hat bestehen können. Montbarrey behält seine Fassung, eilt zum König und erzählt ihm fußfällig den Vorgang. Dieser beruhigt ihn, verspricht, die Königin zu versöhnen, legt ihm aber auf, bis auf seinen ausdrücklichen Befehl der Monarchin Gegenwart sorgfältig zu vermeiden. Nach sechs Wochen läßt sie ihn wieder berufen, schmeichelt ihm mit Grazie und Würde, bittet ihm ihr Unrecht ab, läßt ihn aber den Frieden durch eine Intrigue abkaufen, die er, mit Hülfe zweyer Weiber gegen den Grafen von Laval, zu Gunsten eben des Schützlings spielen muß, durch dessen Zurücksetzung er sich ihre Mißhandlung zugezogen hatte. Diese Geschichte läßt durch ihre Details einen klaren, aber recht unseligen Blick in die Einmischung der Königin in die Staatsgeschäfte thun. Unter andern erfahren wir, daß der Directeur de guerre ihr regelmäßig von den Vorgängen des Kabinetsraths Bericht zu erstatten hatte. Der Fürst spricht stets sehr vorsichtig von ihr, aber seine Standesgröße verbietet ihm gewisse Unredlichkeiten der Erzählung, und so sagt er genug, um zu zeigen, wie sie durch ihre Verschwendung die Finanzen zerrütten half, und seltsamer Weise beym Ausbruch des amerikanischen Kriegs die Opposition bildete, welche die Abneigung Montbarreys und des Königs selbst, die Insurgenten zu begünstigen, bestritt. Unser Verf. mußte seiner Denkart nach in den Amerikanern nur Rebellen sehen, die jeder legitime König zu unterdrücken berufen war, und hielt es für höchst unvorsichtig, die französischen Hülfstruppen zu ihnen in die Lehre zu schicken *). Unter den Ministern, die neben ihm in Thätigkeit waren, ist Vergennes derjenige, der seinen entschiedenen Haß auf sich zieht; und da der arme von keiner der Oligarchen-Familien ist, läßt er ihn ungescheut aus, und erklärt ihn wiederholt für einen Minister ohne Ansehen und Würde mit den Talenten eines geschickten Commis. Necker wird noch viel übler behandelt; er ist schon als Genfer ein Gegenstand des Abscheus für ihn, denn Genf nennt er „die Pfütze, in welcher aller Unrath Europas sich sammelt.“ Ich bin geneigt zu glauben, daß außer dem Unwillen, den diese Stadt als ein Sitz des Freyheitssinnes und der Wissenschaft auf sich ziehen mußte, persönliche Ursachen diesen sonst stets den Gränzen des Anstandes beobachtenden Mann hingerissen haben. Er lebte bey seiner Auswanderung eine Zeit lang an einigen Orten der französischen Schweiz; vielleicht empfing er damals Eindrücke, die er durch diesen lächerlichen Ausfall zu rächen vermeint. Er behandelt Neckers Finanz-Operationen als bloße Marktschreyerskünste, und macht damit dem armen Maurepas, der sehr zu altern begann, das Leben oft schwer. Doch von dem ganz verzweifelten und jährlich zunehmenden Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe geäng-

*) Diese Ansicht theilten viele Männer der damaligen Zeit, und hielten sie vollkommen gerechtfertigt durch den Ausbruch der französischen Revolution. Bey dem eilfertigen Bestreben in diesem Zeitpunkt, einen Krieg anzufangen, welcher jene gefährlichen Lehren noch weiter verbreiten mußte, fing die Verwunderung von Neuem an und stieg auf's Höchste, als man bey der Restauration zahlreicher Heeren die Gelegenheit verschaffte, in der Muße friedlicher Einquartierung den Lehrcursus gründlich zu studiren.

stigt, macht der Kriegsminister (bey dem Ausbruch des Kriegs für Amerika) endlich selbst einen Amortisations-Plan, den er dem König übergibt. Er besteht hauptsächlich in einer Reihe höchst vernünftiger Reformen zahlloser Sinecuren, die vom Schloßwart bis zum Provinz-Gouverneur Millionen verschlangen, die er nach dem Absterben der Inhaber zur allmähligen Deckung des Deficit angewendet haben wollte. Er zählt bey diesem Anlaß die Ursachen der ungeheuren Anhäufung der Nationalschuld auf; man übersieht mit Entsetzen, wie Frankreich, seit der Beförderung der Bourbons auf den spanischen Thron, jeden Krieg mit Verlust führte, jeden Frieden mit Geld erkaufte, durch seine Subsidien und Bestechungen allen europäischen Kabinetten die Schätze der Nation austheilte. Man nimmt auch bey diesem Anlaß die Verblendung der alten Monarchisten wahr, die bey ihrem ungemessenen Haß gegen alle Neuerungen nicht wahrnehmen, daß alles, was sie zum Erhalten des Alten zu thun vermeinen, durch die Veränderung der Dinge sie selbst zu Neuerungen verleitet. Unser Verf. hält seinen Plan, weil er die Königliche Macht und die Vorrechte des Adels unberührt läßt, für keine Neuerung, da er doch die durch langen Gebrauch gesetzlich gewordenen Ansprüche auf Versorgung oder Wohlhabenheit von vielen Tausenden zerstört, und so eine ganze Masse von Stützen des morschen Staatsgebäudes niedergeworfen hätte.

Ein sehr anziehender Abschnitt der Memoiren beginnt mit dem amerikanischen Krieg. So sehr der Fürst die Insurgenten verachtet, tadelt er den schüchternen Gang des Ministers Vergennes, der sie, da die Regierung sie doch begünstigen wollte, so lange durch halbe Maßregeln unterstützte, die er für eben so unklug als einer großen Monarchie unwürdig hält. Der Herzog von Broglio, welcher die, an der Westküste aufgestellte, Observations-Armee befehligte, war, obschon von dem Fürsten als Kriegsminister vorgeschlagen, dessen persönlicher Widersacher, und die Schilderung ihres Verhältnisses kann für eine Schule ministerieller Vorsicht und Würde gelten. Bey der wirklichen Kriegserklärung gegen England, ward es zum Besten des Dienstes nöthig, diesem feindseligen Verhältniß ein Ende zu machen; Broglio ward entfernt und Montbarrey mit dem Seeminister Sartines (dem ehemaligen Polizeyminister) im größten Einklang, gab Rochambeau das Commando der Truppen, die nach Amerika geschickt wurden und diese Wahl, wie der Fürst sie motivirt, macht seinem Verstand Ehre. Rochambeau war der garstigen Philosophie und den Neuerungen nicht ganz abgeneigt, aber ein strenger Officier und vornehmer Mann; daher hoffte Montbarrey, er würde die Strudelköpfe, welche seiner Autorität unterworfen wurden, bändigen, ohne sie zu verletzen. Wenn dem Fürsten etwas bey diesem, den Rebellen geschickten Beystand trösten kann, so ist es die Hoffnung, auf diesem Wege Frankreich von einer ganzen Menge Feuerbrände zu befreyen, und er äußert irgendwo den frommen Wunsch, sie in Amerika alle unter den Rasen gebettet zu sehen. Man findet hier sehr interessante Details über den völlig abgeschlossenen Plan einer Landung in England, welche für diesen Zeitabschnitt bestimmt war. Alle Vorbereitungen waren gemacht, der Graf de Vaux hatte den Befehl über die Landungstruppen, unermeßliche Vorräthe jeder Art waren zu ihrer Unterstützung an die Küsten geschickt, und der König beauftragte seinen Kriegsminister selbst, diese Unternehmung zu leiten. Der Fürst begab sich unter dem Vorwand einer Inspektionsreise an die Küste; die Befehle für diesen Plan, die ein zwischen dem König, Maurepas und dem Kriegsminister bewahrtes Geheimniß war, sollte der Graf de Vaux erst nach der Einschiffung erhalten, doch im Augenblick, wo diese statt finden sollte, kam dem Fürsten der Befehl von Versailles, das ganze Unternehmen aufzugeben. Er reiste auf seinen Posten zurück, und der Leser erfährt nie, aus welchen Gründen so kostbare Anstalten vergeblich gewesen waren.

Der unglückliche Herzog von Chartres, später Orléans Egalité, erscheint auch hier in einem höchst schimpflichen Lichte. Der Fürst behält zwar seinen anständigen Ton bey, aber die Erzählung eines Versuchs, durch Bestechung den Kriegsminister zu stürzen, bedeckt ihn mit Schmach. Wir haben hier eine beym Lesen mehrerer Memoiren dieser Zeit, die es nicht an Klatschereyen fehlen lassen, schon gemachte Bemerkung wiederholt: daß sie alle bey Gelegenheit dieses Herzogs von Chartres der Frau von Genlis nie erwähnen, die doch in so naher Beziehung mit ihm gestanden haben soll. Nach allem, was ich hier von dem Inhalt dieser Memoiren gesagt habe, kann wohl über die politische Denkart des Verf. kein Zweifel obwalten; sie muß ein unerschütterliches Beharren in den Begriffen, eines in Oligarchie ausgearteten Adels seyn. Schon zu der Zeit, wo Montbarrey Kriegsminister war, stand diese Denkart mit der damaligen Entwicklung der Ansichten von Staat und Nation in grellem Widerspruch, doch waren diese Ansichten in Frankreich noch nie zur Anwendung gekommen, kein altes Vorrecht war verletzt, gegen keine Unterdrückung hatte man sich aufgelehnt; hatte sich auch ein und das Andre verändert, so war doch das Wort noch nicht ausgesprochen, und die Bewegung der Völker könnte man mit den Leidenschaften des Einzelnen vergleichen: so lange er sie in seinem Busen verschließt, bleibt er ihrer Herr und fügt sich auch nach den ihnen aufgelegten Hindernissen, aber einmal ausgesprochen, reißen sie ihn zu Handlungen hin, und dieses Handeln steigert wieder rückwirkend ihre Macht. Seit Montbarrey das Ministerium

niederlegte, hat die Nation dieses Wort ausgesprochen, es ging in Handlungen über, es hallte aber durch Europa nach, es bat dem Leben der Völker ein halbes Menschenalter hindurch seine Richtung gegeben — und doch glauben die Menschen, die Montbarreys Ansicht theilen, die nur unter denselben Bedingungen, wie er, sich Geltung zu geben wissen, doch glauben sie, das Alte wieder zurückführen zu können? ein Altes, das seit vierzig Jahren zu dem wahrhaft Neusten geworden ist! —

Der Schluß des zweyten Theils dieser interessanten Memoiren führt uns bis zum Anfang des Kriegs mit England für die amerikanische Freyheit. Der Fürst sah sich genöthigt, während seines Fortgangs sein Ministerium niederzulegen; er wanderte 1791 aus, und starb 1796 zu Constanz; die Fortsetzung seiner Memoiren ist sehr zu wünschen, da der Zeitraum, den er uns noch schildern kann, aus seinem Gesichtspunkt betrachtet, und bey seiner vertrauten Bekanntschaft mit den Verhältnissen und den Menschen des damaligen Hofs, von manchen Seiten beleuchtet werden würde. Ich würde diese Nachrichten aus seiner Feder mit mehr Vertrauen lesen, als aus der Feder vieler seiner, und der entgegengesetzten Parthey; er trägt seine Einseitigkeit offen an der Stirn, ich weiß daher genau, wovon er richtig urtheilen kann, und eine gewisse Männlichkeit in den Anstandsbegriffen von seinem erhabenen Stande legt ihm eine Mäßigkeit des Ausdrucks auf, die zum Vorbilde der Schriftsteller aller Partheyen dienen kann. Sehr ominös für den Sieg seiner Sache ist Genf und Lafayette, die einzige Veranlassung, bey der er den Anstand vergißt.

Th. H.

Geschichte.

Leben, Thaten und Ende des Kaisers Napoleon. Den Zeitgenossen und der Nachwelt, besonders aber denen gewidmet, welche unter ihm gedient haben. Mit Benutzung aller bis jezt bekannten geschichtlichen Quellen, herausgegeben von F. A. Rüder. Ilmenau, 1827 bey Voigt.

Dieß eben so schlecht gedruckte als geschriebene Buch gehört zu den Fabrikwaaren, von denen jezt Deutschland so häufig überschwemmt wird. Es will dem so lange verzögerten Werke Walter Scotts zuvorkommen, und rechnet vorzüglich auf Beyfall und Käufer unter den niedern Klassen, denen es sich durch den Titel, das schlechte Papier und besonders auch durch einen Patriotismus empfehlen will, der namentlich in Norddeutschland noch nicht ganz ausgestorben ist. Der Verf. behandelt seinen Helden mit demselben geistlosen Hochmuth, der sich von allen Seiten breit gemacht, sobald Napoleon im Unglück war. Er beurtheilt ihn schulmeisterlich von einem Standpunkt herab, von welchem aus der Held des Jahrhunderts niemals richtig erkannt und gewürdigt werden kann. Da heißt es: „Napoleon war ein großer Feldherr, aber kein großer Gesetzgeber, kein großer Regent. — Man vermißt bey ihm jede Spur von Landesväterlichkeit. — Volksgemüthlich zu regieren hat er niemals versucht rc.“ Die ganze langweilige Lamentation des Autors beginnt mit dem Gemeinplatz: „Unvollkommenheit ist die Grundlage jedes menschlichen Charakters, in welche Lage denselben auch Geburt, Talente, Glück und Zufall stellten.“ Dieß ist des Buches Thema, und es fährt nun fort, bis an's Ende die Unvollkommenheit des Helden durch die des Autors augenscheinlich zu machen. Wie dieser Autor zu charakterisiren versteht, wie er Wichtiges und Unwichtiges, Haupt- und Nebensache zu scheiden weiß, was für ein klares Bild er von dem Charakter und den Handlungen seines Helden zu geben vermag, dieß möge folgende Stelle (S. 5) darthun: „Napoleon war ein schneller Reiter, sang, wenn er lustig war, ohne Takt zu halten, trachtete alle Partheyen, die er vorfand, zu verschmelzen, was ihm schlecht gelang, fürchtete die Jakobiner, die ihm freylich nicht wohlwollten, und die Republikaner, deren Tugend er unheimlich nannte.“ Ein ärgerer historiographischer Galimathias ist mir noch nicht vorgekommen. Der Leser wird an diesen Proben genug haben.

Nachtrag zu der Recension: das gerettete Berlin.

Wir haben Herrn W. Alexis in diesen Blättern den Vorwurf gemacht, eine Recension wie die: Ehrenrettung Berlins in dem Berliner Conversations-Blatt, das theilweise von ihm redigirt wird, aufgenommen zu haben; wir nehmen hier mit Vergnügen diesen Vorwurf zurück, indem nach neueren Nachrichten Hr. W. Alexis mit dem kritischen Theil jenes Blattes nichts zu schaffen hat, wie auch aus seinem Vorwort zum neuen Quartal des Berliner Conversations-Blatts erhellt: „den Lesern, welche unser erstes Vorwort übersehen, wiederholen wir, daß bey einem gemeinschaftlichen Wirken, doch unsere Arbeit in der Art gänzlich getheilt ist, daß die Redaktion des kritischen Theils lediglich Herrn Dr. F. Förster überlassen geblieben.“ Es ist also Herr Dr. F. Förster, dessen Besorgung Berlin seine Ehrenrettung verdankt.

H. W—m.

Digitized by Google

Nr. 54.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 6. Juli 1827.

SCH

Kunst-Literatur.

Ueber Kunst und Alterthum. Von Goethe. Sechsten Bandes erstes Heft. Stuttgart, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827.

Jedes neue Heft dieser von Goethe herausgegebenen Zeitschrift erfüllt mich mit dem innigsten Vergnügen. Es ist so erfreulich und erquickend, unsern größten Dichter in seinem jetzigen Lebensstudium so heiter-mittheilend zu finden, zu sehen, wie liebevoll er alles Gute und Schöne, was unsere Zeit darbringt, zu würdigen weiß. Haben seine Bemerkungen über Leben, Kunst, Literatur schon an sich einen sehr tiefen Gehalt, und helfen unser geistiges Leben mit fördern, so sind sie doch auch schon durch seine Individualität höchst interessant. Wenn wir einmal einen Genius, mag er sich nur durch Thaten, oder in Kunst und Wissenschaft auszeichnen, schätzen, verehren, lieben gelernt haben, so nehmen wir das größte Interesse daran zu wissen, wie er sich über dieses oder jenes ausgesprochen, wie er davon gedacht hat; wir wollen ein vollkommenes Bild seiner geistigen Individualität besitzen. — Wenn nun Goethe in früherer Zeit mit manchen seiner Ansichten zurückgehalten hat, ja selbst mit manchen Produktionen, weil er Mißverständnisse mit Recht befürchtete, so theilt er jezt in der neuen Ausgabe seiner Werke und in diesen Heften manches von seinen ungekannten Schätzen mit, was zu unserer Belehrung dienen kann, und man muß in Wahrheit von ihm bekennen, daß er alles zur rechten Zeit zu thun gewußt hat. —

Das vorliegende Heft zeichnet sich sowohl an Bogenzahl, als auch durch seine innere Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit vor den übrigen aus. Den Hauptinhalt bilden kritische Aufsätze, worunter besonders merkwürdig die Briefe von Goethe und Schiller über epische und dramatische Dichtung sind. Um der Verschiedenheit beyder Dichtarten beyzukommen, stellt Goethe einen Rhapsoden und einen Mimen, beyde als Dichter, jenen mit seinem ruhig horchenden, diesen mit seinem ungeduldig schauenden und hörenden Kreise umgeben, gegeneinander. „Der Epiker trägt die Begebenheit als vollkommen vergangen vor, der Dramatiker stellt sie als vollkommen gegenwärtig dar.“ Schiller sezt hinzu, „daß daraus ein reizender Wettstreit der Dichtung als Genus mit der species derselben entsteht. Die Dichtkunst, nämlich als solche, macht alles Sinnliche gegenwärtig, und so nöthigt sie auch den epischen Dichter, das Geschehene zu vergegenwärtigen, nur daß der Charakter des Vergangenseyns nicht verwischt werden darf. Die Dichtkunst, als solche, macht alles Gegenwärtige vergangen und entfernt alles Nahe (durch Idealität), und so nöthigt sie den Dramatiker, die individuell auf uns eindringende Wirklichkeit von uns entfernt zu halten, und dem Gemüth eine poetische Freyheit gegen den Stoff zu verschaffen. Die Tragödie in ihrem höchsten Begriffe wird also immer zu dem epischen Charakter hinauf-, und das epische Gedicht eben so zu dem Drama herunterstreben, und beyde werden nur dadurch den poetischen Gattungsbegriff ganz erfüllen.“ — Diese Bemerkungen dienen vorzüglich dem Dichter zur Belehrung, damit er ja nicht, wie es so oft geschieht, diese beyden Dichtungsarten miteinander vermische, welches vorzüglich bey dem Drama ein Fehler seyn dürfte. — Sehr scharfsinnig erklärt Goethe in dem Aufsatz: „Nachlese zu Aristoteles Poetik“ die berühmte viel bestrittene Stelle des Aristoteles, worin dieser das Wesen der Tragödie darstellt, ganz anders, als sie bisher erklärt worden. Er meynt, daß Aristoteles in seiner jederzeit auf den Gegenstand hinweisenden Art, indem er ganz eigentlich von der Konstruktion der Tragödie redet, unmöglich an die Wirkung, und, was mehr ist, an die entfernte Wirkung denken konnte, welche eine Tragödie vielleicht auf den Zuschauer machen würde (nämlich an die Reinigung der Leidenschaften durch Furcht und Mitleid), Aristoteles spreche vielmehr ganz klar und richtig aus: „Wenn die Tragödie durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen, so müsse sie mit Ausgleichung, mit Versöhnung solcher Leidenschaften zulezt auf dem Theater ihre Arbeit abschließen.“ Er verstehe aber unter Katharsis diese aussöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja sogar von allen poetischen Werken gefordert

Digitized by Google

wird." — Wir finden diese Erklärung vortrefflich. Aristoteles wäre dadurch von dem Vorwurf gerettet, die Tragödie so subjektiv bestimmt zu haben, daß ihr Werth oder Unwerth von der Empfindung der Furcht und des Mitleids, die sie zu erregen habe, abhinge. Wir verweisen übrigens in Bezug auf diesen Gegenstand auf das so eben erschienene treffliche Werk von Prof. Hinrichs: „das Wesen der antiken Tragödie in ästhetischen Vorlesungen durchgeführt an den beyden Oedipus des Sophokles im Allgemeinen und an der Antigone insbesondere. Halle, bey Ruff 1827, welches eine ächtphilosophische Darstellung des Geistes der griechischen Tragödie enthält, wobey von allen subjectiven Bestimmungen gänzlich abstrahirt ist. — Noch finden wir in Bezug auf das griechische Alterthum: „Homer noch einmal," worin die Bemerkung, „daß, wenn in frühern Zeiten gewisse Denk- und Sinnesweisen sich länger erhalten haben, jezt öfters zwey Gegensätze zu gleicher Zeit hervortreten und sich einander das Gleichgewicht halten", welches Goethe für eine sehr wünschenswerthe Erscheinung achtet. So hätten wir uns z. B. in Beurtheilung alter Schriftsteller im Sondern und Trennen kaum auf den höchsten Grad der Meisterschaft erhoben, als unmittelbar eine neue Generation auftrete, welche sich das Vereinen, das Vermitteln zur theuern Pflicht machend, auch den Homer wieder als eine herrliche Einheit vorstelle." — Darauf folgt eine Uebersetzung einer Stelle aus des Euripides Bacchantinnen und ein Nachtrag zu dem frühern Versuch, desselben Dichters Phaeton zu restauriren. — Aus den Bemerkungen über das Lehrgedicht heben wir die heraus, „daß die sicherste Art, eine Vermittlung zwischen den zwey entgegengesezten Elementen, woraus diese Dichtungsart besteht, nämlich Willen und Einbildungskraft zu bewirken, der gute Humor sey." — Die Grenzlinie zwischen Neigung, Liebe, Leidenschaft, Gewohnheit wird zart gezogen, und die Gewalt der Gewohnheit hervorgehoben. — In einer Bemerkung zu einem aus dem Französischen übersezten Aufsatze des Globe über Mythologie, Hexerey, Feerey erfahren wir, daß die Stapferische Uebersetzung von Goethe's Faust neu abgedruckt und von lithographirten Blättern begleitet nächstens erscheinen wird. Leztere liefert Herr Delaiooir, dem man ein entschiedenes Talent zuspricht, seine wilde Art jedoch, womit er davon Gebrauch macht, nicht billigt. — Der Schluß der französischen Recension über die Stapferische Uebersetzung von Goethe's dramatischen Werken wird mitgetheilt; auch zwey Recensionen über Duval's Tasso mit Beziehung auf den Goethischen aus dem Journal du commerce und dem Globe; wozu Goethe die bedeutende Bemerkung macht, er sey überzeugt, es bilde sich jezt eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist. „Alle Nationen schauen sich nach uns um, sie loben, sie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entstellen, verstehen oder mißverstehen uns, eröffnen oder verschließen ihre Herzen; dieß alles müssen wir gleichmüthig aufnehmen, denn wir erfahren ja das Gleiche von unsern eigenen Landsleuten. Wir haben im literarischen Sinne sehr viel vor andern Nationen voraus, sie werden uns immer mehr schätzen lernen, und wäre es auch nur, daß sie von uns borgten ohne Dank und uns benuzten ohne Anerkennung." — In Bezug auf Lorenz Sterne wird gesagt, daß er die große Epoche reinerer Menschenkenntniß, edler Duldung und zarter Liebe in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst angeregt und verbreitet habe *). — Varnhagen von Enses Biographieen werden gerühmt, und dieser geistreiche Schriftsteller zu denjenigen gezählt, „die zunächst unsere Nation literarisch in sich selbst zu einigen das Talent und den Willen haben." — Solgers hinterlassene Schriften werden mit gebührendem Lobe erwähnt, und dabey auf den hohen Werth hingewiesen, den der Briefwechsel zweyer oder mehrerer durch Thätigkeit in einem gemeinsamen Kreis sich fortbildender Personen hat. —

Der Serbischen Gedichte wird wieder gedacht, von denen wir schon eine streng an das Original sich haltende Uebersetzung von Grimm, eine freyere von Fräulein von Jakob (Talvj) und nun eine gereimte von Gerhard haben, welcher uns leichtfertige eigentliche Lieder für den Kreis des Gesanges bringt. Goethe findet diese dem französischen Vaudeville ähnlich, das Beranger in neuerer Zeit so meisterhaft behandelt. „Auffallend ist es, daß ein halbrohes Volk mit dem durchgeübtesten gerade auf der Stufe der leichtfertigsten Lyrik zusammentrifft, wodurch wir uns abermals überzeugen, daß es eine allgemeine Weltpoesie gebe und sich nach Umständen hervorthue." — Von dieser Art werden einige Lieder mitgetheilt. — Auch erfahren wir, daß Simeon Milutinowitsch in Leipzig ein von ihm verfertigtes Gedicht, Serbianca genannt, in vier Duodezbänden hat drucken lassen, welches in aneinandergereihten Heldenliedern eine epische Schilderung der Aufstandskriege Serbiens enthält, deren wichtigste Momente er als Augenzeuge am besten darzustellen vermochte. — Die böhmische Poesie hat ebenfalls die Aufmerksamkeit Goethe's erregt, und er spricht mit Beyfall von der neuen Monatschrift des vaterländischen Museums in Böhmen, das es sich zur Ehre schäzt, Goethe zum Ehrenmitglied

---

*) Der Abdruck der ältern Bearbeitung des Hamlet wird von Goethe als ein großes Geschenk gepriesen, und die Hauptunterschiede der beyden Bearbeitungen sehr feinsinnig hervorgehoben.

Digitized by Google

zu haben. — Besondere Aufmerksamkeit dürfte es verdienen, daß G. drey Werke, die zu den Büchern gehören, die zwar lesenswürdig, aber nicht lesbar sind, zur Bearbeitung vorschlägt, nämlich die von Büsching herausgegebenen Begebenheiten des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesezt. Breslau 1820. Dann Mémoires historiques de Mr. le Chevalier Fontvielle de Toulouse, à Paris, 1824. und L. Galls Auswanderung nach den vereinigten Staaten. Trier 1822. — Damit es dieser Zeitschrift nicht an den jezt so beliebten Räthseln und Charaden fehle, so überläßt es Goethe dem Leser zu errathen, welche Werke neuerer deutscher Poesie er in der beygefügten lakonisch aufgezeichneten Würdigungs-Tabelle charakterisirt hat. Wir gestehen, daß das Räthsel schwer aufzulösen ist. — Vor allen andern dürfte die Nachricht erfreuen, daß Goethe uns nach und nach Fragmente, zum zweyten Theil des Faust gehörig, mittheilen wird. Den Anfang hat er mit dem herrlichen in sich abgeschlossenen kleineren Drama Helena im vierten Band seiner Werke gemacht. Auch auf den Orient wirft der Meister seine Blicke, und wir erhalten: Zwey Gedichte aus dem Persischen; und Gedichte schöner Frauen aus dem Chinesischen. In Bezug auf bildende Kunst findet sich eine Würdigung von der Lithographie in verschiedenen Ländern; sehr empfohlen werden gezeichnete und gemalte Kopien nach antiken Malereyen aus Herkulanum und Pompeji von H. Ternite, von denen bereits neun lithographirt sind. Wir müssen noch erwähnen, daß zwischen allen diesen Aufsätzen so mannigfaltiger Art kleine Gedichte eingeflochten sind, öfters nur Devisen; aber selbst in diesen Kleinigkeiten spricht sich der alles umfassende Genius Goethe's aus.

Alfrid.

Philosophische Literatur.

Blicke in die geistige Entwicklungsweise des Menschen. Von J. Propst. Bern. Bey. C. A. Jenni. 1825.

Daß Lessing in seinen philosophischen Schriften mehr philosophischen Geist entwickle, als Andere, die mit viel Aufwand und Mühe uns Systeme zu geben versuchen, ist unstreitig. Seine Art, sich über die wichtigsten Gegenstände des Forschens und Nachdenkens auszudrücken, ist Einfachheit und Natur; und wenn Andere mit einem schwülstigen Eraste uns Geheimnisse zu verbergen Miene machen, so gibt er uns die folgenreichsten Resultate mit einer höchst einnehmenden Offenheit. Man erinnere sich nur an seine Erziehung des Menschengeschlechts, und an seine Freymaurer. Daher man sich auch immer wieder zu ihm hingezogen, sich bey ihm erfrischt und erfreut fühlt, wenn man sich von Andern im Gegentheil oft weggesehnt, und froh ist, aus einem unverständlichen Gewirr zur Deutlichkeit, aus Dämmerung an das liebliche Licht zu kommen. Weil man dem Ref. wohl beystimmen wird, so ist es um so weniger erklärbar, warum man Lessings Art und Weise, sich über ernste, unsere Theilnahme nothwendig für sich habende Gegenstände mitzutheilen, noch so selten als Muster nachahmt. — Desto erfreulicher waren dem Ref. oben angezeigte Blicke in die geistige Entwicklungsweise des Menschen, die uns recht oft tief und klar in das geistige Wesen des Menschen hineinschauen lassen, oder Bemerkungen mittheilen, die uns auf eine gefällige Weise zum Nachdenken auffordern, und jedes Mal zu einem wichtigen Resultate führen. So bemerkt der Verf. (S. 26):

„Noch ist Philosophie nicht gegeben, so gern uns Viele überzeugen möchten: sie hätten uns diese wirklich gegeben. Denn, sagt man, sie muß alles Andere begründen, das Alles Andere Begründende muß aber das Höchste, von einer schöpferischen und Alles durchdringenden Kraft, von einer Alles durchschauenden Einsicht seyn. Ob nun diese Eigenheiten der Philosophie zu Theil werden, ist um so eher zu bezweifeln, weil sie nur von unserem Geiste ausgeht, er aber weit zu beschränkt ist, als daß er das Eine in Allem, und Alles in Einem, wie es an sich ist, mit einer untrüglichen Klarheit durchschauen könnte. Denn unser Geist vermag nur in Verhältnissen zu denken, die von der sinnlichen Welt als widrige Schranken aufgefaßt sind, und aus denen wir uns hier nie zu befreyen vermögen. Selbst die reinsten, aus diesen Verhältnissen gebildeten Begriffe dürfen nicht als sicherer Maßstab für Uebersinnliches dienen, weil sie der zeitlichen Bestimmungen, Bilder, Schilderungen nie ganz los werden können. Und schwingen wir uns auch mittelst der Ideen aufwärts, so verkünden uns diese doch nie, was Wesen, gemäß ihrer ewigen Natur seyen. Wohl erkennt und schaut nur das Ewige sich selber; und nur eine göttliche Philosophie dringt auf den lezten Grund aller Dinge, und erkennt diese, wie sie an sich sind."

Wie heilsam, ja wie nothwendig ist immer noch folgende Warnung, indem man zu leichtfertig auf den Namen oder auf das Wort des Meisters schwört, und sehr oft mehr aus Behaglichkeit als im Mangel eigenen gründlichen Forschens sich mit dem begnügt, was Andere dreist behaupten oder ein Zeitalter wähnt.

„Nur einem solchen Denker kann es vergönnt seyn, eine Wissenschaft zu geben, der eine Denkweise, wie sie ihm aus der Schule oder vom Zeitalter zuerst eigen ge-

Digitized by Google

worden, von der innern Natur jener ferne zu halten vermag, und in sie mit einem eben so tiefen als freyen Geiste eindringt, um sie in ihrem wahren Leben zu entdecken. Denn Wissenschaft kann von keinem menschlichen Geiste erschaffen, aber ihre Idee von ihm gefunden werden; in welchem Falle er das wichtige Werkzeug ist, durch welches sie deutlicher in das Bewußtseyn der Menschen, zu ihrer Kenntniß hervortritt. Daher denn folgt, daß das Vorgeben Vieler: „sie hätten eine Wissenschaft geschaffen; sie wären die Schöpfer derselben," eitle Lüge ist. Wer das Unendliche, das innere Leben einer Wissenschaft schaut, oder sie in ihrer ewigen Idee gefunden hat, überzeugt sich leicht, daß sie nichts von seinen wandelbaren Eigenthümlichkeiten oder Lieblings-Ansichten, die immer nur um Vorurtheile herumstreifen, bedürfe, sondern bloß durch seinen ihr treuen, in ihr sich frey bewegenden Geist an die Menschen zu gelangen vermöge."

Auch aus dem Folgenden geht deutlich hervor, daß der Verf. die Wissenschaft als etwas Ewiges, Unerschaffenes annehme, und ihr den menschlichen Geist mehr als ein dienstbares Werkzeug beylege; was wohl nur halb wahr seyn kann, indem unser Geist nicht als ein bloß passives Wesen darf angesehen werden. In diesem Sinne bemerkt der Verf.:

„So wenig der menschliche Geist eine Wissenschaft, so wenig vermag er ein System zu erschaffen. Denn in diesem liegt das organische Leben jener, und es schlummert in der Tiefe unsers Geistes gleich dem im befruchtenden Schooße der Erde liegenden Saamenkorn. Wie aber die Erde, damit dieses in ihr aufkeime, Wurzeln fasse und gemäß seiner innern Kraft und Natur nach und nach sich zum schönen Ganzen entfalte, nichts zu thun hat, als ihm die gehörige Nahrung mitzutheilen; eben so hat auch der menschliche Geist, in dem der Keim eines Systems liegt, nichts anderes zu thun, als ihm von seiner rein-geistigen Natur die erforderliche Nahrung darzureichen, damit durch diese sorgsame Pflege Beyder (die Wissenschaft durch das System) sich entwickle und wahre Gestalt gewinne, u. s. w."

Freylich bleibt es am rathsamsten, die Natur in ihrem inneren Schaffen und Walten zu belauschen und zu beobachten, dabey hütet man sich zuerst vor Irrthum. Aber unser Geist selber muß nothwendig als das heilige Organ angenommen werden, wodurch uns die wichtigsten Offenbarungen, woher sie kommen mögen, zu Theil werden; und einen richtigeren Prüfstein, als ihn, haben wir Menschen nicht. Aber desto mehr soll es uns daran liegen, ihn nach des Verfs. Warnungen vor Irrthum, und von Vorurtheilen rein zu bewahren. — Das ganze Werklein sprach Ref. sehr an. Es sind darin lauter reife und liebliche Früchte, geworden in einem hell denkenden Geiste, und genährt durch ein schönes und reines Gemüth.

F.

Dichtkunst.

Gedanken und Dichtungen auf meinem Wege zwischen der Schweiz und Schweden, von Hector Zollikoffer. Erster Theil. St. Gallen bey Huber und Comp. 1827.

Ein junger Schweizer kündigt sich hier dem Publikum in einer ziemlich originellen Manier an. Er berichtet uns, er sey ein Sprößling des berühmten Predigers Zollikoffer, und habe auf diese Empfehlung hin eine geniale Bettelreise durch Deutschland und Dänemark nach Schweden unternommen, er sey unterwegs an den verschiedenen Höfen eingekehrt, und habe mit edler Unverschämtheit sich an die Regenten gewandt, ihnen ein Paar seiner Gedichte eingeschickt, sich auf seinen berühmten Ahnherrn berufen und um einen Zehrpfennig gebeten, der ihm dann durch die Großmuth von fünf Monarchen zugeflossen sey, weßhalb er diesen auch ohne weitere Umstände sein vorliegendes unsterbliches Geistesprodukt zueignet. Der junge Mann sagt uns das alles mit einer allerliebsten Naivetät, und weit entfernt, in dieser neuen Gattung von „schweizerischem Reislaufen" etwas Unziemliches zu finden, ist er vollkommen überzeugt, daß jedermann sein zutäppisches Wesen für baare Genialität oder alteidsgenössische Treu- und Biederherzigkeit nehmen werde.

Das Buch enthält zunächst die Reisebeschreibung, deren der Verf. sich noch bey weitem mehr hätte schämen sollen, als der Reise selbst, weil man dergleichen höchstens thun, aber nie damit prahlen darf. In diese Beschreibung eingeschaltet sind eine Menge kleine Dichtungen, theils in Versen, theils in poetischer Prosa, die leztern meist Fabeln und Parabeln. Gedanken und Bilder sind selten neu, und die Anwendung oft schief. So macht der Verfasser ein Gleichniß von der Wahrheit. „Ein Hay prahlte, der Mächtigste des Meeres zu seyn. Aber einen mußt du doch fürchten, sagte der Delphin. Ich fürchten? Meinst du den Schwertfisch? Sein Zahn rizt mich ein wenig, da zermalme ich ihn. Meinst du den Wallfisch? Ein Spott ist mir sein träger Riesenleib. — Ein Zitterroche schwamm an ihnen vorbey. Der Delphin deutete auf ihn. Der Hay stürzte auf ihn, erhielt den elektrischen Schlag und peitschte betäubt mit seinem Schwanze die erschrockenen Wasser. Der Zitterroche ist die Wahrheit." Guter Dichter, daß doch nur dein Gleichniß richtig wäre; aber über den Wassern ist von solchen Wirkungen nichts zu spüren, und wer die Wahrheit sagt, kann höchstens darauf rechnen, Schläge zu — bekommen.

Digitized by Google

Nr. 55.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 10. Juli 1827.

Länder- und Völkerkunde.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, nach ihren politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnissen betrachtet. Mit einer Reise durch den westlichen Theil von Pennsylvanien, Ohio, Kentucky, Indiana, Illinois, Missuri, Tennesee, das Gebiet Arkansas, Mississippi und Louisiana. Von C. Sidons, Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwey Bände. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827.

Vorliegendes Werk ist das gründlichste, das noch über Nordamerika geschrieben worden ist. Es läßt uns tiefer als irgend ein früheres einen Blick thun in die innern gesellschaftlichen Verhältnisse des Volkes, dessen Mitbürger der Verfasser ist. Eigene Ansicht, lange Erfahrung und ein gebildeter Verstand haben ihn bey seinen Schilderungen durchgängig geleitet. Das Werk ist nicht aus dem Englischen übersezt, sondern ursprünglich deutsch geschrieben und auch an Deutsche gerichtet. Der Verfasser will mit seiner treuen, verständigen und lichtvollen Darstellung alle die falschen Vorstellungen, die man noch immer von seinem Vaterlande hat, niederschlagen, und denen, die etwa dahin auszuwandern Lust hätten, in der nacktesten Wahrheit zeigen, was sie finden und was sie nicht finden werden, was sie mitbringen müssen, und was sie daheim lassen sollen. Doch ist diese Rücksicht auf deutsche Auswanderer nur Nebensache, die Hauptsache ist dem Verfasser eine umfassende und doch gedrängte, recht objective Darstellung seines Vaterlandes im gegenwärtigen Zustande. Wir vermissen die Umsicht, den Ueberblick, die verständige Auswahl und Würdigung des Interessantesten, die unpartheyische Ruhe, die eine solche Darstellung auszeichnen sollen, nur in den wenigsten Fällen. Nur zuweilen kommt die Persönlichkeit des Verfassers in's Spiel, und eine gewisse leidenschaftliche oder pretiöse Ausdrucksweise verräth es. Dieß ist der Fall, wenn er von dem gegenwärtigen Präsidenten Adams und dessen Anhang spricht, gegen die er eingenommen ist, und deren politische Gefährlichkeit er mit republikanischem Partheyeneifer übertreibt; ferner, wenn er von den Bewohnern des Staats Kentucky spricht, von denen er irgend einmal eine persönliche Beleidigung erfahren haben mag, und deren er nie ohne die Zeichen des bittersten Ingrimms erwähnen kann; endlich wenn er sich belehrend an die Deutschen wendet, vor denen er sich ein etwas republikanisch-pedantisches Air gibt, und die er gleichsam wie politische Kinder mit einer Art von schonendem Mitleid behandelt. Diese kleinen Eigenheiten können sein übrigens so klares und unpartheyisches Gemälde um so weniger trüben, als sie sich auf den ersten Blick verrathen. Man wird in dem Verfasser gewiß nur mit Vergnügen einen eifrigen Bürger seines Staats erkennen, und über die kleinen Schwächen, die einem solchen Eifer anzuhängen pflegen, indem man sie sogleich herausfindet, leicht hinwegsehen.

Der erste Band enthält die Erörterung aller politischen, religiösen und gesellschaftlichen Verhältnisse in den gesammten Vereinigten Staaten, der zweyte Band aber die Reise. Im ersten übersieht der Verfasser sein Vaterland gleichsam wie einen Garten von oben herab, im zweyten wandelt er durch denselben.

Zuerst ist von dem politischen Zustand der Vereinigten Staaten die Rede. Der Verfasser schildert das außerordentliche Wachsthum dieser Staaten, deren Zahl jezt schon von 13 bis auf 24 gestiegen ist, während die Einwohner sich von 3 bis 11 Millionen vermehrt haben. Er theilt diese Bevölkerung in drey politische Partheyen: Demokrats, Federals, Torys. Demokrats werden geheißen, die jedem Bürger, der das ein-und-zwanzigste Jahr zurückgelegt hat, das Wahlrecht zugestehen, ohne Rücksicht, ob er liegendes Vermögen oder nicht besitze. — Federals, die das Recht zu wählen und gewählt zu werden bloß dem Land- und Eigenthumsbesitzer (Freeholder) zuerkennen. — Torys werden die Anhänger Englands, und die monarchische Parthey überhaupt ge-

Digitized by Google

heißen. Die Demokrats sind vorzüglich in Pennsylvanien, Maryland, Ohio, Indiana, Illinois, und zum Theil in New-York und New-Jersey, die Federals in Virginien und den sämmtlichen Sklavenstaaten (obwohl diese großentheils ihrer Konstitution eine demokratische Form geben), die Torys in den Seestädten und Neuenglandstaaten vorherrschend. Dann spricht sich der Verfasser über die Stellung dieser Partheyen aus. Er bemerkt, daß sich bey der lezten Präsidentenwahl die Federals von den Torys haben bestechen lassen, um das Haupt der leztern, den jüngern Adams, auf den Präsidentenstuhl zu erheben, wodurch das Haupt der Demokrats, Jackson, zurückgesezt worden sey. Er läßt es an den bittersten Aeußerungen gegen Adams und besonders auch gegen Clay, das Haupt der Federals und der Kentuckier, der sich von Adams durch eine Ministerstelle habe erkaufen lassen, so wenig fehlen, daß er ihnen nichts Geringeres vorwirft, als die Absicht des Hochverraths, der Usurpation. Wenn hier auch nur erbitterter Partheygeist spricht, so ist es doch immer merkwürdig, daß er sich gerade so ausspricht, daß diese Amerikaner noch beständig das Schreckbild der Aristokratie und Monarchie sehen. Der Argwohn und die Furcht der Demokraten ist der Republik in der That nicht minder gefährlich, als die Absicht der Torys, und es wäre gar nicht zu verwundern, wenn diese endlich thäten, was jene beständig fürchten, wenn die Usurpation dadurch möglich würde, daß ihre Gegner sie für möglich hielten. Es fehlt Herrn Sidons nicht an politischem Hochmuth gegen die Europäer, aber er hätte vielleicht wohlgethan, wenn er sich in der Schule des alten Europa hätte belehren lassen, daß es allemal unpolitisch ist, den Teufel an die Wand zu malen, und daß er und seine Parthey besser thäten, die Unmöglichkeit, als die Möglichkeit der Usurpation zu beweisen.

Sehr lichtvoll ist die Auseinandersetzung der Verhältnisse Nordamerika's zu Südamerika. „Die nämliche Stellung, die England in Bezug auf die heilige Allianz und deren Kongresse genommen, ist auch die Stellung der Vereinigten Staaten gegen die Antipoden derselben, die militärisch-oligarchischen Republiken des Südens." Der Verfasser zeigt, daß Adams auf eine feste Verbindung mit den südamerikanischen Staaten nur in der Absicht dringe, um dadurch dem im Süden überwiegenden monarchischen Princip auch im Norden über das republikanische Princip das Uebergewicht zu geben, kurz um seine persönlichen ehrgeizigen Plane durchzusetzen. Es liege jedoch im wahren Interesse der Vereinigten Staaten, daß sie gegen Südamerika genau die Stellung behielten, wie England gegen die heilige Allianz. „Die Höhe dieser Stellung hat nun die gegenwärtige Administration (unter Adams) gegen eine unnatürliche Verbindung mit Staaten aufgegeben, die Religion, Lage, Sprache und Sitten zu ihrem ewigen Antagonisten bestimmen. Daß es der spanische Charakter nie redlich mit dem englischen Saamen meynen werde, sieht man schon an der Republik Mexiko. Zu derselben Zeit, als diese Regierung auf die Vollziehung des von Monroe ausgesprochenen Wortes in Paris und Washington drang, verweigerte sie den Vereinigten Staaten die Abschließung eines Handelstraktats nach dem Grundsatze der wechselseitigen Gleichheit (Reciprocity), weil, wie sie sich ganz naiv äußerte, ein solcher Handelstraktat sie verhindern würde, ihren südamerikanischen Schwesterstaaten im Falle eines Kriegs mit diesen beyzuspringen. Dieser Krieg mit den südlichen Staaten kann, — mit Mexiko wird er, und vielleicht bald — ausbrechen. Die gegenwärtige Administration hat dann das Verdienst, diese Staaten vereinigt, und auf ihre Stärke aufmerksam gemacht zu haben. Daß England an dem Gedeihen dieser Republiken so lebhaften Antheil nimmt, ist leicht zu erklären: es sind seine natürlichen Alliirten gegen die Vereinigten Staaten. Daß aber die Vereinigten Staaten diese ohnehin riesenmäßigen militärischen Republiken noch zu einer nähern Verbindung durch die Sanktion, die sie dem Kongresse von Panama gegeben, aufmuntern, wird doppelt unverzeihlich, wenn man einen Blick auf die Lage der nordamerikanischen Union wirft. Nichts ist weniger fest, und für die Zukunft gesichert, als diese. Eine der wichtigsten, und das Eigenthumsprincip der südlichen Staaten in seiner Grundfeste erschütternde Streitfragen trennt diese von den nördlichen. Es ist der Besitz der Sclaven. Es sind nicht bloße Partheyen, es ist die ganze Bevölkerung, die einander entgegensteht, und die jeden Schritt der Regierung in Bezug auf diesen Punkt mit einer verzehrenden Eifersucht bewacht. Glücklicherweise waren die vier Chefs der Administration selbst Bürger von Sclavenstaaten, und behandelten dieses Mißverhältniß mit der Zartheit, die es erforderte, der Zeit es überlassend, das Uebrige zu thun. Deßhalb wurde Hayti, so lebhaft der Norden dieß, seines Handelsinteresses wegen, wünschte, nicht anerkannt. Man besorgte mit Grund, eine solche Anerkennung würde der südlichen Sclavenbevölkerung Aufmunterung zu ähnlichen blutigen Versuchen geben. Deßhalb sind diese Staaten auch so sehr gegen einen Kongreß, der alle Racen und Farben gleichstellen, und gegen eine Allianz, die sie mit so heterogenen Elementen verbinden soll."

Nach Betrachtung dieser äußern politischen Verhältnisse lenkt der Verfasser wieder zu den innern ein, und entwirft uns ein sehr ausführliches Bild von dem Personal und der Beschaffenheit der nordamerikanischen Centralregierung. Ueber die Art der Verhandlungen auf dem Kongreß macht er eine Bemerkung, die für den

Digitized by Google

politischen Verstand seiner Landsleute ziemlich beschämend ist: „Das erste Interesse bey dem Kongreßmitgliede ist gewöhnlich das persönliche. Die Repräsentantenstelle soll ihm zu einer bleibenden Anstellung verhelfen. Dann kommt das seiner Parthey, seines County, seines Staates, und zuletzt das der Union. An einem Centralpunkte der Vereinigung fehlt es. Die Interessen des Staates durchkreuzen sich zu sehr, um eine feste Richtung, wie im englischen Parlament, zuzulassen. Wenn dieses aus Whigs und Tories besteht, so ist der Kongreß der Vereinigten Staaten dagegen eine Versammlung von Unterhändlern, die von ihren Counties und Staaten abgesandt sind, nicht um das Wohl der Union, sondern ihr kleinliches Interesse zu befördern. Der eine soll die Straße durch sein County durchbringen, der andere den Canal. Dem einen hat seine Parthey einen Leuchtthurm, dem andern eine Akademie oder ein Taubstummeninstitut auf den Weg mitgegeben. Derley wichtige Aufträge haben die Repräsentanten der Nation, und wenn sie diese botenmäßig besorgen, so ist Alles gethan. Natürlicherweise benuzt dieses die Administration und ihre Parthey — hilft den Vertretern des Volks, diese wichtigen Interessen nach ihren besten Kräften befördern, und erfährt dafür wieder gegenseitige Erkenntlichkeit." Den Deutschen in Nordamerika macht der Verfasser noch insbesondere den Vorwurf, daß sie bey den Wahlen ohne Theilnahme seyen und bloß nach Vetter- und Gevatterschaften stimmten.

Dann spricht der Verfasser von den Wissenschaften, Universitäten und Schulen. „Die Universitäten sind nur, wenn ich so sagen darf, Kompendien der europäischen. Der Amerikaner studirt nicht seiner Bildung wegen, sondern um aus dem Gelernten so schnell als möglich Vortheil zu ziehen. Er will geschwind lernen, und nur dasjenige, was zu seinem Broderwerbe unumgänglich nothwendig ist. Er begnügt sich mit den Grundzügen der Wissenschaft, und ersezt die Lücken durch Erfahrung, Lectüre und natürlichen Scharfsinn. Geld zu machen ist ihm die Hauptsache, und hierauf bezieht er auch alles. Philosophie überläßt er dem Prediger, Poesie seinen Frauen, und wenn sich einer je in diese Gebiete verirrt, so kann er, wenn er nicht eigenes Vermögen besizt, ganz füglich Hungers sterben."

Ueber das häusliche Leben seiner Landsleute äußert sich Sidons, nicht ohne einen Seitenblick auf die Sentimentalität der Deutschen, daß es sehr nüchtern und trocken sey. Die Frau nennt den Mann nicht anders als Master, der Mann die Frau nicht anders als Mistreß, und die Tochter Miß. „Der Amerikaner behandelt seine Frau, seine Kinder nicht viel vertraulicher, als Bekannte oder Fremde. Diese Formalität hat etwas Eigenes, und scheint mit der republikanischen Freyheit nicht wohl übereinzustimmen. Im Grunde jedoch ist sie nothwendig. Ohne diese Art Zurückhaltung würde die Gleichheit in Rohheit ausarten."

In Betreff der religiösen Verhältnisse Nordamerika's macht der Verfasser eine wichtige Bemerkung. Er findet nämlich, daß die Nachbarschaft und Vermischung so vieler verschiedenen Religionen, wie sie in seiner Heimath alle neben einander geduldet werden, den Eifer und Haß der Partheyen ausnehmend abkühle. Er behauptet, Familien zu kennen, wo der Vater von der anglikanischen, die Mutter von der englisch-reformirten, einer der Söhne Wiedertäufer und die Töchter Methodistinnen sind, und in Frieden und Einigkeit leben. Aus demselben Grunde leitet er auch die immer zunehmende Schwäche der Religionspartheyen ab, die am meisten auf Ausschließlichkeit dringen, so namentlich der katholischen, die den häufigen Abgang immer nur aus Europa ersetzen müsse.

Der Abschnitt, worin der Verfasser von den Advokaten handelt, ist besonders für diejenigen lesenswerth, welche sich in Amerika niederlassen wollen, weil hier eine Menge Betrügereyen aufgedeckt werden, die den Ankömmling aus Europa bey Käufen und Niederlassungen erwarten. Die Schändlichkeiten, die hier unter dem Namen und Schein des Rechts vorfallen, übersteigen alle Begriffe und gereichen den oft so hoch gepriesenen Republikanern zur äußersten Schmach, da man ihnen leicht abhelfen könnte.

Ueber den Handel erhalten wir sehr interessante Betrachtungen. „Dem Amerikaner ist unter allen Beschäftigungen, der Handel die liebste. Dazu ist er geboren. Er ist durchgängig mehr oder weniger Kaufmann. Der Schuhmacher, der sich einige Dollars zusammengespart hat, fängt einen Schuhhandel, der Schneider einen Kleiderhandel an. Der Farmer handelt mit seinen Produkten tausend bis zweytausend Meilen in die Ferne, kauft Vieh und Getreide zusammen, und liefert es an die Seestädte, oder handelt mit Länderreyen. Der Arzt hat bey seiner Praxis seinen Medicinkaufladen. Der Charakter der Nation ist kaufmännisch, und so ist es die Regierung. Ihre Politik, in Bezug auf auswärtige Mächte, beschränkt sich auf Handelstraktate, — in Bezug auf das Inland aber, auf Beförderung des Handels durch Straßen, Kanäle, Schifffahrt. Ihre Einkünfte fließen beynahe ganz aus dem Handel." Der Verfasser macht aber auf einen merkwürdigen Unterschied zwischen dem amerikanischen und europäischen Kaufmann aufmerksam. „Der Amerikaner hat weder den richtigen Takt, noch die Ausdauer des Holländers oder Deutschen, um einen mäßigen Gewinn einem schnellern, aber unsichern, vorzuziehen. Er ist in seinem Handel Abenteurer."

Digitized by Google

Daher die häufigen Fallimente, daher das Mißtrauen gegen amerikanische Häuser.

Neben den Kaufleuten bilden die Landwirthe, Pflanzer oder Farmers den wichtigsten und mächtigsten Stand in Nordamerika. Der Verfasser spricht zuerst von den reichen alten Pflanzern und ihrer aristokratischen Tendenz. „Der vornehme Farmer existirt am Jamesfluß in Virginien, gastfrey, aber auch stolz, als Tabackpflanzer, umgeben von einer Heerde Sclaven, die er nun, da seine Ländereyen durch unausgesetzten Tabackbau erschöpft zu werden anfangen, als ein ächter Aristokrat nach Louisiana zu verhandeln anfängt. Seine Abstammung von vier oder fünf Ahnen, die vor ihm auf dieser Farm herrschten, und eine hinlängliche Anzahl weißer Lehnsleute, denen er kleine Stücke magern Landes verpachtet, und die nie unterlassen, mit dem Hute unterm Arm vor ihrem Lehnsherrn zu erscheinen, haben ihm eine Idee von Wichtigkeit beygebracht, die seinen Begriff von republikanischer Freyheit dahin reducirt, daß er völlig überzeugt ist, er dürfe Alles thun, und seine Umgebungen müssen sich Alles von ihm gefallen lassen, was ihm beliebt. Für ihn hat der Gedanke der Umwandlung seiner Pflanzung in ein Lordship (adeliche Heerschaft) nichts Abschreckendes, und offen erklärt er, daß Virginien und die Vereinigten Staaten, die in seinen Augen ohnedem nur Ergänzung seines eigenen Staates, des unzweifelhaften Hauptes der Union, sind, nie glücklich seyn werden, so lange nicht die englische Konstitution, wenigstens was Lords und Commons betrifft, eingeführt werde, wobey er sich dann großmüthig mit dem Lord zufriedenstellen, die Commons aber seinen armen Teufeln von Nachbarn, den Pennsylvaniern und New-Yorkern, gönnen würde.“ Die armen Farmers im Norden sind dagegen ächte Republikaner, und auf ihr demokratisches Ansehen höchst eifersüchtig. Die Armuth hindert sie nicht, ihre Selbstständigkeit zu behaupten. „Der Arme entbehrt zur Noth sowohl den Kaufmann als den Advokaten, das heißt, trinkt Kräuterthee und Kornkaffee, kleidet sich in selbstgemachte Stoffe, und gleicht seine Prozesse mit seinem Nachbar selbst aus. Auch an den Prediger bindet er sich nicht, und gefällt ihm dieser nicht, so entzieht er ihm seine Subscription, und liest seine Bibel zu Hause, oder geht in eine andere Kirche. Kurz er ist ein Mann, der auf eigenen Füßen steht und dieses fühlt.“

Die ländliche Einrichtung der Farmers ist sehr ausführlich und anziehend geschildert. In Betreff der Gewerbe bemerkt der Verfasser, daß der Amerikaner zu Fabrik-Unternehmungen sehr wenig geneigt ist. Die Fabrikate von andern Staaten zu verkaufen und so seine Arbeiter im Auslande zu haben, scheint seiner republikanischen Größe mehr angemessen, als die Produkte seines Bodens selbst zu veredeln.

Zum Beschluß des ersten Bandes gibt der Verfasser ausführliche Nachricht von den Arten von Erwerbszweigen, mit welchen die Einwanderer aus Europa am besten ihr Glück machen können. Er zeigt, in welchen Fällen der Europäer bestimmt seine Rechnung finden werde, und in welchen nicht, und da er eine durchaus unabhängige, uninteressirte und unpartheyische Stellung behauptet, so dürften seine Anweisungen mehr Dank verdienen, als so manche andere, die von interessirten Menschen so häufig ertheilt worden sind.

Der zweyte Theil, welcher die Reise schildert, ist nicht minder interessant als der erste. Jeder Einsichtsvolle wird aus den wenigen Bemerkungen, die wir wörtlich der Darstellung Sidons enthoben haben, den Scharfblick, die umfassende Beobachtungsgabe und die Klarheit erkennen, die in diesem schätzbaren Werke sich nirgends verkennen läßt. Der Reichthum der darin enthaltenen Thatsachen ist übrigens so groß, daß wir den Leser nur aufmuntern können, das Werk selbst durchzugehen.

Dichtkunst.

Erzählungen, Balladen und Lieder von J. C. Benno. Erstes Bändchen 285 S. 8. 1826; desselben zweytes Bändchen 1827. 304 S. Coeslin bey Hendeß.

Der Verf. dieser poetischen Sammlung ist bereits einem großen Theile der deutschen Lesewelt durch seinen Roman: „das Wächterhorn von Cussalin“ lieb und befreundet geworden, und Ref. darf versichern, daß auch diese neue Gabe seiner Muse gleiches Interesse verdient. Mag es freylich seyn, daß die Charakter-Darstellung des Hrn. B. noch hin und wieder schwankend ist; daß manche treffliche Schilderungen hie und da durch eine gewisse Breite der Erzählung getrübt und verflüchtigt werden, oder daß einige kleinere Lieder, welche ohnedieß Reminiscenzen großer Dichter enthalten, besser ganz fortgeblieben wären; so ist des Anziehenden und Gelungenen hier doch weit mehr vorhanden. Dahin rechnet Ref. besonders im ersten Theile, die eben so zart empfundene, als wahrgedachte Erzählung: „Kindlichkeit, Zweifel und Zuversicht,“ so wie im zweyten Theile „die Maternusfehde,“ welche auch rücksichtlich der Charakteristik wohlgelungen zu nennen ist. Unter den Romanzen erwähnen wir besonders „Ritter Bulgrin der Brudermörder“ und „Slawina,“ letztere auch wegen der vortrefflichen Verstechnik.

Digitized by Google

Nr. 56.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 13. Juli 1827.

Religiöse Streitschriften.

Der in der jüngsten Zeit wieder so laut gewordene religiöse Streit dreht sich wesentlich um drey Punkte. Man streitet erstens um Meynungen, zweytens um Rechte, drittens um Thatsachen, die wieder mehr dem Meynungsstreit oder dem Rechtsstreit angehören.

Der Meynungsstreit ist der wichtigste, denn aus ihm geht jeder andere ursprünglich hervor. Im Allgemeinen stehen sich zwey Meynungen schroff gegenüber, die katholische und die protestantische, die indeß untereinander wieder mannichfach modificirt sind und sich selbst bekämpfen. Bey den Katholiken unterscheiden wir eine strenge ultramontanistische und eine gemäßigte Meynung, bey den Protestanten eine orthodoxe, eine rationalistische und eine pietistische, wovon die erste das Wort und die Schrift, die zweyte das Denken und Forschen, die dritte das Gefühl zur Glaubensquelle macht.

Der Rechtsstreit betrifft theils die Rechte des Papsts in katholischen, theils die Rechte der Fürsten in protestantischen Ländern.

Die Thatsachen und Ereignisse, worüber man streitet, sind entweder Proselytenmacherey und Bekehrungen von einer Kirche zur andern, und gehören demzufolge mehr in das Gebiet des Meynungsstreites, oder es sind kirchliche Verordnungen und Maßnahmen, durch welche irgend ein wirkliches oder eingebildetes Recht verlezt wird, und diese gehören unter die Rechtsstreitigkeiten.

Die Literatur der jüngsten Zeit enthält Streitschriften von allen genannten Arten. Was zuerst den Meynungsstreit betrifft, so klagen sich die Confessionen wechselseitig an, und vertheidigen sich wieder. Außer den Flugschriften dienen vorzüglich die theologischen Journale zu einem Tummelplatz der Partheyen, und am thätigsten sind die Protestanten in der Rechtfertigung ihres Glaubens und in der Befehdung des katholischen. Doch geschieht auch von Seiten der Katholiken immer mehr Rede und Antwort. Unter den Flugschriften, die gegen die katholische Parthey gerichtet sind, bemerken wir zunächst eine mit dem Titel: Wir bleiben Protestanten! Sendschreiben an protestantische Bürger und Landleute von einem alten Volksfreunde. Leipzig 1826 bey Knobloch. Sie ist ziemlich heftig und kriegerisch, zugleich angreifend und vertheidigend. Der Rechtfertigung des Protestantismus insbesondere dienen die Schriften: warum nennen wir uns Protestanten? von Julius Frey, Leipzig 1826, und ein Nachtrag dazu von demselben Verfasser, ferner: der Protestantismus, in seiner geschichtlichen Begründung, in seinem Einflusse und in seinen Hauptlehren nach den besten Quellen dargestellt von Friedrich Hoffmann. Stuttgart, bey Gebrüder Franckh 1827. Diese kurzgefaßte und umfassende Schrift ist ein treuer Spiegel der Konfession. Einige andere Schriften sind vorzugsweise dem Angriff gewidmet und stellen die entgegengesezte katholische Parthey von ihrer Schatten- oder wenigstens von ihrer schwachen Seite dar. Am unermüdlichsten ist Paulus in Heidelberg bey diesem Geschäft. Neben seinem Sophronizon hat er jezt Kirchen-Beleuchtungen herauszugeben angefangen (erstes Heft, Heidelberg bey Groos 1827), worin er nach seiner bekannten Weise alle Irrthümer und Fehler der Gegner rügt und benuzt. Die Thätigkeit dieses Vorkämpfers für „protestantische Freyheit“ und für den „Denkglauben“ ist bewunderungswürdig. Ist er nicht der fruchtbarste unter den Theologen überhaupt, so doch gewiß unter den theologischen Polemikern. Er hat in diese Polemik das Tirailliren und den kleinen Krieg eingeführt, und hierin ist er Meister. Eine auch für uns Deutsche sehr interessante Schrift ist die kürzlich erschienene: Religionsphilosophie in Frankreich, eine Folge von Abhandlungen von Benjamin-Constant, T. J. und Sismondi, übersezt von F. W. Carové. Göttingen bey Vandenhoek und Ruprecht, 1827. Die Verfasser sind Franzosen, folglich sind diese Abhandlungen praktischer Natur. Sie gehen von historischen Thatsachen, nicht von Theorien aus, und sind für das Leben berechnet, nicht für die Beschaulichkeit. Sie enthalten ein Sündenregister des Ultramontanismus in Frankreich von den ältesten Zeiten an bis auf unsere. Zugleich sind sie ein wichtiges Dokument der gemäßigten

Digitized by Google

Parthey unter den Katholiken, der Parthey, welche Vernunft und Moral, nicht Papismus und Jesuitismus will. Sie hat insbesondere eine historische und politische Bedeutung, da sie die Meynung und Gesinnung einer sehr achtbaren Parthey im heutigen Frankreich ausspricht.

Wenn es sich einmal um die Vorzüge der einen Confession vor der andern handelt, so erfordert die Billigkeit, daß man nicht unbedingt die seinige preise, ohne die andere anzuhören, sondern daß man vergleiche. Verdienstlicher als die unbedingten Lobreden oder Klagschriften sind daher vergleichende Betrachtungen, wie z. B. die Schrift: Evangelischer Glaubensschild oder vergleichende Darstellung der Unterscheidungslehren der beyden christlichen Hauptkirchen von Ludwig Sackreuter, Freyprediger und Lehrer an der zweyten Stadtmädchenschule zu Darmstadt, Leipzig, in Baumgärtners Buchhandlung 1827. In dieser Schrift werden Satz für Satz die Lehren der katholischen und protestantischen Kirche über die wichtigsten religiösen Gegenstände einander gegenüber gestellt, und zwar immer mit genauer Bezeichnung der Quellen. Der Verfasser hofft durch diese Vergleichung überall augenscheinlich zu machen, wie der Protestantismus in allem eine freyere und vernünftigere Ansicht von den göttlichen und menschlichen Dingen beurkunde. Doch ist seine Darstellung nicht ganz unpartheyisch. Er geht schon bey den Fragen, bevor er noch die Antworten gibt, von einem Vorurtheil gegen den Katholicismus aus und legt dessen Meynungen gern böse Absichten unter. Er drückt sich z. B. nicht immer aus: was meynt die katholische Kirche von dieser oder jener Glaubenswahrheit? sondern er sagt zuweilen: wie bemäntelt sie dieß oder jenes? Kurz er ist nicht unbefangen genug bey seiner Darstellung. Ueberdem aber führt er, wie dieß jezt so sehr gewöhnlich ist, allen Unterschied der kirchlichen Partheyen auf Satzungen zurück, und vergißt darüber einen weit wichtigern Unterscheidungsgrund, den psychologischen. Es sind ursprüngliche Stimmungen und Neigungen der menschlichen Natur, die mehr zu einem sinnlichen oder zu einem gemüthlichen, oder zu einem Denkglauben führen. Erst aus dieser ursprünglichen Verschiedenheit entstehen verschiedene Satzungen, und diese Satzungen sind nur der Schatten des inneren Lebens, das sie nur schwach ausdrücken können. Man kann die Satzungen widerlegen, ohne darum ihre lebendige Quelle in der menschlichen Natur zu verschütten. Die Satzungen sind Geschöpfe des Glaubens, nicht die Schöpfer desselben. Aller Wortstreit hat daher auch noch niemals ausgereicht, die ursprünglichen Naturunterschiede auszugleichen.

Die Katholiken sind nicht ganz so thätig, als die Protestanten, ihren Glauben zu vertheidigen, wenigstens nicht in der Literatur; doch schreiben auch sie allmählich immer mehr. Unter den leztern ihrer Vertheidigungsschriften zeichnet sich vorzüglich eine aus, die eine vollständige Antwort auf die Schrift von Sackreuter enthält, ohne daß sie zu derselben in irgend einer äußeren Beziehung stände. Sie führt den Titel: der verkannte und der wahre Katholik nach dem Englischen des Gother übersezt und mit einer historischen Vorrede eingeleitet von Dr. Ritter, Professor der Theologie in Bonn, Bonn bey Habicht 1827. Abgesehen von dem besondern Interesse, das diese Schrift für die Emancipationssache der Katholiken in Irland hat, ist sie auch von einem ganz allgemeinen Intresse für die gesammte katholische Welt. Sie verfolgt gleich der Sackreuterschen Schrift Satz für Satz die Lehren der Kirche, und unterscheidet jedesmal, was der ächte Katholik glaubt und glauben soll, und was die Protestanten ihnen Unvernünftiges zu glauben Schuld geben. Der Verfasser sucht zu beweisen, daß die Katholiken durchaus verkannt würden, daß sie wirklich gar nicht glaubten, wessen sie beschuldigt werden, daß die fürchterlichen Sachen, deren man sie anklagt, beym Licht besehen, nur Verläumdungen seyen, daß der wahre Katholik und der gute und vernünftige Mensch keineswegs so entgegengesezte Dinge seyen, als man behauptet. Es versteht sich, daß der Verfasser zu der gemäßigten Parthey seiner Glaubensgenossen gehört, wie sich dieselbe schon von Alters her auf den Koncilien dem Ultramontanismus entgegengestellt hat, und wie sie in Frankreich und in Deutschland jezt sehr zahlreich ist. Wer in blindem Eifer sich unter den Katholiken durchaus nur Ultramontanisten und Jesuiten vorstellt, und keinen Unterschied anerkennt, belehre sich darüber aus der vorliegenden Schrift, und aus der oben angezeigten von Carové. Zwey andere katholische Schriften verfahren nicht so glimpflich. Der Fehdehandschuh, welchen der Verfasser der Schrift: wir bleiben Protestanten! hingeworfen, ist von einem andern aufgenommen worden. In der Antwort eines alten Freundes der Wahrheit auf jenes Sendschreiben, Würzburg 1827, wird geradezu behauptet, daß die Protestanten keine Protestanten bleiben, daß sie vielmehr je eher je lieber in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren sollten. Der Verfasser benuzt mit viel Sachkenntniß alle Schwächen und inneren Schäden der protestantischen Kirchen, um dadurch seine Behauptung zu unterstützen. Er citirt die berühmtesten protestantischen Theologen, welche selbst über diese Schäden geklagt, und sucht darzuthun, daß unter den Protestanten wirklich ein augenfälliges Bedürfniß nach Rückkehr in die alte Kircheneinheit herrschend sey. Noch bitterer ist der Angriff, den eine andere Würzburger Schrift auf die Protestanten macht. Sie führt den Titel: Urtheil der Orientalischen Kirche und ihres Patriarchen zu Konstantinopel über die Augsburgische Konfession, mit

eigenen Bemerkungen von J. G. Pfister. Würzburg, 1827. Diese Schrift enthält die Uebersetzung der sogenannten Censur, welche der Patriarch von Konstantinopel mit der ihm von den Protestanten zugeschickten Augsburgischen Konfession vornahm, ein merkwürdiges Aktenstück. Die Censur läuft auf eine Verwerfung der Konfession hinaus, und ihr neuer Herausgeber benuzt diesen Umstand, um zu zeigen, daß alle von der katholischen abweichenden Konfessionen sich unter einander selbst verwerfen und anfeinden, daß sie alle nichtig seyen, und daß nur die katholische Kircheneinheit Heil bringe.

Der Protestantismus geht in seiner bekannten doppelten Richtung in zwey Extreme aus, einerseits in Rationalismus, Vernunftglauben, Denkglauben, anderseits in Pietismus, Gefühlsglauben. In der Mitte steht der orthodoxe Buchstabenglaube, als der herrschende und bindende, der das Ganze des Protestantismus zusammenhält, daher jene Extreme nach beyden Seiten hin anfeindet und aufzuheben strebt. Dieses Bestreben hat von Seiten der Rationalisten unter andern folgende Schrift veranlaßt: Dr. Karl Gottlieb Bretschneiders Apologie der neuen Theologie des evangelischen Deutschlands gegen ihre neuesten Ankläger. Halle, 1826 bey Kümmel. Sie enthält eine vollständige Vertheidigung des Rationalismus und seiner vorzüglichsten Urheber und Verbreiter in Deutschland. Merkwürdig ist auch die kleine unscheinbare Schrift: ein Vorwort zu den dem protestantischen Bayern diesseits des Rheins bevorstehenden Generalsynoden, gesprochen von Lehmus, Nürnberg bey Riegel und Weißner 1827. Sie ist ebenfalls eine Vertheidigung des Rationalismus, will denselben aber sonderbarer Weise auf die vernünftige Auslegung des Lutherthums in den Schranken des Lutherthums einengen, ohne einen beständigen Fortschritt der Vernunft unabhängig von allen Satzungen zu gestatten. Diese Meynung verhält sich zum Lutherthum nicht anders, als die Meynung der ältesten christlichen Aristoteliker zu den Kirchensatzungen. Die Vernunft soll nämlich nur das Recht haben, zu beweisen, daß die vorgeschriebene Satzung richtig sey, nicht aber, daß sie unrichtig sey. — Auch über den Pietismus findet sich eine kleine Schrift von K. A. Märtens (Halberstadt bey Brüggemann, 1826). Sie warnt vor dessen Gefahren in der gewöhnlichen oberflächlichen Manier, ohne im mindesten in die Tiefe der Ansicht einzudringen, die sie zu verwerfen sich mit priesterlicher Salbung herausnimmt. Bey weitem wichtiger ist eine kleine Schrift von Franz von Baader: vom Segen und Fluch der Kreatur, drey Sendschreiben an Görres, Straßburg bey Le Roux 1826. Obgleich dieß Schriftchen nichts weniger als populär geschrieben ist, so wird es doch durch seine Tendenz bedeutungsvoll und wichtig, weil man erwarten kann, daß auf dieser neugebrochenen Bahn vielleicht bald weiter fortgeschritten wird. Herr von Baader vindicirt nämlich die protestantischen Mystiker für den Katholicismus, und in seiner Person bietet die katholische Parthey zum ersten Mal der pietistischen die Hand. Er sucht zu beweisen, daß insbesondere der Theosoph Jakob Böhme, und im Allgemeinen alle Mystiker unter den Protestanten nur auf dem Rückweg zum Katholicismus begriffen seyen. Indem er sie aber anerkennt und ihre tiefern Ideen rühmt und preißt, thut er weit mehr, um diese Parthey der katholischen zu befreunden, als bisher je ein Katholik gethan hat, denn man machte bisher wohl aus Mystikern und Pietisten Proselyten, ließ aber nichts von ihnen gelten.

(Der Beschluß folgt.)

Reise-Literatur.

Entdeckungsreise in dem nördlichen und mittleren Afrika. Nach der Darstellung der Herrn Denham und Clapperton. Aus dem Englischen. Jena, in der Braunschen Buchhandlung 1826.

Die hier geschilderte Reise ist eine der interessantesten und wichtigsten der neuern Zeit. Es ist nach vielen früher mißlungenen Versuchen die erste Reise in's innere Afrika, die ein glückliches Resultat gehabt hat. Der Zweck dieser Reise, wie aller frühern ähnlichen Versuche, war theils ein geographisch-naturhistorischer, theils ein politisch-merkantilischer. Die Engländer wollten durch die Bekanntschaft mit dem innern Afrika theils die Erdkunde bereichern, theils vortheilhafte Handels-Verbindungen anknüpfen. Zu dieser lezten Entdeckungsreise wählte die Regierung vorzüglich geschickte Männer, und da dieselben troz allen Gefahren doch immer auch vom guten Glück begünstigt wurden, so gelang ihnen das Unternehmen über die Erwartung. Die Herrn Denham und Clapperton mit noch zwey andern Gefährten, die aber dem heißen Klima bald erlagen, begaben sich im Jahr 1824 nach Tripolis. Das Ansehen der Englischen Regierung erzwang vom Bassa dieses Staats nach einer langen hinterlistigen Verzögerung ein Geleit für die Reisenden. Das Interesse der Barbaresken und aller Muhamedaner war natürlich, den Engländern jeden Handelsweg in's innere Afrika zu versperren, da sie selbst sich das Monopol dieses Handels seit undenklichen Zeiten zugeeignet haben. Schon dieser Umstand sezte die Reisenden beständigen Gefahren aus; denn, obgleich es die Mauren nicht wagten, sie offen anzugreifen, so verbreiteten sie doch auf ihrem ganzen Wege das Gerücht, die

Digitized by Google

Engländer wollten das Land nur kennen lernen, um es nachher zu erobern. Unsere Reisenden hatten daher alle Beredtsamkeit und Gewandtheit nöthig, um diesen Verdacht zu entkräften. Uebrigens kam es ihnen sehr zu Statten, daß sie im Charakter von Gesandten einer großen Macht und in europäischer Uniform reisten. Hätten sie, wie die frühern Reisenden, sich in Muhamedaner verkleidet, so würden sie als Betrüger behandelt worden seyn, wie jene. Ueberall, wohin sie kamen, achteten die rohen Völker das Recht der Gesandten und Fremden. Sie zogen durch die große Sandwüste, welche sie glücklich überschritten; unterwegs aber hatten sie mancherley Abenteuer mit der Araberhorde zu bestehen, von welcher sie eskortirt wurden; denn diese tapfern und räuberischen Menschen trieben ihr Handwerk des Mordes und der Plünderung, wo sie nur auf bewohnte Gegenden stießen.

Südwärts der großen Wüste im Reich Bornu wählten sich die Reisenden ihr Hauptquartier, von wo aus sie weitere Unternehmungen versuchen wollten. Der Scheik von Bornu, an den sie empfohlen waren, nahm sie gütig auf, da er viel natürlichen Verstand besaß, von den klugen Fremdlingen gern etwas lernen wollte und nicht ohne politischen Takt die Vortheile einer Handels-Verbindung mit England erwog. Hier, wo Mauren und Neger sich vermischen, besteht auch ein ununterbrochener kleiner Krieg. Die Reisenden befanden sich überall auf einem Kriegsschauplatz und waren öfters genöthigt, am Kampf Antheil zu nehmen. Durch diesen Umstand wären sie beynahe zu einer Art Gefangenschaft verdammt worden, da der Scheik sie nicht von sich lassen wollte, um sie nicht den Gefahren des Kriegs auszusetzen. Major Denham ließ sich aber durch nichts abhalten. Da er auf keine andere Weise das Land kennen lernen konnte, als wenn er den Krieg mitmachte, verließ er heimlich den Scheik und begab sich mit seinen Arabern auf den Kampfplatz. Nach einigen kleinen Siegen wurden sie aber von den schwarzen Felatahs mit überlegener Macht zurückgeschlagen. Die Araber blieben fast alle auf dem Platz. Denham ward auf der Flucht eingeholt und verwundet, rettete sich aber dennoch auf eine wunderbare Weise. Später unternahm er eine friedliche Reise nach Osten am großen Fluß Niger. Er hörte von ansehnlichen Staaten, die sich noch im Südosten befänden, unter andern von einem Reich, das eine große Königin beherrsche. Doch sah er keine Möglichkeit, bis an das östliche Meer vorzudringen. Die Muhamedaner selbst müssen, um ihre Pilgerfahrt nach Mecca zu machen, statt auf dem nähern Wege gerade nach Osten, auf dem weit entferntern nordwärts über Tripolis reisen. Wie Denham ostwärts gezogen war, so Clapperton südwärts. Er kam nach Sudan, dessen Sultan ihn eben so gefällig aufnahm, als der Scheik von Bornu. Hier befand sich Clapperton in der Nähe des westlichen Meeres, und die Einwohner besaßen schon eine Menge europäische Luxusartikel, die sie an der Küste von Amerikanern einhandeln. Der Sultan war noch mehr als der Scheik zu einer Handels-Verbindung mit England geneigt, weil sein Land näher am Meere liegt. Er schrieb an den König von England, forderte Kanonen und Flinten von ihm, und versprach ihm dagegen einen Hafen an der Küste, Handelsfreyheit und Abschaffung des Sklavenhandels. Clapperton machte dieß leztere zur ausdrücklichen Bedingung. Der Sultan schien sich zu wundern, wie die Weißen ihre Gesinnung geändert hätten, da sie es gerade gewesen, die den afrikanischen Sklavenhandel so in Flor gebracht. Clapperton erklärte ihm die Schändlichkeit der Sklaverey, und entwarf ihm das Bild eines freyen und humanen Volkes. Der Sultan wurde dadurch bewegt und rief aus: Gott ist groß, wahrlich ihr seyd ein schönes Volk! Der Scheik von Bornu, mehr im Binnenlande und hartnäckiger im maurischen Interesse, schrieb auch an den König von England, wollte jedoch nur Krämer mit kleinen Handelsartikeln in seinem Lande zulassen.

Die Reisenden blieben drey Jahre in Afrika und lernten Land und Volk gehörig kennen. Da ihr Arzt starb, und sie selbst keine großen Kenntnisse in den Naturwissenschaften besaßen, so beschränkten sich ihre Beobachtungen und Nachrichten meist auf das Geographische, Volksthümliche und Politische, was auch für ihren Zweck das Wichtigste war. Sie fanden überall gut policirte Staaten, viel Verstand und Wißbegier, und manchen sehr edlen Charakter. Doch begegnete ihnen auch häufig religiöser Fanatismus, politische Hinterlist, Mordgier und Dieberey, immer aber mehr von Seiten der Mauren, als der Neger. Nach dem Bericht der Reisenden und nach den mitgebrachten Briefen zu urtheilen, hat die Erscheinung dieser Engländer in jenen Gegenden einen guten Eindruck hinterlassen, und sie haben künftigen Reisenden den Weg zu noch weitern Forschungen gebahnt. Aus ihren Nachrichten geht aber zugleich hervor, daß nur ein fortwährend geschicktes und freundschaftliches Betragen von Seiten der Engländer diesen Weg offen halten kann, denn jene Völker Afrika's sind in hohem Grade mißtrauisch und zahlreich genug, um einer gewaffneten Einmischung, wie derjenigen der Engländer in Indien, zu widerstehen. Schließlich bemerken wir, daß ein Karton zu der bekannten Berghausischen Charte von Afrika das ganze geographische Resultat dieser wichtigen Reise enthält.

Nr. 57.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 17. Juli 1827.

Religiöse Streitschriften.

(Beschluß).

Neuerdings ist auch die Frage über die kirchliche Gewalt des Staatsoberhauptes wieder ziemlich lebhaft angeregt worden, in Preußen besonders durch die von oben her gebotene Liturgie, in Anhalt-Köthen durch die bestimmte Weigerung des katholisch gewordenen Herzogs, dem Recht und der Gewalt eines obersten Bischofs seiner protestantischen Unterthanen zu entsagen. Unter den über diesen wichtigen Gegenstand erschienenen Flugschriften zeichnen sich besonders zwey aus. Die erste führt den ominösen Titel: Cujus regio, ejus religio. (Wessen das Land, dessen der Glaube!) Kirchenrechtliche Andeutungen, Erörterungen und Untersuchungen zur Steuer der Wahrheit von A. C. Balzer, Diaconus der St. Jakobi-Kirche in Stettin. Leipzig bey Hartmann 1826. Der Verfasser schwört auf den berüchtigten Grundsatz, der in einem finstern Zeitraum wirklich einmal in der protestantischen Kirche Rechtens war, aber seiner Unvernunft an sich und der verderblichen Folgen wegen, die aus ihm hervorgingen, bald wieder aufgegeben wurde, auf jenen Grundsatz nämlich, daß sich die Unterthanen eines Landes nur nach der Religion ihres Beherrschers richten sollen, daß im ganzen Lande nur die Religionsübung herrschen soll, zu welcher der Fürst sich bekennt. Der Verfasser will diesen Grundsatz zunächst auf den Fall der Union zwischen Reformirten und Lutheranern und der preußischen Agende angewendet wissen, und verlangt unbedingten Gehorsam. Er läugnet sogar, daß den Unterthanen nur das Recht zustände, das zu beurtheilen, was zu glauben ihnen geboten wird. „Auch will es in keinem Falle dem Unterthanen geziemen, normative Betrachtungen über Gegenstände sich zu erlauben, deren Erörterung dem Oberhirten durchaus anheimgegeben ist, und durch dessen höchsteigene Entschließungen erst Licht in so manche Dunkelheit kommen wird. Denn der höchste Bischof ist auch höchster Nomothet der Kirche." S. 20. Er nennt S. 35 einen Gegner dieser Ansicht geradezu einen „Demagogen," und geht so weit, S. 17 sogar einen größern „politischen Nachdruck" zu verlangen um den kirchlichen Verfügungen Achtung und Geltung zu verschaffen. Hat der Verfasser denn gar nicht bedacht, wohin seine Lehre führen müßte, wenn sie wirklich eine allgemeine Anwendung fände? Hat er die unglückliche Pfalz vergessen, deren Bewohner fünfmal ihren Glauben ändern mußten, weil die Churfürsten ihn fünfmal nach einander wechselten, und damals jener Grundsatz: cujus regio, ejus religio! in seiner ganzen Strenge galt? Wer mag läugnen, daß die Union in der löblichsten Gesinnung gestiftet sey, eben darum aber kann ihr eine Vertheidigung, wie die vorliegende, die sich auf kein Vernunftrecht, nur auf ein Gewaltrecht stützt, eher schaden, als nützen. Mag auch des Verfassers Diensteifer eine sehr achtbare Quelle haben, so bleibt es doch immer höchst ungeschickt, ihn auf Glaubenssachen auszudehnen und die Pflicht gegen Gott mit der gegen die Obrigkeit schlechterdings zu verwechseln. Die Religion befiehlt allerdings Gehorsam gegen jede eingesetzte Obrigkeit, aber dieser Gehorsam gegen die Obrigkeit kann nicht umgekehrt jede Religion befehlen. Christus sagt: gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist. Man wirft den Katholiken vor, daß sie Gott oder vielmehr dessen irdischen Stellvertretern auch das gegeben hätten, was des Kaisers war, weltliche Macht. Sollten aber darum die Protestanten dem Kaiser oder König geben müssen, was Gottes ist?

Die zweyte Schrift enthält, obwohl sie in gar keinem äußern Zusammenhange mit der ersten steht, doch eine indirekte und sehr bündige Widerlegung des darin ausgesprochenen politischen Grundsatzes. Sie führt den Titel: Privatgutachten über die aufgegebene Frage: Kann ein deutscher Regent, wenn er römisch-katholisch wird, eine Pflicht oder ein Recht haben, auf eine evangelisch-protestantische Landeskirche unmittelbar und persönlich, als Souverain oder als oberster Bischof zu wirken? von Dr. Paulus in Heidelberg. Dessau bey Ackermann 1827. Der bekannte Verfasser verneint die Frage aus guten Gründen. Er stützt sich hauptsächlich auf den Beweis, daß ein und derselbe Mensch, der dem Prote-

Digitized by Google

stantismus feyerlich abgeschworen, nicht zugleich ein Oberhaupt und Beschützer desselben seyn könne, und er verweist auf die natürliche Konsequenz und segensreiche Wirkung des entgegengesetzten Verfahrens, welches namentlich Chursachsen befolgte, als der Churfürst August König von Polen und katholisch wurde. Damals entsagte der neue König seiner kirchlichen Gewalt über die Protestanten, und es war eben so Recht, als es gute Früchte getragen hat.

Wenn in der oben angeführten Schrift Herr Baltzer die preußische Agende nur auf eine sehr plumpe Weise vertheidigt hat, so wird sie dagegen in einer andern desto vernünftiger und würdiger gerechtfertigt. Die Wiederherstellung des ächten Protestantismus oder über die Union, die Agende und die bischöfliche Kirchenverfassung, von Dr. Fr. Pustkuchen-Glanzow, Verfasser der Wanderjahre rc. Hamburg bey Hoffmann und Campe 1827, gehört zu den wenigen unpartheyischen und gemäßigten Schriften, die über den fraglichen Gegenstand erschienen sind. Umsicht und guten Willen besitzt der Verfasser in reichem Maße, und beyde vermögen ihn, von einem allzuhohen Ideal abzustehn, und mit Berücksichtigung der Zeitumstände und der allgemeinen menschlichen Schwächen das Bessere zu befördern, wenn es gleich nicht das Beste ist. Er stellt die Alternative, man müsse die Neuerung ganz oder gar nicht annehmen, weil bey einer halben Theilnahme dafür, die zwey schon bestehenden Partheyen nur noch durch eine dritte vermehrt, statt vereinigt werden müßten. Er täuscht sich indeß wohl über die Leichtigkeit der Vereinigung, indem er immer die Gefügigkeit, den Indifferentismus und die nachgiebige Vor- und Rücksichtlichkeit der höhern Stände im Auge hat, nicht die unerschütterliche Gläubigkeit und den hartnäckigen Eifer des Volks. Er appellirt an den guten Willen, als ob es sich von einer Kollecte handelte, als ob die Leute geben könnten, was sie einmal doch nicht haben, Glauben an das Neue, Ueberzeugung von dessen Göttlichkeit. Man kann wahrhaftig eben so wenig aus gutem Willen und Rücksicht gegen fremde Wünsche, als aus Zwang seinen Glauben ändern, und eine Kirche, die man versuchsweise auf diesen indifferenten guten Willen, auf eine gewisse religiöse Höflichkeit bauen wollte, würde noch auf weit schwächern Füßen stehen, als eine verhaßte, nur erheuchelte, die offene Gewalt und Zwang gegründet.

Ueber das Agendewesen ist noch eine besonders interessante Schrift erschienen: Historische Beleuchtung der Agenden in den märckischen Kirchenordnungen vom Jahre 1540 und 1572 und der Preußischen vom Jahre 1558, auf welche die Kirchenagende für die Hof- und Domkirche zu Berlin vom Jahr 1821 und 1822 sich als auf ihre Grundlage bezieht, von J. L. Funk. Neue Ausgabe, Neustadt a. d. O. bey Wagner 1827. Die neue Berliner Agende bezieht sich in der Vorrede auf jene drey frühern Agenden, und rühmt deren lautern evangelischen Geist und deren wunderbare Wirksamkeit. Der Verfasser sucht dagegen durch historische Thatsachen das Gegentheil zu beweisen und schließt: „Aus allen diesen Datis ergibt sich nun über die drey historisch beleuchteten Agenden Folgendes: Sie waren nicht für die Kirche, der sie angehören wollten und in der sie gebraucht werden sollten, sondern für anderweitige Rücksichten und aus fremdartigen Gesichtspunkten bearbeitet, und deßhalb aus den liturgischen Formen und Ansichten verschiedener Kirchenpartheyen so zusammengestellt, wie es jenen Rücksichten am gemäßigsten schien. Darum waren sie in sich selbst unhaltbar, wie jedes Werk, dem innere Nothwendigkeit fehlt, und wurden andern anstößig; darum mußten sie durch Ernst und Strenge erhalten werden, indem sie nicht die Ueberzeugung für sich hatten; darum reichten äußere Umstände hin, sie nach wenigen Jahren ihrer Entstehung zu fällen. Seitdem gehören sie nur der Geschichte an, wie beachtungswerthe Zeugnisse für das Wort der Schrift: Weil du lau bist, und nicht kalt oder warm, werde ich dich ausspeyen aus meinem Munde." — Eine andere kleine Gelegenheitsschrift: über die Einweihung der Kirchen, eine liturgische Erörterung von Karl Fuchs, Nürnberg bey Riegel und Wießner, warnt vor dem Einfluß des Supranaturalismus und der Wundersucht auf kirchliche Formen und Gebräuche, und vor dem Glauben, als ob durch das Einweihen und ceremoniöse Segnen einer Person oder Sache irgend eine höhere und heilige Kraft verliehen würde.

Außerdem sind noch viele kleine Schriften erschienen, die sich auf besondere Fälle und Thatsachen beziehen, vorzüglich auf das Proselytenmachen. Professor Krug in Leipzig gibt eine: neueste Geschichte der Proselytenmacherey in Deutschland nebst Vorschlägen gegen dieses Unwesen. Jena 1827 bey Bran. In derselben Handlung und in der gleichen Form ist erschienen: Geschichtliche Darstellung der auf Bekehrung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Salm-Salm von der Römisch-Katholischen Religion zum Christlich-Evangelischen Kultus von der Augsburger Konfession Bezug habenden Thatsachen. Aus dem Französischen. Beyde Schriftchen sollen sich gleichsam wie Nacht und Tag gegenüberstehen. Die Zusammenstellung ist etwas grob. Dort wird jedes Uebertreten zum Katholicismus schlechterdings verdammt und verspottet, hier das Uebertreten zum Protestantismus schlechterdings gesegnet und gepriesen. Auch Friedrich Hoffmann, der Verfasser des oben genannten „Protestantismus" hat ein Traktätlein geschrieben: Seht euch vor, vor den falschen Propheten! Stuttgart bey Karl Hoffmann 1827. Es ist

Digitized by Google

ebenfalls gegen die katholischen Proselytenmacher gerichtet. Unter den Katholiken hat der Hofrath von Schütz dem Professor Krug geantwortet, und diese Fehde ist von beyden Seiten weder wichtig noch erbaulich. Diese Art von Polemik hat immer etwas sehr gehässiges, weil sie sich auf Persönlichkeiten bezieht. Die Person des Proselyten wird ohne Schonung mißhandelt, weil man sie mit der Sache verwechseln zu dürfen glaubt. Jede Bekehrung hat bey der verlassenen Parthey das Ansehen eines Verbrechens, und die Wächter Zions eilen, es wenigstens mit Worten zu bestrafen; daher sind diese Worte weniger richterliche als scharfrichterliche Urtheile, moralische Hinrichtungen, oft mit brutaler Lust vollbracht.

Ueber den bekannten Vorgang in Schlesien sind auch mehrere Schriften erschienen. Die erste war: Erster Sieg des Lichts über die Finsterniß in der katholischen Kirche Schlesiens. Hannover 1826, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. Sie enthält die bekannte Eingabe der Pfarrer an den Fürst-Bischof von Breslau, worin sie denselben namentlich um Erlaubniß ansuchen, den Gottesdienst in der Muttersprache halten zu dürfen. Ausführlicher ist eine andere Schrift: die katholische Kirche, besonders in Schlesien, in ihren Gebrechen dargestellt von einem katholischen Geistlichen. Zweyte vermehrte Auflage. Altenburg, 1827, im Verlage der Hof-Buchdruckerey. Hier werden zahllose Gebrechen gerügt, und diese Schrift ist in jeder Hinsicht interessant, daher sie auch so schnell die zweyte Auflage erlebt. Nur ist der Verfasser in der Angabe des Bessern nicht so glücklich und scharfsinnig, als im Auffinden des Schlechten und Tadelnswerthen, wie es bey religiösen und politischen Streitfragen gewöhnlich der Fall ist. Namentlich räumt der Verfasser, der doch selbst ein katholischer Geistlicher ist, der weltlichen Macht der Curie gegenüber ein viel zu großes Recht ein, erwartet von ihr und überläßt ihr daher auch alles. Thut er dieß nur aus Politik, so hat er sich ganz gewiß verrechnet. Noch eine kleine Schrift: Freymüthige Aeußerungen über den sittlichen und kirchlichen Zustand Oberschlesiens (Breslau bey Grüson), schildert die erwähnten Kirchenübel mit den grellsten Farben und belegt sie mit Zeugnissen. Es ist in dieser Schrift vorzüglich vom Zustand des armen Volks die Rede, von der Rohheit, der Unwissenheit, dem Aberglauben, worin das Volk erhalten wird, weil die Geistlichen nicht besser für dasselbe sorgen. Die lezte Schrift, die über diesen Gegenstand geschrieben worden ist: Merkwürdiges Umlaufschreiben des Fürst-Bischofs von Breslau an die gesammte Diöcesan-Geistlichkeit, begleitet mit Bemerkungen ꝛc. (Hannover 1827, bey Eulemann) macht uns den Ausgang des ganzen Vorfalls bekannt. Der Brief des Bischofs weist nämlich die Petition zurück und befiehlt, daß alles beym Alten bleibe. Die Bemerkungen sind mit Geist und Gelehrsamkeit, und mit derjenigen Würze abgefaßt, womit die unterdrückte Parthey sich gewöhnlich rächt und tröstet. So viel geht aus allem hervor, daß die gerügten Uebel, wenigstens zum größten Theil unläugbar sind, daß es aber nur eine kleine Minderzahl von gebildeten Geistlichen ist, welchen diese Uebel empfindlich geworden sind, während die größere Mehrzahl, so wie das Volk in Masse selbst nicht darauf verfallen wäre, etwas anderes, als das Herkömmliche zu wollen. Dadurch und durch den voreiligen Eifer, mit welchem die Minorität die Reformation eingeleitet hat, ist sie in die üble Stellung gekommen, für Aufwiegler und Demagogen gehalten zu werden. Wer das Volk wider dessen Willen und gegen eine herrschende Parthey glücklicher machen will, als es sich ohnehin fühlt, wenn es auch unbewußt sehr unglücklich wäre, ist noch immer gescheitert.

Auch auf Bayern lenkt sich in kirchlicher Hinsicht die Aufmerksamkeit, doch scheint man noch abwarten zu wollen, was geschehen könnte. Eine kleine Schrift über die Wiederherstellung der Klöster in Bayern (Regensburg bey Reitmayer 1827) beabsichtigt, die Gemüther gegen das neue Klosterwesen zu stimmen, und handelt davon in Form eines Wirthshausgesprächs, und diese Form zeigt schon, was der Leser zu erwarten hat.

Die durch ihren frühern Streit mit dem Philosophen Troxler bekannte Luzerner Geistlichkeit hat sich auch neuerdings wieder geregt, und der Gründung einer reformirten Kirche in der Stadt Luzern entgegengearbeitet. Auch darüber ist eine Flugschrift erschienen: über die Entstehung der Evangelisch-Reformirten Pfarrgemeinde in Luzern. Heidelberg bey Mohr 1827. Sie zeigt, unter welchen Beschränkungen den Reformirten endlich ein Privatgottesdienst gestattet worden sey.

Schließlich erregen noch einige fliegende Blätter aus Hamburg unsere Aufmerksamkeit. Die Rechtgläubigen und Aufgeklärten haben dort eine Fehde gegen die Pietisten erhoben und werfen ihnen vor, ihr Wesen führe zu Selbstmord und Verrücktheit. Die Schrift: über den Einfluß des sogenannten Mysticismus und der religiösen Schwärmerey auf das Ueberhandnehmen der Geisteskrankheiten und des Selbstmords, besonders in Hamburg, von Dr. Hudtwalker (Hamburg bey Perthes, 1827) sucht die Anklage zu widerlegen, und beweist, daß die häufigen Selbstmorde und die Ueberfüllung des Hamburgischen Irrenhauses aus ganz andern Ursachen herrühre, als aus dem mystischen Unfug. Namentlich gibt der Verfasser der Völlerey und dem Luxus die Schuld. Er beweist aus der Liste der Irren, daß im Jahr 1826 nur 10 Personen aus religiösem Wahnsinn, aber 53 an Wahnsinn aus Trunksucht im Krankenhause gewesen seyen, und daß überdem 1825 an der Trunksucht 31 Personen in

Digitized by Google

Hamburg gestorben seyen. Er zählt die große Menge Lustbarkeiten und Vergnügungsörter auf, die alle Sonntage den Hamburgern offen stünden, und frägt: wie viele Candidaten des Tollhauses mögen an diesem Tage demselben durch grobe Schwelgerey und wüstes Leben um einen guten Schritt näher gerückt seyn, und wie viele dagegen durch den sogenannten Mysticismus? Eine andere Schrift: Angeblicher Einfluß mystischen Unfugs auf den Tod eines Postbeamten in Hamburg, sucht jene Anklage in einem besondern Fall zu entkräften. Eine Beleuchtung dieser Schrift von Dr. Burk vertheidigt dagegen wieder die Anklage.

Anekdoten-Literatur.

Auch dieses Jahr sind wieder ziemlich viele Anekdoten-Sammlungen erschienen, doch ist uns keine von besonderem Werthe aufgestoßen. In allen erscheint Altes und Neues, Witziges und Albernes durcheinandergemengt.

Rurika, Auswahl interessanter Anekdoten, Scenen und Ereignisse zur Charakteristik der Russen, Berlin bey Lüderitz 1827. Diese Sammlung beschränkt sich beynahe gänzlich auf Hofanekdoten, welche mehr die kaiserliche Familie und die höhern Stände charakterisiren, als das Volk.

Hunde und Katzen, Erzählungen und Anekdoten als Beyträge zur Charakteristik dieser beyden Hausthiere, Ludwigsburg bey Nast 1827. Man findet unter diesen Erzählungen wirklich sehr artige, die von der Klugheit, List oder Treue der genannten Thiere handeln und ein interessanter Beytrag zur Naturgeschichte derselben sind. Schade nur, daß diese Erzählungen mit ganz gemeinen Spässen, wozu jene Thiere gelegentliche Veranlassung gaben, durchflochten sind.

Frische Judenkirschen von Justus Hilarius. Meißen bey Gödsche, 1827. Es sind bald Anekdoten, bald größere Erzählungen, und zwey kleine Possenspiele. Der Herausgeber ist billig genug gewesen, nicht bloß Witze über die Juden, sondern auch Witze von Juden in seine Sammlung aufzunehmen. Einige zur Probe:

Ein Jude wurde von Straßenbuben umschwärmt, die ihm zuriefen: Hepp, hepp! Er ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern schrie selber mit: Hepp, hepp! Einer seiner vornehmen Glaubensgenossen, der dazukam, stellte ihn derb zur Rede. Der Jude meynte aber, er halt' es mit der stärkeren Parthey.

Ein junger Israelit kam aus dem Theater, hoch entzückt von der geschauten Herrlichkeit. „Was haben sie denn gegeben?" fragte seine Wirthin. „Acht Groschen," antwortete er.

Unter den größern Erzählungen der Sammlung sind die besten: Israels Jubel oder der Geburtstag des großen Lieferanten, ein komisches Heldengedicht in der Bibelsprache, und Rübezahls Judenhetzen, mehrere Schwänke, welche dieser bekannte Berggeist mit Juden verübt. Von beyden dramatischen Possen, die ebenfalls auf eine Judenhetze hinauslaufen, ist die leztere die Repetiruhr, die beste.

Die Taschenbibliothek von Anekdoten, Epigrammen und dergleichen, Augsburg bey Wirth, und die Freykugeln, Ludwigsburg bey Nast, 1827, enthalten vermischte Anekdoten aller Art, und ohne sich, wie erstgenannte Sammlungen, auf einen bestimmten Gegenstand zu beschränken. Es ist aber nicht alles neu darin, und vieles ziemlich matt.

Die artigste Sammlung von Anekdoten enthält das Neue Raritätenkabinet, herausgegeben von A. Leibrock. Leipzig bey Kollmann, 1827. Zwar ist auch hier nicht alles neu oder neuest, wie der Herausgeber versichert; doch ist die Auswahl zu loben. Wir heben einige hervor:

König Alphons von Kastilien wurde vom Papst zum König von Egypten in partibus infidelium ernannt. Sogleich ließ er ihm wiedersagen: und er ernenne den Papst zum Kaliphen von Bagdad.

Ein Dienstmädchen sollte für ihre Dame in der Leihbibliothek Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen holen, vergaß den Namen unterwegs und forderte: den vergnügten Bäckergesellen.

Ein Engländer und ein Franzose spielten zusammen; dem Franzosen fiel ein Geldstück unter den Tisch und er suchte lange vergeblich darnach. Spöttisch nahm der Engländer eine Banknote von hundert Pfund, zündete sie an, und leuchtete damit dem Franzosen.

Lessing war in seinem Alter so zerstreut, daß ihm einst folgendes begegnete. Er kam nach Hause und fand die Thür verschlossen. Auf sein Klopfen erschien der Bediente am Fenster, hielt ihn aber der Dunkelheit wegen für einen Fremden, und sagte, der Herr Professor sey nicht zu Hause. Lessing erwiederte: es thut nichts, ich komme ein andermal wieder! und ging wieder zurück."

Der neue Anekdotenkranz für Alt und Jung (Nürnberg, bey Campe 1826) ist ebenfalls eine recht gut ausgewählte Sammlung. Zum Exempel:

Herr von Schmerl fragte seinen Sohn: „Aber, lieber Sohn, warum vermeidest du es so auffallend, mit mir in Gesellschaften zu erscheinen?" — Ich werde nie wieder mit Ihnen in Gesellschaft gehen, gnädiger Papa. — „Aber ich bitte dich, warum denn nicht?" Weil man mir nicht den Rang vor Ihnen gibt, da ich doch zwey Ahnen mehr habe.

Die Anekdoten und Charakterzüge von Napoleon, gesammelt von einem Offiziere der damaligen französischen Armee (Hersfeld, Industriecomptoir 1826) enthalten viele sehr artige und interessante Züge, besonders aus den Feldlagern Napoleons. Sie zeigen fast alle, wie gut er es verstand, der Soldaten Herzen zu gewinnen. Der Verfasser, der selbst unter ihm gedient, zeigt ihm noch eine herzliche Anhänglichkeit.

Digitized by Google

Nr. 58.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 20. Juli 1827.

Zeitgeschichte.

Observations de Jean Guillaume de Lunzi aux Considérations sur l'état actuel de la Grèce publiées par M. L. de C. Genève 1827. (Junius.)

Wer vor Einem Monate noch gesagt hätte, in Genf, in dieser den Griechen mit so viel Begeisterung ergebenen Stadt, die für diese Nation so große schöne Opfer gebracht hat, in dem Sitz einer der Hauptcomités von Griechenland, an dem Wohnort Eynards und vor Kurzem noch des Grafen Capodistrias, in der Stadt, wo sich so viele Griechen aufhalten und erzogen werden, in Genf wird sich dieses Volk bald von einem Genfer heftiger angegriffen sehen, als irgendwo — wer so im Monat May gesprochen hätte, der würde sich nur ein mitleidiges Lächeln oder Achselzucken zugezogen haben, denn die Sache schien unmöglich.

Nun aber ist es doch so.

Der erste Schritt geschah von Eynard selbst, der jenen bekannten Brief des Dr. Goße öffentlich mittheilte, der neben so vielem Wahren und Richtigen auch Manches enthielt, was er nur auf Treu und Glauben nachsagte, da er — nur kurze Zeit in dem fremden Lande — wohl nicht alles aus eigener Erfahrung mittheilen konnte. Goße sprach sich besonders stark über die Spaltung und den heftigen unpatriotischen Partheygeist der griechischen Chefs aus. Seine Angaben über die militärischen Kräfte Griechenlands schienen auf den ersten Anblick unvollständig und unrichtig. Der Graf Lunzi von Zante, berichtigte sie nach viel wahrscheinlicheren, wenigstens nicht widersprechenden Angaben.

Darauf erschien in einer der neuern Nummern der jetzt erscheinenden Archives Genevoises ein Aufsatz, hauptsächlich gegen die griechischen Chefs gerichtet, der im Wesentlichen Folgendes enthält:

„Die griechischen Häuptlinge sind unzuverlässige, rohe und halbbarbarische Menschen, deren Uneinigkeit, Geldsucht und Partheygeist bey den Griechen einen sehr traurigen gesellschaftlichen Zustand, so wie die schlechtesten Eigenschaften des menschlichen Herzens, erzeugt hat. In ihrem Charakter liegt ein ganz unbegreiflicher Widerspruch. Sie waren fähig den erhabensten politischen Gedanken zu fassen, und sie leben und weben doch nur in kleinlichen verächtlichen Leidenschaften. Sie wollen gar nicht die Freyheit der Nation, sondern nur gänzliche Unabhängigkeit für sich. Nichts sagt ihnen, ihrem Geschmack und ihren Ideen mehr zu als der barbarische, ungesetzliche und unwissende Zustand des Landes, seine politische und militärische Anarchie. Deßhalb möchten sie auch den Krieg in unabsehbare Länge ziehen, und dabey die bedeutenden Summen für sich verwenden, die aus England und aus so vielen andern Ländern Europa's und Amerika's nach Griechenland geflossen sind. Auf Kosten des Volks, mit seinen Thränen, mit seinem Blut und mit seiner Verzweiflung möchten sie einen kleinen Krieg mit Plünderung und dergl. unterhalten, der sehr nach ihrem Sinne ist. Ihnen liegt der Ausgang des Kampfes wenig am Herzen, wenn nur ihre Macht und ihr Einfluß dauert! — Entscheidende Kämpfe sind daher nicht nach ihrem Sinn. Griechenland hat sich überhaupt nur vertheidigt, weil es im Anfang schwach angegriffen wurde. Selbst die griechische Marine war nach 1824 nicht mehr dieselbe. Jetzt denkt sie nur darauf, eine abscheuliche Seeräuberey gegen die Neutralen auszuüben, statt sich zu vereinigen und Expeditionen an den weiten unbesetzten Küsten der Türkey zu unternehmen. Aber die Umstände treiben die griechische Sache jetzt zu einem Ausgang, auf den die Chefs sobald nicht rechneten Griechenland wird den Frieden erhalten — das wurde geschrieben vor der Ankunft der lezten so niederschlagenden Nachrichten — und gezwungen werden, sich in den Zustand der Ordnung zu fügen. So wird das Volk endlich aufhören, tückisch zu seyn, und wird eine Stelle in der europäischen Politik und Civilisation einnehmen. Es muß diese Stelle annehmen, wenn es nicht untergehen will. Die hohen Mächte haben eingesehen, daß der anarchische Zustand der jetzigen Griechen dem Interesse Europa's, der Sicherheit seines Handels und seiner Ehre zuwider ist. So hat denn ein Gefühl der Menschlichkeit und der Religion diese europäischen Mächte zu dem Entschluß bewegen, dem blu-

Digitized by Google

tigen Kampf ein Ende zu machen. Aber nun entsteht eine andere Frage: werden die Griechen die Bedingungen eines solchen Friedens wollen? Und wenn sie ihn annehmen, was werden sie thun? Wenn aber die Bedingungen des Friedens ihnen nicht genügen, haben sie nicht ein Recht sich darüber zu beschweren, sich dagegen aufzulehnen, und in einem fortgesezten Zustand von Widerspruch zu beharren? Dann würden sie unzufrieden und schwierig der neuen Ordnung der Dinge nicht unterworfen seyn. Der feindliche Zustand hätte dann nicht aufgehört, sondern nur seinen Charakter und seine Richtung geändert, und die hohen Mächte hätten so gut wie nichts gethan. Uebrigens kann und darf das neue Griechenland nie kriegerisch seyn, und doch kann es nicht ackerbautreibend werden, denn der Boden mangelt ihm rc."

In diesen Bemerkungen ist sehr viel Wahres für den, welcher Griechenland mit ruhigem Auge gesehen oder aus der Ferne den bisherigen Gang seiner Angelegenheiten wohl beobachtet hat. Sie enthalten aber auch manches Schiefe und Uebertriebene.

Der Graf Lunzi hat nun eine kleine Schrift unter dem oben angeführten Titel herausgegeben, und ist darin auf eine Art gegen jenen Aufsaz zu Felde gezogen, die wenigstens nicht glücklich gewählt scheint. Denn wer zu viel sagt, sagt gar nichts, und wer zu warm spricht, macht kühl. Lunzi that schon nicht wohl daran, seine Schrift den Chefs Hellènes zu dediziren. Er verfiel dadurch in eine Emphase und in ein Lob dieser Herren, das heut zu Tage — wo man sie etwas näher kennt — nicht günstig wirkt. Bey alledem enthält aber auch seine Schrift manches Beherzigungswerthe und richtig Bemerkte.

Zuerst übernimmt er die Vertheidigung der Flotte seit 1824 und ihres bisherigen Verhaltens. Er erinnert daran, daß die Unternehmung gegen die egyptische Flotte im Hafen von Alexandrien selbst nur durch das Feuer europäischer Schiffe *) und durch entgegengesetzten Wind mißglückte; und daß die mörderischen Seekämpfe bey Missolunghi und die wiederholten Kämpfe mit den weit überlegenen türkischen Expeditionen gegen Samos seit 1824 stattgefunden haben. Der Mangel an Geld, Munition, Provision und allen Hülfsmitteln lähmt auch die Seeexpeditionen. Wenn der Vater seine Familie verläßt, muß sie zu Hause hungern. Dieß war im Anfange des Kriegs und in den ersten Jahren ganz anders, da hatte man an Manchem sogar Ueberfluß.

Die Seeräuberey, die man den Griechen vorwirft, ist, wie neulich Eynard in Paris äusserte, den Griechen selbst am wenigsten vorzuwerfen. Die meisten Piraten sind von den Küsten von Italien und Dalmazien. Sie benutzen die unregelmäßige griechische Flagge, ohne solche von der griechischen Regierung selbst zu haben. Unter ihrem Schutz berauben und ermorden sie Türken, Europäer und selbst Griechen. Der Commodore Hamilton hat vor kurzer Zeit 40 Mistiks (Barken) aufgebracht, welche Seeräuberey trieben, und hat sie nach Zante geführt. Da fand sich, daß sie unter griechischer Flagge segelten, ohne daß nur Eins Griechen oder in einen griechischen Hafen gehörte. Die griechische Regierung allein erkennt über die Rechtmäßigkeit der gemachten Prisen.

Die Uneinigkeit der Chefs, welche allerdings sehr zu beklagen ist, darf doch nicht als eine nur den Griechen eigenthümliche Erscheinung angesehen werden. Sie geht nur aus dem bisher ganz freyen und unabhängigen Zustand der Klephten, aus der Ungewohnheit zu gehorchen und aus der Lust zu herrschen, wie bey Andern, hervor. Nicht Gewinnsucht leitet diese Chefs, sonst würden sie anderswo, nicht in einem verarmten Land voll verbrannter Städte und Dörfer kämpfen. (Warum nicht, wenn bedeutende Summen, die von England und andern Ländern für die Vertheidigung und Aufrechthaltung des Volks bestimmt werden, in ihre Tasche gelangen?) Der gemeine griechische Soldat ist aber im glücklichsten Fall viel zu schlecht bezahlt — 20, 25 oder 30 türkische Piaster oder 10, 12 bis 15 Franken monatlich, womit er sich selbst kleiden, waffnen und in der Regel auch ernähren muß — um solcher Bezahlung wegen zu dienen, die sehr oft auch ganz ausbleibt. In solchem Fall kann ihn bloß die Liebe zum Vaterland begeistern und aufrecht erhalten. Unglaubliches haben wir in dieser Beziehung von Männern und Frauen auf hundert Stellen Griechenlands, aber besonders zu Ipsara, Calavrita, Missolunghi und neuerdings wieder zu Athen gesehen. Die Kampflust der Chefs kann auch nicht Folge von Herrschsucht seyn, denn sie wissen recht gut aus Karls XII. und Napoleons Beyspiel, daß das Glück der Waffen unstät ist. (Wie ungenügend und unpassend ist dieses Raisonnement! Ueberhaupt ist die Vertheidigung der Chefs und ihrer Absichten der schwächste Theil der Schrift.)

Die Häuptlinge führen nur die Art Krieg, welche für das Land und seine Kräfte paßt. Nicht Minutius, sondern Fabius ist ihr Muster. Für das heutige Griechenland paßt nur der kleine Krieg. Wollten aber auch die Griechen eine zweyte Schlacht von Chäronea wagen, so haben sie dazu die Kräfte nicht. Wohl fehlt es nicht an waffenfähigen Männern, aber an allen Mitteln eine

*) Der holländische Philhellene, Kapitän Stephan, der aus Griechenland zurückkehrend bey Eynard war, erzählte: er diene selbst unter Kanaris auf seinen Brandern; bey der Unternehmung desselben gegen die türkisch-egyptische Flotte im Hafen von Alexandrien wäre diese unfehlbar von Kanaris in Brand gesteckt worden, wenn die französischen Batterien nicht ein so heftiges Feuer auf ihn gemacht hätten, daß er sich zurückziehen mußte; überdieß habe er auch noch den Wind ganz gegen sich gehabt.

Digitized by Google

größere Zahl von Soldaten zu unterhalten. Mit den Wenigen, die jezt streiten, dürfen keine entscheidenden Schritte unternommen werden. Und doch würden die griechischen Chefs alle ihre Kräfte auf Einen Punkt und in Einem Augenblick vereinigen, wenn man ihnen sagen könnte: seht diese feindliche Armee, die müßt ihr schlagen, dann gibt es keine andere mehr, dann seyd ihr frey. Aber so ist es nicht. Zu Land und zur See sind glänzende Siege fast Niederlagen gleichzusetzen, wenn sie die Streitkräfte der Nation bedeutend vermindern. Wenn Griechenland Einen tüchtigen Mann verliert: so bemerkt man gleich die leere Stelle in der Armee, und kein neuer Kämpfer tritt da ein. Die alte und neuere Geschichte Griechenlands kennt keinen größern Helden als Marco Bozzaris. Er und die zwey-und-zwanzig Tapfern, welche sechs bis siebentausend Türken erschlugen, sind nicht wieder ersezt worden. Dagegen wächst die türkische Armee mit immer neuen Köpfen, wie die Hyder. Ueberdieß haben wir auch in der Geschichte gesehen, daß große Eroberer oft über bedeutende feindliche Armeen siegten, im Krieg gegen die Nation aber unterlagen. Spanien, unter Napoleons Herrschern für einige Augenblicke gebeugt, ist ein sprechendes Beyspiel. Griechenland kann jezt nicht, wie in den Perserkriegen, die Eiche seyn, die dem Sturme trozt. Es muß dem Schiff gleichen, das sich unter dem Sturme beugt und ihn über sich weggehen läßt. Wenn eine bedeutende Schlacht geliefert wird: so kann sie nur den Untergang Griechenlands herbeyführen und entscheiden, nicht aber seine Rettung. Wird sie aber auch gewonnen, ist damit die türkische Armee vernichtet? Die Erfahrung spricht für diese Ansicht. Karaiskaki, Kolokotroni, Odysseus, Niketas, Bozzaris, Zavellas und so viel andere griechische Chefs haben sich bisher mit einer Hand voll Leuten siegreich gegen bedeutende Armeen geschlagen, die mit allem Nothwendigen im Ueberfluß versehen und von europäischen Offizieren geleitet sich alle Jahre in Griechenland erneuten. Sieben Jahre nun dauert dieser Kampf. Miaulis, Tombasis, Kanaris und die andern griechischen Seeleute haben mit ganz unbedeutenden Kräften Furcht und Schrecken bey der türkischen Flotte verbreitet, und dabey ihre eigene Marine erhalten, vervollkommt und vermehrt . . . Ueberall, wo die Griechen ihren Kämpfen angreifend oder vertheidigend einen andern Charakter gegeben haben, sind sie unglücklich gewesen, so z. B. Scurtis 1825 in Morea gegen des klügern Costa Bozzaris Rath. Freylich blieben nur 500 Hellenen auf dem Kampfplatze und Ibrahim-Pascha dagegen verlor viel mehr. Aber von diesem Tage an verringerte sich der Muth der Griechen, denn sie hatten kein Vertrauen mehr zu ihrem Anführer. Die Armee zerstreute sich. Navarin wurde sich selbst und seinen wackern Vertheidigern überlassen, welche am Ende Hunger und Noth, nicht die feindlichen Waffen zu einer ehrenvollen Kapitulation zwangen. Der kleine, der Guerillaskrieg ist die einzige Art gegen die Araber zu kämpfen, wiewohl diese von europäischen Offizieren angeführt sind. Ueberall haben sie sich durch Verwüstung des Landes, durch Plünderung und Zerstörung, so wie durch Niedermetzelungen armer Weiber und Kinder, hervorgethan, noch nirgends durch Siege über die Griechen. Konnten die Araber die Stellung von Milus nehmen, die Ypsilanti mit seiner Handvoll verhungerter Soldaten vertheidigte? Was haben sie bey all' den Stürmen von Missolunghi ausgerichtet? Was bey ihrem Feldzug von Maina? Wie schnell sind sie aus diesen Gebirgen geflohen, die noch nie ein feindlicher Fuß ungestraft betrat. Tausende haben da ihr Leben gelassen, und die Mainotten bewiesen, daß weder Ibrahim-Pascha noch der Renegat Suliman-Bay sie zu bezwingen vermögen . . Um die Griechen, in ihrer Art Krieg zu führen, recht zu beurtheilen, muß man vor Allem die Topographie des Landes, die bisherige Lebensweise der Einwohner, ferner die Geringfügigkeit und den Bau der griechischen Schiffe, die numerische Uebermacht und die großen materiellen Vortheile des Feindes berücksichtigen. Alles gebietet den Griechen sich auf den Vertheidigungskrieg zu beschränken, der nicht so schnell endigen kann. Noch einmal! die griechischen Chefs haben mehr Sinn für das Wohl des Vaterlands, als für glänzenden Ruhm. Sie wollen sich so lange wie möglich diesem Vaterland erhalten, um nützen zu können, und den Feind durch Zeit und Beharrlichkeit zu zerstören, nicht, um für den Ruhm zu sterben. Indessen haben sie auch das gekonnt und gezeigt, wenn es nöthig war und dem Vaterland zu Nutzen kam. Ihre Arme, ihr ganzes Denken und Fühlen und ihr Muth gehört diesem Vaterland, und nicht der Ruhmsucht. Sie sterben wie die Spartaner bey den Thermopylen, nicht wie die, welche bey diesem Kampf übrig blieben und nicht länger leben wollten.

(Der Beschluß folgt.)

R o m a n.

Luise von Halling. In Briefen aus Südspanien von Dan. Leßmann. Zwey Theile. Berlin, in der Vereinsbuchhandlung 1827.

Dieser Roman gehört in die Gattung der pittoresken und beschreibenden, unter welchen die Corinna der Frau von Staël obenan steht. Wie in dieser Corinna die Liebesgeschichte nur den Faden darbietet, um daran allerley Bilder und Schilderungen des italienischen Landes und Volkes zu reihen, so dient auch im vorliegenden Roman

Digitized by Google

die kleine einfache Liebesgeschichte der deutschen Luise von Halling mit einem jungen spanischen Edelmann aus Sevilla nur dazu, die verschiedenen Schilderungen des südspanischen Lebens zu verknüpfen. Die Intrigue und die Charakteristik dieses Romans ist noch bey weitem einfacher, und bietet weit weniger psychologisches und leidenschaftliches Interesse dar, als der Roman der Frau von Staël. Dagegen hat sich der Verfasser Mühe gegeben in seine Schilderungen eine gewisse Mannigfaltigkeit des Styls und Kolorits zu bringen. Er vertheilt seine Correspondenz an vier sehr heterogene Personen. Diese sind ein junger Baron, der sich als Diplomat in Spanien befindet, dessen Gemahlin Angelika, deren Schwester Luise, und ein Gelehrter, Laurentius, der in ihrer Gesellschaft reist, sämmtlich Deutsche. Jede dieser vier Personen schildert diejenigen Parthieen des südspanischen Lebens, die ihrem Charakter am meisten zusagen, und in einem eigenthümlichen Styl. Der Baron ist ein gesetzter, verständiger Weltmann, seine Gattin eine kluge, fein beobachtende Frau, die alle Tugenden deutscher Häuslichkeit mit nach Spanien gebracht hat und daher am besten im Stande ist, über die Kontraste zwischen dem deutschen und spanischen Gesellschafts- und Familienleben zu urtheilen. Luise ist ein schwärmerisches deutsches Mädchen und beschäftigt sich eigentlich nur mit ihrer Liebe, dadurch aber hat sie eben die romantische Parthie der Schilderungen übernommen. Durch sie lernen wir die Südspanier von ihrer liebenswürdigen ritterlichen Seite kennen. Laurentius endlich übernimmt die gelehrte Parthie und ist zugleich ein Humorist. Seine launigen, kecken Briefe wechseln sehr anmuthig mit den nüchternen des Ehepaars und mit den zärtlichen der jungen Verliebten ab. Doch hat sich der Verfasser, dem es nicht an Geist gebricht, um einen solchen humoristischen Charakter witzig genug durchzuführen, dadurch ein wenig im Lichten gestanden, daß er allzu auffallend seinen Laurentius den bekannten Schoppe in Jean Pauls Titan kopiren läßt. Die Schilderungen selbst sind sehr reichhaltig und lebendig, und zeigen, daß der Verfasser, wenn er auch die Briefe weder aus Spanien erhalten hat, noch vielleicht selbst jemals dort gewesen seyn sollte, doch durch vielseitige Belesenheit des Terrains kundig ist.

Biographie.

Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Zweytes Heftlein. Breslau bey Joseph Max und Komp. 1827.

Der Herausgeber dieses Werks ist von dem Grundsatz ausgegangen, daß an einem großen Mann alles, auch das Kleinste, interessant seyn müsse, und er beruft sich noch insbesondere auf einen Wunsch, den Jean Paul selbst in folgenden Worten äußert: „Wenn ich könnte, so möcht' ich, was noch kein Autor konnte und kann, alle meine Gedanken nach dem Tode der Welt gegeben wissen; kein Einfall sollte untergehen.“ Da nun Jean Paul ein sogenanntes Vita-Buch mit einer großen Menge Aphorismen, Bemerkungen und Einfälle handschriftlich hinterlassen hat, so glaubt der Herausgeber des vorliegenden Werkes sowohl seiner Pietät gegen den verewigten Dichter, als dem Wunsch des Publikums Genüge zu leisten, indem er wenigstens eine Auswahl aus jenem Vita-Buch mittheilt.

Man kann gegen ein solches Unternehmen im Grunde nichts einwenden. Auch der unbedeutendste Einfall von Jean Paul ist immer noch so viel werth, als die abgeschmackten Gedanken, die wir mit jeder Messe zu hunderttausenden gedruckt erhalten, und wenn sich auch viele solche unbedeutende Einfälle in dem Vita-Buch finden, so nehmen wir sie doch gern mit in den Kauf, da sie einmal mit denen beysammenstehen, die wir um keinen Preis vermissen möchten. Die größte Mehrzahl der hinterlassenen Gedanken und Einfälle ist vom besten Geist Jean Pauls eingegeben, und selbst wo er nur von seiner Persönlichkeit spricht, haben sie fast immer den psychologischen Werth, um dessentwillen wir den fragmentarischen Nachlaß Lichtenbergs so sehr schätzen. Die Herausgabe dieses Nachlasses Jean Pauls ist also vollkommen dankenswerth, nur vermissen wir beym Herausgeber die Konsequenz. Wenn er nur eine vorzügliche Auswahl veranstalten wollte, warum nahm er so ganz unbedeutende, wahrhaft kleinliche Gedanken auf, wie z. B.:

„Am Geburtstag 1804 den ersten Hosenträger bekommen.“

„Kehren kann ich nicht hören, aber leicht ausklopfen, z. B. das Kanapee.“

Wenn der Herausgeber sich aber an solchen Kleinigkeiten, nicht stieß, warum gab er denn nicht lieber alles ohne Ausnahme? warum maßt sich der Herausgeber allein an, das Interessanteste auszuwählen, und überläßt es nicht lieber der Einsicht und dem Geschmack jedes einzelnen Lesers, sich aus dem ganzen mitgetheilten Nachlaß zu wählen oder zu überschlagen, was er will? Mit den überflüssigen Blättern, die wir dann vielleicht mehr erhalten hätten, würden wir gern diejenigen eingekauft haben, die vielleicht noch sehr Interessantes enthalten, was der Herausgeber übersehen hat.

Davon abgesehen, nehmen wir das Werk, wie es ist, und sagen dem Herausgeber auch so unsern Dank. Wer die Goldkörner zu finden weiß, wird einige Spreu leicht übersehen.

Digitized by Google

Nr. 59.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 24. Juli 1827.

Philosophischer Roman.

Selina oder über die Unsterblichkeit. Von Jean Paul. Zwey Theile. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1827.

Nichts ist gewöhnlicher, als daß man das lezte Werk eines ausgezeichneten Schriftstellers mit dieser oder jener Voraussetzung in die Hand nimmt, die seiner angemessenen Würdigung höchst nachtheilig werden kann. Entweder ist man nämlich zu glauben geneigt, man werde in einem lezten Werke auch das gereifteste, vollendetste erhalten, oder man meynt im Gegentheil eben so leicht, ein solches werde bereits Spuren der Ueberreife, der Verwelkung und Schwäche an sich tragen. Beyde Voraussetzungen sind freylich aus der Erfahrung abstrahirt, und die erste dürfte am meisten bey Schriftstellern zulässig seyn, deren Thätigkeit der Wissenschaft gewidmet war, die zweyte bey solchen, welche mit Schöpferkraft das Reich der Poesie erweitert. So waren z. B. Manso's lezte historische Arbeiten seine vollendetsten im Fache der Geschichtschreibung; so dürfen wir uns bey aller sonstigen Anerkennung nicht verhehlen, daß Goethe's jüngste dichterische Hervorbringungen nicht mehr jene Frische und Lebhaftigkeit athmen, welche der Zauber seiner früheren sind. Aber das Reich der Geister und insbesondere des Genies duldet keine Herrschaft der Regeln, und wären sie von der ausgebreitetsten Erfahrung abgezogen; in ihm sind die Ausnahmen so häufig als die Regeln, ja jene sind sogar diese selbst; und wenn Homer einmal zu schlafen schien, so erwacht er oft wieder und desto überraschender zu einer nie geahneten Schwungkraft des Geistes. Und hat nicht auch Schiller die Regel der Ausnahme durch seinen „Wilhelm Tell" beurkundet, welcher sein leztes Drama war und allgemein als sein vollendetstes anerkannt wird? — Darum haben wir uns aber auch wohl gehütet, bevor wir die Selina gelesen, irgend einer von jenen Voraussetzungen Raum zu geben, ob wir gleich in dessen Vorläufer, „dem Kometen," mehr Behaglichkeit und Breite, als Feuer und Fülle wahrzunehmen geglaubt hatten. Die Lesung der Selina hat inzwischen vollends die Macht dieser Reminiscenz gebrochen. Denn, wenn wir auch der Muthmaßung, welche J. P. in den Vorredebruchstücken selbst über seine Selina geäußert, beytreten, daß dieselbe weniger Glut in sich trage als das Kampanerthal, so finden wir doch dieses weniger nur in der Abwesenheit jedes Schlackenfeuers, wie jedes blendenden, aber schnell zerfahrenden Raketen- und Leuchtkugelnblitzes; und so hat das hier allein wohlthätige, blüthenweckende und fruchtzeitigende Sonnenlicht nur an reiner, ungehemmter Wirkung gewonnen. Man wende nicht ein, daß eben deßwegen doch auch eine gewisse Monotonie zur Herrschaft gekommen seyn könnte, wie sogar schon die Wahl eines solchen einzelnen methaphysischen Gegenstandes, wie die Unsterblichkeit sey, vermuthen lasse; denn wir entgegnen wohl mit Recht, daß hier von Vermuthungen überhaupt nicht die Rede seyn sollte, und, wenn dieselben sammt ihrer Folgerung wirklich Grund hätten, sie ja das Kampanerthal mittreffen müßten. Inzwischen verhält sich die Sache in der That ganz anders, wie wir in Nachfolgendem so ausführlich darzulegen bemüht seyn werden, als uns dieser aus dem tiefsten Seelenheimweh geborene und es wiedererzeugende Schwanengesang Jean Pauls zur theuren Pflicht macht.

Im Allgemeinen schon leuchtet es Jedem, der Jean Pauls Werke kennt, von selbst ein, daß die Selina, die Frucht jener Blüthe, die uns das Kampanerthal in jugendlicher Fülle entfaltet, die Summe und den Kern aller Ideen in sich schließen müsse, deren überschwenglicher Reichthum in jeder Biographie J. P's. ausgebreitet ist, sie ganz und gar durchdringt. Oder stellt sich etwa nicht in jeder die tiefreligiöse Weltanschauung als lebenzeugender Mittelpunkt dar, daß in Gott, Tugend und Unsterblichkeit alle Herrlichkeit der Welt und des Lebens, im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung jeder wahre Genuß, jede Seligkeit beruhe und gegeben sey? — Aber wenn uns J. P. diese seine Weltanschauung meistens nur in einzelnen hohen Momenten und Naturen, die aus der bunten Mannichfaltigkeit seiner Lebensschilderungen hervortreten, und in so weit offenbart hat,

Digitized by Google

als hinreichend schien, sie und uns über die Strudel weltlicher Verwirrungen emporzutragen, so verkündigt er uns dieselbe hier vorzugsweise als den eigentlichen Augen- und Lichtpunkt, in welchem die höchsten Interessen des Handelns und Denkens ihre Einigung und Lösung finden. Zwar ist es freylich nur der milde, erquickende Smaragdschimmer ewiger, unverwelklicher Hoffnung, den Selina in unsere Herzen gießt; aber er selbst fließt ja auch in ihr erst aus den in einander spielenden Strahlen zusammen, welche aus dem Demant- und Rubinfeuer des Glaubens und der Liebe geboren worden. — Diese allgemeinen Andeutungen des Ideeninhalts der Selina würden vielleicht zu genügen scheinen, wenn sie nicht eben auch auf das Kampanerthal angewendet werden könnten, da dieses doch noch sehr verschieden von jener ist, und zwar nicht allein wie die Blüthe von der Frucht, sondern noch mehr und bestimmter. Im Kampanerthal ist es das Frühlingswehen des jungen Lebens, auf welchem die jubelnden Empfindungen des alle Pulse mit unverwüstlicher Zuversicht durchzückenden Herzens gen Himmel fliegen und reißen; in der Selina dagegen schweben wir auf den Schwanenfittigen eines in dem Kreislauf aller Jahrszeiten vollendeten Gemüthes durch die tiefblauen, beruhigten Wogen eines ewig klaren Himmels sanft dahin. Der lyrische Ungestüm, der sich durch Sturm und Ungewitter kämpft, hat sich zur epischen Kraft und Milde gesteigert, die uns über beyden hält und hebt. Die nähere Betrachtung der Selina, zu der wir uns nun wenden, wird diese Ansicht derselben nur erweitern und bestätigen.

Zuvörderst erklärt es sich unter andern aus dieser Ansicht, ja sie selbst, daß Jean Paul in keinem seiner früheren Werke, wie sehr es ihm auch dort schon immer zumeist auf Entwicklung der Empfindungen und Gedanken ankommt, in dem Grade an die Platonischen Dialogen erinnert, als hier in den Partheien wenigstens, wo die Personen der Geschichte sich zum Austausch ihrer Ideen über Unsterblichkeit vereinigt haben. Rigoristischen Ehrenwächtern der Platonischen Unübertrefflichkeit, welche bemerken dürften, daß bey alle dem doch von Erreichung Platon's nicht die Rede seyn könne, geben wir jene wie dieses gern zu, und fügen nur noch bey, daß davon auch nicht die Rede seyn solle und dürfe, weil die eigentlichste Art und Form der Platonischen Dialogen ein nothwendiges Erzeugniß des Platonischen Genius und der bis zu seiner Zeit so und nicht anders entwickelten athenisch-hellenischen Nationalität sey. Gleichwohl halten wir die Behauptung fest, daß unsere schon seit Jahren genährte Ansicht, nach welcher wir Jean Paul für einen deutschen Platon der letzten vier Decennien halten, durch sein leztes Werk nur einleuchtender werde. Die Durchführung dieser Parallele nach allen Gleichheiten und Verschiedenheiten müssen wir hier auf sich beruhen lassen und kehren zu unserem Gegenstande zurück. — Genau genommen ist die Geschichte auf das engste und kunstreichste mit jenem Ideenaustausch verflochten, daß dieser nicht wohl ohne jene gewürdigt werden kann. Die Begebenheiten, welche die sich unterhaltenden Personen berühren, die Verhältnisse, in denen sie leben, führen die Unterhaltung mit einer gewissen Nothwendigkeit herbey, unterstützen, beleben oder unterbrechen sie und knüpfen sie wieder an. Gione, die unsern Lesern aus dem Kampanerthal noch bekannt seyn wird, ist unlängst gestorben und hat ihrem Gemahl, dem gleichfalls wohlbekannten Baron Wilhelmi, eine eben erwachsene Tochter zurückgelassen, ein so geistiges, ätherisches Wesen, wie sie einst selbst gewesen. Dieß ist eben Selina. Diese hat einen Bräutigam, Henrion, den Sohn des Rittmeisters Karlsson. Obwohl dieser Kampanerthalische Freund Wilhelmi's auf einem nahegelegenen Landgute in Albano's Fürstenthum wohnt, so sind die Geliebten doch getrennt; denn Henrion ist in den, gerade im ersten Brande stehenden Freyheitskampf der Griechen geeilt. Den kühnen Entschluß hatte er unter des Vaters Genehmigung gefaßt, ehe er Selina's Liebe gewann; er mußte männlich dabey beharren, um vor sich selbst, ja vor der eben so erhabenen als zarten Seele seiner Braut zu bestehen. Wie jugendlich und tüchtig ist nicht allein dieses Verhältniß gedacht, während unsere jüngsten Romanscribenten gewöhnlich Helden aufstellen, die entweder rohes, barbarisches Ungefühl besitzen, oder vor weiblicher Weichlichkeit zerfließen! — Aber die Scene wird belebter. Henrion's Bruder Alexander, Gesandtschaftsrath, hält sich auf dem Gute des Vaters auf, Nantilde, die Schwester beyder, ist die Freundin Selinen's, eine veredelte Nabette. Josepha, Karlsson's noch lebende Gattin, ist eine edle, würdige Frau, von innigem Gefühl und festem Sinn. Sie stellt die in den Tiefen eines reinen Gemüthes gegründete Fassung, Haltung und Ergebung in einen höchsten Willen dar. Alle Personen nehmen Antheil an den Gesprächen, zu welchen Jean Paul selbst nach Falkenburg, dem Gute des Rittmeisters, eingeladen worden, als ein Brief Henrion's angekommen war, den derselbe vor Napoli di Romania am Vorabende eines Sturmes geschrieben hatte. Schon dieser an Selina gerichtete Brief hatte eine Reihe lyrischer Ergüsse über Unsterblichkeit enthalten, den höchsten und innigsten Trost für sich und seine Geliebte; und so ist denn das Interesse, welches Vater, Mutter, Geschwister und Braut dessen, der sich dem Freyheitskampfe und selbst dem Tode geweiht, für die Ideen der Unsterblichkeit hegen, mehr, als was man gewöhnlich motivirt nennt. Aber des Bruders, Alexanders, Interesse ist ein negatives, und er ist es, der überall die Ideen der Un-

Digitized by Google

sterblichkeit bestreitet. Aus einem doppelten Grunde: einmal, weil sein Verstand die Unhaltbarkeit der verständigen Gründe, dafür nicht dulden kann, und dann überdieß, weil er sich eben in einer solchen Gemüthsstimmung befindet, die uns leicht die Unsterblichkeit, nämlich die zu erwartende Ewigkeit jener Stimmung, als eine ewige Hölle erscheinen läßt. Die diplomatische Laufbahn nämlich, auf welcher er sich befunden, hat ihn schon genugsam mit Eckel gegen das Daseyn auf Erden, und im Springschluß seines heftigen Gemüthes, gegen das Daseyn überhaupt erfüllt, und überdieß liebt er, ohne Gegenliebe gefunden zu haben und erwarten zu dürfen, die Braut seines Bruders. So ist er der böse Feind geworden, der keineswegs aus Mißgunst, sondern, weil er nicht anders kann, die seligen Träume der Seinigen stört und vernichtet. Jean Paul wird eigentlich gegen ihn zu Hülfe gerufen, weil der Vater ein zu ungestüm begeisterter Mensch, Wilhelmi zu bequem und indifferent ist, die Frauen aber nicht geschickt, gewandt und kühn genug sind, ihre Gefühle und Ansichten durch wohlgeordnete Rede zu vertheidigen. Abgesehen von dieser gewiß sehr schönen, historischen Einleitung und Einkleidung, wodurch die Unterhaltungen das möglich-höchste Leben gewinnen, läßt sich in derselben noch der wohlberechnete Gang einer nach künstlerischem Gesetz entworfenen Untersuchung erkennen. Karlsson hatte in dem Einladungsschreiben an Jean Paul schon das Terrain und die Kriegsmacht angedeutet, welche derselbe antreffen werde, Notizen über die bereits vorgefallenen Vorpostengefechte des Ideenstreits beygefügt, und wie er vorläufig seinem Sohn Alexander eine Diversion oder vielmehr Demonstration gemacht habe, indem er ihn an den Abgrund des Vernichtglaubens zu stellen versucht. Dieser Versuch wird schriftlich mitgetheilt und spricht, obwohl nicht so verwegen und erschütternd, doch eben so klar und ergreifend aus, daß mit einem solchen Vernichtglauben, der auch eine Läugnung Gottes in sich schließe, die Welt in einen wüsten, chaotischen Brey auseinanderfahren müsse, wie es J. P. schon in jener furchtbaren Rede des todten Christus auf den Trümmern des Weltgebäudes ausgesprochen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Zeitgeschichte.

Observations de Jean Guillaume de Lunzi aux Considérations sur l'état actuel de la Grèce publiées par M. L. de C. Genève 1827. (Junius.)

(Beschluß).

Ich bin weit entfernt, die griechischen Chefs als Muster anzuführen, wenn es sich davon handelt, einen neuen gesellschaftlichen Zustand zu gründen. Geboren und auferzogen in Unwissenheit und Sklaverey, kennen sie den Werth jenes Zustands und der Kultur nicht. Aber man verdamme sie doch nicht darum, weil sie sich nicht blindlings einer Regierung oder gewissen Häuptlingen unterwerfen wollten, die ihren Eigennutz oder ihre ehrgeitzigen Absichten — (hier gesteht also Lunzi beyde ein) — unter dem Schein von Vaterlandsliebe verbergen wollten. Diese Chefs hatten auch wenig Vertrauen in den Rath der zahlreichen Europäer, die ihnen zu Hülfe kamen. Wie konnten sie aber die wenigen wahren Freunde des Landes und des Volks von der großen Menge Abenteurer, ehrgeitziger, auf Verrath sinnender Fremden aus allen Gegenden Europa's unterscheiden? Gegen die wahren, edlen Philhellenen haben sich die Griechen immer vertrauend und dankbar gezeigt, so gegen Lord Byron, gegen Norman, gegen Fabvier und jezt gegen Lord Cochrane und General Church, in deren Hände sie die Macht zur See und zu Lande legten.

Ob die Griechen Unordnung, Barbarey und Unwissenheit lieben, mag zulezt die Ernennung des Grafen Capodistrias zum Regierungspräsidenten für sieben Jahre beweisen. Auch alles, was sie früher thaten, spricht gegen diese Beschuldigung. Der ganze Bund der Hetärie hatte Freyheit und Civilisation zum Zweck. Zahlreiche Griechen wurden seit sechszig Jahren nach dem Abendland geschickt, um da zu lernen, was die Väter ungern an sich vermißten. Die Bildung der Nation war immer einer der Hauptzwecke, so wie stattliche Ordnung. Schon nach der ersten Zeit der Insurrektion ernannten die Griechen eine Regierung, machten Gesetze und ernannten Beamte. Früh waren sie bemüht ein bürgerliches und politisches System zu gründen, und sich als Nation zu konstituiren, ehe sie noch eine waren.

Wie hätte doch Griechenland furchtbarer angegriffen werden können, als es geschehen ist? — Nur dann, wenn alle europäischen Mächte ihre Heere zu dem des Sultans hätten stoßen lassen. Niemals und gegen keinen Staat, weder gegen Rußland noch gegen Oestreich, noch gegen beyde vereinigt, auch nicht gegen Frankreich und seine Alliirten hat die Pforte größere Armeen geschickt als gegen Griechenland. (Dieß ist eine unwahre Uebertreibung. Im Anfang der Insurrektion trat die Pforte nur sehr schwach gegen Griechenland auf.) Die Flotten von Konstantinopel, von Alexandrien, von Tunis, Algier und Tripolis sind nach und nach — (darin lag eben der Fehler) — herangekommen, und haben sich von den armseligen Schiffen der Griechen schlagen und in die Luft sprengen lassen. Alle Pascha's der europäischen Türkey haben nach und nach in Griechenland gekämpft: Asien und Afrika haben ihre Truppen geschickt. Ja die europäischen Mächte

Digitized by Google

selbst haben die Türken mehr und weniger unterstüzt. Einige übernahmen es, ihre Truppen zu unterrichten und anzuführen, andere gaben Matrosen, Artilleristen und Transportschiffe her, um Griechenland mit furchtbaren Feinden zu überschwemmen. Andere benuzten den Schleyer der Neutralität, um in ihren Staaten alle Unterstützung des verschmachtenden Griechenlands zu verbieten, ihre Häfen den Griechen zu verschließen, den türkischen Schiffen unter christlicher Flagge aber freye Zuflucht zu gestatten, wenn die Griechen sie verfolgten.

Man werfe doch den Griechen nicht vor, sie wollten keinen geordneten, gesetzlichen, gesellschaftlichen Zustand, sie wollten nicht in die Reihe der europäischen Staaten eintreten. Haben sie nicht in jeder Zeit und auch ganz neuerlich wieder den Wunsch ausgesprochen, daß man ihnen eine politische Existenz gönnen und sie unter die civilisirten Länder Europa's aufnehmen möge. Waren der Graf Andre Metaxas und Georg Mauromichalis nicht deßhalb schon im zweyten Jahre der griechischen Insurrektion bittend und flehend beym Kongreß von Verona? Hat man sie nur angehört, hat man sie aufgenommen?

Stratford Canning sagte neulich in seiner Antwort an die Kommission der griechischen Repräsentanten, daß seine Regierung die Grundlage eines neuen politischen Zustandes von Griechenland billige, wie ihn die Repräsentanten vorgeschlagen, und solche dem Divan vorgelegt haben. (Aber man weiß auch, was Kolokotroni und seine Parthey in Beziehung auf diesen griechischen Hospodar-Plan geantwortet haben.)

So weit der Graf Lunzi.

Nach den neuesten schrecklichen Unfällen der Griechen, bey der ganz veränderten Stellung der Pforte gegen dieses unglückliche Volk ändert sich vielleicht ganz die Frage und die Art der europäischen Intercession beym Divan, wenn diese fortgesezt statt hat. Vielleicht aber auch führt dieß lezte Unglück zur schnellen und erwünschten Entscheidung der Frage.

Mr.

Dramatische Literatur.

Friedrich der Große oder die Schlacht bey Cunersdorf, ein dramatisches Charaktergemälde von J. Gründler. Glogau, 1826. Neue Günter'sche Buchhandlung.

Der bekannte dramatische Schriftsteller Karl Töpfer hat Friedrich den Großen bereits auf's Theater gebracht, zwar ein wenig karrikirt, aber doch immer besser, als Herr Gründler, welcher ihn idealisirt. Der große König erscheint in dem vorliegenden Schauspiel durchaus nicht so humoristisch, wie er im Leben war, vielmehr steif, sentenziös, pathetisch, was er nun ganz und gar nicht war. Obgleich er eben eine Schlacht, und eine unglückliche Schlacht liefert, findet er doch Zeit und Muße genug, sich über alle möglichen historischen, politischen und patriotischen Gegenstände des Breitesten auszusprechen, und er tritt überhaupt nur auf, um diese Reden zu halten, er dient nur als Rahmen für die kleinen oratorischen Gemälde, in welchen der Verfasser seinen Patriotismus anbringen will. Auch die übrigen handelnden, oder vielmehr sprechenden Personen sind nicht richtig und lebendig genug gezeichnet. Die Umgebungen Friedrichs selbst, Ziethen, Seidlitz, d'Argens, Quintus Icilius treten sehr zurück und gelten nur als Nebenpersonen. Dagegen kommen drey andere Männer noch neben Friedrich in den Vordergrund, nämlich Lessing, Gleim und Kleist. Kleist fiel bekanntlich in der Schlacht bey Cunersdorf. Er hat also ein Recht, bey dieser Gelegenheit aufzutreten. Nun bringt aber der Verfasser noch Gleim und Lessing hinzu, welche den Sänger des Frühlings besuchen und ihm seine Braut zuführen. Gleim, der vielgeschäftige, stets dienstfertige Freund, ist nicht übel gezeichnet. Gänzlich verfehlt aber ist Lessing. Er hat auch nicht einen Funken seines Geistes, seiner Laune mitgebracht, und läuft überhaupt nur so mit wie das fünfte Rad am Wagen. Auch er gibt Sentenzen von sich, wie Friedrich, aber wir vermissen seinen Scharfsinn, seine Ironie, seine liebenswürdige Bosheit gänzlich. Wie unübertrefflich besser hat ihn Steffens in seinem Walseth und Leith gezeichnet! Ueberhaupt aber ist das Auftreten dieser Dichter vor und während der Schlacht höchst unnatürlich. Es beruht nicht einmal auf einem historischen Grunde, da die gedruckte Korrespondenz Lessings und Gleims deutlich ausweist, wie weit sie von dem Schlachtfeld von Cunersdorf und von dem Gedanken, es zu besuchen, entfernt waren. Indem der Dichter sie willkürlich auf dieses Schlachtfeld verpflanzt, bringt er sie in die ungeschickteste Situation, die ein Held auf der Bühne finden kann. Das ganze Stück spielt kurz vor, während und nach der Schlacht, und die Schlacht geht immer hinter den Kulissen vor sich, während die Schauspieler ganz ruhig auf der Bühne sprechen. Das erinnert uns an Christ's Trauerspiel, Arnold von Winkelried, worin die handelnden Personen ebenfalls sich ruhig unterhalten und einander das Hegel'sche System in schönen Jamben auseinandersetzen, während hinter den Kulissen gefochten wird. Wenn indeß auch in Herrn Gründlers Drama das Dramatische gänzlich verfehlt ist, so bleibt doch immer die patriotische Gesinnung, die darin herrscht, alles Lobes würdig.

Digitized by Google

Nr. 60.

Literatur=Blatt.

Freitag, den 27. Juli 1827.

Der reuige Autor.

Es ist bekannt, daß W. Alexis vor einigen Jahren einen kleinen Roman oder größere Novelle schrieb, welche das Leben und die Thaten Schill's und seiner Genossen zum Gegenstand haben — sollte. Es ist immer etwas schwieriges, einen Helden, welcher der Geschichte angehört, so ganz nahe vor sich zu haben, daß viele Leser ihn selbst gekannt haben könnten, der um vieles jüngere Autor aber nicht. Selbst, wenn der Autor sich zu jener historischen Unbefangenheit erheben könnte, die nur wenigen Menschen in Hinsicht auf ihre Zeitgenossen eigen ist, selbst dann möchte es noch schwer seyn, einen solchen historischen Mann in einen Roman zu verflechten, ohne gegen das Kostüm (wir meynen nicht das theatralische) zu fehlen und ohne es mit der einen oder der andern Parthey zu verderben.

Es ist anerkannt und vielfach ausgesprochen worden, daß sich W. A. in seiner Schillschen Novelle — die Geächteten — nicht nur gegen Schill versündigte, sondern, daß er ihn nicht einmal richtig gefaßt hat. Die individuelle Ansicht, die er in dieser Novelle zu einer historischen und allgemeinen machte, ist übrigens in so fern verzeihlich, als sie wahrscheinlich vor einiger Zeit die herrschende in jener Stadt war, aus welcher

> „zog der mächtige Held,
> er führte fünfhundert Reiter in's Feld."

Genug, weil sich das richtende Publikum, das sich als eine Nachwelt beuchte, an Schill versündigte, hat sich Herr W. Alexis mit versündigt. Nun scheint sich aber der Wind in jener Stadt umgesezt zu haben und der Autor der Novelle „der Geächteten" hat sich auch umgesezt, fühlt Reue und drückt sie (Nr. 85. des Berliner Conv. Blatts) in einer Vision aus, die uns schöner dünkt als ein großer Theil der geächteten Novelle, und die wir als Vorrede oder Epilogus bey einer künftigen zweyten Auflage des Werkchens lesen möchten.

In der Vision liegt Hr. W. A. im Bette und kann nicht schlafen, obgleich er früher zu Bette ging als die noble Welt, von deren schläfriger Unterhaltung er wachend träumt: — „Ich sehe

> „Im Fackelschein, der magisch kommt und schwindet,
> „Die matten Blicke übersatter Lust,
> „Skelette, frazzenhaft mit Tand behangen
> „und hole Schläfrigkeit und nirgends Ruhe;" ꝛc.

Er phantasirt über Phantasieen und schlägt dann die Augen auf; es war todtenstill im Zimmer — „Auf dem Tisch brannte ein Licht," das sich der Geist wohl mit chemischen Zündhölzern angezündet hatte, und

> „vor dem aufgeschlagenen Buch
> Saß, mir den Rücken zugewandt, der Eine."

W. A. erkennt sogleich in ihm den — Helden. Noch klebte an seinem Körper Blut ꝛc. „Er las — gern hätt' ich ihm das Buch entrückt — und ausgelöscht der Seiten schwarze Lettern — Ernst blieb sein Blick, wie runzelten die Braunen." Er las also wohl — die Novelle: die Geächteten, und der Revenant hatte sich nur deßhalb von seinem kühlen Grab in Stralsund hieher bemüht, obgleich er in jeder Leihbibliothek unterwegs dasselbe Vergnügen oder Mißvergnügen sich hätte verschaffen können. Der Autor hat Muth genug den beleidigten, todten Mann anzurufen, entschuldigt sich aber gleich Anfangs: „Ich drückte nicht die Büchse auf Dich los — Nichts that ich Dir." Da wandt' er streng sich um — und erklärt dem im Bette, daß er als Kläger aus der Gruft gestiegen sey, „das rein zu fordern, was Du mir befleckt — nach meinem Namen streckest Du die Hand." — Der Autor entgegnet ihm: „daß über ihn schon abgestimmt sey, und daß er nach dieser Stimmenmehrheit seine Novelle verfaßt habe. Bis jezt war die Vision und ihre Beschreibung etwas schläfrig, was auch nicht zu verwundern, wenn man so lange nicht einschlafen kann; jezt aber ermannt sich der Dichter und sieht seine Vision mit klarem Auge, wir vermuthen es wenigstens, denn jezt erst ist er poetisch; Schill schüttelte auf die Antwort des Herrn Kammergerichts=Referendarius das Haupt: „Wer hieß dich malen

Digitized by Google

Von Berg und Wald die tiefen Abendschatten
Und malen nicht, wie tief die Sonne stand?
Der Pöbel richtet und der Weise forscht,
Hätt'st Du geforscht, Du hättest nicht gerichtet."

Mit anderm Wort: si tacuisses etc. Der Dichter stützt sich nun auf sein poetisches Recht; da antwortet ihm der Held von Strahlsund eben so wahr als schön:

„Nennst du sein Recht, wenn ich des Dichters Pflichten,
Hätt'st du geseh'n, wie ich in traur'gen Nächten,
Das Auge glühend, mit dem Zweifel rang,
Geseh'n, wie Alle auf den Einen blickten,
Europa's Wage schien in meiner Hand —
Wer schwindelte auf Helios Wagen nicht! —
Hättst du geseh'n, wie sie sich von mir wandten,
Als falsch die trügerischen Würfel fielen,
Wie sie fortschlichen, die die laut'sten waren,
Und wie sie vornehm kalt gerichtet haben,
Die früher mich des Zauderns angeklagt,
Du hättest menschlich Menschliches gerichtet. —
Fand, was dem Staub an meiner That gehört,
Im dunkeln Ausgang nicht sein Urtheil schon?
Hat nicht genug gestraft der trübe Tod,
Des Pöbels Zunge und der Freunde Kaltsinn,
Nicht die vergessene Erinnerung
Des Tropfen Ruhms in jener Fluth von Thaten?
Was mußtest du des Helden blut'gen Geist
Vor's Volk noch einmal auf den Marktplatz schleifen,
Das, wie Hyänen an dem Fleisch der Särge,
Gern an geschied'ner Helden Ehre nagt.
Der Hingegang'nen bess'res Theil zu retten
War, seit Homeros sang, des Dichters Pflicht."

So der Held; er scheidet übrigens versöhnt und lächelnd von dem Dichter, und legt ihm zur Strafe für die böse Novelle nur noch auf:

„Die Todten reden durch der Dichter Mund.
„Dieß Strafgericht verkünden sey die Strafe."
„Dann singe . . ." es verklangen seine Worte
Und gingen über in das Hahngeschrey.

Lezteres ist kein Kompliment für den Autor, obgleich er es sich selbst macht; der Held verlangt, H. W. A. möchte etwas singen, und doch hört man nur — Hahngeschrey. Ob Herr W. A. nachher den versäumten Schlaf nachgeholt, wird nicht gesagt.

Wir finden es recht gut, daß Schill keinen ärgeren Lärm im Zimmer seines Dichters machte und finden es sehr löblich, daß dieser sich bekehrt und Reue über seine Autorsünde gefühlt hat, denn uns und manchem Mann hat es wehe gethan, daß man Schill in der Novelle eine so kümmerliche Rolle spielen ließ.

Wir geben übrigens diese Vision hier sogleich als Warnung für Leute, die historische Romane schreiben, damit sie sich künftig hüten, sich in gedruckten Büchern an Leuten zu versündigen, die einmal gelebt haben; wer weiß es, vielleicht ist wegen der vielen historischen Romane in dieser Zeit in der Unterwelt die Einrichtung getroffen worden, daß die Romanhelden als Gespenster zurückkehren dürfen, um ihre Autoren zu züchtigen, sie als Alp zu drücken oder im Schlaf zu stören, wie Schill gethan. Manchem Autor ist vielleicht oft schon ein solcher verzeichneter und daher rachegieriger Held schwer auf's Herz gefallen, und er ist entweder zu verstockt, um Reue zu fühlen, oder nicht ehrlich genug, es offen zu gestehen, wie Hr. Wil. Alexis.

W. H.

Philosophischer Roman.

Selina oder über die Unsterblichkeit. Von Jean Paul. Zwey Theile. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1827.

(Beschluß.)

Hierauf erscheint J. P. in Falkenburg, und es bietet sich leicht die Gelegenheit, daß demselben Henrions schon oben erwähnter Brief mitgetheilt wird. An diesen knüpfen sich die ersten Einwürfe Alexanders, um so geschickter, als darin, obwohl in ganz idealem Sinn, doch zu jugendlich pantheistische Ansichten waren vorgebracht worden, daß sie nicht dem Läugner der Seelenunsterblichkeit schwache Seiten hätten darbieten sollen. Alexander äußert gegen J. P., daß ein allgemeines Leben und Beseeltseyn, wie es sein Bruder ausgemalt, wohl auf eine unsterbliche, sich immer wieder neugestaltende Weltseele, aber eben deßwegen auch auf die Sterblichkeit der einzelnen und besonders der Menschenseelen schließen lasse. J. P. sucht dagegen die unverwüstliche Eigenthümlichkeit der Seelen zu retten, und theilt bey dieser Gelegenheit die wichtigsten und seine eigenen Ansichten über die Seelenwanderung mit. Diese Episode, welche zwar nur in das von J. P. selbst für stets unzulänglich erklärte Kapitel von dem „Wie" der Unsterblichkeit gehört, hat gleichwohl einen doppelten Zweck. Einmal gelangt man durch dieselbe bey der individuellen Seele an, und sodann dient sie dazu, den wechselseitigen Eifer der Streitenden zu entzünden. Sie enthält eigentlich die Herausforderung zu persönlichem Zweykampf über den Gegenstand, und es erfolgt auch auf dieselbe die Bestimmung von Ort und Zeit, wo und wann derselbe vor den erforderlichen Zeugen offen und ehrlich begonnen werden solle. Alexander macht den Angriff. Er behauptet Seelenvernichtung und leitet die dahin zielenden Schlüsse aus den Zuständen ab, worin der Geist sich im Schlaf, Traum, Alter und beym Sterben befinde, in denen nämlich eine gradweis verschiedene, aber immer mächtigere Ueberwältigung, ja Unterdrückung des Geistes

Digitized by Google

durch die seelenlose Masse des Leibes nicht zu verkennen sey. J. P. behauptet das Gegentheil und führt die schlagendsten Beyspiele freyer, von Körper unabhängiger Lebensäußerungen des Geistes in allen genannten Zuständen desselben an. So wird schon durch den Gang der Untersuchungen, und nur noch rascher durch Alexanders vielfache, oft tapfere Ein- und Ausfälle auf die Bestimmung des Wechselverhältnisses zwischen Leib und Geist hingetrieben, und leicht möchte J. P. für Psychologen und Physiologen das Interessanteste, und dieß mit größerem, als dem gewöhnlichen, Geist, Scharfsinn und Witz zusammengestellt haben, um bey aller zugestandener Wechselwirkung des Organismus und des Geistes, die freylich bedingte, aber in sich selbst gegründete Selbstständigkeit des lezteren glaublich zu machen. Zwar bezeugen die Frauen ihre Freude darüber, daß die gerettete Seelenselbstständigkeit auch die Fortdauer wahrscheinlicher mache, aber sie gestehen auch ein, hier nicht folgen zu können, und meynen, daß ohne den zuversichtlichen Glauben an Gott auch hierüber keine Beruhigung und Zuverlässigkeit zu gewinnen sey. Diese Meynung wird zugegeben und von J. P. durch geistvolle Ausführungen zu einer schwer zu bestreitenden Ansicht erhoben. Aber freylich bleibt J. P. nicht bey dem theologischen Rache- und Strafgott stehen und bey den beschränkten Ansichten von Belohnung und Strafen, um derentwillen sonst Unsterblichkeit verlangt wird; vielmehr verwirft er diese unwürdigen Ansichten und verwirft die finsteren Lehren vom Radikalbösen, als welche alle in völligem Widerspruch stünden mit jeder geistigen Vorstellung von Gott, der die Liebe sey und die Weisheit. Dagegen leitet er aus dem Allseligen das uns durch denselben anerschaffene Recht auf Glückseligkeit ab, deren Begriff selbst in die Unendlichkeit hinaustreibe. Besonders schön sind die Partdieen, wo von dem Heimweh der Seele nach glücklichen Himmelsländern die Rede ist, das uns gerade in der höchsten Freude, in dem Genuß des Kunstschönen, deren Verkündiger, ergreife. — Jezt tritt der Magnetismus, der sich schon früher bey Gelegenheit angekündigt, in die Geschichte und in die Untersuchung. Selina ist die Hellseherin, als welche sie sich in von selbst eingetretenem, magnetischem Schlaftraum verrathen hatte. Während günstige Nachrichten von Henrion Familie und Braut erheiterten, hatte diese im Traum den Geliebten mit einer Brustwunde und bluten gesehen, und nun wird durch neuere Briefe der Traum bestätigt. J. P. entschließt sich, schon um der verzehrenden Kraft des Selbermagnetismus Einhalt zu thun, Selina durch Handauflegen in ordentlichen magnetischen Schlaf zu bringen. Es geschieht. Jeder Leser erwartet, daß Jean Paul bey seiner überall bewiesenen poetischphilosophischen Kunst, physiologische und psychologische Erscheinungen zu deuten, nicht unterlassen haben werde, die interessantesten Betrachtungen gerade an die des Magnetismus zu knüpfen. Auch hat er wirklich den Anfang gemacht. Allein bald nach dem ersten Magnetisiren, bricht das Werk mit einem unvollendeten Abschnitt, dem noch zwey und gerade die wichtigsten hätten folgen sollen, ab. Alexander hatte zunächst in seiner, für alle Unterhaltungen angenommenen Eigenschaft als Teufelsadvokat von dem völligen Mangel der Erinnerung an das im magnetischen Schlaf Gesehene und Empfundene, Gedachte und Gesprochene Gelegenheit genommen, gegen die Möglichkeit des Wiedersehens nach dem Tode zu sprechen, weil eben das Gedächtniß dazu mangele. Ferner hatte er in Bezug auf eine Rede von Henrions Geist, welche die Hellseherin vernommen und mitgetheilt und worin die Auferstehung des Geistes war angedeutet worden, Auferstehung und Ewigkeit, plötzliche Vollendung in Kenntnissen, Glück und Werth geläugnet und seine Betrachtungen mit großer Beredtsamkeit vorzutragen gesucht. Dagegen hat J. P. nur noch Zeit gehabt, die unverkümmerte Fortdauer des Gedächtnisses glaublich zu machen. Auch ist ihm dieses noch durch große Umsicht, Feinheit und Gewandtheit gelungen, und wir wollen nicht fürchten, daß vor den Lesern der Teufelsadvokat, welcher freylich der lezte gewesen, der am längsten und feurigsten geredet, Recht behalten werde. — Einiges gegen Alexanders Behauptungen findet man in den wenigen, vorhandenen Notizen, welche der Herausgeber unter Nr. IX. mitgetheilt hat. Nach dem Plane J. P's. sollten die höchsten, das Gefühl ansprechender Trostgründe erst nach Henrions Tode gegeben werden und dieser mit Selina's an einem Tage erfolgen. — Das also gesteckte Ziel bestätigt die sonst auch zu begründende Ansicht, daß der ganze Plan zur Selina in ihrer historischen und philosophischen Wechseldurchdringung eben so schön als klar und einfach angelegt ist, eine Eigenschaft, welche man gewöhnlich J. P's. Werken abzustreiten pflegt. Auch die Charaktere befriedigen in einem hohen Grade, wenn sie gleich an schon bekannte erinnern. So ist der feurige Henrion mit Albano oder Viktor zu vergleichen, so idealischen Fluges, wie beyde, aber seine schöne Schwärmerey ist weniger weichlich, weil das bloß Kontemplative darin durch die Thatkraft, in welche sie ausgebrochen, beschränkt wird. Ueberhaupt hat die ganze Person eine kräftigere Haltung. Wem fällt bey Selinen nicht Gione selbst, Liane, Chlotilde ein? Aber der Doppelschmerz, der auch ihre zarte Seele aufreizt und treibt, die Last des Körpers abzuwerfen, ist ein weniger reflexivempfindsamer; er hat seinen bestimmten, großartigeren Gegenstand, der die Seele sogar erhebt. In Alexander läßt sich schwerlich eine Leibgeber-Schoppische Natur verkennen, aber auch sie ist, obwohl kräftig und lebhaft genug, doch weniger zerrissen in sich selbst. Carlson und Wilhelmi sind die altgewordenen jun-

Digitized by Google

gen Männer des Kampanerthales, wie J. P. selbst; aber das Alter hat ihnen nur mehr Besonnenheit, keinen Tod, keine Erschlaffung gebracht; ja selbst ihre Herzen sind noch so frisch als ihr Geist, aber dieser hat die Herrschaft errungen. Sie lieben daher und verstehen die Jugend um sie her, lassen diese gewähren und wirken auf sie nur durch wahrhafte Ueberlegenheit. —

Indem wir alles Bisherige und ebenso, wenn wir die in ungeschwächtem Geistesglanz spielende Fülle von Bildern, Gleichnissen, Witz, Laune, und die ewig unübertrefflichen Landschafts- und Situationsgemälde bedenken, so glauben wir diese Anzeige mit den Worten schließen zu dürfen, die A. W. Schlegel über Schiller gesprochen: Jean Paul war in der reifsten Fülle seiner Geisteskraft, als ihn ein unzeitiger Tod dahinraffte. —

W. B. M.

Reise-Literatur.

William Edward Parrys dritte Reise zur Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt. Aus dem Englischen. Jena, in der Bran'schen Buchhandlung, 1827.

Dieß Werk enthält den Reisebericht, den der Kapitän selbst entworfen hat. Gleich nach seiner Rückkehr ist es schon durch die Zeitungen bekannt geworden, daß auch diese dritte Reise das erwünschte Ziel nicht erreicht hat. Der kühne Segler stieß wieder auf undurchdringliche Eismassen, die ihm den Weg versperrten und zwischen deren ungeheuren Wänden eins seiner Schiffe zerdrückt wurde. Trotz aller ausdauernden Anstrengungen war es ihm unmöglich, die Hindernisse der arktischen Natur zu überwinden, und da der reichliche Vorrath an Lebensmitteln, womit er sich versorgt hatte, doch zulezt auf die Neige ging, sah er sich ungern gezwungen, unverrichteter Sache wieder nach England zurückzukehren. Die Hauptfrage, ob es eine nordwestliche Durchfahrt gibt, ist noch immer unentschieden und auch durch diese lezte Reise weder bejaht noch verneint worden. Sie würde nur in dem Fall verneint worden seyn, wenn der Kapitän auf ein undurchdringliches Kontinent, auf ein zusammenhängendes, seinen Weg quer durchschneidendes Land gestoßen wäre, oder wenn er nur das Meer selbst zu einem beständigen Kontinent von Eis erstarrt gefunden hätte. Er hat aber, so weit er gekommen ist, noch immer Meer und kein Land vor sich gefunden, und somit ist es möglich, daß dieses Meer nordwärts von Amerika fortgehen und den atlantischen und stillen Ocean verbinden kann. Er hat ferner dieses Meer auch nicht zu einem beständigen Eisklumpen erstarrt gefunden, sondern nur bedeckt mit fließendem Eis, das bald entstund, bald wieder verging und seine Stelle nur im Winter nicht wechselte; und somit ist es möglich, daß ein Schiff sich dennoch einmal, wenn es den rechten Zeitpunkt trifft, wo das Meer vom Eise freyer ist, sich durch dasselbe glücklich hindurchwinden und einen Weg zum stillen Ocean entdecken könne, falls dieser Weg nicht noch weiter westlich durch ein Kontinent gesperrt ist.

So viel ergibt sich aus dem vorliegenden Reisebericht in Betreff der Hauptfrage. Uebrigens ist dieser Bericht auch noch für den Naturforscher von Interesse. Er enthält zahlreiche und genaue Beobachtungen über Temperatur, Witterung, die Tiefe des Meeres, die Bildung und Strömung des Eises, die Veränderungen der Magnetnadel, das Nordlicht ꝛc., und schildert einige neuentdeckte Küsten der arktischen Zone, die indeß nicht viel Neues darbieten.

Auch die Schilderung der Reiseabentheuer, der überstandenen Gefahren und Schicksale ist von Interesse. Die beyden Schiffe Parrys waren vortrefflicher eingerichtet, als es wohl je ein Schiff gewesen ist. Dafür bürgt das Resultat, daß die Mannschaft auf demselben einen langen, furchtbar strengen Winter in der Nähe des Nordpols zugebracht hat, ohne krank zu werden. Diese kühnen Männer haben bewiesen, was Erfindungs- und Ordnungsgeist über die Hindernisse und Schrecknisse der Natur vermögen. Wir können sie nicht ohne Theilnahme auf ihren unwirthbaren Wegen begleiten, und müssen bald die Anstrengungen der Kraft, bald die Geschicklichkeit des Verstandes bewundern, mit denen sie sich aus den gefährlichsten Situationen befreyten. In dieser Rücksicht ist besonders die Schilderung von dem Verlust des einen Schiffes und von der kühnen und glücklichen Rettung des andern interessant. Nicht weniger anmuthig ist die Beschreibung ihrer Winterquartiere. Im strengen Polarwinter war natürlich an kein Weiterfahren mehr zu denken, und die Reisenden mußten sich den größten Theil des Jahres einfrieren lassen. Sie arbeiteten in eine ungeheure feste Eismasse eine Art von Grotte, worin die Schiffe sicher lagen, und beschäftigten sich die lange Zeit, in welcher sie keinen Schritt vorwärts thun konnten und nicht einmal die Sonne sahen, sondern ringsum von Eis, Todesstarren und undurchdringlicher Nacht umgeben waren, ganz ruhig und gesellig mit Schulunterricht. Die Matrosen lernten, die Offiziere lehrten, und zur Abwechslung wurden zuweilen kleine Maskeraden veranstaltet. Alle befanden sich wohl dabey, und niemand erkrankte.

Digitized by Google

Nr. 61.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 31. Juli 1827.

Aus Italien.

Nachstehender Uebersicht des neuesten wissenschaftlichen und literärischen Zustandes der verschiedenen Provinzen Italiens mag mit Recht die Bemerkung vorangehen, daß es in diesem Lande wenigstens nicht an Anstrengungen und Versuchen fehlt, welche klar genug beweisen, daß man daselbst nichts verabsäumt, um sich mit den gebildetesten Nationen in eine Linie zu stellen und wohl gar es einigen derselben zuvorzuthun. Ueberall trifft man auf Spuren einer gewissen literarischen Gährung, welche sich jedoch mehr und minder kräftig offenbart, je nachdem in den einzelnen Staaten, in welche Italien zerfällt, die Umstände jene allgemeine Regsamkeit mehr oder weniger begünstigen.

Toscana, welches, zumal was seine Hauptstadt, Florenz, betrifft, vermöge seiner Fortschritte in der Sittigung und seiner Mundart, der reinsten und regelmäßigsten in ganz Italien, der weitern Fortschritte in den Wissenschaften gewissermaßen am empfänglichsten ist, fühlt sich durch den Ruhm seiner erlauchten Vorfahren, eines Dante, Machiavel und Galiläi allzu geehrt, als daß es sich nicht ihre Lehren und ihr Beyspiel zu Nutze machen sollte: daher denn auch in diesem Theile Italiens Wissenschaften, Literatur und Künste fortfahren, beynahe mit gleichem Ernste geübt und betrieben zu werden. Die Universität zu Pisa, die Labronische Gesellschaft zu Livorno, die Akademie della Crusca und die der Georgofili zu Florenz, das Journal der Gelehrten zu Pisa und vor allen die Florentiner-Anthologie unterstützen in die Wette den Geist und die Tendenz des Jahrhunderts, und helfen das Wissen überhaupt für das ganze Land befördern. Mehrere wohlthätige Institutionen, namentlich der wechselseitige Unterricht, den man an andern Orten für gefährlich hält, haben sich, Dank sey es dem Eifer einiger wackerer Bürger, in Toscana theils erhalten, theils eine verbesserte Gestalt gewonnen. Die schöne Ausgabe von Cicognara's Geschichte der Bildhauerey, die Ausgabe von d'Agincourt, welche ein und derselbe Herausgeber (Giachetti von Prato) mit gleich gutem Erfolge unternommen hat, das Erscheinen von Mascagnis großem Werke über die Anatomie, mehrerer anderer preiswürdiger Literatur-Produkte nicht zu gedenken, sind Beweises genug, was für ein edler Gebrauch in Toscana von der Presse gemacht und welch lebhaftes Interesse an den Fortschritten der schönen Künste genommen wird.

Das Lombardische Königreich fährt fort sich in dem guten Rufe zu erhalten, zu welchem es sich, in neuester Zeit vornehmlich in den mathematischen- und Naturwissenschaften erhoben hat. Die Musen, welche, troß den Anstrengungen eines Parini, auf den reichen Ebenen der Lombardie nicht schienen einheimisch werden zu sollen, verweilen, seitdem Monti in diesen Gegenden seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, daselbst mit nicht minderer Lust, als in den übrigen Provinzen Italiens.

Die Akademie der schönen Künste von Brera erzeigt sich fortwährend, sowohl vermöge der Talente ihrer Vorsteher, als der Preise, welche die Zöglinge davon tragen, der öffentlichen Achtung würdig. Aus der außerordentlichen Menge der in den Lombardischen Staaten, vornehmlich zu Mailand, erscheinenden Schriften läßt sich abnehmen, mit welchem Eifer in diesen Provinzen die Wissenschaften und die Literatur betrieben werde. Hr. Gioia theilt dem Publikum von Zeit zu Zeit neue Werke über Statistik und Philosophie mit, und dasselbe, was er für die Staatsökonomie thut, leistet Hr. Romagnosi für die Wissenschaft des Civil- und Kriminalrechts. Die typographische Societät der italienischen Klassiker fährt fort, die bedeutendsten Literatur-Produkte Italiens, die man dem abgewichenen Jahrhundert zu verdanken hat, aus allen Fächern neu aufzulegen. Die Schriften eines Beccaria, Verri, Giannoni, Filangieri u. s. w. zeigen, welche Gattung von Studien man in Italien am liebsten betreiben und was für eine Richtung der Geist vorzüglich gern nehmen würde, wenn sich ihm nicht mächtige Hindernisse entgegenstemmten. Ganz besonders nehmen die Aufmerksamkeit des Beobachters diejenigen Bücher in

Digitized by Google

Anspruch, welche auf die bis jezt sehr vernachlässigte Civilisation und Bildung der zahlreichern Volksklassen gerichtet sind, und Hr. Silvestri sowohl als mehrere andere Verleger haben sich durch die Herausgabe in- und ausländischer Bücher dieser Gattung gerechte Ansprüche auf die Dankbarkeit ihrer Landsleute erworben. Wenn auch die Regierung, mit der Fürsorge für die Unterrichtsmittel beauftragt, die Schulen des wechselseitigen Unterrichts verboten hat, so unterstüzt sie wenigstens die Normal-Schulen; auch hat sie andere ähnliche Anstalten theils wieder hergestellt, theils erweitert. Besonderer Erwähnung verdient das Militär-Kollegium zu Mailand, welches auch für andere Länder als Muster dienen und in ganz Italien schwerlich seines Gleichen finden dürfte. Es steht unter der Leitung des Obersten Odoard Young, der, durch seine Elementar-Gymnastik oder analytischen und fortschreitenden Kurs in den für die Entwickelung und Stärkung der Organisation des Menschen geeigneten Leibesübungen, seinen Eifer und seine Einsichten auf eine gleich unwidersprechliche Weise darthut.

Sehr bedeutend ist die Zahl der ausschließlich literärischen und wissenschaftlichen Zeitschriften, welche die Stadt Mailand allein zu Tage fördert. Für Literatur, Wissenschaften und Künste verdient herausgehoben zu werden: die italienische Bibliothek und der Sammler, eine Nachahmung des englischen Zuschauers; im medicinischen Fache die allgemeinen medicinischen Annalen, von Dr. Omodei, das kritische Journal von Dr. Strombio; das für chemische Pharmacie von Hr. Cattaneo; ferner die allgemeinen Annalen für Statistik, Reisen u.s.w., die Astronomischen Ephemeriden, die Jahrbücher für Technologie, Agrikultur und Künste, rc.

Auch die Städte des Lombardisch-Venezianischen Staates und neben diesen noch manche andere Städte Italiens stimmen in die von Mailand aus ihnen mitgetheilten Anregungen ein, und jede derselben macht sich wenigstens in einem Fache des menschlichen Wissens bemerkbar. Brescia und Treviso benuzten immerfort ihre Athenäen, was die Akten des Athenäums zu Brescia und die Zeitschrift des Athenäums zu Treviso, betreffend den Zustand der Wissenschaften und Literatur in den venezianischen Provinzen, bezeugen. Verona, dem Dienste der Musen fortwährend getreu, vergißt darüber keineswegs der nützlichern Studien, womit sich seine Akademie für Agrikultur beschäftigt. Pavia und Padua erfreuen sich, auch nachdem sie mehrere berühmte Professoren verloren haben, einer großen Anzahl von Zöglingen, welche die öffentlichen Lektionen besuchen, und durch nützliche Arbeiten ihre Fortschritte zu Tage legen. Die zu Pavia, unter Direktion des Sachwalters, Hrn. Sacchi, und unter Nachhülfe einiger der ausgezeichnetern Zöglinge der Universität erscheinende Ausgabe der klassischen Metaphysiker aller Nationen läßt auf die Neigung der studierenden Jünglinge für diesen Zweig des philosophischen Wissens schließen. Einer Anzahl Professoren der gedachten Universität hat Italien auch eine nicht üble Zeitschrift für Physik, Chemie und Naturgeschichte zu verdanken, dergleichen der Universität Padua eine Zeitschrift für italienische Literatur, deren Herausgeber jedoch wohl thun würden, ihre Thätigkeit und ihren Eifer zu verdoppeln.

Von Venedig, dessen glänzenden Wohlstand man einst bewunderte, so wie sich gegenwärtig, der Anstrengungen der Regierung ungeachtet, sein immer größerer Verfall mit Gewißheit voraussehen läßt, kann man in wissenschaftlicher Hinsicht wenig Bedeutendes sagen. Eine Abtheilung des italienischen Instituts, wovon die beyden andern nach Mailand und Padua verlegt sind, hat ihren Siz daselbst; auch werden in einer besondern, der einsichtsvollen Leitung des Grafen Cicognara anvertrauten Akademie die schönen Künste kultivirt. Noch zählt auch die Stadt mehrere ausgezeichnete Gelehrte, einen Gamba, Albrizzi, u. a. m. Jene Menge aber von Ausgaben, welche, troz ihrer Inkorrektheit ganz Italien überschwemmten, erscheint nicht mehr. Diesen Vortheil hat Mailand an sich gerissen, und die, in lezterer Stadt, in großer Anzahl herauskommenden Ausgaben sind eben so korrekt als geschmackvoll. Inzwischen übersezt und publicirt Venedig, in Ermangelung von Originalwerken einen Theil des Bulletin universel, auserlesene Stücke aus der Revue Encyclopédique und die Biographie universelle von Michaud. Genua hat ebenfalls aufgehört, selbstständig zu seyn und ist eine Provinz von Piemont geworden, zu dessen literarischem Ruhm sie vielleicht etwa noch von Zeit zu Zeit einen Beytrag liefern mag. Bemerkenswerth ist daselbst das, unter der Leitung des Abbé Bagutti stehende Institut für Taubstumme, dessen Zöglinge bedeutende Fortschritte machen, und die von dem Baron v. Zach angelegte Sternwarte.

Zu Turin haben sich Wissenschaften und nützliche Künste immer noch im Leben erhalten. Auch die Literatur strebt sich in der Achtung, welche sie dem berühmten Alfieri zu verdanken hat, zu erhalten. Im tragischen Fache hat sich diesem Dichter zwar bis jezt keiner genähert; auf der komischen Laufbahn hingegen hofft man, daß Hr. Nota ein ähnliches Glück machen werde. Schon jezt betrachtet man ihn als den vorzüglichsten Lustspieldichter Italiens seit Goldoni.

Digitized by Google

Im Herzogthum Parma werden Literatur und schöne Künste dermal mehr begünstigt, als in den Staaten von Modena. Zwar fehlt es auch hier nicht an achtungswürdigen Gelehrten, auch ist Modena im Besitze der italienischen Akademie; immerhin aber scheint man sich vor jeder thätigern Theilnahme an der Beförderung der Aufklärung zu fürchten.

Der Kirchenstaat, und namentlich seine Hauptstadt, scheint dazu bestimmt zu seyn, sich einzig in den philologischen und antiquarischen Studien und in den schönen Künsten hervorzuthun. Fast alles, was aus römischen Pressen hervorgeht, gehört unter eine von diesen Rubriken. Besonders bemerkt zu werden verdienen die von den Hrn. L. Cardinali, M. J. Melchiorii, Ch. P. Visconti und C. Cardinali redigirten römischen Abhandlungen über Alterthümer und schöne Künste. Das arkadische Journal ist absonderlich der Literatur und Poesie gewidmet. Es hält sich geflissentlich an die Schule der Klassiker; auch richtet es sein Augenmerk ganz besonders auf alles, was in die Arzneykunde einschlägt. Die astronomischen Wissenschaften werden mit gutem Erfolge betrieben. Der römische Kalender macht das Bedurfniß nach denselben immer noch fühlbar. Die kleinen astronomischen Schriften, welche die Hrn. Calandrelli, Conti und Ricchebach angefangen haben herauszugeben, machen auf die Fortsetzung dieser gelehrten Sammlung begierig. Noch trostreicher für die Freunde der Philosophie ist der Umstand, daß man Setele's Anfangsgründe der Optik und Astronomie, worin die Wahrheit des kopernikanischen Systems dargethan wird, an dem ersten Gymnasium von Rom als Schulbuch eingeführt hat. Noch hat man auch versucht, die Akademie der Lincäer wieder in's Leben zurückzurufen: allein in einem Lande, wo es nicht erlaubt ist, das Andenken des ursprünglichen Stifters jener Akademie, des Fürsten Cesi, öffentlich zu ehren, dürfte auch von den preiswürdigsten Absichten der neuen Akademiker wenig zu hoffen seyn.

Die politischen Wissenschaften werden keineswegs so behandelt, wie man sie behandeln sollte. Selbst in der arkadischen Zeitschrift nimmt man, wenn von Staatsökonomie die Rede ist, seine Zuflucht zu biblischen Autoritäten, was in unsern Tagen im höchsten Grade befeemden muß. Bekannt sind die verjährten und antisocialen Grundsätze betreffend die mittelbare und unmittelbare Autorität des Papstes, welcher der Primat über die königliche Gewalt gebühren soll und die der Advokat Fea eifrigst bemüht gewesen ist wieder aus der Vergessenheit hervorzuziehen. Spedalieris ganz eigene Schrift, über die Rechte der Menschen, von der man glauben sollte, sie wäre in jedem Lande eher als in diesem ausgedacht und durch den Druck bekannt gemacht worden, ist heut zu Tage so viel als vergessen. In einer zu Rom neuerrichteten Schule des Kirchenrechts soll der Professor, ein Publicist, Theatiner-Ordens, alle seine Kräfte aufbieten, um die Zöglinge zu bereden, daß alle rechtmäßige Gewalt sich von der Autorität des Papstes, als des einzigen Bevollmächtigten Gottes, herleite. Es ist dieß dieselbe Stadt, wo der berühmte Gravina vor hundert Jahren in seinem Werke, über die Quellen des Rechtes, eine ganz andere Lehre auf die Bahn gebracht und auseinandergesezt hat. Unter allen Städten des Kirchenstaates zeichnet sich Bologna am meisten aus. Sie leidet ungleich weniger als Rom unter dem Einflusse des römischen Geistes. Wissenschaften und Literatur sind in ihren Mauern geachtet. Hr. Tomassini ist daselbst die Stütze des in Italien vorherrschenden medicinischen Systems. Die Streitigkeiten, welche sich über die Lehre des Hrn. Rasori erhoben haben, veranlaßten die Redaktion einer Zeitschrift für die neue italienische Heilmittellehre. Die kleinen Schriften, welche die Hrn. Orioli und Mondini, in Verbindung mit einigen andern Gelehrten, herausgeben helfen, tragen zur Beförderung der Fortschritte in den Naturwissenschaften mit bey. Hr. Orioli ist einer der eifrigsten Verfechter der neuen Theorie oder vielmehr der Erfahrungen, welche auf die Hagelableiter Bezug haben; daneben verschmäht er, obwohl Physik und Chemie seine Hauptbeschäftigungen ausmachen, auch das Studium der Alterthümer nicht, und macht vermittelst seiner anderweitigen höchst ausgebreiteten Kenntnisse, nicht selten Entdeckungen, zu denen mancher andere in den übrigen Zweigen des Wissens weniger bewanderte Alterthumsforscher bey weitem nicht so leicht gelangen würde. Die Interessen der Literatur und Poesie hat Bologna zu keinen Zeiten vernachlässigt. Perticaris, auch in den aufgeklärtesten Städten des Kirchenstaates verbreiteter Einfluß ist zu Bologna ganz vorzüglich bemerkbar. Manche andere literarische Produkte, wie z. B. die des Hrn. Costa, sind von demselben Geiste eingegeben. Der Beachtung nicht unwerth sind auch einige Oden des Hrn. Leopardi; die von ihm besungenen Gegenstände sind der italienischen Musen eigentlich würdig, und gern will man hoffen, daß sein Beyspiel nicht ohne Nachahmer bleiben werde.

Die nicht geringe Anzahl von Schriften über Arzneykunde, Mathematik, und besonders über Mineralogie und die Produktionen des Vesuvs beweisen, daß das Feld dieser Wissenschaften auch bey den Neapolitanern nicht öde liege. Die, an die Stelle der Herkulanischen Akademie und der Akademie der Wissenschaften getretene, Bourbonische Gesellschaft bringt

Digitized by Google

wenig zu Stande; auch scheinen ihre Bemühungen nicht immer auf Gegenstände von besonderer Wichtigkeit gerichtet zu seyn, was wohl mehr auf Rechnung der Zeitumstände als der Akademiker zu schreiben ist. Die pontanianische Akademie, deren Name an die literarischen Dienste erinnert, welche ihr Stifter dem XVI. Jahrhundert geleistet hat, kann, so lange sie in den Fußtapfen der alten Zeit fortwandelt, nur wenig zum Vortheile der jetzigen beytragen. Die Gesellschaft zur Aufmunterung könnte einen reellern Nutzen bezwecken, in so fern sie ihren Ruhm nicht einzig und allein auf ihren Titel beschränken will. Diese, für den Zustand der Wissenschaften und Literatur im Königreich Neapel keineswegs ehrenvollen Andeutungen sollen übrigens nicht glauben machen, daß in diesem Lande die Studien eines Vico, Genovesi, Pagano und Filangieri vernachlässigt darnieder liegen; sie werden im Gegentheil mit mehr Eifer betrieben, als jemals. Proben hiervon anzuführen würde zu nichts frommen, in einem Zeitpunkt, wo gerade eine Schrift: Ueber die Nothwendigkeit der Einführung der heiligen Inquisition erschienen seyn soll in einem Lande, dem das Verdienst zu gut kommt, sich der Einführung eines solchen Gerichtes jederzeit entgegengestemmt zu haben. Es läßt sich nicht vermuthen, daß solche Produkte unter der Aegide der Regierung erscheinen; schwerlich aber wird, so lange solche Symptome sich zeigen, der Charakter der Landeseinwohner sich jemals in seiner völligen, natürlichen Kraft und Stärke entwickeln können.

Dieselbe Bemerkung gilt auch von Sizilien. Auch hier scheint, was immer die Ursache davon seyn mag, die Zahl der Schriftsteller und ihrer Produktionen verhältnißmäßig kleiner zu seyn, als an allen andern Orten. Indeß geht aus mehreren Schriften eines Scina, Ferrari, aus Foderas Versuchen u. s. w. klar genug hervor, was die Sizilianer unter gegebenen Umständen zu leisten im Stande seyn müßten.

Dichtkunst.

Die Kunst, ernste und scherzhafte Glückwunsch-Gedichte durch den Würfel zu verfertigen. Ein Spiel von G. R. Burmann. In der Vereinsbuchhandlung. Berlin. 1826.

Wenn an diesem allerliebsten Gedanken der Dichter eben so viel Antheil hätte, als der Mathematiker, so würde die Ueberraschung vollkommen seyn. Die Erfindung ist in der That so artig angelegt, daß wir nur wünschen können, sie möchte glücklicher ausgeführt seyn. Wir erhalten wirklich durch einfaches Würfeln vollständige Gedichte, aber diese Gedichte sind nicht viel werth, sie könnten poetischer seyn, und dann erst lohnte sich das Spiel der Mühe. Da indeß die Erfindung selbst durch diese Art der Ausführung nicht leidet, und es nur darauf ankommt, daß ein geschickterer Dichter bessere Verse liefert, so verdient der Verfasser in der Hauptsache alles Lob, und wir fordern ihn nur auf, andere Verse selbst zu machen, oder sich dieselben machen zu lassen.

Die Sache verhält sich folgendermaßen. Man nimmt einen Würfel und wirft irgend eine Zahl. Nun sucht man auf einer kleineren Tabelle diese Zahl nach und findet dabey achtzehn andere Zahlen angezeigt, wovon die erste dem ersten Wurf, die zweyte dem zweyten Wurf zukommt und so fort. Man nimmt also aus dieser Reihe die erste Zahl, die zum ersten Wurf gehört, und sucht diese Zahl nun wieder auf einer andern Tabelle nach, wo eine Verszeile daneben steht. Diese Verszeile schreibt man sich auf. Dann macht man den zweyten Wurf, und sucht die geworfene Zahl wieder in der ersten Tabelle, wo die achtzehn Zahlen daneben verzeichnet sind. Aus diesen achtzehn nimmt man die zweyte Zahl, weil der Wurf der zweyte ist, und sucht nun diese Zahl wieder in der zweyten Tabelle mit der dazu gehörigen Verszeile, die unter die zuerst gefundene geschrieben wird. So fährt man fort bis zum achtzehnten Wurf und erhält auf diese Weise ein Gedicht von achtzehn Verszeilen. Diese Zeilen sind so eingerichtet, daß sie auf einander passen, wie man auch werfen mag, aber obgleich sie richtig gereimt sind und einen Sinn geben, so mangelt es ihnen doch an der Poesie.

Mit dem Würfel kann man immer nur von Eins bis Sechs werfen; es sind also nur sechs Wurfzahlen möglich. Da man nun achtzehn Mal zu werfen hat, so stehen bey jeder Wurfzahl, weil jede in jedem möglichen Wurf fallen kann, achtzehn Zahlen, und jede derselben zeigt auf der zweyten Tabelle einen Vers an. Diese zweyte Tabelle enthält daher sechs Mal achtzehn oder 108 Verszeilen. Der Verfasser hat aber zwey dergleichen Verstabellen entworfen, auf der einen stehen 108 ernsthafte, auf der andern 108 scherzhafte Zeilen, und jenachdem man ein ernstes oder lustiges Gedicht haben will, kann man dieselben Zahlen auf der einen oder andern Tabelle nachsuchen.

Die Erfindung ist darum so sinnreich und künstlich, weil die achtzehn Würfe auf eine beynahe unendliche Weise verschieden ausfallen können, und doch die einfachen 108 Zeilen hinreichen, bey jeder möglichen Verschiedenheit der Würfe immer ein vollständiges Gedicht zu geben.

Digitized by Google

Nr. 62.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 3. August 1827.

Aesthetik.

Das Wesen der antiken Tragödie in ästhetischen Vorlesungen, durchgeführt an den beyden Oedipus des Sophocles im Allgemeinen und an der Antigone insbesondere von Dr. Hermann Fr. Wilh. Hinrichs, ordentlichem Prof. der Philos. an der Universität zu Halle. Halle, Verlag von Fr. Ruff, 1827. kl. 8. 120 S.

Wenn uns Kunstwerke nicht nur dadurch entzücken, daß sie den höchsten und besten Inhalt des menschlichen Lebens und des Bewußtseyns vom Wesen des Göttlichen selber zum Gegenstand haben, sondern eben so sehr auch dadurch, daß sie diesen wesentlichen Inhalt in Gestalten und Tönen, vor unser Ohr und Auge bringen, oder geistiger noch durch Vorstellungen an unser Inneres sprechen, so wird die ächte Liebe für die Kunst als Kunst um so mehr gegen jede Kritik und ästhetische Betrachtung gerichtet seyn, jemehr diese sich bemüht das Kunstwerk seiner sinnlichen Gegenwärtigkeit zu entreißen und in ein Element hinüberzuführen, wo Hören, Sehen und Vorstellen sich in die Klarheit des Denkens verflüchtigen. So lange sich daher die Kritik damit begnügt, ein Gemälde überhaupt nur in Worte und Vorstellungen, ein Werk der Poesie in Prosa und allgemeinere Gesichtspunkte zu übersetzen, ohne aus dem Kreise des Vorstellens herauszutreten, so lange wird sie noch geduldet seyn, ja ihre geistreichen Bemerkungen, die an dem Kunstwerke umherspielen, doch es selber noch in seiner eigenen Gestalt unangetastet bestehen lassen, werden sogar willkommen geheißen werden. Doch wer es wagt ein einzelnes Kunstwerk oder ganzes Kunstgebiet aus dem Zauberkreise des Schönen in die zunächst fremde Sphäre philosophischer Betrachtung zu erheben, der wird sich bey dem größten Theil des kunstliebenden Publikums nicht nur wenig Dank verdienen, sondern seine Revindikation wird als Tempelraub gescholten und seiner Bemühung und Arbeit mit voller Gewalt von allen Seiten entgegengearbeitet werden; denn er hat dem geliebten Gegenstande gerade das genommen, wodurch derselbe allein Gegenstand der innigsten Liebe und Verehrung geworden war, und Herz, Gemüth und Vorstellung wollen nicht zugeben, Sphären und Weisen des Wissens zu seyn, über welche hinaus es auch für das Kunstwerk noch höhere und tiefere Erkenntnißformen gäbe. Unbefangen und in dem unschuldigen Glauben auf dem eigenen Gebiete zu stehen, drängen sich die Kunstverehrer an die philosophische Kritik heran, und getäuscht finden sie sich plötzlich in einer fremden Welt, welche sie nun in der Ueberzeugung, die ihrige allein sey die vernünftige und heilige, für ebenso närrisch als frevelhaft verschreyen. So hat denn auch Hinrichs, als er vor mehreren Jahren zuerst mit einer philosophischen Betrachtung des Goethe'schen Faust's hervortrat, wenig Anerkennung und von den meisten Seiten her nur Tadel und Widerspruch erfahren müssen. Der Faust als Kunstwerk ist Eigenthum der ganzen Nation, er lebt in jedem Gemüth, und die Ahnung seiner inneren Bedeutung beschleicht jeden, der mit Liebe dieß größte Werk in sich aufnimmt. Die Philosophie aber weiß nur einen kleinen Kreis um sich her zu versammeln, und von Jedem, der diesem Kreise nicht angehört, wird sie entweder gleichgültig duldende Anerkennung oder heftige Reaktion zu erwarten haben, wenn sie Gebiete betritt, in welchen Andere Alleinherrscher seyn zu dürfen meynen. Der Hinrichs'sche Faust aber hat um so mehr Widerstand finden müssen, je mehr er mit der Prätension auftrat, den wahren Punkt getroffen zu haben, und seine Erkenntniß dennoch in einer Weise vorbrachte, in welcher dieselbe nur einem kleinen Kreise konnte verständlich seyn. — Wenn nun derselbe Verfasser jezt wiederum eine neue Arbeit aus dem Gebiete der Aesthetik dem Publikum übergibt, so fragt es sich, in wie fern nun wohl dießmal für beyde Partheyen gleich Wohlgesinnte einladen können, herbeyzutreten, ohne daß sie befürchten müßten, Publikum und Autor von Neuem in Widerspruch und Streit zu bringen. Hier ist bey solcher Einladung sogleich herauszuheben, daß es sich in dem neuen Werkchen nicht etwa um einen Gegenstand handelt, der in jedem Herzen, jedem Gemüth schon festen Fuß gefaßt hat, und sich nun

Digitized by Google

aus dieser behaglichen Wohnstätte und sorglosen Ruhe nicht mag in die arbeitsvolle Region des philosophischen Denkens hinaustreiben lassen, sondern daß darin Werke einer längst verblichenen Zeit betrachtet werden, welche bisher hauptsächlich nur der Gelehrsamkeit antiquarischer und grammatischer Verständigkeit angehörte, und seit Kurzem erst zum Inhalt gemäßerer Betrachtungsweisen geworden ist, indem diese sich nicht so sehr um den Buchstaben als um das innere Wesen der antiken Tragödie bemühten. Doch wenn nun unser Verfasser etwas Höheres und Anderes als das Bisherige leisten will, so wird zur Kenntniß dieser Aufgabe nöthig seyn, wie er es in der Vorrede selber thut, sein Verhältniß zu den Vorgängern näher anzugeben. Als diese Vorgänger werden besonders, außer Lessing, noch Schlegel und Solger charakterisirt; und zwar wird von Schlegel gesagt, daß er der Schelling'schen Philosophie gemäß, welche die Kunst als Vereinigung von Nothwendigkeit und Freyheit auffaßte, als Basis der antiken Kunst die sittliche Freyheit, ausgesprochen habe, welche zur Erscheinung käme, in so fern ihre Pole, innere Freyheit nämlich und äußere Nothwendigkeit, sich einander entgegensezten, so daß die Tragödie mit der Bewährung des freyen Handelns beginne und mit der Anerkennung der Nothwendigkeit sich beschließe. Diese Nothwendigkeit aber sey die unergründliche Macht des Schicksals, welche jenseits der sittlichen Welt im Abgrunde des Unendlichen liege. In der That aber ist, wenn die Anerkennung der Nothwendigkeit der Schluß der Tragödie seyn soll, die unergründliche Macht des Schicksals nicht mehr ruhig im Abgrunde des Unendlichen liegen geblieben, sondern in's Leben und Bewußtseyn getreten, und gehört ihrem eigenen Wesen, wie dem Wesen der Handlung nach, dem Leben und Bewußtseyn an. So hat denn auch Solger, wie es unsere Vorrede gleichfalls auseinandersezt, diese Gegenwärtigkeit des Schicksals in dem Handeln der tragischen Personen anerkannt, doch als eine Macht, welche sich nur durch das Zugrundegehen der Handelnden und als dieses Zugrundegehen darstellt, wodurch bey ihm die tragische Ironie als das Lezte und Höchste auftritt, die den handelnden Personen und ihrem wesentlichen Inhalt alle Kraft, alle Sittlichkeit, allen Werth und alles Gelten nimmt, und diese Kraft und Gültigkeit auf das inhaltslose Schicksal überträgt. Hingegen nun sucht der Verfasser durchzuführen, daß in der antiken Tragödie nicht das Sittliche, sondern gerade nur jene leere inhaltslose Nothwendigkeit zu Grunde gehe, indem das Wesen der Sittlichkeit als Inhalt der handelnden Gestalten zur Wirklichkeit gebracht werde. Das Schicksal erhält sich dadurch mit diesem Inhalte und zeigt, daß es das Schicksal der bestimmten sittlichen Mächte sey, die sich entzweyend und gegeneinander kämpfend die Handelnden durch ihren Streit zwar zu Grunde richten, aber in diesem Gericht das Wesen und die wahre Natur des Sittlichen zum Vorschein bringen. Die eigentlichen Mächte aber des sittlichen Lebens sind Familie und Staat, deren Wesen die Griechen zuerst zum Bewußtseyn brachten, und welche Sophocles allein in ihrer Reinheit und Klarheit als Inhalt der tragischen Handlung dramatisch darstellte. Hiemit rechtfertigt es der Verfasser, daß er, um das Wesen der antiken Tragödie bestimmter herauszuheben, die Antigone und den Oedipus in Kolonos wählte, nachdem er den Sophocles von Aeschylus und Euripides näher abgeschieden und auseinanderzusetzen gesucht hat, wie sich aus dem Verfall der Tragödie die aristophanische Komödie habe entwickeln können. Doch der Anforderung, nun auch näher dem Verfasser zu folgen, wenn er die Antigone und den Oedipus nach allen Seiten hin betrachtet, müssen wir durch die Erklärung ausweichen, daß unser Zweck nicht eine Kritik, sondern nur der Wunsch war, das Publikum einzuladen, selber hinzuzutreten, zu lesen, und beystimmend oder widersprechend die wenigen Bogen aus der Hand zu legen. Und sollte Mancher auch mit dem Urtheil schließen, daß, wenn auch gegen den Inhalt, gegen die Resultate der Betrachtung nichts einzuwenden sey, dennoch die Form, zwar in weit geringerem Grade als im Faust, aber immer doch zurückstoßen müsse, so werden doch auch diese Mißbilligenden billiger Weise wegen der herben und schwer zu durchdringenden Schaale den gehaltvollen Kern um so weniger verschmähen wollen, da dieser Kern vielleicht seine innere Kraft nur jener scheinbar ihm äußerlichen Schaale verdanken möchte. Zur Vergleichung des Inhalts empfehlen wir schließlich noch in Hegels Phänomenologie (Bamberg, bey Joseph Anton Goebhardt, 1807) das Kapitel von der Sittlichkeit S. 382 — 421, wo theilweise derselbe Gegenstand, wenn zwar in anderen Rücksichten auf's Geistvollste auseinandergesezt ist. —

H. G. H.

Classische Literatur.

Griechische und Römische Prosaiker, in neuen Uebersetzungen. Herausgegeben von G. L. F. Tafel, C. N. Osiander und G. Schwab. Stuttgart, Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung, 1826.

Ohne Zweifel werden gegenwärtige neue Uebersetzungen von Verschiedenen sehr verschieden bereits beurtheilt worden seyn und noch werden. Der streng wissenschaftliche, gelehrte, besonders aber der Schul-Mann wird denselben immer nur einen relativen Werth zugestehn können. Der größere Theil des gebildeten und Bildung su-

chenden Publikums dagegen, so wie jeder, der sich für dasselbe interessirt, wird denselben seinen vollen Beyfall nicht versagen können. — Wir haben mehrere der vorliegenden Bändchen durchgelesen und hie und da, wo uns eine besonders wichtige oder sonst frappante Stelle auffiel und in Erinnerung kam, mit dem Urtext verglichen, und können versichern, daß wir in der Erwartung, zu welcher die Herren Herausgeber und ihre Ankündigung uns berechtigen, nicht getäuscht worden sind. Es läßt sich nicht verkennen, daß der Grund und Boden, in welchem die Uebersetzungen fußen, wissenschaftliche Genauigkeit, wenn gleich nicht ängstliche Strenge ist, und ebenso muß die im Allgemeinen sehr glückliche Bemühung gepriesen werden, durch welche es den Herren Uebersetzern gelungen ist, den antiken Geist der Griechen und Römer zu bewahren und gleichzeitig doch auch den Gesetzen des gebildeten, verständlichen, deutschen Sprachgebrauches, sowohl im einzelnen Ausdruck als auch in der Satzfügung, zu entsprechen. In lezter Hinsicht bleibt gleichwohl noch gar Manches zu wünschen übrig, sobald wie den Hauptzweck, den sich die Herren Herausgeber selbst vorgesezt haben, dem größeren, gebildeten Publikum nützlich zu werden, im Auge behalten. Manche Participialconstruktion, manche Häufung der Appositionen und Zwischensätze, manche Inversion, welche sich häufig im Deutschen gerade da schlecht ausnehmen, wo sie im Lateinischen und Griechischen von besonderer Wirkung sind, hätte noch dem deutschen Sprachgeiste zu Liebe geopfert werden sollen. Auch fehlt es nicht an einzelnen Beyspielen, wo die Wendung nicht recht deutsch hat werden mögen, und wo wir auf nicht hochdeutsche Ausdrücke gestoßen sind. Besonders gelungen und wie aus einem Guß ist uns die Uebersetzung des Livius erschienen, deren Verfasser der geschätzte Herausgeber des drakenborchischen Livius ist. Eben so bezeichnet die Uebersetzung des Thukydides, welche Herr Prof. C. N. Osiander gegeben, in der That einen Fortschritt in der deutschen Uebertragungskunst überhaupt, wenn wir gleich in ihr gerade noch manche Gezwungenheit entdeckt haben. Sehr zu loben ist, daß der neue Uebersetzer des Lukian, Herr Prof. A. Pauly, sich nicht zu weit von Wieland hat entfernen wollen; denn unseres Dafürhaltens möchte schwerlich Jemand so ganz zum Uebersetzer Lukians geboren seyn, als es Wieland seiner eigensten Natur nach gewesen ist. Auch scheint es, daß selbst der Ton unserer gegenwärtigen Bildung nicht mehr so glücklich mit derjenigen übereinstimmt, durch welchen die eines Lukian, wie Wielands und seiner Zeit sich auszeichnete. Es wäre zu wünschen, daß die Redaktion mit dem Herrn Uebersetzer nicht allein in der Weglassung der beyden Eroten, des fünften der Hetärengespräche, sondern auch des Gerichts der Vokale, des Lexiphanes und des Solöcisten übereingestimmt hätte. Aengstliche Vollständigkeit scheint überhaupt außer dem populären Zweck gegenwärtiger Uebersetzungen zu liegen. Was soll wohl das größere Publikum mit allen ciceronischen Reden und — Briefen anfangen, was mit allem, Cicero nachäffenden, wenn gleich wohlgekämmten, Geschreibsel des Neffen jenes großen, römischen Naturforschers? Eben so würde dasselbe sich mit einem Eutrop, als Repräsentanten der kleineren Schriftsteller der römischen Geschichte begnügen. — In den sehr zweckmäßigen Einleitungen, welche über Leben und Schriften eines jeden Autors gegeben werden, würde sich dann ein schicklicher Platz zur literarischen Nachweisung des Ausgelassenen und zur etwaigen Rechtfertigung finden. Dagegen sollten die Herausgeber die Dichter so gut wie die Philosophen in ihren Plan aufnehmen. Wir sind nämlich der Meynung, daß man den Wünschen des gebildeten Publikums nur dann in Beziehung auf die klassische Literatur befriedigend entgegenkomme, wenn man demselben in und mit der wohlgewählten Reihe der klassischen Schriftsteller, Philosophen, Historiker, Dichter, zugleich eine vollständige Uebersicht der ganzen klassischen Literatur und ihrer geschichtlichen Entwickelung in die Hand gäbe. Auch ist die Hoffnung, daß gegenwärtige Sammlung von Uebersetzungen noch zu diesem Ziele werde geleitet werden, zufolge der Ankündigung nicht ganz abgeschnitten. Sie wirklich zu erfüllen, wäre nicht zu schwer, wenn die Herausgeber den Grundsatz, überall Neues zu geben, ermäßigen wollten, was sich selbst bey den Prosaikern nicht immer dürfte vermeiden lassen und schon beym Lukian nothwendig geworden ist. Eben so werden beym Cicero Vorgänger, wie Garve, stets einen nothwendigen Einfluß behaupten müssen. Vielleicht sollte man bey den Dichtern Goethe's Vorschlag, in ungebundener Rede zu übersetzen, dem ja selbst Wolf seinen Beyfall nicht versagt haben dürfte, in Ausübung bringen. Wenigstens würde in demselben Maße, in welchem hiebey die äußere poetische Form des Alten verloren ginge, die innere ihrer poetischen Anschauung uns näher treten; wobey denn freylich der reine Gewinn auf unserer Seite wäre. —

Uebrigens verkennen wir das Dankenswerthe des ganzen Unternehmens, auch in seiner jetzigen Selbstbeschränkung, nicht. Vielmehr halten wir diese Uebersetzungen durchaus geeignet, genauere und bildende Kenntniß des großen Alterthums immer weiter zu verbreiten und zu derselben immer mehr einzuladen, wenn sie gleich auch dazu beytragen werden, der stockblinden Verehrung desselben und dem falschen, ja unheilbringenden Wahn zu steuern, als sey die Vortrefflichkeit der alten Welt so groß gewesen, daß man nur ihre Wiedergeburt zu wünschen habe. — W. B. M.

Digitized by Google

Naturkunde.

Mémoires de la Société Académique de Savoie. Tome II. 1827.

Der erste Band dieser Memoiren erschien im Anfang vorigen Jahres. Er enthielt eine historische Entwickelung über diese Gesellschaft und ein kurzes Verzeichniß ihrer Arbeiten von ihrer Entstehung im Jahr 1823 bis zum März 1815. Dieses Verzeichniß ist nun auch in diesem zweyten Bande bis zum August 1826 fortgesezt. Die Arbeiten selbst zerfallen in sieben Abtheilungen: Ackerbau, Industrie, mathematische und physikalische Wissenschaften, Naturgeschichte und Arzeneykunde, moralische und philosophische Wissenschaften, Geschichte und Alterthümer, Literatur, Biographien. Der gegenwärtige Band beschränkt sich auf Ackerbau, Physik, Geologie und Astronomie. Die erste Abhandlung, über das Jahr 1825 in Beziehung auf die Agrikultur dieses Jahres im Herzogthum Savoyen vom Dr. Gouvert. Die Societät erkennt die großen Vortheile, die für den Landbau aus einer solchen, für alle Jahre wiederholten Arbeit entstehen müssen. In diesen Memoiren niedergelegt, können sie von allen Ackerbaukundigen nachgesehen und verglichen werden, wenn sie sich über den Stand und Einfluß der Atmosphäre auf die Vegetation und auf die Erzeugnisse des Ackerbaues unterrichten wollen. Künftig sollen, nach des Verfassers Vorschlag, auch meteorologische und medicinische Beobachtungen über die im Laufe des Jahres herrschenden Krankheiten gemacht und in den Annalen der Gesellschaft niedergelegt werden. Einige Bemerkungen dieser Abhandlung dürften auch für Deutschland Interesse haben. Der Eindruck des Wetters und seine verschiedenen Erscheinungen verwischt sich schnell wieder und macht dem folgenden Raum. Alle Wettererscheinungen wären für die Geschichte verloren, wenn man sie nicht mit Sorgfalt niederschriebe und dadurch vor der Vergessenheit schüzte. Wir schiffen überdieß zu schnell über den Fluß des Lebens, auf dem kein Ankergrund ist; wenn wir also denen, die nach uns kommen, nicht das Wenige überliefern, was wir bey unserer Ueberfahrt gesehen oder erfahren haben: so haben sie und die Wissenschaft ein Recht, uns Vorwürfe zu machen. In einem Land, wie das unsrige, wo die Jahreszeiten so verschieden und unbeständig und die Aernten so ungewiß sind, ist es gewiß von Nutzen, wenn man genau den Verlauf jedes Jahres mit Allem aufzeichnet, was darin merkwürdig war, wenn man genau seinen günstigen oder nachtheiligen Einfluß auf dieses oder jenes Naturerzeugniß bemerkte. Dadurch entstünde mit der Zeit eine interessante und wichtige Sammlung. Daraus giengen eine Menge Beobachtungen und Fakta hervor, welche die Analogien der Verschiedenheiten in andern Jahren hervorhöben; daraus ließen sich über ihre Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit genauere Data geben, so wie über die großen Ursachen, welche diese Erscheinungen hervorbrachten; dadurch würde bei der Wiederkehr derselben ihre Beobachtung leichter und vielseitiger. Sie könnten sogar zur Kenntniß einiger Vorzeichen führen, wodurch es thunlicher würde, mit einiger Wahrscheinlichkeit auf die Beschaffenheit und den Einfluß des Jahres auf den Landbau zu schließen; dadurch erhielte auch der Landbauer sichere Fingerzeige, nach denen er sich richten könnte, und die ihm angeben würden, was er in seinen Feldarbeiten beibehalten, ändern oder abschaffen muß.

Hierauf folgen Beobachtungen über die Nachtfröste im April 1826 und über die dagegen angewendeten Räucherungen, und über den Nutzen dieser Räucherungen überhaupt. Es folgt eine Abhandlung des Abbé Rendu über den Thau und den Reif nach physikalischen Grundsätzen und die Anwendung des Rauchs dagegen.

Der Kanonikus Billiet lieferte meteorologische Beobachtungen von Chambery, und ein anderer Gelehrter Tafeln über den Auf- und Niedergang der Sonne daselbst.

Politische Literatur.

Die alte und neue Zeit, und was an jeder unser Lob und unsern Tadel zu verdienen scheint. Frankfurt a. M. in der Andreä'schen Buchhdlg. 1827.

Schon der Titel dieser Schrift läßt Unpartheylichkeit erwarten. Der Verfasser gehört zu den ruhigen Beobachtern der Zeit, welche die menschlichen Schwächen zu lange kennen, um sich noch darüber fruchtlos zu ereifern, und die zugleich das Gute, was sich unter allen Umständen neben dem Bösen gefunden hat, gehörig schätzen gelernt, wenn es auch noch lange nicht das Beste ist. Ein neues politisches Philosophem, eine durchgreifende Theorie erwarte man in dieser kleinen Schrift nicht, auch keine bitterböse Satyre, noch weniger aber eine Beschönigung des Schlechten. Zu keiner Partey gehörend und alle mit besonner Ruhe gegen einander abwägend, hat der Verfasser nur geschichtliche Betrachtungen angestellt und durch Thatsachen, durch Gegenüberstellung und Kontrastirung des Geschehenen mehr als durch philosophisches Raisonnement zu belehren gesucht. Als ein scharfer Beobachter hat er eine Menge minder bekannte Thatsachen, politische Charakterzüge, Anekdoten zusammengestellt, die am besten zu belehren im Stande sind und den Kontrast der Zeiten ins hellste Licht setzen. Diese Citate und Belege, dieser historische Reichthum erhebt die kleine Schrift über die gewöhnlichen, bloß raisonnirenden Broschüren. Ihr Hauptgegenstand ist übrigens das Verfassungswesen in Deutschland, und sie gibt in prägnanten Zügen eine umfassende und treffende Darstellung und Vergleichung der Reichsverfassung kurz vor ihrem Untergang, und der modernen Verfassungen.

Digitized by Google

Nr. 63.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 7. August 1827.

Reise-Literatur.

1) Mein Besuch Amerika's im Sommer 1824. Ein Flug durch die Vereinstaaten Maryland, Pensylvanien, Newyork, zum Niagarafall, und durch die Staaten Ohio, Indiana, Kentuky und Virginien zurück. Von S. v. N. Aarau, 1827, bey H. R. Sauerländer. 251 S. 8.

Ein junger Schweizer, noch nicht dreyßig Jahre alt, unternahm diese Sommerreise, die vom May bis Weihnacht dauerte, ohne andern Zweck, als um die Vereinten Staaten Amerika's und ihre Bewohner aus eigner Beobachtung kennen und würdigen zu lernen. „Schon jetzt, sagt er, ist eine Reise von Europa nach Amerika und wieder zurück, nicht kostspieliger, nicht gefährlicher, nicht unbequemer, als die Reise im Kasten einer Postkutsche zu Lande auf halb so langem Wege. Man ist da nicht zum Ueberfluß noch von hungrigen Postillonen, groben Postbeamten, prellenden und schnellenden Wirthen, rohen Mauthknechten, Paßschreibern, Visitatoren, Zoll- und Weggelderforderern und anderem Reise-Ungeziefer geplagt, das von der Polizey- und Finanzkunst des überglücklichen Europa zum Besten der Menschheit erfunden worden ist. Es wird eine Zeit kommen, daß, wenn sich der Europäer erholen, zerstreuen, frische Luft schöpfen will, und umhersinnt, wohin eine kleine Lustreise thun? er kurz abbricht und sagt: Ich will ein wenig nach Amerika und komme gleich wieder."

Die Reise-Erzählung verräth einen gebildeten, geistvollen und gemüthlichen Mann, *) der ohne vorgefaßte Meinung, unbefangen wahrnimmt und urtheilt. Seine Schilderungen, wenn auch flüchtig, wie die Reise selbst, und selten tief eindringend, gewähren doch eigenthümlichen Reiz, zumal auch jede Anmaßung dabey vermieden und keinerley Uebertreibung in Lob oder Tadel zugelassen ist. In den noch jugendlichen Schöpfungen des neuen Erdtheils gefällt sich der Freysinn des Reisenden, aber er preißt sie darum nirgends unmäßig und er verkennt auch ihre Gebrechen nicht· eben so billig stellen sich seine Vergleichungen zwischen der alten und der neuen Welt dar, wenn gleich auch in ihnen sich die Jugend zur Jugend eher und lieber denn zum Alter hinneigt. „Ein Sprung (so drückt eine seiner allgemeinen Betrachtungen sich aus) vom europäischen Ufer über den Ozean, ans amerikanische, macht, beim schnellen Wechsel der Welttheile, den Gegensatz der Sitten und Lebensweise ungemein fühlbar. Es ist in den amerikanischen Städten durch alle Volksklassen eine gewisse Sittenfeinheit, ein Gefühl für das Anständige und Edle verbreitet, welches nicht aus Tanzlektionen, sondern aus dem Bewußtseyn des eigenen Rechtes und der Achtung für Fremdes stammt. Selbst die Einwanderer schleifen nach und nach die rohen Seiten ihres Betragens ab, welches sie von dem Stande oder der Kaste mitbrachten, der sie im andern Welttheil eingebürgert waren: das grobe Hochfahren des Edelmanns und Beamten, die stolze Leutseligkeit des Vornehmen gegen den Geringen, die Rangseligkeiten des spießbürgerlichen Kleinstädters, die unterthänige Kriecherey und patzige Frechheit der Herrendiener. Wo der Mensch als Mensch gilt, ist ächter Adel — Menschenadel daheim. Wer Freyheit und Recht hat, wie jeder, ehrt beydes gern im Andern, um beydes geehrt in sich zu bewahren."

Auf die kirchlichen Verhältnisse kömmt der Reisende mehrmals zurück. „Die Amerikaner haben die Streitfrage der europäischen Staatsmänner und Professoren längst auf die naturgemäßeste Weise gelößt. Der Staat, diese große Anstalt für Rechtssicherheit und Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft, hat keine Befugniß über religiöse Ueberzeugungen, über das innere Verhältniß des Menschen zur Gottheit zu entscheiden. Den Bürgern ist es anheimgestellt, in derjenigen Form oder kirchlichen

*) Der Styl dieses gemüthlichen Mannes hat eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Style des berühmten Zschokke, der in Aarau, dem Verlagsort des vorliegenden Werkes, lebt, und bekanntlich schon so manche anonyme und pseudonyme Schrift herausgegeben hat. Es ziemt uns indeß nur, auf diese vielleicht zufällige Uebereinstimmung aufmerksam zu machen.

Anm. d. Red.

Digitized by Google

Ordnung ihre gemeinschaftlichen Gottesverehrungen zu veranstalten, die ihren Ueberzeugungen am meisten entspricht. In Amerika klagt man nicht über Indifferentismus. Hier wetteifern alle christlichen Kirchenpartheyen auf oft rührende Weise in gottesdienstlicher Frömmigkeit. Hier sind in den größern und kleinern Städten die Kirchen stets von Betern erfüll', und in den weiten Einsamkeiten junger Pflanzer sieht man Pflanzerfamilien oft lange Tagereisen bis zur nächsten Kapelle oder Kirche machen. Wenn sich eine Stadt bildet oder ein Dorf — so weit ich gekommen bin — und alle Hütten noch gebrechlich und hölzern sind, stehen zuerst immer zwei große Gebäude massiv und kostbar ausgeführt da: das Rathhaus und der Tempel. Der Staat gibt kein Geld zum Kirchenbau, besoldet keinen Geistlichen, und doch gibt es kaum ein Land, wo so viele Kirchen sind. Weil der Staat ohne Unterschied jeder christlichen Glaubensgenossenschaft gleiches Recht und gleichen Schutz gewährt, hört man auch nichts von den eckelhaften Religionszänkereien, mit denen sich die Europäer ermüden und quälen. Auch bemerkt man in Amerika deutlich, daß das Streben nach Bildung, Aufklärung und Kenntnissen im Volk ohne Unterschied der Kirchpartheien allgemein ist, und die Katholiken darin den Evangelischen nicht nachstehen, weder von ihren Geistlichen zurückgehalten werden, noch sich zurückhalten lassen. Dadurch wird jener auffallende Unterschied der öffentlichen Bildung und des Wohlstandes zwischen katholischen und evangelischen Gemeinden, Provinzen und Staaten, der in Europa bemerkt wird, in Amerika verhindert."

Der Niagarafall, einer der Zielpunkte der Reise, wird in einem reizenden Gemälde dem Leser vor Augen geführt, welchem wir hier etliche Züge entheben wollen. „Der Niagara, einziger Abfluß der großen Seen und des Erie-Sees, bildet bis zu seiner Mündung in das weite Becken des Ontario, einen mächtigen Strom von tausend bis zwölfhundert Schuh Breite und großer Tiefe. Bis zum Chippewaystrom, der zwischen dem Erie- und Ontario-See in ihn einstürzt, fließt er langsam und still. Dort aber enger zwischen Felsen geklemmt, von den Wassern des Chippeway verstärkt, wird er unruhig, sein Fall reissender. Er stürmt schäumend gegen Klippen und Felsen, die ihm den Weg verrammeln. Zwey Inseln spalten ihn in drey Theile; aber stürmisch vereinigt er sich wieder, nahe dem, weit über hundert Fuß tiefen Abgrund, in welchen er sich versenken muß. Die Felsen haben ihm hier bis auf viertausend Fuß weiten Spielraum gelassen. Es ist ein heulendes Meer, dessen Wogen untereinanderkämpfend ihrem zermalmenden Sturze entgegenrasen. Der Wasserfall hat die Form eines Hufeisens. Der östliche Theil ist der vollere, gewaltigere, malerischere. Die Masse der niederstürzenden Fluthen, von unten angesehen, scheint aus den Himmeln herabzufahren und sich in einen bodenlosen Abgrund vergraben zu wollen. Die Felsenlager, welche unterhalb einige Absätze bilden, drohen unter dem Gewicht der zermalmenden Wassersäulen zu zersplittern und zu verstäuben. Die Erde und der Felsenboden dröhnen und zittern unterm Fuß des Menschen. Man steht in der Mitte eines ewigen, betäubenden Donners, während rings umher die ganze Natur schweigt, wie vom Entsetzen erstarrt. Aus der Tiefe, wo Alles kocht und gährt, silbergraue Staubwolken und Wasserbündel und Strahlen hastig aufsliegen, und von nachkommenden wieder ereilt und zerstört werden, heulen in allerley Tönen zwischen den Klippen die gräßlichen Stimmen des Abgrunds durch das einförmige Tosen der Donner. Das Haupt eines indianischen Stammes hatte von den Alten gehört, es sey zwischen den Seen ein großes Wunder. Er machte sich auf, begleitet von seinen vornehmsten Kriegern kam er zum Niagarafall. Nachdem er eine Weile mit Erstaunen und Schweigen dagestanden war, nahm er seinen Tamoak, mit Silber belegt, seinen Bogen und die schönsten seiner Zierden, warf sie in den Schlund der Wogen und sprach zu seinen Gefährten: Fürwahr! Hier ist ein Haus des großen Geistes!"

Ein Abschnitt, der von den Auswanderern nach Amerika handelt, endigt mit der Versicherung: „Ich habe bey dem Allem unter den Ansiedlern Kaufleute, Künstler, Handwerker und Landleute in Menge gefunden, die sich eines Wohlstandes freuten, dessen sie in der alten Welt nie theilhaft zu werden hoffen konnten. Ich habe keinen im eigentlichen Elend gefunden, und der, wenn er auch keinen Pfenning baar Geld in der Tasche trug, gesagt hätte, er habe Hunger gelitten oder keine Kleider mehr gehabt." Und im Kapitel von den Reisebeschreibern wird u. a. gesagt: „Das Volk der Reisebeschreiber, zu dem ich jezt selbst gehöre, streut über Zustand, Treiben und Wesen der nordamerikanischen Vereinstaaten die verworrensten, oft gerade zu die falschesten Vorstellungen in Europa aus. Die meisten beschreiben weniger Amerika, als vielmehr **sich selbst in Amerika**, woran am Ende wenig gelegen ist. Unter ihnen möcht' ich den Preis der vollen Unbefangenheit noch immer dem weisen, gründlichen **Rochefaucault-Liancourt** geben. Er liefert ein recht treues Bild von dem Amerika seiner Zeit. Aber **seine** Zeit war beinahe vor dreyßig Jahren. Und in Amerika sind, was Fortschritte des Anbaues und der Gesittung betrifft, dreyßig Jahre so viel, als in Europa drey halbe Jahrhunderte."

Von der Gegend am Eriesee aus hat der Reisende einen dort noch angesiedelten Indianerstamm besucht, der den Namen Seneca führt und ein Zweig der alten, vielgefürchteten Irokesen ist. Ihr großer, einst um die

Digitized by Google

Seen von Champlain, Ontario und Erie wohnender Stamm ist jezt fast ganz verschwunden, und man sieht nur noch einzelne abgerissene Zweige desselben. Als sich im Jahr 1610 die ersten christlichen Glaubensboten unter sie wagten, zählten sie noch eine Heeresmacht von mehr denn 20,000 Kriegern. Nach dem nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege im Jahr 1780 fanden sich hier nur noch etwa 1500 Krieger vor. Jezt können sie nicht mehr als 150 bis 200 Streiter aufstellen. „Diese befremdende Verminderung (sagt der Verf.) mag mancherley Ursachen haben. Der Wilde zieht sich bey jeder Annäherung der civilisirten Welt scheu zurück, wenn er sie nicht zerstören kann. Er will mit ihr nichts gemein haben. Er kennt aus den Sagen seiner Väter und Urväter die nie zuverlässige Treue, die List, die Hab- und Herrschgier und rastlose Ausbreitungssucht der Europäer. Er kann die Lebensbequemlichkeiten derselben nicht reizend finden, weil er ihrer durchaus nicht bedarf, kann die Genüsse nicht schätzen, welche Wissenschaft und Kunst gewähren mögen, weil sie ihm fremd und verschlossen stehen; kann die feinern Vergnügungen der gebildeten Gesellschaft nicht lieben, weil sie zugleich einen äußern Zwang auflegen, der ihm naturwidrig scheinen muß. Die reine Freiheit der Wilden hat ohnehin ihren eigenthümlichen Zauber, der aus der Einfalt, Rechtlichkeit und ungebundenen Sorglosigkeit hervorgeht. Man hat wenige, oder am Ende gar keine Beyspiele, daß Indianer, welche bey Europäern erzogen wurden, nicht gerne wieder aus dem Zwang der Etikette, des Zeremoniels, des Kirchenthums, des Rangwesens, der Polizeyordnungen, der Titulaturen, der gesellschaftlichen Vorurtheile, der Partheymachereyen, der unendlichen Lebensmühen, um zum Besitz entbehrlicher Dinge zu gelangen, herausgegangen und in die Stille und Freyheit ihrer Wildnisse zur einfachen Lebensweise ihrer Stammesgenossen zurückgekehrt und daselbst geblieben wären. Dagegen sind der Beyspiele mehrere vorhanden, daß gebildete Europäer, die gewaltsam oder freywillig unter die Indianer kamen, sobald sie sich nach Jahr und Tag unter ihnen heimisch fühlten, auf das Bittersüß der Zivilisation verzichteten, sich sehr glücklich bey ihnen befanden, und entweder gar nicht mehr, oder doch nicht ohne späteres Heimweh, in die Welt der Gebildeten zurückkehrten." Die vorstehenden Aushebungen dürften, wie Ref. glaubt, sattsam darthun, daß Niemand leicht ohne Vergnügen und Befriedigung diesen Reisebericht lesen wird.

2) Adolf Blanqui's Reise nach Madrid im August und September 1826. Aus dem Französischen von Gustav Sellen. Leipzig 1827. Verlag von Carl Focke.

In diesem jüngsten Gemälde Spaniens schildert ein Augenzeuge das ganze gegenwärtige Elend jenes Landes. Obgleich der Reisende ein Liberaler ist, der leicht durch eine schwarze Brille sehen konnte, und obgleich er durch die madrider Polizey auf Anstiften der Pariser chikanirt worden ist, also leicht böse Launen bekommen konnte, so zeigt seine Schilderung doch keine Spur von Uebertreibung, und empfiehlt sich durch Mäßigung und Klarheit. Der Verfasser hat sehr viel malerisches Talent und versteht es, in wenigen anspruchslosen Zügen ein äußerst lebendiges und charakteristisches Bild zu entwerfen. Er weiß, daß solche Bilder besser als lange Auseinandersetzungen den Zustand eines Volkes bezeichnen. So beschreibt er eine kleine Stadt: „Ein altes Rathhaus, ganz mit Wappen bedeckt, macht die einzige Zierde dieses Städtchens aus, dessen Bevölkerung, wie es mir schien, nur aus Mönchen und königlichen Freywilligen bestand; diese Müssiggänger allein hielten während den Arbeitsstunden die Straßenecken besetzt." Und er fügt hinzu: „Ein solcher Anblick spricht deutlicher, als ein ganzer Band eines geschichtlichen Werkes." Man könnte füglich die Bilder, welche der Verfasser gibt, sogleich in Kupfer stechen, so sprechend sind sie. Hier malt er uns die bettelnden Beamten, die zerlumpten Soldaten, den halbnackten Pöbel in braune Mäntel gehüllt und die völlig nackten Kinder, dort die fetten Mönche, deren Kleid hinreichen würde, je drey ausgehungerten Layen zu Röcken zu verhelfen: „Das erste, was mir auffiel, als ich Madrid betreten hatte, war die unzählige Menge von Mönchen und Geistlichen aller Art, welche die Straßen erfüllte. Diese waren ganz in weißen Kasimir gekleidet und gingen mit unbedecktem Haupte umher; jene, schwarz gekleidet, trugen weder Strümpfe noch Schuhe. Einige, widerlich anzusehen, hatten das Haar bis zwey Zoll über den Ohren rein abgeschoren, die wenigen übrigen Haare bildeten eine Art von Mönchskrone, deren Häßlichkeit sich kaum denken läßt." Die Armuth und Nacktheit, der Müssiggang und die Räuberei in den Provinzen bietet immer noch ein erfreulicheres Bild dar, als der politische Quietismus in Madrid, die Grabesstille, die den Hof umgibt. Zur Probe führt der Verfasser einen Polizeybefehl wörtlich an:

„Jeder, der dabey betroffen wird, auf dem Theaterplatze mit lauter Stimme Billets zu fordern, soll ergriffen und zu zwey Monat Karrenstrafe, im Prado, eine Kette am Fuße, verurtheilt werden. Im Falle der Wiederholung wird die Strafe verdoppelt."

„Jeder, der sich während der Vorstellung eines Stückes erlaubt zu klatschen oder zu pfeifen, oder mit einer Person in einer der Logen, und wäre es seine Schwester, Zeichen zu wechseln, soll das erstemal, auf sechs Jahre als Soldat eingestellt, das zweytemal aber auf zehn Jahre zu den Galeeren verurtheilt werden."

Digitized by Google

Wie sehr das Volk dem Absolutismus ergeben sey, davon zeugen die unaufhörlichen Lebehochs, die Ueberschriften an Thoren und Häusern, und folgender seltsame Gebrauch: Die Thür eines jeden Hauses nämlich, dessen Besitzer einmal vom Monarchen besucht worden ist, wird mit einer ungeheuern wagerechten Kette geschmückt, und dieses Zeichen gereicht dem Besitzer nicht weniger zum Nutzen als zur Ehre, in einem Lande, in welchem Alles, was den Namen königlich führt, den Vorzug hat, in welchem jeder Handelsartikel keiner weiteren Etikette bedarf, als das Prädikat: königlich. Wenn indeß irgend etwas die sklavische Ehrfurcht vor dem Throne übersteigt, so ist es die vor der Kirche; neben dem königlichen Freywilligen, der allein das Vorrecht hat, Waffen zu tragen, steht noch der Mönch, der ihm dieses Vorrecht gewährt. Der Mönche unablässige Sorge ist, die Keime der Bildung zu ersticken, die unter den Kortes aufgegangen, die Schulen und höheren Lehranstalten aufzulösen und das Volk im Müßiggang und Unwissenheit zu erhalten. Schauderhaft ist die Schilderung der verwahrlosten Kinder, die sich nackend wie das Vieh im Staube wälzen, und der kleinen Schlachten, die der verhungerte Pöbel an den Klosterthüren sich liefert, wo ihm Essen gereicht wird. Durch diesen brutalen Müßiggang wird der Mordsinn des Volkes absichtlich gepflegt. Die Kerker der Inquisition sind ihm kein scheußlicher Anblick und die unaufhörlichen Hinrichtungen eckeln ihn nicht an, er kann derselben vielmehr gar nicht satt werden, so wenig als der Stiergefechte. Die Mönche machen sich ihm unentbehrlich, weil sie ihm panem und Circenses geben, jenes vor den Klosterthüren, diese durch die Hinrichtungen. Von diesem Blutdurst gibt der Verfasser mehrere Proben. Unter andern erzählt er, wie sein Postillon ihm unterwegs mit Kannibalenlust den Schornstein eines Hauses gezeigt habe, worin er einst die Franzosen habe braten helfen. Am Scheußlichsten offenbarte sich die Grausamkeit und der Undank bey der Hinrichtung des berühmten Empecinado, wovon der Verfasser einige noch unbekannte Details mittheilt. „Wer hätte damals, als der tapfere Empecinado hier für sein Vaterland stritt und siegte, daran gedacht, daß er an den Ufern des Flusses, die der Schauplatz seiner Thaten waren, unter den Händen seiner eigenen Mitbürger sterben würde. Dieses tragische Ende ist bekannt; man weiß, daß Empecinado, nach der Restauration von 1823, den Absolutisten überliefert, noch auf dem Schaffot mit seinen Henkern rang, und daß er mit Bajonetstichen erstochen werden mußte, weil es unmöglich war, ihn zu hängen. Ganz Europa erschallte von dieser abscheulichen Execution. Aber das ist vielleicht nicht bekannt, daß die Mönche während der ganzen Zeit seiner Gefangenschaft die Grausamkeit begiengen, ihr Schlachtopfer in einem eisernen, äußerst niedrigen Käfig der Wuth des Pöbels von Roa, das er so tapfer vertheidigt hatte, blos zu geben. In diesem bejammernswerthen Zustande führte man ihn durch die Straßen und über die öffentlichen Plätze. Die Weiber begossen ihn mit kochendem Wasser und die Mönche sangen dazu das Te Deum.“

Der Verfasser urtheilt übrigens sehr richtig, daß die Mönchsherrschaft, die jezt den Kulminationspunkt erreicht hat, sich selbst stürzen muß, weil sie ihre eigene Grundlage verzehrt.

„Alles Heftige ist, durch seine eigene Natur, nur von kurzer Dauer. Der spanische Klerus ernährt den Pöbel, aber die Masse will nicht immer bitten, sie fordert endlich, will dann selbst geben, und stürzt zulezt ihre Führer. Der Tag, an dem die römischen Kaiser die Vertheilung der Güter unter das Volk beschlossen, war der Anfang vom Verfall des Reiches. Die Spanier arbeiten nicht, und die Bergwerke von Mexiko geben ihnen keine Ausbeute mehr. Es kömmt fast kein Korn mehr nach Kastilien, und von Vera-Cruz laufen keine Galliotten ein. Indessen muß man doch leben, Abgaben einziehen, die Legion der Diener bezahlen, welche den Namen von Beamten führen, dessen sie so unwürdig sind, und die ihre Zeit damit hinbringen, um Almosen zu betteln, und die Regierung zu bestehlen. Der Winzer wird es müde werden, die Keller der Geistlichkeit, dem Faß der Danaiden vergleichbar, zu füllen, und selbst wir werden daran denken, einige Millionen für die guten Dienste zu fordern, die wir geleistet haben.

Kirchengeschichte.

Beyträge zur russischen Kirchengeschichte von Philipp Strahl, Professor in Bonn rc. Erster Bd. Halle, in der Renger'schen Verlagsbuchhdlg. 1827.

Die politische Geschichte Rußlands ist bey weitem bekannter, als die Kirchengeschichte. Es ist daher ein verdienstliches Unternehmen, auch diese mehr aufzuhellen. Der Verfasser des vorliegenden Werkes hat sich indeß in diesem ersten Bande begnügt, nur allgemeine Uebersichten der historischen Thatsachen zu geben, ohne in pragmatische Untersuchungen oder in eine detaillirte Erzählung einzugehn. Dieser erste Band enthält a. Angabe und Kritik der Quellen der russischen Kirchengeschichte. — b. Einen chronologischen Abriß der ganzen russischen Kirchengeschichte. — c. Geschichte der Irrlehren und des Sektenwesens in der russischen Kirche. — d. Ein chronologisches Verzeichniß der russischen Regenten und Oberhäupter der Kirche.

Digitized by Google

Nr. 64.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 10. August 1827.

Geschichte.

Römische Geschichte von B. G. Niebuhr, Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Erster Theil. Zweyte, völlig umgearbeitete Ausgabe. Berlin, im Verlag von G. Reimer. 1827.

Allgemein groß und ausgebreitet war das Interesse, welches Niebuhr's römische Geschichte erweckte, als dieselbe vor sechszehn Jahren das erste Mal ans Licht trat. Gelehrte vom Fach, wie Layen in der Wissenschaft stimmten in Bewunderung und Erstaunen, in Befremden und Verwunderung überein. Man ergriff für und wider Parthey, ertheilte unbegründetes Lob und falschen Tadel, in der irrigen Meynung, es mit der leeren Skepsis eines Bayle und Beaufort *) zu thun zu haben; nur selten, wie immer, fand sich besonnene Würdigung und bewußte Anerkennung ein. Gewöhnliche Recensionen genügten nicht mehr. Einige Jahre nach dem ersten Erscheinen des Werks ließ A. W. v. Schlegel seine reichlich mit Geist, vielleicht mit zu vielem Witz ausgestattete, obschon durch elegante Gelehrsamkeit unterstützte Kritik in die Heidelberger Jahrbücher rücken; Wachsmuth gab ein eigenes Werk über die ältere Römische Geschichte heraus, worin Niebuhr's Ansichten beleuchtet wurden. Gewissenhafte, selbstprüfende Gelehrte fanden bald, wie fest die wesentlichsten Behauptungen und Ansichten Niebuhr's gegründet seyen. Obwohl nun desselbigen Verdienste anerkannt blieben, und aus seinen Forschungen in anderen, allgemeineren Darstellungen der Geschichte, in Ludens, Schlossers, v. Rotteck's rc. Weltgeschichten Aufnahme fand, was dieselben Neues und zugleich Haltbares über die ältesten Zeiten und Zustände Roms mittheilen, so ist doch über dem Streit der Gelehrten den Layen dunkel und ungewiß geworden, was es denn eigentlich sey, wodurch, wie man von allen Seiten eingestehet, Niebuhr's Geschichte ein Werk geworden, das nicht allein für die römische Geschichte, sondern in der Geschichtsforschung überhaupt Epoche mache. Dieses dunkle, ungewisse Etwas unseren Lesern in lebhaftere Erinnerung zu bringen, scheint daher bey Gelegenheit der neuen Ausgabe des Werkes nicht unangemessen zu seyn.

*) Sur l'incertitude des cinq prémiers siecles de l'histoire Romaine.

Wenn es überhaupt möglich ist, ein Werk, wie das vorliegende, mit einem kürzesten Ausdruck zu charakterisiren, so möchte der folgende einem solchen nahe kommen: Niebuhr's R. Geschichte ist ein Musterwerk wissenschaftlich-gelehrter und zugleich geistvoller Geschichtsforschung und hat die Bahn gebrochen und gewandelt, auf der wir allein zu einer möglich wahren und bestimmten Ansicht der frühesten und somit aller, wesentlichen Verhältnisse und Zustände des alten Roms gelangen können und bereits gelangt sind. — Dieses ist das Thema, welches wir im Folgenden etwas näher ausführen wollen.

Wir haben Niebuhr's R. Geschichte ein Musterwerk wissenschaftlich-gelehrter Forschung genannt, in mehr als einer Hinsicht. Um nur Einiges anzuführen, so werden wir darin nicht nur nicht mit jenem Wust gelehrter Citationen überhäuft, welche eher geeignet sind, zu verwirren als aufzuhellen, sondern diese, mit weiser Oekonomie ausgewählt, beziehen sich auch immer nur auf die wesentlichen Gegenstände der Untersuchung, die selbst wieder in wohl- und tiefdurchdachter Anordnung und Folge zur Sprache gebracht werden. Wenn sich nun schon in dieser Anordnung, in dem Plane des Werkes, mehr als wohlverständigte Gelehrsamkeit des Verfassers, sein tiefsinnender, ja wissenschaftlicherfindender Geist offenbart, den wir als zweytes Merkmal seiner Geschichtsforschung hervorgehoben, so bricht derselbe noch glänzender in den einzelnen Parthieen der fortlaufenden Untersuchung und in deren durch die umsichtigste, eindringenste Kombinationsgabe gewonnenen, oft höchst glücklichen Resultaten zu Tage, auf welche wir weiter unten zurückkommen. Die Kraft und Tiefe, Schärfe und Feinheit seines Forschergeistes, dem es (wie jenem großen Naturphilosophen, der in seinem System erst später entdeckte Uebergangsbildungen ankündigte) nicht selten gelungen ist,

Digitized by Google

durch Folgerungen aus vereinzelten Daten und Vergleichspunkten, vor sechszehn Jahren bereits herauszubringen, was inzwischen durch die neuentdeckten Bücher der Ciceronianischen Republik, des Gajus, des Lydus Bestätigung und Erläuterung gefunden, nehmen um so entschiedener unsere volleste Anerkennung in Anspruch, als sie sich der strengsten Befolgung aller Regeln der wissenschaftlichen Kritik unterzogen und überall kühn, nicht verwegen, frey, nicht willkürlich erwiesen haben. Ein solcher Geist war natürlich nicht im Stande, auch nur vorübergehend den einseitigen Gedanken in sich aufkommen zu lassen, den ein neuerer Geschichtforscher eine Zeit lang gehegt hat, als sey alle Geschichte auf dürre, mit wenigen moralischen oder politischen Sentenzen gespickte Zusammenstellung der Begebenheiten zu beschränken; vielmehr hat er die vielseitigen Wechselbeziehungen der verschiedenen, die Geschichte einer Nation bildenden Lebenselemente durchaus gewürdigt und daher nicht verschmäht, wo es nöthig und thunlich war, auf Sitten, Religion, Dichtkunst, Gewerbe, Handel, nicht minder als auf Gesetze und politische Einrichtungen seinen prüfenden, forschenden Blick zu werfen. So ist Niebuhr's Geschichte ein Musterwerk in der angegebenen Bedeutung geworden und würde ohne die geringste Einrede für immer also heißen müssen, wenn es dem Verf. gefallen hätte, sich hie und da mehr um Klarheit des Ausdrucks zu bemühen, die wir gerade deßhalb so ungern vermissen, weil derselbe besonders in der neueren Ausgabe an sehr vielen Stellen gezeigt hat, wie vortrefflich er jene Klarheit mit Tiefe und Gediegenheit zu verbinden wisse.

Nach dieser allgemeinen Charakteristik, deren ausführlichere Beglaubigung, Ergänzung und Berichtigung wir dem ganzen Werke selbst getrost überlassen dürfen, wenden wir uns zu dem eigentlichen Gegenstande desselben, zur römischen Geschichte selbst. — Hier treten uns zuerst die äußerst wichtigen Untersuchungen über die verschiedenen Völkerschaften, Städte und Staaten entgegen, welche vor und neben Rom in Italien mächtig oder doch bedeutend gewesen sind. Was Niebuhr selbst eingangs dieser Untersuchungen über deren Wichtigkeit, ja Nothwendigkeit derselben für die römische Geschichte gesagt hat, muß Jedem, der sie mit Aufmerksamkeit lieset, nur noch mehr einleuchten. Wie nämlich das römische Volk selbst aus der Mischung verschiedener, mehreren italischen Hauptvölkerschaften entsprossener Stämme erwachsen ist, so finden römische Sitten, Gesetze, Einrichtungen, Gebräuche auch ihre befriedigendere Erklärung erst durch die ähnlichen der entsprechenden Völkerschaften. Und selbst später noch, als Rom schon der mächtige „Strom geworden, der alle italischen Flüsse sammt deren Namen in sich und den seinigen verschlungen hatte," selbst da war es eben die jugendliche Kraft der letzteren, welche Rom seine nie welkende Frische in immer neuen Männern von Geist und Charakter gab. — Aber „das Licht der ewigen Stadt" hat keinen Schein, sondern Schatten und Nacht auf jene Völker geworfen, und nur aus „vereinzelten, über die ganze Oberfläche der alten Literatur und auf Denkmälern zerstreuten Nachrichten" waren einige wenige, aber immerhin bedeutende Resultate zu gewinnen. So groß nun auch Niebuhr's Verdienst gerade in dieser Rücksicht ist, indem er in der That Ruinen und Umfang großartiger Propyläen der römisch-italischen Geschichte aufgefunden und angedeutet hat, so müßte doch selbst eine nur oberflächliche Würdigung desselben näher das Gebiet eigentlicher Gelehrsamkeit berühren, als hier vergönnt ist. Wir erwähnen daher bloß, daß die hieher gehörigen Untersuchungen auch manches Licht über die älteste Geschichte Griechenlands verbreiten, und daß die den alten Etruskern oder Tuskern, den Aboriginern und Latinern, Sabinern und Sabellern gewidmeten Abschnitte schon deßhalb als die wichtigsten zu betrachten sind, weil der Einfluß und Zusammenhang, welchen die genannten Völker auf und mit Rom gehabt, sich als so außerordentlich bedeutend erweiset. Diesen Untersuchungen über Altitalien schließen sich dann natürlich andere über die Vorgeschichte Roms, d. i. über Aeneas und der Troer Niederlassung in Latium und über Alba, an. Es wird darin unter andern mit vieler Gelehrsamkeit und großem Scharfsinn dargethan, daß jene Sagen von Aeneas in Latium einheimisch und nichts weniger als von späteren Griechen erdichtet seyen. Gleichwohl wird deren poetische, immer neu sich gestaltende Ausschmückung in der Sage anerkannt und gezeigt, daß von historischem Gewinn daraus nicht die Rede seyn könne. Eben so wenig scheint Niebuhr geneigt, mit A. W. v. Schlegel *) die Sagen von Romulus und überhaupt die sogenannten, altrömischen Geschichten für völlige Mährchen zu halten, welche Griechen ersonnen und Römer nachgesprochen hätten, obschon er entschieden und überzeugend die alteingewurzelte Meynung, Rom sey eine albanische Kolonie, bekämpft. Dürften Romulus und Remus für historische Personen gehalten werden, so würden sie doch die einzigen Albaner in Rom gewesen seyn. Hiemit sind wir nun schon bey jener großen Hypothese Niebuhr's angelangt, welche eben so oft in hohem Grade bewundert, als bezweifelt und mißkannt worden ist; wir meynen die, nach welcher alle Nachrichten, welche wir von den Zeiten der Könige besitzen, vorzugsweise aus einem alten, dieselben besingenden Nationalepos entlehnt sind. Uns hat diese Hypothese im Allgemeinen schon in der ersten Ausgabe sehr eingeleuchtet; in der gegenwärtigen stellt sie sich, wie fast alles Uebrige, noch

*) In der obenerwähnten Recension.

Digitized by Google

in ausführlicherer, klarerer, reiferer Begründung dar. Am deutlichsten und zugleich kürzesten finden wir sie in folgenden Stellen des ersten Bandes zusammengefaßt:

S. 267: „Verschieden von diesen (den Nenien oder Gedächtnißliedern) in Form und von großem Umfang, theils zu einem Ganzen verbunden, theils einzelne nicht nothwendig zusammenhängende Lieder, waren die, woraus in prosaische Erzählung aufgelößt ist, was für uns Geschichte der römischen Könige heißt. Die von Romulus bildet für sich eine Epopöe; von Numa können nur kurze Lieder gewesen seyn. Tullus, die Geschichte der Horazier und der Zerstörung von Alba, dieß bildet ein episches Ganzes, wie das Gedicht von Romulus; ja hier hat Livius (I. 26) ein Bruchstück des Gedichts unversehrt erhalten, in dem lyrischen Numerus des altrömischen Verses. Hingegen, was von Ancus erzählt wird, hat keinen Anstrich poetischer Farbe. Dann aber beginnt mit L. Tarquinius Priscus ein großes Gedicht und endigt mit der Schlacht am Regillus; und dieses Lied ist noch in seiner prosaischen Gestalt unbeschreiblich dichterisch; eben so eigentlicher Geschichte ganz unähnlich. Tarquinius Ankunft zu Rom als Lucumo: seine Thaten und Siege: sein Tod: dann Servius Wundergeschichte: Tullias Frevelhochzeit: des gerechten Königs Mord: die ganze Geschichte des letzten Tarquinius: die vorbereitenden Wahrzeichen seines Falls: Lucretia: Brutus Verstellung: sein Tod: Porsennas Krieg: endlich die völlig homerische Schlacht am Regillus, bilden eine Epopöe, die an Tiefe und Glanz der Phantasie alles weit zurückläßt, was das spätere Rom hervorbrachte.“ —

S. 269: „So alt wie der epischen Lieder Grundstoff unstreitig war, so scheint die Form, worin sie bestanden, und ein großer Theil ihres Inhalts, verhältnißmäßig jung. Wenn die pontificischen Annalen die Geschichte für die Patricier verfälschten, so herrscht in dieser ganzen Dichtung plebejischer Sinn, Haß gegen die Unterdrücker, und sichtbare Spuren, daß, als sie gesungen ward, plebejische Geschlechter schon groß und mächtig waren. Numas, Tullus, Ancus und Servius Landanweisungen sind in diesem Sinn: Alle Lieblingskönige begünstigen die freyen: Als Mitschuldige an Servius Ermordung erscheinen die Patrizier gräßlich und verhaßt: Der plebejische Servius ist nächst dem heiligen Numa der vortrefflichste: Tarquinius, des Alten, römische Gattin Gaja Cäcilia ist Plebejerin: Der Gründer der Republik und Mucius Scävola sind Plebejer: unter den andern stehen nur die Horazier und Valerier edel da, der Gemeinde befreundete Geschlechter. Daher möchte ich diese Gedichte, wie wir ihren Inhalt kennen, nicht über die Herstellung der Stadt nach dem Gallischen Unglück, und dieses als den frühesten Zeitpunkt, hinaufsetzen.“ —

Manche werden vielleicht glauben, daß man aus also durchaus poetisirten und von plebejischer Ansicht entstellten Nachrichten unmöglich irgend ein historisch-glaubwürdiges Resultat gewinnen könne; aber gerade darin, daß Niebuhr bey stets gegenwärtigem Bewußtseyn seiner vielseitig begründeten Annahme doch jeden historischen Kern und jedes Körnchen, wie verborgen sie auch seyen, an's Licht zu ziehen weiß, gerade hierin hat er sich besonders groß erwiesen. Er erkennt in jedem Nationalepos, und also auch in dieser epischen, früher allzeit geläugneten Nationalpoesie der Römer, ein historisches Fundament an, nicht der Begebenheiten und einzelnen Charaktere, sondern der allgemeinen Zustände und Verhältnisse, dessen also, was im Grunde doch nur das Wesentliche der Geschichte ist. Aber dieses Historische gewinnt er nicht dadurch, daß er, wie etwa den Franzosen beliebt, das Poetische in Prosa auflößt und also an die Stelle der vernichteten Poesie noch wesenlosere, phantastische Abstraktionen sezt, sondern umgekehrt dadurch, daß er das unverkennbar Poetische und nicht minder das schon von den alten Schriftstellern daraus abstrahirte Trughistorische überall nachweiset, so die Spuren und Merkmale des Historischen übrig behält und dieselben durch vereinzelte, wirklich historische Angaben, wo sie sich finden, wie durch Schlüsse aus analogen, ausgemachten Facten, deutlicher macht und vermehrt. Daß auf diesem Wege nur Jemand, der mit jener, oben gepriesenen Kombinations- und Divinationsgabe ausgestattet und eben dadurch zum Geschichtsforscher berufen ist, zu befriedigenden Resultaten gelangen könne, versteht sich von selbst, wie Alles, was gelingen soll, selbst ungewöhnliche, ächte Tugendübung, durch das uns dazu verliehene Genie gelingt. Freylich ist Mißbrauch, selbst bey größter Vorsicht, dem einzig übrig bleibenden, eigenen Verdienste, immer möglich; aber Niebuhr selbst hat sehr richtig bemerkt: „was nicht mißbraucht werden kann, taugt nichts,“ und er hat es sich nur angelegen seyn lassen, jedem Mißbrauch seiner Gabe durch wissenschaftliche Schranken vorzubauen. — Mit Recht legt er übrigens das größere Gewicht auf Entwickelung des rechtlichen, bürgerlichen, politischen Zustandes, und wie die Zeit, welche durch Servius Tullius angedeutet wird, der historischen etwas näher liegt und auch in den Sagen als die politisch-wichtigere hervortritt, so erhalten wir auch über sie die wichtigsten Aufschlüsse. Schon v. Rotteck hat in dem ersten Bande seiner Weltgeschichte S. 310 dieses Verdienst Niebuhr's hervorgehoben, indem er sagt: „derselbe habe das Schwankende und Widersprechende in den Darstellungen der römischen Verfassung, sowohl bey den alten Historikern als bey den sonst gründlichsten unter den neuen Geschichtsforschern, gleich scharfsinnig als gelehrt, hier befestigt, dort berichtigt oder ausgeglichen und aus Allem ein durch inneren Zusammenhang verbundenes, lichtvolles Ganzes gebildet.“

Digitized by Google

Wir müssen uns hier auf das Allgemeine und auf Einzelnes beschränken. Schön ist z. B. Rom als ursprüngliche Doppelstadt dargestellt, welcher die Sage von den Doppelkönigen bis zur Einigung unter ein Haupt nicht minder entspricht, als der Senat von hundert und dann zweyhundert Gliedern, in denen wiederum eben so viele regierende Geschlechter (nicht Familien) repräsentirt sind; und als ehrwürdigstes Denkmal jener Doppelstadt tritt nun der vielfachbedeutete Tempel oder vielmehr Schwibbogen des doppelköpfigen Janus hervor, welcher aus einer Stadt in die andere führte und nur offen war, wenn beyde, in gemeinsamem Krieg begriffen, einander schnell und ungehindert Hülfe zuführen mußten. Ramnenser und Titienser ist der Name für die beyden regierungsfähigen Geschlechtsgenossenschaften ꝛc. Mit welchem ungleichen, besonders in geistlichen Dingen ungleichen, Rechtsverhältnissen ein dritter Geschlechterkreis regierungsfähig geworden, wird ebenso nachgewiesen und deutlich gemacht. — Hiebey, wie überall, wo es dem Verf. darauf ankommt, eine lebendige und klare Vorstellung zu geben, wendet er mit großem Glück die Methode der vergleichenden Anatomie oder vielmehr Physiologie auf die Geschichte an. Analoge Verhältnisse, besonders der alten Welt, aber auch der mittleren und neueren Zeit, werden häufig angeführt, und der Gewinn ist jedesmal ein zwiefacher, weil dadurch nicht allein das für die römische Geschichte bedeutende Verhältniß beleuchtet, sondern auch zugleich die Einsicht in das Wesen menschlicher Gesellschaftsverhältnisse ausnehmend erweitert und erhöht wird. In dieser Beziehung ist Niebuhr's römische Geschichte eine Fundgrube historisch-politischer Weisheit zu nennen, die aufzusuchen, jeder ächte Staatsmann um so weniger versäumen wird, als, namentlich seit Macchiavell's Discorsi, die römische Geschichte immer zu politischer Belehrung ist benutzt worden. Wie lichtvoll sind nicht die bisher immer verworren gewesenen Verhältnisse der Clientel und Plebität auseinandergesetzt, wie klar nunmehr das Patriciat, wie einleuchtend alle hierauf basirten bürgerlichen und rechtlichen Verhältnisse und die verfassungsmäßigen Einrichtungen! — Servius Anordnungen sind fortan, so wenig als Lykurgs Gesetzgebung, ein willkürliches, wenn auch verständig kombinirtes, Machwerk, vielmehr nur als die rechtskräftige Sicherstellung eines in der Geschichte entwickelten Staatsorganismus zu betrachten. Wenigstens muß Jedem, der Niebuhr's Darstellung gelesen, klar werden, daß eine so lebendig in einander greifende Staats- und Militärverfassung nicht von dem Verstand eines Einzelnen ersonnen, sondern nur von den wechselseitigen, wohlbegründeten Interessen einer ganzen Nation geschaffen seyn kann. —

(Der Beschluß folgt.)

Lyrische Dichtkunst.

Weihestunden einer edlen Seele, eine Sammlung neubearbeiteter Davidischer Psalmen nebst einer Auswahl eigener Gedichte von Friederike Voigt, herausgegeben von Tiedge. Dresden, bey Wagner, 1826.

Seit dem vorigen Jahrhundert haben die poetischen Bearbeitungen, Umschreibungen und Verschönerungen der vorzüglichsten Stellen und Parthieen aus der Bibel ungemein an Masse zugenommen und auch wohl an poetischem Gehalt. Unter allen Theilen der heiligen Schrift ist der Psalter, oder sind wenigstens einzelne Psalmen am häufigsten übersezt und in neue Versmaße eingekleidet worden, weil ihre lyrische Form am besten dazu geeignet ist. Die vorliegende Bearbeitung hat viele Schönheiten und der bekannte Dichter Tiedge darf sich nicht schämen, sich als Herausgeber genannt zu haben. Schon das Versmaß, worauf hier sehr viel ankommt, ist, wie es uns scheint, glücklich gewählt, und sagt dem innigen und dringenden Ton des hebräischen Dichters vollkommen zu. Dabey hat die Verfasserin, so viel es bey einer modernen Versifikation möglich war, die Einfachheit des Originals beyzubehalten gesucht. Wir heben zur Probe eine Strophe aus der Uebersetzung des hundert und ein und zwanzigsten Psalmes aus. In der Bibel selbst heißt es hier, nach der Lutherischen Uebersetzung: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hülfe kommt. Meine Hülfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“ Dieß wird folgendergestalt umschrieben:

Zu den Bergen, zu den Höhen
Hebe dich empor, mein Herz!
Dort aus ungemeß'nen Räumen
Kommt der Trost für deinen Schmerz.
Denn der Herr ist deine Hülfe,
Er, der Erd' und Himmel schuf,
Leitet sicher deine Tritte.
Höre freudig seinen Ruf!

Die Originalgedichte, welche die Verfasserin den Uebersetzungen beygefügt hat, sind von einem frommen oder sentimentalen Inhalt und an Zahl nur gering. Es herrschen darin Anklänge, die an größere Dichter erinnern.

Digitized by Google

Nr. 65.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 14. August 1827.

Dichtkunst.

Ballades allemandes, tirées de Burger, Koerner et Kosegarten, p. Ferdinand Flocon. Paris, 1827.

Dieß Werklein ist ein neuer Beleg für die große literarische Umgestaltung in Frankreich, für den immer allgemeiner werdenden Gerechtigkeitssinn, für das Erkennen fremder Schönheit und für die wahre poetische Höhe, zu der die neueste Dichterschule in jenem Land hinaufstrebt. Es war in diesen Blättern schon mehrfach die Rede davon, und es ist billig anerkannt worden, daß man jezt in Frankreich unserer deutschen Literatur Gerechtigkeit widerfahren läßt, und gestehe, daß dort die Leute in der Sphäre der eigentlichen Poesie — und es ist noch nicht lange, daß die Franzosen fühlen, was die eigentlich will — weit hinter uns zurück sind. Wenn gegenwärtiger Uebersetzer deutscher Balladen auch kein Stapfer ist, der mit unnachahmlicher Kunst unsern Meister Goethe in fränkischer Zunge und Weise übertrug, ohne daß er aufhörte Goethe zu seyn: so ist er doch ein Ehrenmann, der deutsche Dichtkunst fühlt, und schon darum sey ihm hier freundlich die Hand geboten.

Die Vorrede des kleinen Bändchens enthält manche merkwürdige Stelle, von denen wir hier einige anführen wollen. Recht gut beginnt der Verfasser mit Moliere:

> La Ballade à mon sens est une chose fade,
> Ce n'en est plus la mode, elle sent son vieux temps.

„So spricht Trissotin, und von nun an hatte das Todesurtheil des Lächerlichen die Ballade getroffen; was Wunder, daß sie darauf ohne Erbarmen von der Poesie ausgestoßen und aus Frankreich verwiesen wurde. Bekanntlich wiegt bey uns ein Epigramm schwerer, als ein gutes Urtheil. Das ist nun einmal nicht anders in Frankreich. Ich will es also nun schnell zu meiner Rettung sagen, daß die Gedichte, welche ich hier in Uebersetzung vorlege, nur den Namen mit der französischen Ballade gemein haben. Diese war eine Dichtungs-Art, wo immer dieselben Reime wiederkehrten, und am Ende derselbe Refrain stehen mußte. Diese Ballade bestand aus drey Strophen und einem Envoi. (Dictionn. de l'acad.) Ballade im Deutschen und Englischen hingegen kömmt unserer alten Romanze viel näher, und ursprünglich war sie die gereimte Erzählung eines Abenteuers und konnte gesungen werden. Aber heut zu Tage ist die Romanze bey uns ganz ausgeartet, und hätte ich die deutschen Gedichte so nennen wollen: so würden die Mehrsten nur an verliebte Klagen oder an mehr und weniger reine Empfindungen in mehr oder weniger manierirten Versen gedacht haben. Ich habe daher lieber das deutsche Wort beybehalten, troz des Molierischen Fluchs. Damit konnte ich der französischen Kritik am sichersten das erste Stachelwort nehmen, mit dem sie gegen mich aufgetreten wäre. Die drey Dichter, aus denen ich die nachstehenden Balladen genommen habe, sind so zu sagen in Frankreich unbekannt. Keines von ihren Werken ist — so viel ich weiß — in unsere Sprache übersezt und so dürfte diese Sammlung wenigstens das Verdienst der Neuheit haben. Unsere Literatur, an und durch sich selbst so reich, hat lange nicht aus fremden Quellen schöpfen wollen, und wenn sie sich in ihrem unwissenden Dünkel (orgueilleuse ignorance) für die erste Literatur Europa's hielte, so wäre das nur Folge ihres treuherzigen Glaubens an eigenes hohes Verdienst. Das ist aber nun nicht mehr so ganz. Einige kühne Männer von Geist, die man — wie zum Vorwurf Neuerer nennt, die aber stolz auf den Namen sind — unterstanden sich zu behaupten, daß das Genie nicht zwischen den Rhein, den Kanal und die Pyrenäen gebannt sey. Skandal über Skandal bey den Anhängern der alten Lehre, die kezerische Meynung fand Anhänger und Vertheidiger, die sich bemühten, treffliche Belege für ihre Meynung vorzuführen. Nun begann von Neuem der berüchtigte Streit der Alten mit den Modernen. Die modernen Franzosen waren aber wieder etwas altfränkisch geworden, und sahen sich dadurch genöthigt, den literarischen Insurgenten einen Theil des Throns einzuräumen, den sie bisher allein, ungetheilt, freylich ohne Kampf und Streit inne gehabt hatten. So gestalten sich die Dinge, in der

Digitized by Google

Welt." Nun spricht der Verfasser von den Verdiensten der Mad. Staël in dieser Beziehung und von dem Einfluß, den sie in Frankreich auf die Begründung einer richtigeren Ansicht von deutscher Art und Kunst gehabt hat. Dann fährt er fort: „Nun wurden die Namen Wieland, Goethe und Schiller bekannter in Frankreich: mit Vergnügen las man sie in Uebeesetzungen, und viele mußten doch gestehen, daß sie bewundernswürdige Schönheiten enthielten, und dadurch wenigstens den Werken unserer berühmtesten Schriftsteller an die Seite gesezt zu werden verdienen. Nun begann man sogar den Versuch, das deutsche Drama ganz in seiner Eigenthümlichkeit nach Frankreich zu verpflanzen. Es ist natürlich, daß dieß nicht glückte. Man hätte diese Dramen dem Geschmack, den Gewohnheiten, kurz dem ganzen Genius dee Nation anpassen sollen. Die Menschen sind zwar überall dieselben, die Gesellschaft aber ist verschieden, und die Literatur gehöet der Gesellschaft an. Begeisterung und Wahrheit unterscheiden die deutsche Literatur von allen andern. Begeisterung haben wir aber nicht in Frankreich, sondern nur Lustigkeit. Auch die Wahrheit fehlt uns: Takt und Empfänglichkeit soll ihre Stelle ersetzen. Dazu kömmt nun noch ein gezwungenes Wesen, das der sogenannte gute Geschmack bis zum Lächerlichen treibt, und, was eben so schlimm ist, eine Abneigung vor Allem, was nicht auf feanzösische Art einfach und natürlich ist. Feener eine unbegreifliche Anhänglichkeit an die alte Routine, an das Althergebrachte, die bey unseeer übrigen windigen Unbeständigkeit (inconstante frivolité) unbegreiflich ist. Daein lag die Uesache, warum bey uns die fremden Tragödien wenig Beyfall fanden. Dieß liegt aber mehr an der Ungeschicklichkeit der Uebersetzer, als an dem übeln Willen des Publikums; denn gewiß hätte sich dasselbe nicht gegen das Gefallen gestemmt. Diese Versuche, wenn auch im Allgemeinen unglücklich, hatten aber doch ihr Gutes. Sie gewöhnten uns an das Neue und zeigten uns die Nothwendigkeit, uns nach und nach damit bekannt zu machen. Nun hat das Talent eine neue, erweiteete Bahn vor sich. Es fehlt nur noch an einem hohen Genius, dee sie mit Kraft und Schwung und festen Schrittes verfolgen, und dabey alle Klippen vermeiden kann. Dann hat unsere literarische Umgestaltung ihr Ende erreicht. Es ist aber nicht so leicht den tragischen Musenwagen in eine andere Bahn zu lenken. Dazu gehört wenigstens eben so viel Talent, als die hatten, welche ihm vor Jahrhunderten seine Richtung gaben. Es genügt nicht, es andees zu machen als die Andern, sehe gutes, Besseres muß geleistet werden: und die Muster des alten französischen Theaters bestehen noch immer als das Ziel, nach dem man steeben soll."

„Die deutschen Gedichte, welche ich hier in Uebersetzung gebe, haben in Frankreich nicht leicht Mitbewerber zu fürchten. Die Balladen-Dichtung ist bey uns ganz unbekannt, denn Geiechen und Römer dachten nicht daean: unseee Poeten aber haben bis jezt nur jene Alten nachgeahmt. Die Kunst dee Ballade besteht gerade in dem, was so wenige in Frankreich kennen. Dazu gehört vorerst die Wahl einer örtlichen Sage, eines Abenteuers, das im Lande bekannt ist. Dazu gehöeen anziehende, ergreifende Situationen in lebendigen wahren Lokalfarben. Feene sey davon Alles, was an jene antike Religion erinnert, die nicht mehr lebt: nur volksthümlicher Glaube soll darin herrschen, nicht Erinnerungen aus dem Volksleben dämmernder Tage: Vieles beruht dabey auf der zauberischen Gewalt des Schauders und Schreckens. Mit köepeelichen, scharfgezeichneten Bildern müssen wahees, tiefes Gefühl und phantastische Gestalten glühender Einbildungskraft verbunden seyn. So muß eine glückliche Mischung von Wahrheit und Täuschung über den besonnenen Veestand Heer werden: wiekliche Wahrnehmungen sollen mit geheimnißvollen Eindrücken wechseln. Das ist ungefähe die Natur der deutschen Ballade. Daraus geht hervor, daß sie wedee mit der Idylle noch mit der Elegie einige Aehnlichkeit hat. Umsonst sucht man daein das Wechselspiel der Schäfeeflöten aus Sicilien, das die Franzosen so drollig an die Ufer des Lignon versezt haben, umsonst sucht man daein Phöbus, Cupido und Daphnis, oder iegend eine mythologische Person aus dem Alterthum, die in dem christlichen Frankeeich lange so einen mächtigen Reiz hatten. — Ich will es aber nur aufrichtig gestehen — denn ich scheue das Lachen und Spotten der Leute nicht — die Ballade hat einige Aehnlichkeit mit einer Dichtungsart, die bey uns auf dem Lande sehr häufig ist, ich meyne die complainte. Sie gibt die Erzählung iegend einer wundeebaren oder teagischen Begebenheit. Herumziehende Sänger singen sie den Bauern zur Unterhaltung odee Unterricht vor. Wahrscheinlich ist aus solchen ungestalten und kunstlosen Gesängen die Romanze oder Ballade der Deutschen entstanden: denn dieses hochpoetische Volk wußte bald in der geoben Hülle den dichterischen Keim zu finden. Die Franzosen gingen damit anders, sie gingen damit auf ihee Art zu Werk. Wie sie immer am Aeußeelichen hängen: so sahen sie auch hier nur die grobe Aussenseite und gewahrten nichts als die schwülstigen unpassenden Ausdrücke. Der tiefe schöne Grund der Sage aber entging ihnen. Die Franzosen, die alles komisch nehmen und alles komisch darstellen, übertrieben den Schwulst noch und machten dadurch die Sache noch widerlicher. So ging die civilisirteste Nation Europa's mit den Dichtungen um, die bey uns, wie bey allen neuern Völkern, der eeste Grund volksthümlicher Poesie sind." So weit die Einleitung des Buches, die im Munde eines Franzosen gewiß sehr merkwürdig ist. Nach einigen Bemerkungen über das,

Digitized by Google

was Frau v. Staël über Bürger gesagt, geht Flocon zur Uebersetzung folgender Balladen über. Zuerst: des Pfarrers Tochter von Taubenhain, Bruder Graurock und die Pilgerin, Lenore, die wilde Jagd. Lenardo und Blondine von Bürger: dann die Ralunken, die schöne Sidlesik und der Ritter Inzild von Kosegarten; endlich der Traum, Wallhaide, der Kynast, Slava und der Stern von Körner.

Im Allgemeinen müssen wir sagen, daß die Uebersetzung sehr gelungen ist, und daß Flocon geleistet hat, was aus diesen Dichtungen in französische Zunge übergetragen werden kann.

G e s c h i c h t e.

Römische Geschichte von B. G. Niebuhr, Mitglied der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Erster Theil. Zweyte, völlig umgearbeitete Ausgabe. Berlin, im Verlag von G. Reimer, 1827.

(Beschluß.)

Wir erinnern uns, irgendwo die oberflächliche Aeusserung gelesen zu haben, Niebuhr sey in der neuen Ausgabe seiner römischen Geschichte aus einem Wigh ein Tory geworden. Diese Aeußerung ist schon deßwegen oberflächlich, weil die politischen Ansichten, die wir in dieser Ausgabe gefunden, wesentlich dieselben sind, welche auch in der ersten angetroffen werden können. Zum Ueberfluß führen wir einige Aussprüche Niebuhr's an, aus denen unsere Leser selbst schließen mögen, ob Niebuhr überhaupt einer von den beyden Partheyen ergeben sey oder nicht. — S. 339 heißt es von den Patriziern: „doch mußten diesem (Mißbrauch des Patronats) furchtbare Strafen drohen, denn, daß die Patrizier, denen gegen die Plebejer weder Billigkeit noch beschworene Verträge heilig waren, sich durch Gewissenspflichten allein hätten anhalten lassen, gute Väter für die Clienten zu seyn, wie es viele gegen leibliche Söhne nicht sind, wäre ein thörichter Traum von goldenen Zeiten, die nie waren. Sie waren nichts besser als jene Ritter des Mittelalters, die, nach der Anklage eines ehrwürdigen Zeitgenossen, dem Lassen seine Habe raubten, als wäre er leibeigen, weil sie es ungestraft thun konnten, da nur Gott Richter zwischen ihnen und dem Armen war. Und hätten sie denn nicht auch der Leibeigenen Wohlthäter seyn sollen?" — S. 365: „Die der milden und königlichen Förderung des Keimenden und der entstehenden Rechte gehässig sind, suchen ihre Veranlassung nicht in einem edeln Sinn, der das Recht des Lebens ehrt und sich des Werdens freut, das Erstarren und Verwelken verabscheut, sondern in unreinen Beweggründen, welche freylich gleichende Handlungen hervorbringen können." — S. 380: „Die Sage erzählt, daß die Patrizier die wohlthätigen und weisen Gesetze des Königs mit Groll und Erbitterung aufnahmen; und sie lautet sehr glaublich, denn kaum einzelne ihrer Enkel waren von der Weisheit des Königs Theopompus beseelt, der seine murrende Königin tröstete, die begränzte Gewalt sey dauerhafter." S. 504, wo erwähnt worden, daß die Patrizier über die Einschränkung ihrer Vorrechte dem König Servius bis auf den Tod gezürnt, heißt es: „So lautet die Sage: und wenigstens eigensinniger Widerstand der Geschlechter ist so sicher vorauszusetzen, wie er nur durch gleichzeitige Denkschriften beglaubigt seyn könnte. Denn jede Oligarchie ist neidisch, unterdrückend, und taub für Billigkeit und Klugheit; nicht daß dieß einem durch einen bestimmten Namen ausgezeichneten Stande anklebte. Es ist der nämliche Geist der Oligarchie, unter dem Zwilch des Urner Landmanns, der seinen Beysassen, wie lange sie auch von ihren Vorfahren her im Kanton ansäßig sind, nicht nur die höheren Rechte versagt, sondern längst genossene lediglich Gemeinrechte raubt, — und unter dem sammtnen Talar des venecianischen Nobile: jenen standen die Patrizier in Art und Wesen ungleich näher, als diesen." S. 507: „Es ist keine Beeinträchtigung des früheren, wenn neben ihm ein neues Daseyn erwacht; es ist Mord, die Regung dieses Lebens zu ersticken: Mord — und Empörung gegen die Vorsehung. Wie das vollkommenste Leben die größte Mannigfaltigkeit beseelt, so ist der Staat der herrlichste, worin ursprüngliche und bestimmte Verschiedenheiten, nach ihren vielfachen Arten in Mittelpunkten des Lebens neben einander vereinigt, ein Ganzes bilden."—

Es ist schon einige Male im Verlauf unserer Anzeige das Verhältniß der neuen Ausgabe zu der älteren berührt worden. Wir fügen noch Einiges hinzu, was Niebuhr selbst in der Vorrede darüber geäußert hat, nachdem wir zuvor bemerkt haben, daß schon dem bloß Aeußerlichen des Umfangs nach der erste Band wenigstens doppelt so groß als in der ersten Ausgabe geworden. Jene Aeußerungen in der Vorrede lauten aber daselbst S. X. also: „In dieser Freudigkeit schloß sich der Sinn manches alten Räthsels auf, aber noch mehrere wurden übersehen; in Vielem irrte ich; noch Mehreres blieb unzusammenhängend und unvollständig erwiesen. Denn mein Wissen war das Ungenügende eines Autodidakten, der bisher den Geschäften nur Nebenstunden entzogen hatte: und ich hatte das Ziel erreicht, wie ein Nachtwandler, der auf der Zinne schreitet." Dann XI.: „Die Mängel meines Buchs waren mir mitnichten verborgen: was Beurtheiler angriffen, waren aber die Schwächen nicht, sondern oft das Allerrichtigste." Nachdem er hierauf von seinem Aufenthalt in Italien und dem Beginn der Umarbeitung in Bonn geredet, fährt er S. XII. so fort: „das Werk, welches ich hiermit dem Publikum übergebe, ist, wie der erste Blick zeigt, ein ganz neues, worin kaum

Digitized by Google

einzelne Stücke des früheren wieder einverleibt sind. — — Das Ganze ist jezt, dieser Band mit dem vervollkommneten zweyten und den folgenden, das Werk eines reifen Mannes: dessen Kräfte schwinden können, aber dessen Ueberzeugungen durch und durch begründet, seine Ansichten unveränderlich sind: und so wünsche ich, daß man die frühere Ausgabe als ein Jugendwerk gegen diese achte." Endlich verspricht er die unausgesezte Fortsetzung bis zu dem vorgesteckten Ziel, bis zur allgemeinen Anerkennung August's, als Beherrschers der römischen Welt. —

Wir können schließlich den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem Verfasser dereinst gefallen möchte, seinen ewig preiswürdigen Untersuchungen eine wirkliche Darstellung der römischen Geschichte folgen zu lassen, die, — um es mit den von ihm selbst, in der Zueignung an Se. Majestät, den König von Preußen, gebrauchten Worten zu bezeichnen, — „eine Geschichte Roms, in hellen und großen Umrissen, frey von störender Mannichfaltigkeit und mit lebendiger Wahrheit" abgefaßt wäre. Eine solche Geschichte Roms würde dann erst so gebildet seyn, „wie sie für uns Bedürfniß ist," für uns, die wir selbst leben, für das Leben thätig zu seyn und aus der R. Geschichte ächte, begründete, erleuchtete Belehrung zu schöpfen wünschten. Wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß dem verehrten Verfasser der Untersuchungen, -- welche immer nur volles Eigenthum der gelehrten Welt werden können — auch die historische Komposition ihrer Resultate vollkommen gelingen würde; um so weniger, da derselbe die Unabänderlichkeit der gewonnenen Ueberzeugungen bereits erklärt hat und also nicht mehr Gefahr laufen würde, statt einer Darstellung neue Untersuchungen zu geben. —

Dr. — nn —

Naturkunde.

Beyträge zur vergleichenden Klimatologie. Von Dr. Joakim Frederik Schouw, Professor der Botanik an der Universität zu Kopenhagen. Erstes Heft. Kopenhagen 1827. Auf Verlag des Verfassers.

Durch anhaltende und genaue Beobachtung hat der Verfasser die Wind- und Witterungsverhältnisse Dänemarks festzustellen gesucht, und es ist zu wünschen, daß in allen Ländern so fleißige Untersuchungen angestellt werden möchten, weil erst aus einer allgemeinen Vergleichung der Windverhältnisse in allen Ländern genügende Resultate gezogen werden können. Es zeigt sich indeß, daß dieselben Verhältnisse, welche für Dänemark gelten, dem europäischen Norden überhaupt angehören, und somit ist der vorliegende Beytrag nicht bloß für jenes kleine Land von Bedeutung.

Die Resultate der ganzen Forschung lassen sich kurz dahin zusammenfassen: In dem nördlichen Europa zwischen 50° und 60° der Breite hat überall der Westwind über den Ostwind das Uebergewicht, besonders aber im Sommer, und eben so hat der Südwind das Uebergewicht über den Nordwind. — Die Westwinde sind in der Nähe des atlantischen Meeres südlicher, in der Mitte Europa's gerade aus, im Osten Europa's nördlicher. — Diese Windverhältnisse scheinen theils in der von der heißen Zone zurückkehrenden Luftströmung, theils in dem Temperatur-Unterschiede der Atmosphäre über dem Meere und über dem Festlande ihren Grund zu haben. — Bey vorherrschenden Westwinden ist die Temperatur höher, wovon nur im Sommer Ausnahmen Statt finden. — Nord- und Ostwinde bringen am häufigsten heitere Witterung, und im Winter Schnee, am seltensten Regen; Süd- und Westwinde dagegen bringen am häufigsten trübes Wetter und Regen, am seltensten heitern Himmel oder Schnee. — Der Stand des Barometers in Kopenhagen ist bey Nord- und Ostwinden höher, bey Süd- und Westwinden niedriger. Dieses Verhältniß der Winde zu dem Luftdrucke stimmt sehr genau mit dem Verhältniß der Winde zu dem heitern oder bewölkten Zustande des Himmels und zu dem Regen überein; dergestalt, daß die Winde, welche das Hervortreten der sichtbaren Dünste oder deren Niederschlag begünstigen, von einem niedrigen, die andern von einem hohen Mittel-Barometerstande begleitet sind. — Der Südwind ist zugleich von einer südlichen Strömung des Meeres bey Kopenhagen begleitet, und der Nordwind von einer nördlichen Strömung. Bey Westwinden steht das Wasser des Südens hoch, bey Ostwinden niedrig.

Es folgt noch eine Abhandlung über den täglichen Gang des Thermometers, deren Resultate folgende sind: Der mittlere tägliche Gang der Wärme ist nach Beobachtungen zu allen Stunden des Tages in Padua und Leith fast völlig gleich. Beobachtungen zu mehreren Stunden des Tages in Apenrade und Rio Janeiro stimmen auch in der Hauptsache damit überein. — Nach einem jährlichen Mittel ist die kälteste Stunde des Tages 5 Uhr Morgens, die wärmste Stunde nach zwey verschiedenen Beobachtungen 2 Uhr oder 3 Uhr Nachmittags. — Am stärksten ist das Steigen des Thermometers einige Stunden nach dem minimo, und das Fallen einige Stunden nach dem maximo. — Die Wärme nimmt in 9 — 10 Stunden zu, in 14 — 15 ab. — Der tägliche Gang der Wärme bleibt sich in den vier Jahrszeiten ziemlich gleich; doch trifft das minimum im Sommer früher ein, als im Winter.

Digitized by Google

Nr. 66.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 17. August 1827.



Dramatische Dichtkunst.

Die beyden Edelleute von Venedig, eine Tragödie von Eduard Arnd. Bey F. A. Herbig zu Berlin, 1827.

Antonio Pesaro, ein venetianischer Nobile, alt genug, um einen sechszehnjährigen Sohn (Felize) zu haben, jung genug, um feurige Liebe zu hegen und Gegenliebe zu wecken, hat diese in Anna, seines Vetters, des Chevalier Bataggia, Tochter, gefunden, als sie eben zwey Jahre vorher von Mailand aus der Pension zurückgekehrt war. Damals schon hatte der alte Bataggia, ihr Vater, die zarte Neigung bemerkt, und, da dieß Verhältniß aus verschiedenen Gründen ihm mißfällig war, die Tochter wieder in dieselbe Pension zurückgeführt. Doch auch jezt noch, da er wieder mit ihr in Venedig angekommen ist, hegt Anna die gleiche Gesinnung für Antonio Pesaro. Dieser hat nicht minder eine schwärmerische Anhänglichkeit an die Jungfrau, während ihrer Abwesenheit, bewahrt, und inzwischen eingezogen gelebt, ohne sich um den Ruin seiner Güter und den Verfall seines Pallastes zu bekümmern, in welchem er, außer seinem Sohn Felize auch noch einen heimtückischen, alten Bedienten, Ambrosio, bey sich hat. Felize ist die Frucht nur der Liebe, nicht der Ehe des Herrn Pesaro mit Veronika Juliani, die aber bald nach seiner Geburt aus Gram gestorben war, weil Antonio sie verlassen hatte. Der Vater hatte Felizen durch einen Mönch die erste Erziehung geben lassen, dann ihn zu sich genommen. Seit dieser Zeit lebt der Knabe einsam und düster im Pallast Pesaros, unaufgeklärt über das Dunkel seiner Geburt, da er in Antonio P. nicht seinen Vater, nur seinen Wohlthäter verehrt; jedoch in der festen Meynung, daß er selbst ein Edelmann sey, und so stolz, daß Alles von ihm zu fürchten ist, wenn er erfahren sollte, er sey Pesaros Bastardsohn. Um dieß Geheimniß weiß der Bediente Ambrosio, hat auch Dokumente darüber in Händen, ist aber durch einen Eid gebunden. Doch gedenkt er es theilweise, so weit es sein loses Gewissen erlaubt, und seine eigennützigen Zwecke erheischen, dem Jüngling zu verrathen. Noch hat diese Intrigue nicht begonnen, als für Antonio der Stern seiner neuen Liebe wieder aufgeht; aber freylich im trüben Herbst seines Lebens, an keinem reinen Horizont. Ein (19 Seiten langer) Monolog zeigt uns alle die Schatten, die ihm auch im Traum seiner Liebe über dem Haupte hängen. Religion, Natur, Wissenschaft haben den tiefen Schmerz seiner Seele vergebens mit kurzem Wahn getäuscht, auch was er von der Geschichte insbesondere für Napoleon und seine Vaterstadt hoffte, brachte ihm nur neues, großes Leid; denn weder die Republik erneute sich, noch blieb in Italien Eugen von Leuchtenberg, in welchem er schon einen großen König jenes Landes gesehen hatte. Unbefriedigt war Pesaro aus dem russischen Feldzug zurückgekehrt, und hatte endlich in der Kunst eben so wenig Heilung gefunden. Ueberdieß hatte er noch eine Fieberkrankheit durchzumachen, ehe der erste Strahl des neuen Lebens durch Anna Bataggia in ihm entzündet werden sollte, die er zwar nur selten gesehen, deren Liebe ihm aber ohne Erklärung gewiß ist. Nachdem er uns Alles dieß in seinem Monolog gesagt, schließt er:

> „Ich muß hinaus auf Ponte de Rialto,
> Ich sah im Traum auf seiner Höh' dich schweben.
> Vielleicht war dein Gemüth an jenem Ort
> Beschäftigt und begegnete dem meinen.“

Wirklich findet er Anna, die kaum zurückgekehrte, schon auf dem Balkon in Gedanken mit ihm beschäftigt. Er hört, ohne daß sie's weiß, das Geständniß ihrer Liebe und tauscht es nach der Erkennung noch einmal mit ihr. Liebeselig, doch nicht von aller Disharmonie gereinigt, scheidet er nun und trifft in der finstern Nacht den edlen Franzesko Cornaro, einen Greis und alten Freund seines Hauses. In dessen Pallast erfährt er, daß derselbe Maltheser gewesen, 30 Jahre in Algier in Gefangenschaft geschmachtet, dann losgekauft worden und eben in die Vaterstadt zurückgekehrt ist. Franzesko hat in Algier schon Venedigs Fall vernommen, ein patriotisches Gespräch gibt Veranlassung, daß Antonio eine mythische Geschichte Napoleons erzählt, sie trennen sich dann auf Wiedersehen. Weiter erfahren wir nun, daß in derselben Nacht Prinz Eugen von Leuchtenberg gestorben ist. Dieß bestimmt

Digitized by Google

Antonio, ein Todtenspiel: „die Göttin Italia und der Prinz von Venedig," zu dichten, das diesem zu Ehren nächstens im Pallast Pesaros aufgeführt wird. Vorher hat Antonio noch eine Zusammenkunft mit Anna in der Kirche. Franzesko, den seine Frömmigkeit eben dorthin geführt hat, sieht Anna vorübergehen, die er schon in jener Todes- und Liebesnacht seiner Jugendgeliebten wunderbar ähnlich gefunden hatte. Entzückt erzählt er nun Antonio in der glühendsten Jünglingssprache, daß er einst seine Mutter geliebt, als sie schon seinem Freunde, Antonios Vater verbunden war, ihr aber entsagend Malthescr geworden. Franzesko sucht nun Bataggias und Annas Bekanntschaft. Jezt wird denn das Todtenspiel aufgeführt. Bataggia, zwar nicht ohne Sorge vor Pesaros Liebe, hat sich dazu verstanden, es zu besuchen und Anna, als Göttin Italia und Braut des Vicekönigs, den Antonio spielt, auftreten zu lassen. Er vertraut der Klugheit seiner Tochter, die er gewarnt hat. Der alte Franzesko spielt auch mit, als Doge Dandolo. Wir nähern uns nun der Katastrophe des Stücks. Franzesko, im Gefühl seines nahen Todes, wählt Antonio Pesaro zum Erben. Bald steht dieser mit Bataggia und Anna vor seinem Todtenbett. Während er verklärt stirbt, entfernt ein Gespräch zwischen Pesaro und Bataggia diesen noch mehr von jenem. Inzwischen glaubt aber Ambrosio, Pesaros intriguanter Bediente, für seine Plane die Gelegenheit gefunden zu haben. Er will nämlich seinen Herrn in's Unglück bringen, um den Pallast desselben wohlfeil kaufen zu können, und darin ein Weinhaus zu errichten, worin er sein erübrigtes Kapital wuchern lassen kann. Deßhalb hat er seinem Freund, Pesaros alten Gegner, dem Polizeysekretär Manteana eine Abschrift jenes Todtenspieles gebracht, in Hoffnung, dessen politischer Inhalt werde seinen Herrn den Gerichten unterwerfen. Mantegna, der es nicht genug verfänglich findet, will Pesaro durch eigene Verlockung fangen. Er geht zu ihm, vorgeblich als Mitglied einer Verschwörung, zu deren Haupt er den Pesaro machen wolle. Da ihn der Nobile verächtlich zurückweist, will er ihn dadurch bethören, daß er ihm die Mittheilung des Todtenspiels durch Ambrosio verräth. Dieß hat jedoch nur zur Folge, daß Antonio dem Mantegna die Thüre weist, und seinem Bedienten den Abschied gibt. Nun läßt Ambrosio die lezte Mine sprengen. Er entdeckt dem Sohne Felize zwar nicht, daß er Pesaros Sohn sey, verdreht indessen die Geschichte dahin, daß Antonio seine (Felizes) Mutter um ihre Ehre und dann, die Verlassene, durch Gram ums Leben gebracht habe. Felize war vorher schon eifersüchtig auf einen Pagen, Aurelio (den Antonio von Franzesko ererbt hatte und zärtlich behandelte), dann dadurch aufgereizt, daß ihn Pesaro, in Hoffnung seiner nahen Verbindung mit Anna, mit Gewalt nach Padua auf die Schule schicken wollte; geräth durch diese Erzählung Ambrosios in die höchste Wuth, und beschließt, was jener hoffte, seine Mutter durch Pesaros Tod zu rächen. Dieser hat indessen bey Annas Vater um sie angehalten. Bataggia erklärt ihm, daß er seinen unruhigen Geist fürchte, daher auf zwey Jahre mit der Tochter nach Venedig gehen werde; wolle Pesaro dann die Werbung erneuern, so werde er nicht entgegenseyn. Demnach verabredet aber Pesaro mit Anna in der Kirche, daß er Morgen Nacht sich mit ihr in seinem Pallast trauen lassen und sie nach Korfu entführen wolle. Doch wie er des Nachts nach Hause kömmt, stößt Felize den Dolch nach ihm, er fehlt, Antonio erwiedert im Finstern den Stoß und ersticht, ohne es zu wissen, den Sohn. Ambrosio muß Licht bringen. Eh' Felize stirbt, entdeckt sich alles, und auf des Sohnes Aufforderung sticht Pesaro auch den Intriguant Ambrosio nieder. Nachdem er zwischen den Leichen geras't hat, eilt er blutig zu Anna, die ihn in altvenetianischer Tracht zur Trauung geschmückt erwartet. Er sagt ihr rund heraus, warum er blutig sey, sie weist ihn schaudernd fort. Er scheidet mit dem lezten kalten Kuß von ihr und mit dem Versprechen, sein Todeshauch werde ihre Todtenglocke seyn. Er sagt Venedig einen patriotischen Abschied. Wir finden ihn in Griechenland wieder, wo er nach einer Schlacht an den Wunden stirbt. Der Tod erscheint ihm in Veronikas Gestalt. Sein lezter Ruf ist Anna. Diese hört ihn in Venedig und stirbt natürlich auch. Mit einer kurzen Klage des alten Bataggia schließt das Ganze.

Welchen Eindruck macht nun diese Tragödie? Daß wir daran keine schulmäßige Kunstforderung machen dürfen, sagt uns schon die äußere Gestalt. Wir finden keine sichtbare Eintheilung in Akte, keine Gliederung der Scenen. Bald herrscht die freyeste lyrisch-epische Ausdehnung, bald ein eben so freyes kurzes Ueberspringen. Doch wir wissen, daß ein Kunstwerk auch einen unsichtbaren Zusammenhang haben kann. Welches wäre aber bey vorliegender Tragödie die innere Form? Bedingen sich darin Handlung und Schicksal, Aeußeres und Inneres mit einer kunstgemäßen Nothwendigkeit? In der Tragödie selbst, also eigentlich dramatisch, handelt nur der Bediente Ambrosio. Er hat einen spitzbübischen Plan, erreicht durch spitzbübische Mittel mit Besiegung des nächsten Hindernisses seinen nächsten spitzbübischen Zweck und stirbt einen Spitzbubentod. Felizes Handlung kommt nicht in Betracht, sie ist in der des Ambrosio mit einbegriffen, er selbst ist dessen Werkzeug. Franzesko (ohne Zweifel der eine von den beyden Edelleuten des Titels) ist, wenn man Gluth und Schwärmerey dem abgezehrten Greis gestattet, ein sehr schöner Charakter, aber er tritt gar nicht auf, um zu handeln, nur um zu fühlen und zu sterben. Der alte Bataggia ist gehalten in seiner

Zeichnung, allein er hat offenbar die Stellung einer Nebenperson bekommen. Anna spielt die Rolle, die Antonio ihr zutheilt. Nun, und dieser selbst? Es ist einer von den Charakteren, welche die Dichtkunst unserer Zeit liebt. Vorzüglich sind sie schon daran zu kennen, daß sie sich immer selbst beschreiben müssen, statt, daß ihr Bild aus ihrer Umgebung zurückstrahlte. Es sind jene gebrochenen Helden, deren weitem Geist diese Welt zu arm ist. Daß sie durchaus unpoetisch seyen, soll damit keineswegs gesagt werden, aber offenbar sind Charaktere, die sich zu groß sind für die Handlungen, welche ihre Zeit ihnen nur gestatten kann, weit weniger dramatisch, als elegisch. Was unser Antonio thut, Nichts geht davon aus seinem Charakter als solchem hervor, als seine Monologe und Dialoge, man müßte denn auch die Dichtung und Aufführung eines Todtenspieles oder die Abweisung eines erbärmlichen Polizeysekretärs für eine dramatische Handlung rechnen. Die Ermordung seines Sohnes ist Nothwehr im Finstern, die des Ambrosio geschieht aus Auftrag Felizes, oder ist eine Exekution der Rache, die mit einem dramatischen Effekt Nichts gemein hat. Der Entschuß zur Entführung nach Korfu ist eben so wenig Handlung, sondern nur eine Auskunft, die auch ein leichtsinniger Knabe hätte treffen können. Dadurch, daß Antonio nach solchen Vorgängen den Tod in Griechenland sucht, verdammt, wie der Held, so auch,*) das Trauerspiel sich selbst. Wozu dieß fernliegende Mittel? Er geht ja nicht nach Griechenland, um dort etwas Großes zu thun, sondern nur, um zu sterben. Soll es eine ehrenvollere Art von Selbstmord seyn? Oder konnte erst nach einer Zwischenzeit nur von Griechenland aus der magnetische Rapport wirken, der Anna im gleichen Augenblick mit dem Geliebten verscheiden läßt? Selbst dem, der sich bey einer solchen Versöhnung beruhigt, muß sie doch viel weniger als ein Sieg der Liebe selbst, denn als eine wunderbare Gnade des Himmels erscheinen.

Wir finden ein politisches Element in dieser Tragödie. Vielleicht haben wir hierin die Einheit des Ganzen zu suchen. Aber dieser politische Theil ist erstlich dem Ganzen nicht einverleibt, nur eingesezt, zum andern hat er an und für sich keinen bestimmten, dramatischen Charakter. Wollen wir auch die Schönheit des Mythus von Napoleon nicht verkennen, so wenig, als die schönen Rollen im Todtenspiel oder Pesaros Abschied von Venedig so gehört doch jener Mythus nur rein episodisch dem Ganzen an; jenes Stück im Stück aber und dieser Abschied enthält nur Erinnerung, unbestimmte Hoffnungs-Klage. So bleibt uns denn nichts übrig, wenn das Ganze seinen Namen verdienen soll, als die Annahme, der Zusammenhang des politischen Theils der Tragödie mit der eigentlichen Fabel sey ein mystischer und nur in diesem erklären sich die beyden Elemente gegenseitig und die Bedeutung werde E i n e. An eine solche, rein subjektive, Auffassung gewöhnen sich leider unsere jungen Dichter immer mehr. Bald wird die herrliche Zeit erscheinen, wo jeder dichtet, aber keiner versteht den Andern, sondern spielt oder singt nur sich selbst. Dem sey indeß, wie ihm wolle, es muß behauptet werden: Der Stoff und die Gestaltung dieser Tragödie gibt uns das Bild eines undramatischen Lebens, d. h. die Zeitverhältnisse im Allgemeinen, wie im Besondern, die Stellung der Personen zu einander, kurz die ganze Anlage ist von der Art, daß darin alle Handlung a priori gelähmt ist, und so ist das Beste, was den Personen, wenn auch nicht nach ihrem Charakter, doch nach ihrer Lage übrig bleibt, kaum Etwas mehr, als Sentiments, Träume und Visionen zu haben und endlich zu sterben. Nur dem gemeinen Theil der Menschheit ist Spielraum zu seiner eigenthümlichen Thätigkeit gelassen. Ein solches Bild kann auch sein Interesse haben, man dürfte es aber eher für das Sujet eines Romans halten.

Charakterzeichnung und Diktion waren es also fast allein, worin bey diesem Produkt die Kunst recht wirken konnte, und sie ist hierin allerdings sichtbar, wiewohl nicht gleichmäßig durch alle Theile. Wenn auch die Sprache manchmal auf eine nur widerliche Weise an Shakespeare erinnert, so reicht sie uns doch an andern Orten wirklich schöne volle Blumen der Phantasie und der Empfindung. Wir erinnerten uns an den alten Kritiker Aristoteles, der, indem er die Handlung als Hauptsache des Dramas hervorhob, die Bemerkung hinzufügte: „Ein Beweis dafür ist auch, daß die Anfänger im Dichten eher im Stande sind, der Sprache und Charakterzeichnung eine Vollkommenheit zu geben, als die Handlungen gehörig zu gestalten.“ Und zu bekennen ist, daß unser Dichter sich Großes vorsezte. Er wollte die wirkliche Zeit selbst sprechen lassen. Da ist kein Wunder, wenn wir ihn selbst mit dem rauschenden Meer ringen sehen, das endlich über ihm zusammenschlägt. Was er darstellt, ist ja kein Vergangenes, sondern ein Gegenwärtiges, seiner innersten Natur nach lyrisch, es sind bloß innere Stimmen, Menschen, die noch nicht handeln können, weil sie kein Kostüm haben, wie z. B. Napoleon, und so regt die Dichtung eine eigene Empfindung in uns auf, wir können uns zwar des Dichters Personen nicht auf der Bühne denken, nein sie kommen uns vor, wie Schauspieler, die am hellen Tag uns auf den Straßen in ihrer Theatergarderobe begegnen. — Zum Schlusse wünschen

*) Es ist keine Anschaulichkeit, die Fäden des vorhergegangenen Lebens spinnen sich nicht natürlich aus, sondern ein erfundener Begriff ohne Leben muß der Deux ex machina seyn. Was anders soll denn der Tod Annas seyn?

Digitized by Google

wir dem Dichter, daß er recht bald den tiefen Sinn der Lehre, daß Nothwendigkeit und Freyheit Eines ist, wie Schicksal und Gemüth, fasse. Er wird dann sich klar bewußt seyn, daß keine Poesie zwischen Lyrik und Drama stehen bleiben darf.

Rechtswissenschaft.

Ansichten und Wünsche der Bewohner der preussischen Rheinprovinzen bey der bevorstehenden Justiz-Organisation, mit dem Gutachten der Königlich preußischen Immediat-Justiz-Commission über das öffentliche und mündliche Verfahren im Civilprocesse. Zürich, in der Geßner'schen Buchhandlung. 1827.

Vorliegende Schrift nimmt unter den vielen, welche das große Interesse der Rheinpreußen in ihrer Rechtsverfassung auf das Unzweydeutigste an den Tag legen, eine ausgezeichnete Stelle ein. Wir sehen in derselben, um von dem allgemeinen Eindruck, den sie auf uns gemacht, auszugehn, Klarheit, Lebhaftigkeit und selbst Wärme der Darstellung mit vielem Scharfsinn, feinen Bemerkungen und in die Tiefe, in den Mittelpunkt dringender Sachkenntniß auf eine so glückliche Weise vereinigt, wie wir es sonst nur in den publicistischen Schriften der Engländer und Franzosen anzutreffen gewohnt sind. Die hier vorgetragenen Ansichten und Wünsche der Rheinländer sind dieselben, welche schon in den, von Seiten der rheinischen Städte den Ständen zu Düsseldorf eingereichten, und von den lezteren genehmigten Vorstellungen ausgesprochen worden sind. Sie verlangten bekanntlich: „Beybehaltung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in Civil- und Kriminalprocessen; die Gleichheit vor dem Gesetze und des Forums; Beybehaltung der Handelsgerichte neben den Landgerichten in Civilsachen, und des Instituts der Geschwornen in Kriminalsachen; die Trennung der strittigen von der freywilligen Gerichtsbarkeit und Fortbestehen von Beamten für den Vollzug der Civilerkenntnisse, ohne unmittelbare Leitung desselben durch die Gerichte." Während demnach alle jene Vorstellungen und die gegenwärtige öffentliche sich für Erhaltung der bestehenden Gesetzgebung nach ihren wesentlichen Grundsätzen und Grundzügen einstimmig erklären, so vereinigen sie sich doch auch in dem Antrage, daß einzelne, nöthig gewordene Veränderungen und Verbesserungen vorgenommen werden möchten. — Es ist seither in öffentlichen Blättern nicht allein bezweifelt, sondern geradezu geläugnet worden, daß die in jenen Vorstellungen, und nun hier wieder, ausgesprochenen Wünsche wirklich die des rheinländischen Volkes seyen, und in gegenwärtiger Schrift wird nun die Grundlosigkeit, ja Lächerlichkeit solcher aus der Luft gegriffenen Zweifel und Läugnungen dargethan. Bey dieser Gelegenheit werden alle Einwendungen, die man gegen die Zweckmäßigkeit der ganzen rheinländischen Gerichtsverfassung und gegen ihre Vereinbarlichkeit mit preußischen Einrichtungen und Staatsorganisationen vorgebracht hat, als eben so nichtig erklärt, und meist aus dem Mangel an Sachkenntniß preußischer, nur im corpus juris und im preußischen Landrecht bewanderter Juristen abgeleitet. Hieran schließt sich natürlich eine von der lezten Nothwehr endlich gebotene, scharfprüfende Vergleichung des in den Rheinlanden bestehenden, mit dem altpreußischen Gerichtsverfahren in Civilprocessen. Diese fällt in Hinsicht auf Theorie und Praxis für das leztere höchst ungünstig aus, und es sind besonders in dieser Beziehung die Folgerungen äußerst wichtig, welche S. 111 und ff. aus offiziellen Berichten über die, bey altpreußischen und rheinischen Gerichten im Jahr 1822 verhandelten Processe sind gezogen worden. Es ergibt sich, daß die Processe in Altpreußen doppelt und dreyfach häufiger als in den Rheinlanden sind, Vergleiche eben dort seltener zu Stande kommen, dagegen wegen Unerschwinglichkeit unendlicher Proceßkosten desto öfter Entsagungen stattfinden, weil die Processe langwieriger, viel theurer und das Gerichtspersonal drey Mal so stark ist. —

So wären denn alle Uebel, welche das Civilgerichtswesen, worauf in gegenwärtiger Schrift ein Hauptaugenmerk gerichtet ist, etwa mit sich zu bringen pflegt, in weit höherem Maaße auf Seiten Altpreußens, und wir lesen daher mit erhöhtem Interesse das auf dem Titel erwähnte Gutachten der Immediat-Justiz-Commission über das öffentliche und mündliche Verfahren im Civilprocesse. Dasselbe ist eine eben so gründliche als einleuchtende Rechtfertigung, nicht gerade aller Einzelnheiten, wohl aber des Grundwesens dieses Verfahrens. —

Wir haben auch aus Lektüre der gegenwärtigen Schrift ersehen, daß der Streit zwischen dem rheinischen und altpreußischen Justizwesen im Grunde kein anderer, als der in unsern Tagen so oft wiederkehrende zwischen dem todten Begriff und Buchstaben auf der einen Seite und dem lebendigen Geist auf der andern sey. Es leuchtet unter andern durchaus ein, daß man, um in den Rheinprovinzen ein guter Richter zu seyn, auch ein vielseitiger gebildeter Mensch, vor allem aber mit Geistesgegenwart und Taktsicherheit begabt seyn müsse. —

— nn —

Digitized by Google

Nr. 67.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 21. August 1827.

Musik-Literatur.

Berliner allgemeine musikalische Zeitung, redigirt von A. B. Marx. Berlin im Verlag der Schlesinger'schen Buch- und Musikhandlung. Erster, zweyter und dritter Jahrgang.

Wenn wir Deutsche es auch seit einem halben Jahrhunderte gewohnt worden sind, französische Kunsturtheile gering zu schätzen, so werden wir ihnen dennoch nicht den Vorzug absprechen können, daß sie jedesmal den Ausspruch der ganzen Nation enthalten, und den anerkannten Meisterwerken eine unvergängliche Gültigkeit zu sichern wissen. Der Gegensatz der neuesten französischen Kritik hat es nur zu dem allgemeinen Unterschiede des Klassischen und Modernen gebracht, der nicht einmal das innere Wesen der französischen Kunst selber betrifft, während in Deutschland, dem Lande der Wissenschaft, die freye Kunstkritik einerseits zum schmachvollsten Broderwerb herabgesunken, anderseits in die vollendeteste Atomistik zufälliger Meynungen zerstoben ist, deren Bewegendes für immer das Leere bleibt. Mit Dank und Anerkennung müßte deßhalb billiger Weise allen Unternehmungen entgegen gekommen werden, welche sich dem schweren Geschäft unterziehen, der Kritik ihre verloren gegangene Würde durch Ernst und Eifer wieder zu erkämpfen, und durch allgemeine sachgemäße Prinzipien dem zufälligen Gelüste kritischer Einfälle, Marotten und Willkürlichkeiten zu entreißen. Aber, wie die Kunst selber, so ist auch die Kritik jetziger Zeit als ein nachmittäglicher Verdauungs-Zeitvertreib angesehen, von dem aller Ernst als das Schädlichste nicht weit genug entfernt werden könne, damit das Spiel der eigenen Beliebigkeit und die Freude am Hahnengefecht der Meynung ja nicht gestört werden möchte. Und besonders hat die Musik das Schicksal betroffen, entweder dem Geschwornengerichte des Herzens, Gemüthes und Gefühls anheimzufallen oder vor den kritischen Richterstuhl des gelehrten musikalischen Verstandes geführt zu werden, der nur nach der Befolgung oder dem Abweichen von seinen kanonischen Regeln freyspricht oder verdammt. Doch beyde Gerichte sind von gleicher Unzuverlässigkeit; denn bey dem Berufen auf das eigene Gefühl läßt es die Zufälligkeit des kranken oder gesunden, verkehrten oder wohlorganisirten Gemüthes zu keinem allgemein gültigen Urtheil kommen, obschon die eigene Stimme jedem Herzen als Gottesurtheil gilt, und sich das demuthsvolle Gerede vom „Ansprechen" überall als das absprechendste und stolzeste zeigt, während die zünftige musikalische Kennerschaft, wenn neue Epochen sich auch neue Gesetze geben, weder mit dem sonst Festen und Geltenden, noch mit dem antiquarischen Bannspruch gegen das neu sich Reformirende ausreichen können. Wenn nun zwar die durch ganz Deutschland so berühmte Leipziger musikalische Zeitung sich weder nur dem zufälligen Urtheile des Gefühls, noch dem einer sich als fest konstituirenden musikalischen Theorie überließ, so ist dennoch nicht zu verkennen, daß ihre wesentliche Wirksamkeit sich nur auf das Verständniß derjenigen Musikepochen beschränkte, welche sie bey ihrer eigenen Entstehung vorfand, und die in Mozart den Gipfel höchster Vollendung erreichte. Doch wenn nicht zu läugnen steht, daß seit jener Zeit eine neue Periode begonnen habe, welche sich von der früheren wesentlich unterscheidet, so wird leicht zugegeben werden, daß solcher veränderten und verändernden Epoche auch eine veränderte Betrachtungsweise folgen müsse, und daß von einem so festgegründeten Institut, wie die genannte Zeitung ist, eine solche Aenderung ihrer bisher befolgten Prinzipien nicht zu erwarten sey. Der neue Geist der Musik wird auch ein neues kritisches Organ erfordern. Und zwar glauben wir, sey eine klare Einsicht in die jetzigen musikalischen Erzeugnisse um so weniger zu vernachlässigen, da diese größtentheils nicht mehr wie zu Mozarts Zeit unmittelbare Eingebungen des musikalischen Genius sind, sondern ihre Existenz der verständigsten Reflexion und dem Bemühen verdanken, mit welchem der Komponist selber in die Bedeutung der Tonverhältnisse und des musikalischen Ausdrucks überhaupt einzudringen versucht, und nur mit Hülfe der Reflexion über diese Bedeutung und das Entsprechen der Ausdrucksweise und ihres Inhaltes zu komponiren beginnt. Diese Reflexion, die auch in alle andern

Digitized by Google

Künste eingebrochen ist, hat den unmittelbaren Kunstgenuß in den der Wiedersehensfreude verwandelt, mit welcher die Reflexion des Hörers und Betrachters den Reflexionen, den Bemühungen um Effekte u. s. f. des Künstlers zu begegnen sucht. Anderseits hat sich in neueren Zeiten die Musik auf solche Abwege verirrt, daß nur eine klare Einsicht in die Art und Gründe dieser Irrfahrten, ihre Schädlichkeit zerstören und sogar in Nutzen zu verwenden im Stande ist. Aehnliche Betrachtungen scheinen die neue allgemeine Berliner musikalische Zeitung ins Leben gerufen zu haben, und wir müssen schon deßhalb dem Unternehmen das beste Glück und von Seiten des Publikums die ausgebreitetste Theilnahme wünschen; denn diese Zeitung scheint es sich zum ersten Gesetze gemacht zu haben, nicht zünftig seyn zu wollen, sondern auf eine Weise sich auszudrücken, daß das Verständniß ihrer Urtheile und musikalischen Grundsätze auch Laien nicht verschlossen bleibe. Nur dadurch wird es ihr möglich darauf hinzuwirken, daß die Stimme des eigenen Gefühls die Autokratie einer nur bewußtlosen Zufälligkeit verliert, und ihr Urtheil nur erst durch die Vermittlung klarerer und gründlicherer Erkenntniß zu fällen wagt. — Wenn nun aber die Komposition den Anspruch macht, im engsten und bedeutungsvollsten Zusammenhang mit ihrem Inhalte zu stehen, so ist es als ein weiteres Verdienst herauszuheben, daß die Redaktion jener Zeitung sich gleichfalls stets die Aufgabe stellt, auch den *Inhalt* der musikalischen Kunstwerke zum Hauptgegenstande der Betrachtung zu machen, und eben so sehr nach dem *Was*, als nach dem *Wie* des musikalischen Ausdrucks zu fragen. Nur durch solche tiefere Forschung ist die musikalische Kritik wahrhaft dem nur theoretischen musikalischen Verstande entrissen, der allein den Fleiß der Arbeit, die gelehrte Kenntniß und Befolgung der festgestellten Regeln ins Auge faßt, und mit stets eifersüchtigen Blicken umherspäht, ob auch ja kein Versuch gewagt werde, seine chinesische Mauer zu übersteigen oder zu durchbrechen. Doch Neuerungen und Fortbildungen in der musikalischen Ausdrucksform möchten auch nur gerechtfertigt werden können, wenn der auszudrückende Inhalt sich in sich selber verändert hat, und die Bestimmtheit dieser Veränderung wird sich nur durch die Vergleichung mit andern früheren Gestalten erkennen lassen. Deßhalb halten wir es für ein drittes Hauptverdienst der neuen Zeitung, daß sie sich nicht nur allgemeiner Verständlichkeit befleißigt und den Zusammenhang des Inhaltes und seiner musikalischen Ausdrucksweise klar zu machen sucht, sondern auch die *Geschichte der Musik* mit besonderer Vorliebe und dem Wunsche tieferer Erkenntniß ihres inneren Zusammenhanges, Fortschrittes und naturgemäßen Sichentwickelns zu bearbeiten versucht.

Nach der kurzen Darstellung dessen, was wir als den Zweck des neuen Institutes erkennen zu dürfen glaubten, kann die Forderung nicht zurückgewiesen werden, nun auch zu zeigen, daß ein lobenswürdiges Vorhaben auch auf lobenswürdige Weise sey ausgeführt worden. Hier können wir sogleich mit gutem Gewissen behaupten, daß sich die vorliegenden Jahrgänge durchaus durch Ernst, Eifer und Würde, so wie durch feste Konsequenz in Anwendung der als richtig erkannten Grundsätze vor anderen ähnlichen Instituten bemerkenswerth auszeichnen. Auch die Einrichtung durch Aufsätze, welche allgemeinere Gesichtspunkte aufstellen, die Ansichten der Redaktion vorzubereiten und anschaulicher zu machen, als es oft bey Erwähnung einzelner Kunstwerke geschehen könnte, erscheint als zweckmäßig. Dagegen sind die Korrespondenzartikel der schwächere Theil und unterscheiden sich oft im Wesentlichen nicht von den gewöhnlichen anderen Tagesblättern. Als die gelungensten Versuche aber sind unbedingt die Beurtheilungen einzelner älterer und neuerer Kunstwerke hervorzuheben, und wir wollen deßhalb einige Punkte, die von Belang sind, kurz berühren. — Wenn ein bekannter süddeutscher Sammler und Kenner älterer italienischer Musiker besonders die frühesten Meister und Begründer der Tonkunst ausschließlich bewundert, so macht es sich unsere Zeitung bey jeder Gelegenheit zum Geschäft, den deutschen Sebastian Bach als den Vollender jener Musikperiode hervorzuheben, welche sie die kontrapunktische nennt. Händel wird von ihr als Vorbild *protestantischer* Kirchenmusik, der *katholischen* Palästrinas gegenüber, aufgestellt, mit dem Versuche, den Unterschied dieser Religionsformen auch als das Bestimmende für die Unterschiede in dem Inhalt und der musikalischen Ausdrucksweise jener beyden Meister auf treffende Weise geltend zu machen. In den Tönen Palästrinas soll sich das Göttliche als noch geschieden von der Gemeinde, entkleidet von aller Einzelheit der Arie u. s. f. zur Erweckung der Andacht aussprechen, doch in den Händel'schen Gesängen das religiöse Gefühl der Gemeinde selber schon mit zum Gegenstande des musikalischen Ausdrucks werden. —

Musikalische Produkte ihrem Inhalte und ihrer Form nach durch solche Hauptunterschiede zu charakterisiren, ist der erste Schritt, diesen Charakter seiner tieferen Bedeutung nach zu erkennen. In Haydn wird dann ferner besonders die jugendfrohe Heiterkeit des mit der Natur und in der Natur befriedigten Gemüthes, das die ganze Welt als ein Werk göttlicher Güte genießt, und sich zum Preise dieser Güte erhebt, als das Charakteristische aufgefaßt. Auch wird die gewissermaßen oft leere Tändeley dieses unschuldigen Naturgenusses nicht übersehen, doch könnte noch die Betrachtung hinzugefügt und ausgeführt werden, daß diese Rückkehr zur Natur nur eine *Flucht* aus beginnender Verbildung sey, und deßhalb alle frühe-

Digitized by Google

ren Interessen des Geistes, statt zu befriedigen, nur bey Seite setze, und dem Gefühl dieser Interessen daher als leer und unzulänglich erscheine. — Bey allen diesen Betrachtungen wird nun freylich der Wunsch rege, daß der innere Zusammenhang der komponirten Gegenstände mit der Art und Weise der Komposition, dem Grade ihrer musikalischen Ausbildung durch alle Sphären der musikalischen Formen des Takts, der Scalenbehandlung, der Anwendung bestimmter Tonarten, Rhythmen, Harmoniegänge, Melodieen, näher und bestimmter möchte nachgewiesen werden, aber dieser näheren Betrachtung muß die Feststellung solch allgemeiner zunächst noch unbestimmterer Gesichtspunkte vorangehen, und was die bisherigen Jahrgänge noch nicht geleistet haben, mag den folgenden aufbehalten bleiben. — Um nun auch Einiges über dramatische Musiker mitzutheilen, wollen wir mit dem Urtheil über Gluck beginnen. Zunächst wird die Gluck'sche Opernmusik von den italienischen heroischen Opern dadurch unterschieden, daß diese dem modernen Menschen die Maske des Alterthums sollte vorgehalten haben, Gluck aber das wahre Alterthum; weiter wird dieß dann so erklärt, daß Gluck das Menschliche rein abgeschlossen für sich in Tönen habe erklingen lassen. Und dieß ist die bessere Erklärung; denn, daß Gluck das Alterthum dargestellt habe, damit können wir nicht übereinstimmen; seine Götter sind leere Maschinen und ihre Recitative wirkungslos und unbedeutend, eben so das Verhältniß der Personen zu ihnen als griechischen; das, was bey Gluck nur dem Alterthum angehört, ist das, was jeden Hörer gerade ohne Befriedigung läßt, und überall auch von Gluck nur als Nebenwerk ist aufgefaßt worden. Denn Gluck's Kraft liegt gerade darin, daß er die allgemeinen Mächte des Lebens, Liebe der Gatten, der Freunde, der Geschwister, die Sehnsucht nach dem Lande der Väter, das Verhältniß dieser lebenfordernden Mächte zu der Gewalt des Todes, ferner die Mächte des Heldenberufs und der Liebe in Gestalten darstellt, die von sich selber nur Gefühl haben, in so fern jeder Ort ihres Herzens ganz von einer dieser Mächte durchdrungen ist. Dieß gibt den Gluck'schen Gestalten den plastischen Charakter, indem nicht der weite Bereich ihrer eigenen Persönlichkeit und die Art und Weise, wie diese Mächte gerade in ihrer Brust leben und sich bewegen, zur Darstellung kommt, sondern im Gegentheil, z. B. in der Alceste die Liebe der Gattin, der Mutter sich dergestalt des Gemüthes bemächtigt hat, daß keine andere Empfindung, kein weiteres Verhältniß zum Vorschein zu kommen vermag. Niemand aber wird die Innigkeit Admets, das tiefe Gefühl des Pylades für antike Empfindungen halten, und wenn uns Gluck nur das Alterthum statt der ewig lebendigen Lebensgötter, wie sie unsere moderne Persönlichkeit mit dem schönsten menschlichen Inhalt erfüllen, und wie sie in der göttlichen Iphigenia leben, vorgeführt hätte, so möchte solche Musik der Antike nur auf die unbefriedigendste Weise an unser Herz zu tönen im Stande seyn. — Bey der Art und Weise, wie nun unsere Zeitung den Reflex dieses Inhalts in seiner musikalischen Darstellung zeigt, können wir nur das früher schon Gesagte wiederholen: Der Grad dessen, was zu leisten angefangen ist, erregt die Anforderung immer weiterer und tieferer Durchführung. Der Unterschied, nun ferner, Glucks von Mozart ist auch nicht herauszuheben vergessen. Doch möchten wir denselben weniger darin finden, daß bey Mozart „neben der besonderen Gemüthsstimmung stets noch ein allgemeines schwerer zu fixirendes Gefühl bemerkbar werde," als darin, daß Mozart erst auftrat, als schon die unterschiedensten Stimmungen, Charaktere, Situationen u. s. f. ihren musikalischen Ausdruck gefunden hatten, so daß seine Gemüther von einer ganzen vollen Welt des Gefühls erfüllt sind, und nun mit tiefster Innigkeit zum Theil von jenen Gluck'schen Mächten bewegt werden, oder sich die Innigkeit des Gefühls selber, die Liebe in allen ihren tief ergreifenden Nüancirungen, ihrem Entzücken, ihrem Schmerz, ihrer Heiterkeit und Sehnsucht, ihrer süßen Sinnlichkeit und sittlichen Reinheit zum Inhalte nehmen. Doch reichen solche unbestimmte Aeußerungen nicht hin, auch nur das Allgemeinste festzustellen. Als auf einen der gelungensten Aufsätze verweisen wir aber auf den über Mozarts Don Juan im ersten Jahrgang vom Herrn Redakteur, dessen Aufsätze uns überhaupt mit denen des Herrn Hofrath A. Wendt immer am meisten befriedigt haben. — Daß nun eine musikalische Zeitung, welche sich das Erkennen der Musik und ihrer Epochen und einzelnen Werke zur Aufgabe macht, auch Rossini's Werke nicht verschmähen, sondern ihnen ihre richtige Stellung anweisen werde, stand zu erwarten. So sagt sie denn, daß Rossini nur seine augenblicklichen Einfälle in Musik setze, sorglos einem sinnlichen Leichtsinn sich hingebe, und durch die Klarheit seiner Melodieen, seiner Figuren, und eben so sehr durch die Leichtigkeit, Beweglichkeit, Anmuth, und, möchten wir hinzusetzen, vor allem durch das Pikante aller seiner zufällig an einander gereihten Musikstücke ergötze. —

Ernsthafter jedoch wird sich die Zeitung von den lebenden Komponisten mit Spontini beschäftigen müssen; indem es uns aber an Raum gebricht, weiter hin in's Einzelne zu gehen, können wir nur noch darauf aufmerksam machen, daß wir es als ein Hauptverdienst ansehen, wenn die Redaktion den unermüdlichsten Fleiß anwendet, die Werke Beethovens sich und dem Publikum klar zu machen, und die Räthsel dieses größten Meisters und wahrhaften Vollenders der Instrumentalmusik zu lösen.

Digitized by Google

Nur wünschten wir, daß bey der häufigen Erwähnung der Weber'schen und Spohr'schen Musiken, bey aller Anerkennung ihres Werthes dennoch mehr herausgehoben würde, welch matter, gedrückter, sehnsüchtelnder, unheimlicher, entmuthigender Inhalt diesen Werken zu Grunde liege, der sie von vielen Seiten her der Kotzebueschen Periode verbrüdere, und nur noch einen höheren Götzendienst und heiligere Verehrung der welt- und wirklichkeitslosen innern Herzensgefühle hinzufüge. Was nun aber die Zeitung seit ihrer Entstehung in der Kritik der untergeordneten Musiksphären, der Lieder-Komposition, Koncertmusik, Sonaten u. s. f. geleistet habe, können wir nicht näher berühren, sondern müssen damit schließen, sowohl das Publikum zu lebhafterer Theilnahme aufzufordern, als auch diejenigen, welche durch Beruf und Willen mitarbeitend thätigeren Antheil nehmen könnten. Und solche Aufforderung dürfen wir uns um so eher erlauben, als wir mit dem Institut selbst in keinem Verhältniß stehen, als dem, zu welchem jeder Freund sachgemäßer und von der Würde und Heiligkeit ihres Gegenstandes durchdrungener Kunstkritik verpflichtet ist. —

H. G. H.

Philosophie.

Die Halb-Kantianer und der Phanteismus. Eine Streitschrift ꝛc. von Dr. Heinrich Ritter, außerordentlichem Professor an der Universität zu Berlin. Berlin, bey T. Trautwein. 1827.

Theologen und Religiose haben von jeher die Philosophen, selbst wenn sie Deisten waren, verketzert und, weil sie nicht den christlichen Gott geglaubt, Atheisten gescholten. So hat Herder sogar gegen die Kriticisten Fehde erhoben, Fichte wurde der Atheisterey bezüchtigt und Schelling's und alle Natur- oder Identitätsphilosophie ist mit dem nicht minder gehässigen Namen des Pantheismus belegt worden. Herder hatte so Unrecht nicht; denn das Kantische „Ding-an sich" war doch etwas zu ärmlich, nämlich ein wesenloses Abstraktum, eine ungewisse, vorauszusetzende, nicht zu erweisende Wahrheit. Fichte's berühmte Ich- und Nichtichslehre konnte wenigstens leicht als blanker Egoismus mißverstanden werden, in welchem Gott mit der ganzen Welt zu einer bloßen Vorstellung des Ich's zusammenschrumpfte; und wenn nach Schelling Gott Alles seyn sollte, so lag es nahe, Alles zu Gott zu machen. Darum der Widerspruch der Theologen, der Widerwille der Religiosen. Zu den letztern rechnen wir lieber Jacobi, als zu den Philosophen, schon darum, weil er sich, gleich jenen, sowohl gegen Kant, als gegen Fichte und Schelling stellte, wenn er gleich bemüht war, seine Behauptungen in Kantianischer, oder, was dasselbe ist, in kritischer Methode vorzutragen. Eine Zeit lang hat der Kampf zu ruhen geschienen, jetzt erhebt er sich auf's Neue, und zwar fangen, wie aus gegenwärtiger Schrift hervorgeht, wieder Philosophen an, sich gegen einander in Reih und Glied zu stellen. Merkwürdig ist dabey, daß die Kantianer oder Kriticisten offenbar auf die Seite der Rechtgläubigen und Religiosen zu treten scheinen, um mit diesen gemeinschaftlich gegen ihre philosophischen Feinde, die Anhänger der Natur- und Identitätsphilosophie, zu Felde zu ziehen. Wenigstens klagen jene diese laut genug des Phantheismus an. Herr Prof. Ritter ist einer der Angeklagten, und Herr Prof. Jäsche, der eine Schrift über den Pantheismus herausgegeben hat, einer der Ankläger, jener der Identitätsphilosophie, dieser dem Kriticismus zugethan. Da nun aber die kritischen Philosophen wohl fühlen, daß sie das wesenlose Ding an sich, das ihnen Kant überliefert, nicht einem, doch immer lebendigen Alleins-Gott der Natur- und Identitätsphilosophen gegenüberstellen können, so nehmen sie ihre Zuflucht zu Jacobi, und behaupten mit ihm, Gott könne nicht erkannt, er müsse geglaubt werden, und man müsse sich da an den religiösüberlieferten halten. Hiegegen läßt sich im Ganzen nichts einwenden, wenn es den Kriticisten nicht etwa nebenbey einfällt, dennoch ihr wesenloses Ding an sich als hohlen, leeren Gegenstand des Glaubens unterzuschieben. Die Identitätsphilosophen aber behaupten lebhafter als je, Gott könne und müsse erkannt werden, und er sey eben der Absolute, in welchem Geist und Welt Eins, in dem Alles, außer dem Nichts sey. Wollen die Identitätsphilosophen in diesem weltgöttlichen und gottweltlichen Wesen nur einen wissenschaftlich-erkennbaren Gott, der eine vernünftige Basis des Christenglaubens sey, dargestellt haben, so kann man auch ihnen nicht entgegen seyn; wohl aber, wenn sie das Erkennen dieses philosophischen Gottes über das lebendige Glauben des christlichen zu erheben affektiren. Herr Ritter scheint der ersten, gemäßigteren Ansicht zugethan; wenigstens beruft er sich auf die bekannten Bibelstellen: Apostg. 17, 27, 28. Ephes. 4. 6. Joh. 14. 20. Luc. 17, 21. — Was gegenwärtige kleine Schrift besonders empfehlenswerth macht, ist zweyerley: Erstens erkennt man darin den Standpunkt des Streits ziemlich klar, und dann zeichnet sich der Verf. durch verständliche, ja anmuthige Darstellung aus; und wenn er hiemit Fried. Schlegeln auf erfreuliche Weise an die Seite tritt, so übertrifft er ihn an Strenge des Gedankenganges. —

W. B. M.

Digitized by Google

Nr. 68.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 24. August 1827.

Roman.

Die Prairie. Ein Roman von Cooper. Aus dem Englischen übersezt. Drey Bände. Berlin bey Duncker und Humblot, 1827.

Ein geschäztes deutsches Blatt hat sich kürzlich etwas ungünstig über diesen Roman ausgesprochen. Wir indeß müssen bekennen, daß wir ihn mit großem Interesse gelesen und voll origineller Schönheiten gefunden haben.

Schon die dem Romane zu Grunde liegende Idee ist von großem ästhetischem Werthe. Der amerikanische Dichter hat eine für sein Vaterland bedeutungsvolle Erscheinung, die eben so politisch als ästhetisch interessant ist, von dieser ästhetischen Seite aufgefaßt, wie er ähnliches schon in seinen früheren Werken versuchte. Dießmal ist seine Wahl besonders glücklich gewesen. Wir sehen in Nordamerika Menschen, die sich verwildern, die in den Wäldern und Haiden des tiefen Binnenlandes, wohin sie aus den östlichen Kolonien einwandern, von aller Civilisation abgeschnitten, aus ihrem frühern Kulturzustand stufenmäßig wieder hinabsteigen zum ursprünglichen Naturstande. Auf der andern Seite sehen wir in denselben tiefen Wäldern und Haiden noch die alten Indianer, wie sie aus der ursprünglichen Rohheit durch den Umgang mit den eingewanderten Weißen sich ein wenig erheben, und so geschieht es, daß beyde sich ungefähr auf derselben Stufe der Gesittung begegnen, jene Weißen niedersteigend, diese Indianer emporsteigend. Aeußerst charakteristisch ist dabey der Umstand, daß die Weißen in ihrer Verwilderung und scheinbaren Entartung doch physisch viel kräftiger und nerviger werden, während die Indianer, indem sie sich ein wenig verfeinern, an Kräften abnehmen. Wir dürfen uns von jenen verwilderten Europäern keine geringere Vorstellung machen, als von den Deutschen im Anfang des Mittelalters. Sie gehen nicht gleich den Römern in heilloses Verderben, indem sie aus der Civilisation herabsinken, sondern sie kehren nur zu dem kräftigen Naturstand zurück, aus dem sie früher sich zur Kultur erhoben. Darum sind auch jene halbwilden Kentuckier im Westen, wie sie in allen authentischen Berichten und noch kürzlich in dem vortrefflichen Werke Sidons geschildert werden, den mittelalterlichen Germanen an gesunder Derbheit und ritterlicher Fehdelust auffallend ähnlich. Noch mehr wilde und unbezähmte Kraft herrscht aber unter den Gränzmännern, die sich am tiefsten in den Westen verirren und an kein Gesetz mehr binden. Cooper schildert nun das Begegnen dieser Verwilderten mit den alten Wilden des Landes, und den Hintergrund dieses interessanten Gemäldes bildet die große Prairie von Louisiana, das weite Gebiet jenseits des Missisippi.

Es läßt sich allerdings nicht verkennen, daß auch dieses Werk Coopers an gewissen Mängeln und Kapricen leidet, die man an allen seinen früheren Werken getadelt hat. Der Dichter wird oft bis zur Ungebühr ausführlich und weitläufig, und übertreibt auch hier wieder seine beliebte Mystifikation und Spannung des Lesers bis zu einer lächerlichen Geheimnißkrämerey. Indeß kann uns alles dieß nicht abhalten, die glückliche Idee, die aus dem Ganzen seines Romans hervorleuchtet, und die außerordentliche Schönheit vieler einzelnen Schilderungen zu bewundern.

Die Intrigue des Romans ist ohne Zweifel schlecht angelegt, gezwungen und unnatürlich. Die Leute werden auf eine gar zu mystische Weise zusammengeführt. Der Dichter hätte ganz einfach die Einwanderer mit den Bewohnern der Prairie zusammenführen können, ohne daß Intriguen, Entführungen und Wiederfinden ꝛc. dabey nöthig gewesen wären. Die Begegnung selbst, und die so natürlichen und reizenden Scenen, die daraus erfolgen, wären dieselben geblieben, und der Dichter hätte uns seine lästige Maschinerie erspart: Indeß können wir darüber wohl hinwegsehen, da jene Scenen durch die Art, wie sie herbeygeführt werden, an ihrer Natürlichkeit und Schönheit nichts verlieren, und diese die Hauptsache bleiben. Wir halten uns an die einzelnen Gemälde, deren Reiz wahrlich der engherzige Tadel der Kritik nicht hinwegdisputiren kann.

Der Dichter hat die Prairie oder die große amerikanische Haide zum Grunde seiner Schilderung genommen,

Digitized by Google

und er malt dieselbe, troß dem besten Landschaftmaler, in allen den verschiedenen Momenten, da die todte Einförmigkeit und Stille derselben durch Gruppen von Menschen oder Naturerscheinungen belebt wird. Er bietet uns somit eine Reihe von Bildern dar, die einer seltsamen und romantischen Natur entlehnt ein höchst originelles Gepräge tragen. Die Menschen nehmen darin den Vordergrund ein, sind aber eben so eigenthümlich und tragen das Gepräge derselben wilden freyen Natur. Man glaubt in ihren tiefen Zügen etwas von der Gluth und Kraft eines Malers, wie Guido Velasquez, zu finden. Cooper trennt die Menschen, die er in der Prairie zusammenführt, in vier Hauptgruppen und vertheilt an sie seine verschiedenen Gemälde. Die erste Gruppe bildet die Familie des Squatters Ismael Busch, die über den Mississippi gewandert ist. An sie knüpfen sich besonders zwey der schönsten Gemälde. Das erste davon schildert uns die Familie patriarchalisch unter Zelten gelagert, von Wagen und Heerden umgeben. Es ist Nacht und die Söhne, die wachen sollten, sind entschlafen. Eine Horde wilder Indianer schleicht sich an die Schlafenden heran, und ihr Anführer stiehlt sich mit der den Indianern eigenen Gewandtheit mitten unter sie, belauscht ihren Schlummer, und prüft, welchen Widerstand sie würden leisten können. Gleich einer spielenden Schlange bewegt er sich unter den sicher Schlafenden, deren Ruhe auch nicht unterbrochen wird, da die Indianer durch ein anderes Ereigniß entfernt werden. Das andere Gemälde ist unter allen das schönste. Der älteste der vielen Söhne Ismaels hat sich auf der Prairie von den übrigen entfernt und ist hinterrücks ermordet worden. Da er zu lange ausbleibt, geht der Vater und die Mutter Esther mit ihren noch übrigen zwölf starken Söhnen hinaus, ihn zu suchen. Jagende Hunde leiten sie auf die Spur, und sie finden den unglücklichen Sohn an einen Baum gelehnt und todt, von vielen Vögeln umgeben, die aber wegen seiner kriegerischen Stellung es nicht gewagt, sich auf den Leichnam zu werfen. Der Schmerz des rohen Vaters, der kräftigen Mutter und der indolenten Brüder ist unnachahmlich schön geschildert. Der Schimmer von Liebe, der durch diese wilden Herzen geht, ist weit geeigneter uns zu rühren, als es aller sentimentaler Jammer vermöchte. Ueberhaupt ist die Schilderung dieser rohen, die Staaten und das Gesetz hassenden, schon völlig in den Naturstand zurückgekehrten Familie in hohem Grade vortrefflich.

Die zweyte Gruppe ist ein wenig seltsam gemischt. Die Hauptperson darin ist ein alter Trapper oder Wildsteller, der schon seit vielen Jahren in der Prairie lebt und dieselbe auf's genaueste kennt. Er ist eigentlich die Hauptperson im ganzen Roman und verbindet dessen verschiedene Gruppen. An ihn schließen sich zwey Jünglinge an, ein Offizier, Middleton, und ein Bienenjäger, Paul Hover. Die Braut des ersten, Donna Inez, und die Geliebte des lezteren, Ellen Wade, befinden sich, jene entführt, diese als eine Verwandte, in der Gewalt und im Lager des Squatters. Während dieser aber seinen verlorenen Sohn sucht, werden die Mädchen von den Jünglingen entführt und fliehen mit dem alten Trapper, der sich ihrer annimmt. An diese Gruppe schließt sich auch noch ein sechstes Mitglied an, Doktor Battius, ein Naturforscher, der mit dem Squatter gereist ist, aber bey dieser rohen Gesellschaft nicht mehr bleiben mag und den Mädchen und ihren Liebhabern folgt. Er soll ein Repräsentant europäischer Theorien seyn und mit der Praxis und wirklichen Natur zu Gunsten der lezteren so scharf als möglich kontrastiren. Daher hat der Dichter seine Zeichnung über die Gebühr karrikirt, und ihn keine viel bessere Rolle spielen lassen, als den Esel, auf dem er ihn seine Reise zurücklegen läßt. Diese Figur ist ganz mißlungen und unnatürlich. Sonst aber sind an die Gruppe, zu welcher sie gehört, wieder sehr reizende Gemälde geknüpft. Wir heben darunter vorzüglich drey hervor, ein Büffelmahl, bey welchem Middleton zuerst sich einfindet, die Wanderung einer ungeheuren Büffelheerde, die den Flüchtigen begegnet, und den Brand der Prairie, welche die Wilden anzünden, um sich der Flüchtigen zu bemächtigen. Diese Naturschilderungen sind in ihrer Art einzig und vortrefflich ausgeführt.

Die dritte und vierte Gruppe wird von zwey verschiedenen und feindlichen Indianerstämmen gebildet. Es ist schon bekannt, wie glücklich Cooper die Ureinwohner seines Vaterlandes zu zeichnen weiß. Der Anführer des einen Stammes, ein berühmter Held, Hart-Herz genannt, findet sich zu dem Trapper und dessen flüchtigen Begleitern, wird aber mit ihnen von dem feindlichen Stamme gefangen, und in das Dorf seiner Gegner gebracht. Hier werden alle Anstalten zu seiner grausamen Hinrichtung getroffen, unter Umständen, die in solchen Fällen bey den Indianern allgemeine Sitte und hinlänglich bekannt sind. Hart-Herz befreyt sich aber und findet die Seinigen wieder. Hierauf erfolgt ein Kampf zwischen beyden Stämmen, der wieder eins der schönsten Gemälde darbietet. Besonders ist der Zweykampf der beyden indianischen Häuptlinge auf einer Sandbank in der Mitte eines Flusses höchst malerisch geschildert.

Was wir also auch an Coopers neuestem Roman auszusetzen haben, unbestreitbar bleibt ihm der Vorzug seiner unübertrefflich wahren und reizenden Naturgemälde, und wo so viel zu loben ist, sehen wir gern über einiges Tadelnswerthe hinweg, zumal in einem Gebiet der Romanwelt, in welchem man froh seyn kann, unter hundert Wechselbälgen und Nachahmungen nur eine originelle Schönheit zu finden.

Digitized by Google

Sprachwissenschaft.

Versuch einer naturwissenschaftlichen Beleuchtung des Verhältnisses zwischen antiker Prosodie und dem modernen Sprachaccent. Von Dr. C. M. Rapp. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1827.

Die rücksichtslosen Versuche des seligen Voß, die deutsche Sprache in antike Rhythmen und Versmaße zu zwängen, so wie desselben nicht minder ernsthaftes Bemühen, die Sylben-Geltung und Messung deutscher Wörter unter gleichfalls antike Gesetzgebung (in der „Zeitmessung") zu bringen, haben wenigstens die gute Folge gehabt, daß man eifriger als zuvor auf die der deutschen Sprache eigenthümlichen Gesetze der Sylben-Geltung und Messung (Prosodik) zu achten anfing. So ist es gekommen, daß unter andern schon Friedrich Schlegel im zweyten Bande seiner allgemeinen Literaturgeschichte das von dem antiken grundverschiedene Gesetz deutscher Prosodik nachwies. Er zeigte, daß die Sylben deutscher Wörter keineswegs, wie die griechischen und lateinischen, nach äußerlicher Lautgedehntheit oder Zusammengezogenheit gälten und nach Länge und Kürze gemessen werden könnten, daß sie vielmehr nach dem inneren Werthe ihrer Bedeutung und ihres Begriffes gewogen werden müßten. Dieses Resultat ist darum sehr wichtig, ja für das ganze ästhetische Publikum von großem Interesse, weil, wie eben auch Schlegel bemerkt hat: „auf diesem, nach dem innern Gehalt sich abwägenden, längern und kürzern Verweilen bey den bedeutenden Sylben alle eigenthümliche Schönheit der deutschen Aussprache, selbst der gewöhnlichen, und auch aller Wohllaut deutscher Lieder und Gedichte beruht." — Da hienach die Buchstaben und deren Zusammensetzung nicht wie im Lateinischen und Griechischen den Sylben ihre Geltung geben, sondern die lezteren nach ihrem Begriffswerth stärker oder schwächer betont werden, so hat man die deutsche Sprache dieser prosodischen Eigenschaft wegen eine „accentuirende," die antiken aber „quantitirende" genannt. Die erste Benennung theilen inzwischen mit dem prosodischen Gesetz der deutschen alle moderne Sprachen. Eine Zeit lang hielt man diese prosodische Verschiedenheit für eine ursprüngliche gehalten, die in dem Geist der deutschen und aller modernen, durch jene germanisirten Sprachen begründet sey. Dagegen hat Jakob Grimm in seiner berühmten deutschen Grammatik dargethan, daß die Herrschaft des accentuirenden Princips selbst in der deutschen Sprache immer schwächer erscheine, in je älteren Denkmalen derselben man es aufsuche, ja es fänden sich in diesen unverkennbare Spuren, daß einst auch im Deutschen die Quantitirung, wenigstens neben der Accentuirung gegolten habe. — Offenbar ist diese Erscheinung in der entsprechenden begründet, daß in der ältesten deutschen Sprache auch die End- und Beugungssylben so volltönend, wie die der antiken, gewesen sind. Was aber von der deutschen Sprache gilt, gilt nun doppelt von den übrigen modernen Sprachen, die aus antiken und germanischen Elementen erwachsen. — Nimmt man hinzu, daß auch das alte Sanskrit, dessen innige Verwandtschaft mit dem Germanischen unläugbar ist, als quantitirende Sprache ist befunden worden und sich eben dasselbe immer mehr von allen alten Sprachen erweisen läßt, so begreift man leicht, wie sich endlich die Ansicht ausbilden mußte: der Unterschied des Quantitirens und Accentuirens sey nur ein geschichtlicher; das Princip des ersten habe so lange die Sprachen beherrscht, als in ihnen sich die jugendliche, sinnliche Anschauungsweise der Völker abgespiegelt habe, während das Princip des Accentuirens mit der zunehmenden Entwickelung geistiger, begriffsmäßiger Auffassung zur immer ausschließlicheren Herrschaft gelangt sey. Auch diese gänzliche Umkehr des Alten und Neuen im Gebiete der so geringfügig scheinenden Prosodik muß auf das Christenthum und die Wiedergeburt der Menschheit durch dasselbe zurückgeführt werden. — Dieser Gedanke ist in seiner Allgemeinheit unter andern schon von Schmitthenner in dessen durch Scharfsinn, Tiefblick und Ansicht ausgezeichneter „Ursprachlehre" ausgesprochen worden. Vorliegende Abhandlung, die uns Gelegenheit zu gegenwärtigen, übersichtlichen Bemerkungen gegeben hat, ist eine glückliche Ausführung eben desselben Gedankens, indem er an allen modernen Sprachen näher entwickelt und bewahrheitet wird. Als eigenthümliches Verdienst des Herren Dr. Rapp muß es betrachtet werden, daß er auf die Modifikationen hingedeutet hat, welche ein und dasselbe Princip ursprünglich durch den Begriff gebotener Accentuation von der besonderen Natur der verschiedenen Sprach- und Volksgeister erlitten habe. Es zeigt sich, daß es oft, wie z. B. im Französischen, in gänzliche, conventionelle Willkürlichkeit ausgeschlagen sey. Wie groß inzwischen die Anerkennung ist, die wir dieser ganzen, wohldurchdachten, mit scharfem und feinem Verstande abgefaßten Abhandlung nicht versagen können, so sind wir doch auch vollkommen überzeugt, daß es nicht allein möglich, sondern selbst dem Gegenstande angemessener gewesen wäre, wenn sich der Verfasser jener philosophischen Terminologie enthalten hätte, welche die Darstellung ohne Noth verdunkelt.

W. B. M.

Digitized by Google

Biographie.

Lebens- und Bekehrungsgeschichte des Doktors der Rechte F. D. eines am 30sten September 1817 zu Aarwangen im Kanton Bern hingerichteten Diebes und Mörders. Von ihm selbst im Gefängnisse geschrieben. Aus dem Französischen übersezt von F. A. T. mit einer Vorrede von Jul. Ed. Hitzig. Berlin, 1827. bey L. Oehmigke.

Die französische Urschrift erschien 1818 zu Lausanne, die Regierung von Bern ließ jedoch die ganze Auflage kaufen und vernichten; warum, ist nicht wohl einzusehen, da die Regierung in dem kleinen Buch auf keine Weise kompromittirt ist. Mit Recht zieht Herr Hitzig diese interessante Schrift wieder ans Tageslicht. In juridischer Hinsicht hat sie wenig Bedeutung, desto mehr aber in psychologischer.

Die Geschichte ist kürzlich folgende. F. D. der Sohn einer anständigen Familie in der Schweiz zeichnete sich schon frühe durch heißes Blut und ungeregelte ausschweifende Phantasieen bey gänzlicher Charakterlosigkeit aus. Als Knabe von vierzehn Jahren bestahl er den Vorsteher einer Pension, in welcher er erzogen wurde, und obgleich er entdeckt und bestraft wurde, fuhr er doch mit Stehlen fort und beraubte seinen Vater und seine Mitschüler. Auf der Universität Tübingen, wo er übrigens, durch seine Talente begünstigt, gute Studien machte und Doktor wurde, ergab er sich dem Trunk und allen andern Ausschweifungen. Verschmähte Liebe und das Bewußtseyn, daß er des Mädchens, das er liebte, wirklich nicht würdig sey, stürzten ihn in Verzweiflung, aus der er sich durch neue Ausschweifungen rettete. In seine Heimath zurückgekehrt, sah er sich ohne Geld, dessen er zu seinem liederlichen Leben nicht entbehren konnte. Er ging daher nach Bern zu einem alten wohlhabenden Onkel, den er mit einem Beil überfiel und gewaltsam bestahl. Man nahm ihn indeß fest, und er kam mit einer sehr gelinden Strafe davon, indem man ihn unter ein Schweizerregiment steckte und nach Frankreich schickte. Hier unter den rohen Soldaten überließ er sich vollends dem elendesten Leben, desertirte mehr als einmal und erlitt die härtesten körperlichen Züchtigungen. Seine Verwandten erlösten ihn endlich, und er wurde zu Aarwangen Advokat. Da er aber schon zu tief in der Sünde versunken war, ließ er auch in dieser gesicherten Lage von seinem viehischen Lebenswandel und von seinen Verbrechen nicht ab. Er verfertigte falsche Unterschriften, schlug Gelder unter und dergleichen, wobey er indeß nicht ertappt wurde. Damals hielt er in seinem Hause einen jungen Schreiber, in den er sich verliebte, und den er mit wahrhaft höllischen Künsten an sich fesselte. Die romanhaften Geschichten von Hoffmanns Magnetiseur oder vom Blutsauger treten hier gewissermaßen in die Wirklichkeit. F. D. gab seinem jungen Schreiber giftige Tränke, theils um ihn durch Liebeszauber zu bestricken, theils um seine Gesundheit zu zerrütten, auf die er heimlich neidisch war. Diese doppelten Gefühle scheinen die Seele des Mörders ganz erfüllt zu haben. Bald war es die Angst, den Liebling wieder zu verlieren, bald der Neid und die Eifersucht, womit ihn der Anblick der frischen Jugend seines Schlachtopfers erfüllte, während er selbst seine Kraft durch Ausschweifungen und Leiden schon völlig zerrüttet hatte. Endlich nahm dieses sonderbare Verhältniß einen schrecklichen Ausgang. F. D. konnte den qualvollen Zustand, in den ihn seine heißen Gefühle stürzten, nicht länger ertragen. Die innern Furien trieben ihn unablässig an, den Jüngling zu tödten. Ohne zu wissen, was er damit wollte, und welche Folgen daraus entstehn würden, folgte der Mörder dem dunkeln Zuge seines Innern. In einer Nacht, nachdem er sich durch starke Getränke übermäßig gereizt hatte, begab er sich an das Bett des Jünglings und stieß ihm ein Messer in's Herz. Noch nicht damit zufrieden, verübte er an dem Leichnam selbst noch schändliche Mißhandlungen. Darauf begab er sich ohne alle Vorsicht und ohne bestimmten Vorsatz auf die Flucht und ließ sich ohne Widerstand arretiren, als man ihn einholte. Im Gefängniß war er eine Zeitlang in der wildesten Verzweiflung, die an Wahnsinn gränzte, und wobey er wunderbare Visionen hatte. Nach dieser Exaltation ward er plötzlich ruhig, bekehrte sich und wurde der außerordentlich vernünftige Mensch, den wir durch seine eigene Lebensbeschreibung kennen lernen. Er schrieb alle seine Verirrungen mit ruhiger Seele nieder, als ob er schon verklärt über seinem irdischen Leben stünde. Eben so ruhig ging er zum Tode, hielt vom Schaffot herab noch eine kräftige Rede, und starb vollkommen gefaßt auf dem Rade.

Neben dem psychologischen Interesse, das diese Schrift gewährt, ist auch das moralische zu beherzigen. Jünglinge werden sie nicht ohne großen Nutzen lesen. Wenn auch aus einem hitzigen Temperament und aus einem phantastischen Hange nur in seltenen Fällen so große Ausschweifungen entstehen, als die hier geschilderten, so ist doch eine Warnung vor den dunkeln Mächten der Seele, und eine Angabe der Mittel, wie man sie frühzeitig bezähmen soll, immer von großem Werthe, und der unglückliche Verbrecher hat sein Leben in keiner andern Absicht geschrieben, als um sein eigenes warnendes Beyspiel aufzustellen und genau nachzuweisen, aus welchen ursprünglich kleinen Irrthümern und Unterlassungssünden so große Frevel entsprungen sind.

Digitized by Google

Nr. 69.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 28. August 1827.

Physik.

Wir haben Bericht über zwey wichtige Erscheinungen in der physikalischen Literatur zu erstatten: über die neue Ausgabe von Gehler's physikalischem Wörterbuche, welche die Herren Brandes, Gmelin, Horner, Muncke und Pfaff gegenwärtig besorgen *); und über die „Zeitschrift für Physik und Mathematik," welche die Professoren Baumgärtner und von Ettingshausen zu Wien, seit 1826 bey Heubner daselbst, in zwanglosen Heften herausgeben, und von welchen acht solcher Hefte vor uns liegen. Das erstere dieser beyden Werke, welches wir eine riesenhafte Unternehmung nennen möchten, da es sich auf den Standpunkt der Wissenschaft in der ganzen, jezt von ihr erstiegenen schwindelnden Höhe erhebt, erfordert eine eigene Analyse, und wir begnügen uns vorläufig damit, den weiteren Kreis der Leser unserer Blätter mit seiner Existenz bekannt gemacht zu haben. Die Baumgärtner Ettingshausen physikalische Zeitschrift dagegen enthält, neben vielen Aufsätzen von streng wissenschaftlicher Tendenz, eine fortlaufende Darstellung der Fortschritte der Physik in der neueren Zeit, aus der wir bemüht seyn werden, eine allgemeine Uebersicht des Wissenswürdigsten und Interessantesten zu geben, und damit von Zeit zu Zeit fortzufahren gedenken, um ein größeres Publikum, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, au courant der Wissenschaft in ihrem Riesengange zu erhalten.

Wir sagen „Riesengang", und in der That „ist die Naturlehre", wie sich die VV. in der Einleitung zu der in Rede stehenden Darstellung ausdrücken, „seitdem sie den von Baco **), besonders im „Novum Organum" empfohlenen Weg der Erfahrung eingeschlagen hat, zur Riesin herangewachsen, und die größte Wohlthäterin des Menschengeschlechtes geworden." Mag sie nur fortfahren, sich von den Irrwegen der bloß spekulirenden Philosophie entfernt zu halten, und lediglich auf jener festen Bahn der Erfahrung, an der Hand nüchterner Urtheilskraft und der, allen Täuschungen unzugänglichen Mathematik, einem unverrückbaren Ziele entgegen streben! — Die ersten Untersuchungen, welchen wir in dieser Darstellung der neuesten Fortschritte der Physik entgegentreten, beziehen sich auf die Festigkeit und Elasticität des geschmiedeten Eisens, darüber Düleau die interessantesten Versuche angestellt hat, aus denen unter andern hervorgeht, daß der günstigste Punkt, wo ein eiserner Bogen belastet werden kann, sich im Viertel der Länge, von einem Ende an gerechnet, befindet *). Da diese ganze Frage für die Kettenbrücken von so außerordentlicher Wichtigkeit ist, so stellte man in Wien, auf Veranlassung der Errichtung einer solchen Brücke **), ähnliche Versuche über die absolute Stärke eiserner Stangen an, bey welchen eine solche, 9 Fuß lange, 2 Zoll im Querschnitt haltende Stange erst bey einer, allmählich bis auf 800 Centner gesteigerten Kraft riß.

Die Bestimmung der Geschwindigkeit des Schalles in der Luft ist in der lezten Zeit durch den Dr. Moll, Professor der Physik an der Universität

---

*) Dieses große Werk erscheint seit 1825 bey Schwickert zu Leipzig, und es liegen davon 3 Bände vor mir, welche bis zum E einschließlich reichen.

Nürnberger.

**) Baco (Francis), Baron von Verulam, Kanzler von England unter der Regierung Jacobs des I., war einer der außerordentlichsten Geister, deren irgend ein Zeitalter sich rühmen kann. Er leistete für die Physik, was einige Jahrzehnte nach ihm Newton für die Theorie des Himmels that. Unter den mehrfachen Werken dieses großen Mannes steht sein Novum Organum Scientiarum oben an, von welchem Werke, wie ich auf diese Veranlassung bemerke, eine neuere Aufl. Wirceburgi 1779. 8. erschienen ist.

N.

*) Das Detail dieser Versuche steht in einer eigenen Schrift: Ueber den Widerstand und die Haltbarkeit des geschmiedeten Eisens. Deutsch durch Blumhof. Lpzg. 1825. 8.

N.

**) Die Sophienbrücke. Beschrieben von Mitis. Wien, 1825. 8.

N.

Digitized by Google

zu Utrecht, und den Dr. von Beek, neuerdings und mit großer Vorsicht versucht worden. Zu diesem Zwecke wurden zwey Orte in der Utrechter Heide ausgesucht, deren jeder vom andern aus gesehen werden konnte, und deren Abstand genau 27669,28 Meter (ſ[illegible] zu 3 pariser Fuß 1 Zoll) betrug. Dabey ward auf Windrichtung, Luftdruck und Temperatur Rücksicht genommen. Man feuerte Sechs- und Zwölfpfünder ab, und hatte Maßregeln getroffen, um dieß auf beyden Stationen genau im nämlichen physischen Augenblick zu bewerkstelligen. Die Reduktion der Resultate gab die gesuchte Geschwindigkeit in einer Sekunde = 335 Meter, welches mit den bisherigen Annahmen ziemlich übereinstimmt *), und auch von der Theorie nur noch nicht volle 5 Meter abweicht. — Eine andere, nicht weniger interessante Frage aus der Akustik (Schalllehre) betrifft den Nutzen des Trommelfelles und äußeren Ohres bey der Operation des Hörens. Es sind zwar über die Funktionen der einzelnen Theile des Gehörorganes viele Hypothesen aufgestellt worden; aber erst kürzlich hat ein französischer Physiker, Savart, auf experimentalem Wege gezeigt, wie sich die Bewegung eines in der Luft vibrirenden Körpers dem mit der Luft in Berührung stehenden Gehörwerkzeuge mittheile. Zu dem Ende brachte Savart an dem Kopfe eines Leichnams mittelst einer Säge einen Schnitt parallel mit dem Trommelfell an, wodurch er dasselbe bloß legte, bestreuete es mit feinem Sande, hielt eine tönende Platte in die Nähe, und überzeugte sich nun durch das Aufhüpfen des Sandes, daß die Mittheilung der Vibrationen der Platte durch die Luft ganz eben so als durch eine unmittelbare feste Verbindung z. B. vermittelst eines Glasstabes erfolgte. Die Verfolgung dieser Beobachtung, welche uns hier zu weit führen würde, verbreitet ein helles Licht über den eigentlichen Mechanismus der Höroperation. Vielleicht stellt sich lezterer, wie wir auf den Grund eigener Untersuchungen bey dieser Veranlassung schließlich andeuten wollen, einst noch einfacher dar, wenn man die Grenzlinie zwischen demjenigen, was bey dem Vorgange objektiv und subjektiv ist, strenger ziehen wird.

Das folgende Heft unserer interessanten Zeitschrift führt uns auf das Gebiet der Hygrometrie, und ich entlehne daraus einen Vorschlag, den La Rive zu dieser Art von Messung thut. Er benuzt nämlich die Eigenschaft der Schwefelsäure, das Wasser aus der Luft anzuziehen, und sich in Berührung mit demselben zu erhitzen, als ein sehr einfaches Mittel, um über das Verhältniß der Dünste in der Atmosphäre zu urtheilen. In dieser Absicht taucht er die Kugel eines empfindlichen Thermometers in Schwefelsäure, und erschüttert sie ein wenig, damit nun eine dünne Schicht daran hängen bleibt, worauf das Thermometer sogleich zu steigen anfängt, und zwar offenbar im Verhältnisse der Erwärmung durch hinzutretende Luftfeuchtigkeit, welche als eine Funktion der Dunstspannung erscheint, über deren Natur jedoch noch einige Zweifel übrig bleiben, auf deren nähere Beleuchtung wir hier aber nicht eingehen können.

In der Optik hat Leslie das von den Planeten und vom Monde zu uns gelangende Licht einer näheren Betrachtung unterworfen, und sich dadurch veranlaßt gefunden, namentlich den leztern für einen phosphorescirenden Körper zu halten. Es ist interessant, die Verknüpfung physikalischer Schlüsse zu verfolgen, durch welche er diese Behauptung unterstüzt. „Wären die Planeten vollkommen kugelförmige Körper, welche das Licht wie eine spiegelnde Fläche reflektirten, so würde jeder derselben ein kreisförmiges Sonnenbild machen, dessen Durchmesser von der Entfernung zwischen dem spiegelnden und abgespiegelten Gegenstande abhienge. Unter dieser Vor[illegible]setzung müßte uns unser Planetensystem als eine [illegible] kleiner Sonnen ohne Phasen erscheinen. Man kann [illegible] den Gesetzen der Katoptrik leicht deduciren, daß jeder Lichtstrahl von einem Punkte hinter der Oberfläche des Planeten zu kommen scheinen müßte, dessen Entfernung von dieser Oberfläche dem halben Radius des Pla[illegible] gleich wäre. Das so durch Reflexion gebildete Sonn[illegible] würde vom Mittelpunkte des Planeten aus unter dem[illegible]ben Winkel erscheinen, wie die Sonne selbst.“ Aehnliche Schlüsse wendet Leslie auf den Mond an, und folgert nun, mit Berücksichtigung desjenigen, was uns die Erscheinung dagegen wirklich darbietet, daß das Sonnenlicht an der Oberfläche des Mondes fast gänzlich absorbirt wird, hiernächst aber am Körper dieses Trabanten eine Wirkung ausübe, welche eine viel stärkere Lichtaussendung zur Folge hat. Diese Lichtentwickelung muß an einigen Stellen schwächer, an andern ausnehmend stark seyn, so daß jene als dunkle, diese als leuchtende Flecken erscheinen. Demnach hätte — und in diese Worte läßt sich das Resultat zusammenfassen — der Mond eine Aehnlichkeit mit dem Bologneserstein, und wäre als ein wirklicher Lichtsauger oder Lichtmagnet zu betrachten. Ein zweyter merkwürdiger Abschnitt dieses optischen Theiles beschäftiget sich mit den Behauptungen des ehrwürdigen Bremer Astronomen Olbers über die nicht vollkommene Durchsichtigkeit des Weltraums. Es ist b[illegible]

*) Man kann bey Berücksichtigung unvermeidlicher fremdartiger Einflüsse, auf eine größere Genauigkeit als etwann 1000 Fuß in der Sekunde kaum rechnen, und nach dieser Maßgabe z. B. die Entfernung einer Gewitterwolke vom Zenith aus der zwischen Bliz und Schlag verstreichenden Zeit beurtheilen.

R.

wahrscheinlich, daß in jener unendlichen Ferne, in welche kein bewaffnetes Auge zu dringen vermag, eben so, wie in dem Raume, den wir durchspähen können, Fixsterne existiren, und daß also die Anzahl derselben hinreichend groß ist, um das ganze Firmament zu bedecken. Wie nun der Weltraum vollkommen durchsichtig, so müßte derselbe durchaus sternglänzend erscheinen; und da dieses nicht der Fall ist, so muß angenommen werden, daß die Schwächung des Lichtes bey einem sehr weiten Durchgange durch den Raum so groß werden könne, daß hinreichend ferne Gegenstände ganz unsichtbar werden, d. h. daß sich der Raum in dieser Tiefe als undurchsichtig zwischen sie und uns stellt.

Wir zeichnen ferner Brewsters neue Aufklärungen über die Fähigkeit des Auges aus, sich Gegenständen von sehr verschiedener Entfernung anzupassen. Er entschied nämlich durch bestimmte Versuche, daß die schon längst bekannte Verengung der Pupille, welche bey Ajustirung des Auges für nahe Gegenstände erfolgt, das deutliche Sehen nur durch eine begleitende Veränderung begünstige, indem die, mit der Basis der Regenbogenhaut in Verbindung stehenden Filamente eine gleichzeitige Veränderung im Abstande der Krystallinse von der Retina hervorbringen. Das Vermögen des Auges, sich für nahe und entfernte Gegenstände einzurichten, ist demnach zwiefach, und hängt, außer dem Willen des Sehenden, zugleich vom Lichtreize ab, dergestalt, daß lezterer die erforderliche Operation bewirkt, wenn der Einfluß jenes ersteren nicht eintreten sollte. — Es ist zu erwarten, daß diese wichtige Untersuchung fortgesezt werden wird, da das hier Vorgetragene den Gang derselben nur im Allgemeinen übersehen läßt.

Es ist in der lezten Zeit viel darüber gestritten worden, ob man unter den optischen Instrumenten den Spiegelteleskopen (Reflektoren), wie sie Newton erfunden und Herschel bekanntlich nachher zu so außerordentlicher Vollkommenheit gebracht hat, oder aber den achromatischen Fernröhren, von unserem kürzlich verewigten Frauenhofer so genannten Refraktoren, den Vorzug geben solle. „Die Schwierigkeit, wellenfreyes Flintglas von großem Farbenzerstreuungsvermögen zu bereiten, hat der Verfertigung der Achromaten von jeher Schwierigkeiten in den Weg gelegt.“ Indeß hat es der oben genannte, den Wissenschaften durch einen frühzeitigen Tod leider schon wieder entrissene, bairische Optikus auch hierin außerordentlich weit gebracht *), und das von ihm verfertigte Flintglas hat den Vorzug eines Farbenzerstreuungsvermögens, das sich zu dem des Crownglases wie 4: 2 verhält, während dieses Verhältniß bey den bisher aus England bezogenen Gläsern nur wie 3: 2 war. Dieser Umstand begründete auch die Möglichkeit, ganz besonders große achromatische Fernröhre zu verfertigen, wie denn wirklich der, von Frauenhofer für die Sternwarte zu Dorpat zu Stande gebrachte sogenannte Riesenrefraktor *) jezt das größte und ausgezeichneteste dioptrische Instrument in der Welt ist.

Einen andern sehr gepriesenen Achromaten verfertigte Lerebours für die K. Sternwarte zu Paris; dieses Instrument hält eine 650malige Vergrößerung aus, d. h. es erlaubt, der Deutlichkeit unbeschadet, die Anwendung eines Okulars, dessen Brennweite so oft in der Brennweite des Objektivs enthalten ist, als jene Zahl anzeigt. Man sieht mit diesem Instrumente Venus, Jupiter und Saturn sehr scharf begrenzt, auch mehrere Fixsterne vollkommen rund. Indeß behauptet der Verfertiger doch, daß die Reflektoren den Vorzug selbst vor so vollkommenen Refraktoren verdienen, und wird in dieser Behauptung von Herschel (dem Sohne) unterstüzt. Lezterer führt an, daß ein Metallspiegel kaum $\frac{1}{3}$ alles auffallenden Lichtes absorbire, also über $\frac{2}{3}$ reflektire, woher es auch komme, daß ein jedes Auge geblendet werde, welches in seines Vaters 20füßigen Reflektor den Sirius eintreten sehe.

Allein es muß hierbey zur Ehre des deutschen Künstlers Frauenhofer bemerkt werden, daß seine Refraktoren ihren Vorzug nicht bloß der Vortrefflichkeit der zum Objektiv angewendeten Glasmasse und der deßhalb zulässigen großen Oeffnung verdanken, sondern daß er außerdem eine Menge höchst wichtiger anderer Verbesserungen an derselben angebracht hat, über deren Detail, welches uns hier zu weit führen würde, man die oben angeführte Schrift vergleichen mag. Diesem nach wird es vielleicht erlaubt seyn, die vorliegende Streitfrage zu Gunsten des vaterländischen Künstlers zu entscheiden.

Die Lehre von der Wärme hat in der lezten Zeit keine so bedeutenden Erweiterungen erhalten, als andere physikalische Disciplinen, z. B. die Optik, welche, wie wir eben gesehen haben, unter den Händen eines Deutschen so außerordentliche Fortschritte gemacht hat.

*) „Umriß seines Lebens“ durch Utzschneider, der mit ihm das treffliche optische Institut zu Benedictbeuern begründete.

*) Der Astronom dieser Sternwarte, Hofr. Struve, hat davon eine besondere Beschreibung: Dorpat. 1825. Fol. m. K. herausgegeben. Herschel's berühmte Schwester begibt sich jezt nach Dorpat, um mit diesem unvergleichlichen Instrumente selbst zu observiren. So groß ist der Ruf desselben!

R.

R.

Digitized by Google

Indeß ist auch sie nicht ganz vernachlässigt geblieben. So war man, unter anderem, bis jezt der Meynung gewesen, daß die Fundamentalpunkte eines Thermometers, wenn sie einmal richtig bestimmt wären, stets dieselben blieben, bis Bellani die Physiker auf die Veränderung aufmerksam machte, welche der Frierpunkt mit der Zeit erleidet. Späterhin bemerkte man, daß auch an dem Thermometer im Keller der pariser Sternwarte, an einem andern im botanischen Garten zu Genf u. s. w. der Frierpunkt allgemein zu hoch stehe. Die Erforschung der Gründe dieser merkwürdigen Erscheinung, über welche hier mehrere Vermuthungen beygebracht werden, beschäftigt in diesem Augenblicke die Naturforscher, und wir werden das Resultat ihrer Untersuchungen in diesen Blättern mittheilen, so bald wir mehr als eine bloße Kontroverse darin bemerken.

Bekanntlich haben mehrere Physiker, namentlich Rumford, die beym Reiben entstehende, bedeutende Wärme-Entwickelung mit der Annahme eines materiellen Wärmeprincips unverträglich gefunden. Indeß sucht jezt Graham die Theorie des materiellen Wärmestoffes auf eine Weise zu modificiren, um jenen scheinbaren Widerspruch zu heben. Er nimmt nämlich an, daß der Wärmestoff eine Flüssigkeit sey, die, gleich dem elektrischen Fluidum, für sich bestehen, oder aber auch mit Körpern in Verbindung treten könne. Die Theile des Wärmestoffes stoßen sich, in dieser Hypothese, gegenseitig ab, ziehen aber die anderen Körper an (oder, vielleicht umgekehrt, werden von denselben angezogen), und verbreiten sich auf ihrer Oberfläche unabhängig von der Natur und Temperatur derselben, und ohne sich mit ihr zu verbinden, gleichsam wie sich ein Tropfen Oehl auf der Oberfläche des Wassers ausbreitet. Den so angehäuften Wärmestoff nennt Graham den oberflächlichen. Dieser Physiker nimmt ferner an, daß der Wärmestoff erwärmend nur vermöge einer gewissen Geschwindigkeit seiner Elemente wirke, und also jene oberflächliche Temperatur ohne diese mitwirkende Geschwindigkeit nicht erhöhe. Kommen nun aber zwey Körper in reibende Berührung, so hören die Elemente des Wärmestoffes an der Berührungsstelle auf, bloß oberflächlich zu seyn; sie gerathen in jene, zur Erwärmung erforderliche Geschwindigkeit, und es hebt daher der, wenn wir so sagen dürfen, bis dahin nur eingeleitete Erwärmungsproceß wirklich an. —

Wir schließen diesen Bericht mit der Anzeige eines interessanten Versuches von Mac-Keever, den derselbe zur Prüfung einer sehr allgemein und selbst bey dem gemeinen Manne verbreiteten Meynung, daß nämlich das Sonnenlicht den Verbrennungsproceß schwäche, und daß daher z. B. eine Kerze im Dunkeln schneller als an einem vom Sonnenlicht erleuchteten Ort verbrenne, angestellt hat. Gedachte Versuche bestätigen diesen merkwürdigen Umstand. Unter übrigen ganz gleichen Umständen nämlich, verlor eine Wachskerze in 5 Minuten, im finsteren Zimmer ½ Gran mehr als im Sonnenlichte; und bey einem anderen Versuche verbrannte Ein Zoll Wachskerze im Finstern schon in 56 Minuten, im Sonnenschein aber erst in 59 Minuten. Der Experimentator schreibt diesen Erfolg der desoxydirenden Kraft der Sonnenstrahlen zu, wodurch also der Verbrennungs- (Oxydations) Proceß aufgehalten werde. Man könnte sich aber, bey Erhebung der elementaren Thätigkeit auf einen höheren Standpunkt, vielleicht auch so ausdrücken, daß der Erhellungsproceß im Finstern, schon des polaren Gegensatzes wegen, an Energie zunehmen müsse. —

Dr. Nürnberger.

Kritische Literatur.

Walter Scott. Für die Leser seiner Werke. Ein biographisch-literarischer Versuch von D. Carl Georg Jacob. Mit Walter Scotts Bildniß. Kölln am Rhein, bey Dümont-Schauberg, 1827, 12. S. 220.

Vor kurzem gab Döring eine Biographie Jean Pauls und fügte derselben eine Auswahl aus allen früher oder später über diesen Dichter erschienenen Recensionen bey. Nach demselben Muster wird im vorliegenden Werke Walter Scott behandelt. Man findet darin zunächst eine Lebensschilderung des großen Britten, sodann ein genaues Verzeichniß seiner Werke und eine äußerst umständliche Zusammenstellung und Vergleichung der zahlreichen Beurtheilungen, welche diese Werke erfahren haben. Deutscher Fleiß, umsichtige Lektüre und ein dankbares Bestreben nach Vollständigkeit und Unpartheylichkeit lassen sich in diesem Unternehmen nirgends verkennen. Der Verfasser spricht unverholen seine große Vorliebe für den englischen Dichter aus, täuscht sich aber auch nicht über die Mängel desselben, und enthält sich mit lobenswürdiger Bescheidenheit des eigenen Urtheils, indem er sich bescheidet, nur die gewichtigsten Urtheile Anderer einander gegenüberzustellen. Er bezieht sich dabey vorzugsweise auf die Beurtheilung des Herrn Willibald Alexis in den Wiener Jahrbüchern, welcher er, und wohl nicht mit Unrecht, den höchsten Preis zuerkennt.

Digitized by Google

Nr. 70.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 31. August 1827.

Roman.

Olesia oder Polen. Von Madame Lattimore Clarke. Aus dem Englischen. Vier Theile. Stuttgart, bey Gebrüder Franckh. 1827.

Auch dieser Roman gehört, wie die Prairie von Cooper, zu dem besten, was in der Romanenwelt neuerdings erschienen ist. Die Verfasserin weiß zwar nicht wie Madame v. Staël-Holstein mit ästhetischen und literarischen, oder wie Lady Morgan und die Markgräfin von Anspach mit politischen Bemerkungen zu glänzen, sie will aber auch nichts weiter geben, als einen Roman, und indem sie sich in ihren Ansprüchen bescheidet, gelingt es ihr demselben Genüge zu leisten. Mit mehr geistreichen Phrasen, feinen Anspielungen und ernsten Reflexionen ausgestattet, würde dieser Roman vielleicht den rührenden und tiefen Eindruck verfehlen, den er in seinem einfachen Gewande auf uns macht. Mag den Dichtern bey „Olesia oder Polen" der Frau von Staël „Corinna oder Italien" vorgeschwebt haben, wir müssen es billigen, daß sie es vorgezogen hat, weniger als ihr Vorbild zu glänzen, aber wärmer zu seyn.

Der Schauplatz, auf den wir versezt werden, ist Polen, und der Zeitraum, in welchen die Begebenheiten des Romans fallen, beginnt mit dem Jahr 1790. Die Verfasserin hat sich also die interessanteste Periode aus der polnischen Geschichte ausgewählt, die verhängnißvolle Zeit der Revolution und des politischen Untergangs. „Polen," sagt die Verfasserin, „befand sich damals (1790) in der Mitte jener langen Krise, aus der es nur hervorging, um aus der Liste der Völker gestrichen zu werden; es glich einem Kranken, der sich noch jung fühlt in Kraft und Hoffnung, aber dessen Lebensprinzip zerstört ist, und der vergebens gegen den Tod ankämpft. Ein Spiel Preußens und Rußlands, aufgeopfert von seinem eigenen Könige, verrathen von einigen seiner Magnaten, trug es in seinem Busen den Giftstoff des Hasses, der Eifersucht, einer Nebenbuhlerey, wie sie nur immer dem Staatsleben gefährlich werden kann; es hatte zu gleicher Zeit mit der Zwietracht in seinem Innern und mit der Treulosigkeit seiner Nachbarn zu kämpfen.' Von diesem Zeitpunkt an führt die Verfasserin die Geschichte bis zum Ausgang der drohenden Krisis im Jahr 1794, wo Polens Selbstständigkeit durch die Niederlage Kosciuskos vernichtet wurde. Wenn man bedenkt, was für Gefühle und Gedanken sich bey der Betrachtung eines so bejammernswerthen Falles einer so liebenswürdigen und edlen Nation fast unwillkürlich aufdrängen, und wie viel sich Schönes und Rührendes darüber sagen läßt, so wird man erwarten, daß Madame Lattimore Clarke es an wehmüthigen Ergießungen und glänzenden politischen Reden nicht werde haben fehlen lassen. Sie enthält sich derselben aber durchgängig und versteht es, durch eine ganz einfache und schmucklose Erzählung einen weit tieferen Eindruck hervorzubringen. Die geschichtlichen Ereignisse selbst skizzirt sie nur in den gedrängtesten Umrissen, aber sie weiß das politische Interesse geschickt an das romanhafte zu knüpfen und in dem Schicksal ihrer Romanhelden das Schicksal der Nation darzustellen. In dem Charakter und in dem Unglück dieser wenigen handelnden Personen spiegelt sich der Charakter und das Unglück der polnischen Nation ab, und die geistreiche Verfasserin hat ihren Zweck vollkommen erreicht, indem wir zulezt inne werden, daß wir alles, was wir für die rührenden Gestalten ihres Romans empfinden, für die unglückliche Nation selbst empfinden.

Wenn wir aber auch von dem politischen Interesse des Romans absehen und die in demselben enthaltene Liebesgeschichte für sich betrachten, so finden wir in derselben unvergleichliche Schönheiten und, was nach dem Vorgang von vielen tausend Romanen etwas sagen will, neue Situationen. Im Eingang des Romans befinden wir uns mitten im Winter auf einer Straße der Stadt Warschau. Der Wind hat den Schnee in hohe Windwehen zusammengeweht und zwey Schlitten, die hier einander begegnen, können nicht hindurch. In dem einen befindet sich der polnische Fürst Willhold von L.... mit seinem Freunde, Graf Ladislaus; in dem andern der

Digitized by Google

russische Obrist Igor, Graf von Sez... und in dem Streit der Kutscher wird uns sogleich der unversöhnliche Nationalhaß der Polen und Russen augenscheinlich gemacht. Während des Zankens kommt aus einem benachbarten Hause ein armer Jude, Joachim Levi, gleitet auf dem harten Schnee aus, stürzt unter die Pferde und wird verwundet. Die Herren in den Schlitten nehmen sich des Unglücklichen an, begleiten ihn in seine Hütte zu seiner jammernden Familie und beschenken ihn. In dieser ersten Scene des Romans werden die Hauptpersonen desselben auf eine scheinbar zufällige und ungezwungene Weise zusammengeführt und der Knoten wird leicht geschürzt. Darauf sehen wir Willbold und Ladislaus in dem glänzenden Gesellschaftssaal der Woiwode von S.... und hier wird uns in wenigen, aber sichern Zügen ein Gemälde des polnischen Adels aufgestellt. In den Gruppen der Männer erhalten wir ein Bild von dem politischen, in denen der Damen ein Bild von dem geselligen Zustande jenes Adels. Von den Damen sagt die Verfasserin: „Die Polinnen, liebenswürdig von Natur, und fast durchgehends sehr unterrichtet, nehmen meist an den Verhandlungen der Männer Antheil, sie leihen ihnen die Anmuth ihres Geistes, sie mildern durch ihre Sanftmuth das Feuer der Meynungen. Man versteht sich besser in ihrer Nähe, und dem Rechte kann der Sieg kaum entgehen. Schön im Ganzen, erinnert ihr leichter, schmiegsamer Wuchs in seinen Bewegungen an das junge Buschwerk, das der West gefällig hin und her wiegt. Sie haben eine anmuthige Sorglosigkeit in ihrem Betragen, und in ihrem ganzen Wesen einen eigenthümlichen Zauber, der ihnen aus dem Orient gekommen zu seyn scheint. — Indem sie Geist, Schönheit, ausgebreitete Kenntnisse, die feinsten, bezauberndsten Sitten mit jener unveränderlichen Sanftmuth verbinden, die langsam, aber sicher ihren Zweck erreicht, üben die Polinnen eine große Gewalt über die Männer aus, zum Erstaunen der Fremden, die fast geneigt sind, sie im Besitz eines entschiedenen Uebergewichts zu glauben." Unter den vornehmen Polinnen nun, in deren Gesellschaft uns die Verfasserin eingeführt hat, ist die glänzendste Gestalt die sechszehnjährige Tochter der Woiwode, Olesia. So anspruchslos sie in ihrer ganzen liebenswürdigen Unschuld auftritt, hat die Verfasserin doch die feinsten Züge und die zartesten Farben der Anmuth und des Liebreizes an ihrem Bilde erschöpft. Bald erkennen wir auch eine geheime Beziehung zwischen ihr und dem Fürsten Willbold, und aus dem ersten zarten Begegnen dieses Paares entwickelt sich in dem Fortgange des Romans eine schwärmerische, gleichsam ätherische Liebe. Die glückliche Zeit dieser Liebe fällt in das Jahr, in welchem König Stanislaus den Polen eine neue Verfassung gibt und alle Herzen der Nation von einer neuen schönen Hoffnung erfüllt sind. Alle diese Hoffnungen werden aber durch die gewaltsame Dazwischenkunft der Russen zertrümmert, und nicht ohne feine Beziehung wird gleichzeitig in dem Roman das Glück der Liebenden durch die Erscheinung eines Russen gestört. Jener Igor, dem wir zuerst bey dem Hause des Juden begegnet, hat sich später wieder nach demselben erkundigt und ihn besucht. Bey diesem Besuch trifft er zufällig mit Olesia zusammen, die in gleicher wohlthätiger Absicht und um an Willbolds Großmuth Theil zu nehmen, die arme Judenfamilie unterstützt. Igor verliebt sich auf der Stelle in das reizende Mädchen, und hält um ihre Hand an. Ihr Bruder, der von der russischen Parthey ist, begünstigt ihn, und Willbold sieht sich als ein Anhänger der Freyheit zurückgesetzt. Der Tod der alten Woiwode und die darauf folgende Trauerzeit, so wie die politischen Ereignisse verschieben indeß die Entscheidung. Mittlerweile erfährt Olesia durch einen von der Woiwode hinterlassenen Brief, daß sie nicht wirklich die Tochter derselben, sondern nur ein untergeschobenes Kind ist. Ihre wahren Eltern sind die armen Juden, denen sie bisher Wohlthaten erwiesen. Diese Entdeckung verändert plötzlich ihr Verhältniß zu Willbold. Als eine arme Jüdin muß sie dem stolzen polnischen Fürsten entsagen. Sie will es auf die schonendste Weise thun, indem sie sich zurückzieht, ohne ihm das Geheimniß ihrer Geburt zu verrathen, aber ein unerwartetes Ereigniß zwingt sie zum Bekenntniß. Ihr alter Vater Levi soll als russischer Spion verhaftet werden, und um ihn zu retten, entdeckt sie dem Fürsten, daß es ihr Vater ist. Dann flieht sie aus dem Pallast, in dem sie erzogen worden und begibt sich zu ihren armen Eltern, in Demuth sich dem Schicksal weihend, zu dem sie nicht geboren schien. Während dieser Ereignisse wird Kosciusko geschlagen und Suwarow rückt gegen Warschau heran. Er stürmt unter einem entsetzlichen Blutbade die Vorstadt Praga, welche Willbold vertheidigen hilft und in welcher auch Olesia mit ihren Eltern wohnt. Schon sind die Russen in den Straßen, als Igor und Willbold zusammentreffen. Der leztere fällt schwer verwundet, Igor aber wird vom Getümmel fortgerissen. Olesia, die dem Kampf der Nebenbuhler zugesehen, wagt ihr Leben und rettet den Geliebten. In der Hütte ihrer Eltern pflegt sie seiner Wunden, aber Igor entdeckt ihn, und um ihn von der schmachvollen Strafe eines Rebellen zu retten, schwört Olesia, dem Russen ihre Hand zu geben, sobald der Fürst in Sicherheit ist. Willbold liegt ohne Besinnung und erfährt von diesen Vorgängen nichts. Als er wieder erwacht, kennt er die vor Gram entstellte Olesia nicht wieder, und sie pflegt ihn ferner unter dem Namen Noemi. Endlich erkennt er sie, und die Liebenden genießen noch ein kurzes Glück. Sorgfältig verschweigt ihm Olesia ihre Großmuth und nöthigt ihn, sobald er geheilt

ist, heimlich aus dem Orte der Gefahr zu fliehen. Dann erfüllt sie voll Resignation den schweren Eid und wird die Gattin Igors. Willhold erfährt dieß durch die Zeitungen und glaubt Olesia treulos. Er eilt nach Warschau und begibt sich auf einen Maskenball, den Igor veranstaltet. Hier sieht er Olesia zum leztenmal. Igor fordert ihn zum Zweykampf, der am folgenden Tage statt findet. Igors Schuß fehlt, Willhold, der alles, selbst die Rache aufgegeben, schießt seine Pistole in die Luft. Igor verschmäht seine Großmuth, und da Willhold ihn aufs tiefste beleidigt, schießt er ihn in einer Anwandlung von Wuth nieder. Willhold stirbt nach wenig Augenblicken. Olesia, die in frommer Ergebung ihr Schicksal trägt, überlebt ihn und ihren Gatten, der später im Kriege mit Frankreich fällt. Das Loos Willholds glich dem der lezten Kämpfer für die polnische Freyheit, das Loos, welches Olesia fand, dem der Unterworfenen. In dieser rührenden Geschichte lesen wir das Schicksal eines Volkes.

Die Anordnung und Oekonomie des Romans ist nicht weniger zu loben, als der interessante und bedeutsame Inhalt. Der Gang der Begebenheiten ist einfach und alles wirkt zu einem Ganzen; keine Scene, keine Episode ist überflüssig und schon im Anfang liegt das Ende angedeutet. Auch die Sprache der Verfasserin ist dieser Einfachheit des Ganzen angemessen. Ueberall ist der Prunk und Schimmer vermieden, nur die Sache selbst soll uns ansprechen, und es bedarf dafür keines rhetorischen Schmucks. Niemand aber wird verkennen, daß in dieser anspruchslosen Darstellung sich eben so viel und vielleicht mehr Kunst verbirgt, als wenn sie mit Bildern, Phrasen, Sentenzen und Exklamationen schimmerte; denn es ist schwerer für einen Dichter, seinen Gegenstand, als sich selbst zu schildern.

Meng-Literatur.

Nouveaux Mélanges historiques et littéraires par M. Villemain, Membre de l'Academie Française. A Paris, chez Ladvocat, Libraire etc. etc. 1827.

Die elegante, leichte Manier, mit welcher die Franzosen Gegenstände der Wissenschaft und selbst der Gelehrsamkeit den Gebildeten aller Klassen zugänglich und interessant zu machen verstehen, ist zu oft gelobt und getadelt worden, als daß wir bey Gelegenheit gegenwärtiger mélanges sie nicht auf sich selbst beruhen lassen könnten. Es ist überdieß nicht zu bestreiten, daß Herr Villemain, der geschäzte Verfasser einer Geschichte Cromwells, der Schilderung Laskaris und der Griechen im fünfzehnten Jahrhundert rc., hier dem bildungsuchenden Publikum sehr anziehende Gegenstände nicht ohne Geist und Scharfblick dargestellt hat. Von weniger allgemeinem Interesse dürften zwar drey verschiedene Abhandlungen seyn, welche der älteren christlichen Religionsgeschichte gewidmet sind, aber auch diese gehört ja einem Gebiete des Wissens an, auf welches in unseren Tagen gar Manche ihre aufmerksamen Blicke gerichtet haben. Herr Villemain hat nämlich den glücklichen Gedanken gefaßt, die religiöse und philosophische Stimmung der alten Welt anschaulich zu machen, welche das Christenthum, als es auftrat, vorgefunden, ferner zu zeigen, in wie mancher Beziehung jene diesem freundlich oder feindlich gewesen sey, und was vorzugsweise dem Christenthum den Sieg verschafft habe. Es sind nur einige, diesem umfassenden Gedanken angehörige Hauptmomente, von denen in den erwähnten drey Abhandlungen geredet wird. Die erste stellt den Polytheismus im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung dar; die zweyte handelt von den unverkennbar christlichen Elementen, welche der Stoicismus eines Antoninus, Marc Aurel, Epiktet, ohne Wissen und selbst wider Willen bereits in sich aufgenommen hätte, so daß der rauhe, egoistische eines Cato nicht mehr zu erkennen sey; die dritte Abhandlung endlich beschäftigt sich damit, die ungemein erfolgreiche Wirkung der christlichen Beredtsamkeit im vierten Jahrhundert zu schildern, als deren Häupter der h. Joh. Chrysostomus und Synesius, St. Ambrosius, St. Hieronymus, St. Paulinus und St. Augustinus eine ganz besondere Würdigung erfahren. —

Näher offenbar, als alle diese Dinge, stehen unserer Zeit und unserem Interesse zwey andere Männer, deren Herr Villemain gleichfalls in eigenen Aufsätzen seine wissenschaftliche Muse geweiht hat. Der eine von beyden Männern ist der ehrwürdige Michael de l'Hopital, welcher bekanntlich Kanzler des Reichs war, als die religiös-politischen Kämpfe des Guise'schen und Bourbonischen Hauses, welche in jener scheußlichen Bartholomäusnacht den Gipfelpunkt erreichten, das schöne Frankreich zerrissen und mit allen Gräueln des Bürgerkrieges sättigten. Es ist mit erhebender Rührung geschildert, wie Hopital der einzige Mann am Hofe, welcher Tugend und Uneigennützigkeit besaß und dem es so wenig an Kenntnissen, Geist und Einsicht in die weltlichen Dinge, als an Muth gebrach, dennoch und grade deßwegen endlich den mächtigen Guisen und der ebenso herrschsüchtigen als verworfenen Katharine von Medicis weichen und das Ruder des Staates ihren unbändigen Armen überlassen mußte, weil er Gerechtigkeit, Menschlichkeit und das Wohl

Digitized by Google

Aller und nur diese durchsetzen wollte. So fehlt der Tugend, der höchsten, kräftigsten, einsichtsvollsten immer die entscheidende Waffe gegen das Laster, mit dem sie in Kampf geräth, die Rücksichtlosigkeit nämlich, mit der dieses keinen Frevel scheut, sobald er nur zum Ziele führt. Jede Zweydeutigkeit, welche Feinde und falschurtheilende Freunde auf den Charakter Hopitals gebracht haben, wird entfernt und insbesondere dargethan, daß er stets ein aufrichtiger, aber gallikanischer Katholik, kein heimlicher Protestant gewesen, wenn gleich Frau und Tochter der neuen Lehre ergeben waren. Außer dem persönlichen Interesse, welches diese Biographie erweckt, bietet sie auch manche, wichtige Notizen zum Verständniß jener furchtbaren Begebenheiten und ihrer Katastrophe dar. Namentlich wird einleuchtend, daß der Plan, die Protestanten und besonders deren Häupter möglichst bald mit einem Schlage zu vernichten, schon zu Bayonne gefaßt worden ist, woselbst Alba der Katharine von Medicis in einer darauf bezüglichen Unterredung geradezu die sicilianische Vesper als würdiges Vorbild des auszuführenden Mordens vorgestellt haben soll. Auch auf die Worte Karls des IX., mit welchen derselbe den alten Coligny, als jene zweyte Scheinversöhnung zu Stande gekommen, empfing: „Ha, endlich hab' ich dich," fällt ein furchtbarer Schein, wenn man bedenkt, daß Karl auch in dem Rath gesessen, der, als Coligny sich nach Noyers zurückgezogen hatte, beschloß, diesen und den Prinzen von Condé gefangen zu nehmen, und daß dieser Beschluß durch die glückliche Flucht beyder vereitelt wurde. —

Der andere von den beyden Männern, an welche Herr Villemain uns mit besonderem Nachdruck hat erinnern wollen, ist Shakespeare. Dieser Aufsatz möchte, wie gut auch dessen Tendenz genannt werden muß, für uns Deutsche wenigstens in so fern von geringerer Bedeutung seyn, als wir keinen Gedanken von einiger Tiefe und Wahrheit darin angetroffen haben, der nicht in Schlegel's dramaturgischen Vorlesungen bereits eine bey weitem befriedigendere Ausführung erfahren hätte. Gleichwohl erfreut es uns zu bemerken, daß die Franzosen auch hierin anfangen, wie in der Philosophie bekanntlich, die Früchte deutschen Geistes und Scharfsinnes sich zu Nutzen zu machen; nur hätten wir von Herrn Villemain mehr dankbare Anerkennung gegen den Mann erwartet, der ihn gelehrt hat, Shakespearen gerechter zu würdigen, als in Frankreich zu und nach Voltaire's Zeiten Mode gewesen. Statt dessen bespöttelt er die allerdings poetisch begeisterte allgemeine Charakteristik des Shakespear'schen Genius, welche Schlegel a. a. O. Bd. III. S. 68 und 69 gegeben, aber auch durch die Gründlichkeit der vorhergehenden und nachfolgenden Kritik gegen jeden Tadel phantastischer Uebertreibung gesichert hat, und in welcher es am Schlusse heißt: „Die Geisterwelt und die Natur haben alle ihre Schätze in ihr niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Schutzgott höherer Art, läßt er sich zu den Menschen herab, als wüßte er nicht um seine Ueberlegenheit, und ist anspruchlos und unbefangen wie ein Kind." Diese wohlerwogene, poetische Ergießung nennt Herr Villemain „subtilité mystique," und meynt, also dürfe Shakespeare so wenig als par les plaisanteries de Voltaire beurtheilt werden. Inzwischen wollen wir uns über Herrn Villemain nicht ereifern, da er vermuthlich Schlegeln nicht wohl verstanden hat, wie aus folgender Uebersetzung jener Stelle hervorgeht: „Le monde des esprits et la nature ont mis leurs trésors à ses pieds (!): demi-dieu en puissance, prophète par la profondeur de sa vue, esprit surnaturel par l'étendue (?) de sa sagesse, plus élevé que l'humanité (?) il s'abaisse jusqu'aux mortels etc. etc." Nur widerspricht dieser Vermuthung der Umstand, daß wir an andern Stellen fast wörtliche Reminiscenzen an die von Schlegeln angenommenen Gedanken finden. Wo solche Reminiscenzen fehlen, da kehrt Herr Villemain zu jener halben Manier der Beurtheilung Shakespeare's zurück, welche einst schon Dryden in seinem essay of dramatic poesie (1668) gegen Shakespeare geübt, indem er mit der einen Hand Lob, mit der andern aber Tadel austheilt, welcher jenes wieder aufhebt. —

Man erkennt übrigens in allen historischen und literarischen Aufsätzen Herrn Villemains die Interessen wieder, welche gerade in Frankreich an der Tagesordnung sind, und der Herr Verf. gehört zu den gemäßigten Liberalen. Er will Katholicismus, aber Gallikanischen, aufgeklärten, toleranten, der sich dem politischen Gemeinwohl aufopfert; und darum stellt er in dem alten Hopital einen liberalen Staatsmann, wie er seyn soll, dar; der überdieß königlich, aber auch schon konstitutionnel gesinnt ist, wie daraus geschlossen wird, daß auf seine Veranlassung mehreremal die Großen des Reichs und selbst die Generalstaaten zusammenberufen worden sind. Die halben Urtheile über Shakespeare aber rühren hauptsächlich von der Furcht her, daß bey durchaus freyer Würdigung desselben er unbedingt gelobt scheinen, und die romantische Parthey in diesem Lob einen Grund zu sinnloser Nachahmung Shakespeare's finden möchte. —

W. B. M.

Nr. 71.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 4. September 1827.

Religions-Schriften.

1. Quelques mots sur la profession de foi de M. Chenevière, pasteur à Genève, Professeur de théologie, Recteur de l'Académie de la même ville; par un ancien Genevois. Lyon 1827.
2. Christianisme et théologie, ou pensées d'un solitaire sur quelques-unes des formes que peut revêtir la christianisme, par A. Bost, Ministre du St. Evangile. Genève 1827.

Genfs Bedeutsamkeit in der Reformations-Angelegenheit des XVI. Jahrhunderts ist bekannt. Seitdem haben Kalvins Stadt und Kirche nie aufgehört sich durch Mancherley auszuzeichnen, und man könnte behaupten, daß Genfs Kirche jezt auf dem Punkt steht, sich, zwar nicht formell, aber materiell von dem Protestantismus abzusondern, und Wesentliches in der Konfession zu ändern.

Schon seit langer Zeit hat man ein Glaubensbekenntniß von der Compagnie des pasteurs in Genf zu hören gewünscht, aber seit dem Ampligouri philosophique von 1758 hatte dieser Verein immer nur sehr allgemeine und ausweichende Antworten gegeben. Dasselbe war der Fall, als die Sekte der Genfer Methodisten, Momiers genannt, ihnen Schuld gab, sie glaubten nicht an die Gottheit Christi. Was der Pastor Chenevière darauf erwiederte, war allerdings wahr und schön, konnte aber dem Theologen unmöglich genügen, denn der Glaube an die Gottheit Christi war keineswegs ausgesprochen. Voriges Jahr war bey dem Ministère public der merkwürdige Proceß des Pastors Bost gegen die übrigen Genfer Pastoren, denen er in ungebührlichen Ausdrücken gar Manches vorwarf, zumal dem Herrn Chenevière. Bey jener Veranlassung erwartete man, die Genfer Geistlichkeit werde sich über ihre Doktrin aussprechen. Dieß geschah aber nicht. Erst vor einigen Monaten erfolgte etwas ähnliches. In dem Courrier du Léman, einem Flugblatt, das noch vor Kurzem dort herauskam, stand nach einem deutschen Journal die Angabe, daß die vénérable compagnie des pasteurs — wie sie sich nennt — definitiv den Beschluß gefaßt habe, Jeden zu ihrer Kommunion zu lassen, der ein Christ und 21 Jahr alt sey und erkläre, daß er zur reformirten Kirche gehöre. Die Redaktion des Genfer Flugblatts bezweifelte die Angabe. Darauf erschien in Nr. 64. folgende Erklärung des Herrn Chenevière, die allerdings aus seinem Munde sehr merkwürdig ist: „Genf, den 5. Jänner 1827. Mein Herr, in einer der vorigen Nummern des Courrier du Léman ist geläugnet worden, daß die Compagnie des pasteurs einen Entschluß darüber gefaßt habe, sie wolle zum reformirten Abendmahl Jeden Volljährigen annehmen, der ausdrücklich erkläre zur reformirten Kirche zu gehören. Es ist richtig, ein solcher Beschluß wurde nicht gefaßt. Aber nun werfe ich meinestheils auch die Frage auf: müssen die Formalitäten für den faktischen Eintritt in eine religiöse Gemeinschaft und zumal in die unsrige vermehrt werden? Alle dergleichen Hindernisse verstärken nur das Vorurtheil, man müsse leben und sterben in der Religion, worin man geboren wurde, selbst wenn man dieselbe für irrig erkenne, was eben so viel ist, als wenn Einer sagte: die Moslem und die Heiden haben Recht, nicht zum Christenthum überzugehn. Wozu hindernde Förmlichkeiten? Ist ein Kirchenregister hinlänglich, kann ein solches die Menschen zurückhalten, wo es auf Gefühl und Ueberzeugung ankömmt? Es ist ja nichts weiter, als ein Papier. Sobald sich mein Herz zu einer Kirche hinneigt, die mich besser macht, kann man mich da hindern, Mitglied dieser Kirche zu werden, zumal wenn sie, wie die reformirte in Genf, so weise ist, kein anderes Glaubensbekenntniß, und kein anderes Dogma anzuerkennen, als das Evangelium, und eine Freyheit nicht zu beschränken, die selbst der göttliche Gründer der Offenbarung den Menschen läßt? Nein, gewiß nicht . . . Ich billige nicht, daß man mit Hitze Proselyten zu machen sucht, immer walten dabey Indiskretion oder Zwang; aber es sind zwey ganz verschiedene Dinge, jemanden nach einem Ort hinstoßen, oder ihn da wegdrängen. Gewiß aber sind Prüfungen, von einem geistlichen Korps oder nur von einigen Geistlichen angestellt, ein Gespenst,

Digitized by Google

vor dem sich Viele scheuen und zurückweichen. Wenn man einen Weg oder Durchgang eröffnet, so macht man ihn breit und licht, und dann benuzt ihn jedermann. Ich will hier von einer Thatsache sprechen. Ein achtungswürdiger Mechanikus von Genf, der bisher zur römisch-katholischen Kirche gehört hatte, trat an einem festlichen Tage in eine reformirte Kirche; er sieht die erbaute Menge, hört der Predigt zu, versteht sie; er sieht die reformirten Christen, wie in der ursprünglichen Kirche, das Abendmahl unter beyderley Gestalt genießen; er fühlt in seinem Herzen den Wunsch, Theil daran zu nehmen. Er kommunizirt daher, und am folgenden Tag entdeckt er sich dem Pfarrer, der ihn erbaut hatte. Zu welcher Kommunion gehört er nun? ohne Zweifel ist er nun so gut Protestant, wie der Präsident des Konsistoriums selbst. Ich darf Ihnen, mein Herr mit voller Sachkenntniß sagen: unsere Kirchen sind offen, und wir entfernen, wir weisen Keinen von dem Tisch des Herrn, wenn er demselben mit Verehrung naht, mag Einer nun von Norden oder von Süden kommen, wenn ihn nur sein Gewissen, seine Ueberzeugung herführt. Alle werden gern da empfangen und vernehmen die Worte der Ermahnung und des Friedens. Genehmigen Sie ꝛc. ꝛc. Chenevière, Pfarrer."

Keinem Punkt dieses zum Druck bestimmten und im Druck erschienenen Briefs ist von einem der reformirten Pfarrer von Genf widersprochen worden; es läßt sich sogar annehmen, daß er mit Bewilligung der ganzen Compagnie des pasteurs geschrieben wurde. Deßhalb nennt ihn der Verfasser der Schrift Nr. 1. Profession de foi, wiewohl er dieß eigentlich nicht ist. Uebrigens hat derselbe nur die Maske eines alten Genfers vorgenommen, zeigt sich aber schon auf der ersten Seite seines Schriftchens als einen Katholiken und leidenschaftlichen Widersacher des Protestantismus. Diese Eigenschaft verläugnet er auch nie, wohl aber oft die Ordnung eines rechtlichen Kampfs. Seine Haupttaktik besteht in Verdrehung, Auslassung, Verkürzung der Chenevièrischen Worte, gegen welche übrigens auch mancher protestantische Geistliche Einwendungen machen dürfte. Man vermuthet: der hiesige katholische Pfarrer sey der Verfasser. Da aber auch manches Geistreiche in dieser Schrift vorkommt, so geben wir daraus einige Auszüge.

„Es bedarf keiner bestimmten Formalität, um in die Kirchengemeinschaft und zu dem reformirten Abendmahl in Genf gelassen zu werden." Was ließe sich nicht Alles über diesen ersten Grundsatz der Herren von der Kompagnie sagen! „Die Protestanten erinnern uns so gern an die Grundsätze und Gebräuche der alten Kirche; denken sie dann zurück an die langen und feyerlichen Prüfungen, die mit den Katechumenen vorgenommen wurden, ehe man sie zur Taufe ließ? Welche strenge Prüfungen vor der versammelten Gemeinde, vor dem Bischof und den Geistlichen!.. Aber wenn man hindernde Förmlichkeiten nicht vermehren soll, und wenn Prüfungen zurückschrecken, warum die Kinder taufen? Gar mancher wichtige Grund spricht gegen diesen Gebrauch. Zuerst steht davon kein Wort im Evangelium. Darin finden sich sogar mehrere Stellen, die für die Behauptung sprechen, die Taufe könne nur mit Erwachsenen vorgenommen werden. Dazu kömmt noch der unwiderlegliche Vernunftgrund: Mit welchem Recht unterwirft man ein neugeborenes Kind diesem sonderbaren Gebrauch, da sein Gemüth es doch nicht zum Eintritt in eine Kirchengemeinschaft bestimmen kann, die es besser machen soll? Warum in seinem Namen Verpflichtungen übernehmen, von denen man voraussezt, es werde sie einst billigen? Warum schreibt man seinen Namen in ein Kirchenregister, und warum verachtet man den Erwachsenen, wenn er einige Jahre später Alles Geschehene für eine müßige Ceremonie hält, und das Kirchenregister nur wie ein Papier betrachtet, das ihn nicht zurückzuhalten vermag. Und doch nennt Ihr so einen Menschen einen Apostaten, der von dem Glauben seiner Väter weicht . . . . „Die Meynung, man solle leben und sterben bey dem Glauben, in dem man geboren wurde, ist ein Vorurtheil." Wir wünschen Herrn Chenevière und seinen Kollegen Glück, daß sie endlich diese Behauptung angenommen haben. Wir möchten nur wissen, ob dieser Satz keine Verstellung enthält, da die Sprache von der Kanzel in Genf mit der in den religiösen Druckschriften und bey dem Unterricht so verschieden ist. Und wenn es denn so etwas Unschuldiges ist von einer Religion zur andern überzugehen, wenn es ein Vorurtheil ist, solch einen Schritt zu mißbilligen oder gar zu verdammen, warum schreit man denn so über den Kalvinisten, der seine Religion verläßt, wenn ihn sein Hang zu einer Kirche führt, die ihn besser macht." Zulezt stehe hier, was der Verfasser in Beziehung auf das Evangelium sagt. „Die reformirte Kirche in Genf verlangt kein Glaubensbekenntniß und erkennt in Glaubenssachen nur das Evangelium als Richtschnur." Was ist das Evangelium für die Herren von Genf? Verstehen sie darunter bloß Eins der vier Evangelien oder alle vier? oder dasjenige neue Testament, mit oder ohne Epistel St. Johann's und die Apokalypse? Und da nach der Meynung einiger protestantischen Schriftgelehrten die Interpolationen zahlreich sind: so entsteht die Frage, ob diese auch eine Glaubensregel ausmachen? oder ob man sie im entgegengesezten Fall dem Volk zeigt? Alle diese Fragen sind von Wichtigkeit. Nun entsteht eine andere: Wo habt Ihr dieß Evangelium her? Von der römischen Kirche, der eure Väter und ihr selbst so viel Schändlichkeiten vorgeworfen haben? Wer überzeugt euch davon, daß die römische Kirche das Wort Gottes treu bewahrt

Digitized by Google

habe? Mahomet — der sicher ein großer Mann war, und den wackre reformirte Schriftsteller neben Jesus Christus stellen — Mahomet wirft den Christen vor, sie hätten die heilige Schrift verfälscht. Diese Beschuldigung gehört ins VII. Jahrhundert, war also der Entstehungszeit der Bibel viel näher, wie konnten nun die Reformatoren des XVI. Jahrhunderts und ihre Schüler gewiß seyn, daß ihnen Gottes Wort wirklich zugekommen, und wie können dessen ihre Abkommen gewiß seyn? Dabey ist noch eine Bemerkung zu machen, parador dem Anschein nach, aber nicht weniger wichtig. Nach dem Grundprinzip des Protestantismus sollen sich seine Bekenner bloß an das Ansehen von Gottes Wort halten, nur darauf fußen. Nun kann aber das Evangelium in dieser Beziehung nur wie Menschenwerk angesehen werden, und als solches verdient es nicht mehr Glauben, als das Werk irgend eines andern Schriftgelehrten. Wir sprechen hier nicht von den Uebersetzungen, über die sich viel sagen ließe, sondern vom Originaltext. Mit den Protestanten sagen wir nun weiter: die Kirche hat das Evangelium gemacht, es ist also nach Herrn Chenevières Ausdruck nur Papier. Bekanntlich hat der Heiland selbst nichts geschrieben, eben so wenig wie die Apostel. Von den vier Evangelisten waren nur zwey Apostel. Wenn sich unter den zwey andern ein Schüler Christi befand, so war es nach St. Epiphanius einer von denen, die von Jesus weggingen. Aber Keiner von allen Vieren konnte Augenzeuge der Begebenheiten seyn, welche in die ersten 30 Jahre des Heilands gehören. Um nun das Leben und die Wunder Christi zu beschreiben, mußten sie auf das Zeugniß Anderer hören. Als nun alle Niederschreibung vollendet war, mußte entschieden werden, ob man von diesen Schriften sagen könne, der heilige Geist habe sie eingegeben. Dieß wurde entschieden, aber durch — die Kirche. Bevor dieser Beschluß erfolgte, waren die Evangelien nichts. Nur durch die Kirche sind sie für Gottes Wort erklärt worden. Ebenso verhält es sich mit den Schriften der Apostel, die an einzelne Personen oder Kirchen gerichtet waren. Wer hat sie aus der Dunkelheit gezogen, wer hat ihre Authenticität verbürgen können, da im II. Jahrhundert die Originalschriften nicht mehr vorhanden waren, und mehrere Kirchen keine Abschriften davon hatten? Bey alle dem mußte die Kirche und nur die Kirche eintreten." . . .

Ganz anderer Natur ist die Schrift Nr. 2. Der Verfasser A. Bost, Pfarrer in Genf, erklärte sich voriges Jahr sehr stark und selbst beleidigend gegen die hiesige Compagnie des pasteurs, und zumal gegen Herrn Chenevière, gegen ihre irdischen Spekulationen und Beschäftigungen, ihre Liebesdienerey bey den reichen vornehmen Frauen u. s. w. Die Kompagnie schloß ihn daher aus ihrer Gemeinschaft aus. Jetzt hat er nun das Schriftchen Christianisme et théologie herausgegeben, um sich über die unendliche Verschiedenheit beyder auszusprechen, und zu zeigen, wie das Christenthum durch die Theologie von seiner Wärme, seiner Beseligung, seiner Höhe verloren hat, und um es wo möglich auf den Punkt der Reinheit zurückzuführen, wie Christus es gepredigt und geübt. Dazu wählt er einen Geistlichen, der aus der Welt und der Kirche und ihrem Treiben zu einem der Hospizien gelangt, die auf den Gletscher- und Alpengipfeln ächt-christliche Frömmigkeit stiftete. Da standen, einsam und nachsinnend, vor ihm das ehrwürdige Asyl, unter ihm wilde Wasser in furchtbar tiefen Gebirgsschluchten rauschend, und sein Blick erhebt sich von den rauhen Felsenwänden gen Himmel und so beginnt auf dieser Stelle ein Gespräch mit seinem Begleiter, der auch Geistlicher ist, über das Christenthum, was es war, und was es durch die Theologie geworden. Gleich weit entfernt von den Extremen des Katholicismus (späterer Jahrhunderte, und wie ihn die Kirche gemacht), wie vom Protestantismus und allen Sekten, gibt er uns ein erhebendes Bild jener Tage. Unter andern sagt er zu seinem Begleiter: O sucht nicht das Christenthum, das reine Christenthum in der Religion, die seither ihre Wurzeln, Fasern und Aeste um uns verbreitet. Ich ehre und bewundere alles das Gute, was aus ihm hervorgeht, freylich ist es unvollkommen; wenn aber Gott nicht dem Unvollkommenen auf der Erde seinen Segen schenkte: so würde er nichts segnen . . . Aber in meiner Seele ist eine mächtige Stimme, die mir sagt, daß es etwas Höheres gibt, als den religiösen Lärm und Wust, den wir jezt bemerken; und wenn ich im Menschen schaue, was das Christenthum aus ihm gemacht hat, das Christenthum, das ihn Gottes Ebenbild näher bringen sollte: wenn ich das Urbild mit der Kopie und diese wieder mit den Reflexen zusammenhalte; wenn ich von Jesus auf St. Paul, und von diesem auf Kalvin sehe: so fühle ich lebhaft, daß ich vom Stamm zum Ast und vom Ast zum Zweig übergehe, und daß ich jedesmal ungeheure Schritte mache . . . Nein, nicht die Fesseln irgend einer Sekte sollen mein Herz einengen und drücken. Gott ist viel größer als alle eure Bücher, als alle die Systeme, welche die Theologen aller Farben und Schulen aufbauen, bestreiten und mit Geschrey niederreißen . . .

Es scheint uns wahrscheinlich, daß aus dem Kampf des Indifferentismus mit dem ächten Protestantismus ein Drittes hervorgehen wird, an dessen Spitze wohl A. Bost, der Verfasser der vorliegenden Schrift, stehen dürfte. Zu diesem Dritten werden sich freylich weder die Reichen und Vornehmen in Genf, noch die nur auf Gewinn denkenden Spekulanten, noch die gefälligen Kanzelredner wenden, aber alle, die Trost und Hülfe von Oben brauchen, und denen die Welt

Digitized by Google

nicht helfen will, alle, welche hoffend und glaubend ihren Blick nach einer bessern Heimath richten müssen, um des Lebens Last, Hitze und Frost zu ertragen. So spricht er von dem geistlichen Dünkel, von der Unzulänglichkeit alles theologischen Wissens, von der Kälte und Trostlosigkeit so vieler Predigten, von dem theologischen Unterricht, von dem wahren Sinn der Wohlthätigkeit, u. s. w.

Geschichte.

Heinrichs VIII. Jugendjahre. Aus dem Englischen der A. T. Thomson. Ein Seitenstück zu Elisabeth, ihr Hof und ihre Zeit, von demselben Bearbeiter. Leipzig 1827, Hinrichs'sche Buchhandlung.

Das Werk ist weniger eine Geschichte, als ein Sittengemälde. Die an sich nicht unwichtigen Begebenheiten, die in die Jugendzeit des berühmten englischen Königs fielen, werden hier nur in so fern erzählt, als sich daran die ausführliche Schilderung der Sitten und Gebräuche jener Zeit knüpfen läßt. Wir lesen daher fast auf jeder Seite nur von Kleidertrachten, Gastmahlen, Festen, Turnieren, Jagden, Spielen, Ceremonien und Höflichkeiten, und das Buch hätte vielleicht besser gemalt, als geschrieben werden können. Indeß war jene Periode der Geschichte allerdings in Bezug auf die Sitten und Moden nicht unwichtig. Zu gleicher Zeit mit der kirchlichen Reformation ging auch eine Umwandlung in Gebräuchen und Trachten vor sich, wodurch der ganze gesellige Zustand verändert wurde. Wie der innere Mensch durch jene religiösen Neuerungen, so gestaltete sich der äußere durch die Hofsitten, Moden und Anstandsregeln anders, und der Zeitpunkt dieser Veränderung fällt für England, Spanien und Deutschland gerade in das Jugendalter Heinrichs VIII. und Karls V., während er für Frankreich schon eine Generation früher in die Zeiten der Agnes Sorel sich datirt. Auf der berühmten Zusammenkunft Heinrichs VIII. und Franz I. wetteiferte zum erstenmal der englische Luxus mit dem französischen, und wer Lust hat, kann hier alle Details derselben, wenn nicht so lebendig als bey Shakespeare, doch desto genauer und umständlicher erzählt finden.

Roman.

Der verwünschte Prinz. Roman von Julius von Voß. Berlin, 1827. In der Schüppel'schen Buchhandlung.

Neben einer Menge seichter und unanständiger Schriften hat Julius von Voß doch einige wahrhaft witzige und sehr zeitgemäße Satyren geschrieben. Wenn er nicht zu oft der Gemeinheit gehuldigt hätte, so würde sein Talent auch eine allgemeinere und ehrenvollere Anerkennung gefunden haben, als dieß der Fall ist. Der vorliegende Roman gehört zu den besseren dieses fruchtbaren Schriftstellers. Ernst und Scherz sind darin auf eine anmuthige Weise gemischt. Der Held ist ein junger Prinz, der irgend ein kleines deutsches Fürstenthum antreten soll, aber noch minderjährig ist und unter der Vormundschaft seiner Mutter steht. Voll Temperament, wie er ist, und als Prinz ohne Verantwortung, überläßt er sich allen Launen der unerfahrenen Jugend und begeht einen tollen Streich über den andern. Aber diese Flegeljahre sollen zugleich seine Lehrjahre seyn. Die Fürstin Mutter, für das Wohl des Landes besorgt, wenn ihr Sohn sich nicht besserte, umspinnt ihn mit einer Verschwörung, und läßt ihn durch geschickte und erfahrene Männer absichtlich zu den gröbsten Unbesonnenheiten verleiten, die sich dann immer von selbst bestrafen, und dadurch gelingt es ihr, ihm allmählich seine Thorheiten zu verleiden und ihn zur Besonnenheit zu bringen. Unter den verschiedenen drolligen Scenen, welche dadurch herbeygeführt werden, ist folgende die artigste. Der Prinz ist ein großer Liebhaber von Soldaten, und hält sich bereits eine kleine Leibwache, die er entsetzlich plagt und mißhandelt, indem er an ihr alle militärischen Spielereyen aller europäischen Armeen zugleich probirt. Sobald er zur Regierung gelangt seyn wird, will er seine Versuche vollends ins Große treiben, und dieß ist sein eigentliches Steckenpferd. Um ihn davon abzubringen, bedient man sich folgender List. Bey Gelegenheit eines gewaltsamen Entführungsversuchs auf benachbartem Gebiet wird der Prinz gefangen, und, da er natürlich seinen Rang verbirgt, als Vagabonde zum Rekruten gemacht. Er muß nun alle die Plackereyen, die er seinen Soldaten angethan, an sich selbst erfahren, bis sein Kammerherr ihn, ohne Aufsehen zu erregen, loskauft. Seine Besserung wird endlich durch ein junges Fräulein vollendet, die ihm wahre Liebe einflößt. Aber auch sie ist im Plan der Mutter, und es entdeckt sich zuletzt, daß sie nicht ein bloßes Fräulein, sondern eine Prinzessin und die dem Prinzen längst bestimmte Braut ist.

Digitized by Google

Nr. 72.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 7. September 1827.

Uebersicht
der russischen Bibliographie für die erste Hälfte des Jahres 1827. a. St.

Dem Verdienste — die Krone.

Vorliegende Uebersicht ist für dieses Mal in der Aufzählung so genau und gedrängt, als es nur die Umstände gestatteten, bearbeitet; in der Zukunft wird aber die einzelne Durchsicht der neuesten Werke und Schriften, mit ihrer Erscheinung, sich zugleich vollständiger und auch befriedigender gestalten, da wir für jezt uns nur der Kürze und Gedrängtheit befleißigen mußten, um zum gleichzeitigen Gange mit der Bibliographie des Tages gelangen zu können. — In der Aufzählung folgen wir der ausgezeichnetsten literarischen Zeitschrift Rußlands, dem „Moskowischen Telegraphen Polewoi's, in den Ansichten aber sind wir nicht immer übereinstimmend, können aber versichern, mit der größten Vorsicht, nach persönlicher Durchschau und nach einer allgemeinen Würdigung der Kenner, — mit fortwährender Beziehung zu Deutschland, zu Werke gegangen zu seyn. Des Rec. innigster Wunsch ist, Rußlands Musen mit Germanien zu befreunden, und er wird weder Anstrengungen, noch Opfer scheuen, sein Ziel zu erreichen!

Nikolas Borchardt, zu Moskwa.

* * *

1) Musikalisches Taschenbuch (Albion), herausgegeben von Werstoffsky. Moskwa. gr. 8. 35 Seiten. — Ein geschmackvolles Angebinde zum neuen Jahre von einem der genialsten Tondichter Rußlands, Herr v. Werstoffsky, Musikdirektor am kais. Theater zu Moskwa, verbindet mit einer theoretischen Kenntniß der Kunst einen üppigen Reichthum der Phantasie und einen gebildeten Geschmack, der seine Gaben vor allen andern — wenn Rußland auch reicher mit tüchtigen Komponisten ausgestattet wäre, als es leider! noch nicht ist — vorzugsweise auszeichnen würde! Für Deutschland ist zu bemerken, daß sich hier eine neue Musik zur herrlichen Romanze „des Mädchens Klage" befindet, welche Schillers würdig ist. Die Uebersetzung ist vom tiefen Shukowsky, der Germaniens Dichterwerke zuerst und unerreichbar in Rußlands Zunge übergetragen hat.

2) Sirius. Taschenbuch für Freunde und Freundinnen der russ. Literatur, von M. B. R. St. Petbg. 1827 in 16. — Die gutmüthigen Beyträge einiger bekannten Dichter halten dieses besonders an Krankheit der Prosa leidende, matte Tage- und Taschen-Gestirn kaum über die Mittelmäßigkeit empor.

3) Geschenk für Kinder auf das Jahr 1827. Taschenbuch herausg. von B. und W. in 16. 240 Seiten. St. Pbg. mit 6 Kpf. — Der Mangel an Kinderschriften jeder Art in russischer Sprache ist bis jezt wirklich äußerst bedeutend, und unsere Erzieher fühlen die unsichtbaren Folgen einer solchen Lücke in der ersten Bildungs-Epoche des menschlichen Lebens gar sehr; manchem Knaben sind Elementarkenntnisse fremd, deren Mangel uns bey deutschen Kindern gewiß in Erstaunen setzen würde, und wie viele nützliche Kenntnisse werden dort durch Bilderbücher und Kinderschriften spielend eingeimpft, die bey uns erst streng methodisch und langsam vorschreitend entweder in wissenschaftlicher Form eingelernt oder oft durchaus vernachlässigt werden. Das erwähnte Taschenbuch hat wenigstens den Vortheil, in so fern zweckmäßig zu seyn, als es nichts enthält, was der Jugend nachtheilig seyn könnte, daher es denn einer der ersten, bessern Versuche in diesem noch wenig bekannten oder beachteten Fache ist.

4) Das Dorf in Klein Rußland, von J. Kutschinskji. 1827. Moskwa in 16. IX und 136 S. Das Leben von Klein-Rußland hat in seiner romantischen Gestaltung und originellen Verschiedenheit von Groß-Rußland schon manchen interessanten Stoff zu Sitten-Schilderungen unter Romanenform gegeben, die aus diesem russischen Spanien eine Reihe bunter Gemälde aller Zeiten in einem zauberischen Kolorit dargestellt haben. Die drey Epochen dieses gesegneten Landstrichs, die in Räuberdrang, Hirtenleben und Ackerbau ihre Demarkationslinien finden, versprechen uns noch manchen reichen Stoff zu bieten, wie Schottlands Hochland, Klippen und Inseln ihn einst dem großen Unbe-

Digitized by Google

kannten lieferten. — Kutschinskji's Werkchen besteht übrigens mehr aus einzelnen ländlichen Liedern und aus prosaischen Fragmenten über Leben, Sitten und Gebräuche, worunter der Aufsatz „über die Poesie Klein-Rußlands" mit Umsicht geschrieben ist. Der Stellen gibt es übrigens in diesem Werkchen gleichfalls einige, die ins Sentimentale egoistisch hinüberstreifend, darthun, daß es dem Autor oft mehr daran gelegen war, sich selbst zu hören, als ein gemüthlicher Maler der Umgebungen zu werden. In der Folge hoffen wir manche interessante Novelle aus Klein-Rußlands Scenereien in treuer Uebersetzung zu liefern, die gewiß, ihrer Originalität wegen ansprechen werden.

5) Die nordische Lyra, auf das Jahr 1827, den Freunden und Freundinnen der russischen Literatur gewidmet, von Räitsch und Osnobischin. Moskwa, 1827, in 16. V und 442 Seiten mit 2 Kpfrn. Herr Räitsch liefert hier Proben seiner Uebersetzung des „befreyten Jerusalems"; die Verse sind lebhaft, klangvoll und gut bearbeitet, obgleich die Neuheit und Wahl des lyrischen Rhythmus nicht vortheilhaft und angemessen zu seyn scheint. Die eifrige klassische Muse dieses Literators, der in der Uebersetzung der Georgica Virgils sein Talent zur Uebertragung zuerst kund that, wird uns gewiß noch manche Gelegenheit zur ehrenvollen Erwähnung seiner Arbeiten geben. — Es ertönt in dieser Lyra eine neue Saite, deren erste Anklänge eine gespannte, in der Folge befriedigte Hoffnung erregten. Es sind dieß die ersten Versuche Andreas Murawjeff's, als Jermak, die Nymphen des Dneper's und Fragmente aus seinem nun bereits erschienenen poetischen Werke: Taurien (siehe Nr. 16).

6) Musenalmanach für 1827. St. Petbg. in 16. II, 239 und 99 Seiten. — Der innere Werth der acht prosaischen Erzählungen übertrifft die poetische Abtheilung, die besser ungedruckt geblieben wäre.

7) Almanach der Newa auf das Jahr 1827, herausgegeben von E. Aladjin. St. Pet. 1826. in 16. XIV und 300 Seiten, mit einem Portrait und 4 Kpfrn. zum Springbrunnen von Baktschisarai, dieselben, die sich bey der Uebersetzung A. Wulfferts befinden, etwas mehr als mittelmäßig. Wenige poetische Beyträge sind bemerkenswerth, um so angenehmer ist es aber, in diesem Almanach zwey Erzählungen zu finden, die Erwähnung und Lob verdienen. Zuerst: vier Kapitel aus dem Häidamak von Ssomoff, ein kleinrussisches Räuberleben, in welchem das Bild des Meßgewühls in reichen Farben prangt. Die Figuren darin sind in Walter Scott's Manier gezeichnet, und die Begebenheiten bewegen sich lebendig fort. — Die zweyte Erzählung ist: das Schloß Eisen, eine esthnische Sage in einer Reihe gutgezeichneter Charaktere und interessanter Situationen.

8) Vergißmeinnicht, Moskowischer Almanach auf das Jahr 1827, herausg. von Serg. Glinka. 1826. in 12. 200 Seiten mit 5 Kpfrn. — Ein Zwillingsbrüderchen Slavrens, doch nur für Kinder, und da wir bereits den Mangel an nützlichen und gefälligen Kinderschriften als bedeutend bemerkt haben, so nimmt man hier den lobenswerthen Eifer des würdigen Vfs. mit Vergnügen wahr.

9) Der Blumengarten für Kinder, zum Gebrauch der Erziehung, herausg. v. B. F. St. Pbg. 1827, in 16. XIV und 395 Seiten mit 6 illum. Kpfrn. — Duften diese Blumen nicht, so ergötzen sie wenigstens, ohne schädlich zu werden; hier ist die negative Tugend wenigstens dem positiven Makel einer schlechten Kinderschrift vorzuziehen und der Weg zum Bessern — betreten.

10) Denkmal der vaterländischen Musen auf das Jahr 1827, herausg. von Boris Fedoroff. St. Pbg. 1827, in 16. 5, XI, 120 und 263 Seiten, mit dem fac simile N. Karamsin's und G. Derschawin's. — Schon die öffentliche Mittheilung der theuern fac simile der Koryphäen der russischen Literatur würde uns nöthigen müssen, den guten Willen des Herausgebers dankbar anzuerkennen, wenn nicht die Aehrenlese der bedeutendsten, theils verstorbenen, theils noch lebenden Dichter und Schriftsteller einen Schatz offenbarte, der bisher noch unbekannt verkümmerte. Sinkt auch die Wagschaale ihres Ruhmes und ihrer Verdienste durch diese Mittheilungen nicht tiefer, so ist doch ein jedes Andenken höherer Geister und eine jede neue Blüthe der unter uns wandelnden Auserwählten dem denkenden Menschen wichtig und heilig. Wir finden hier kostbare literarische Reliquien von Derschawin, Karamsin, van Wisin, Petroff; interessante Schärflein von Lwow, dem Fürsten Gortschakoff, Shukowskj, Batuschkin. — Warum hat aber der Herausgeber seinen eigenen Produkten ein geräumiges Plätzchen in diesem Museum angewiesen?

11) Neues und leichtestes Mittel das Geschlecht eines jeden französischen Hauptwortes zu erkennen, praktisch dargestellt in sechs Fabeln. Aus dem Engl. übersezt von K. S...r. St. Pbg. 1827. in 16. 89 Seiten.

12) Gesteigerte Leseübungen für Kinder. 1827 in 16. in 4 Büchelchen 90, 108, 78 und 103 Seiten. Moskwa. Dieß sind gelungene Uebersetzungen englischer Gespräche für ein Alter von 3 bis 8 Jahren.

13) Einleuchtender Beweis der göttlichen Herkunft der christlichen Religion von Jennings, ehemaligem Mitgliede des eng. Unterhauses, mit dem Motto: „wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreyen." Lucä, XIX, 40. Uebersezt von Wladislawleff. St. Pet. 1827 in 8. 103 Seiten.

14) Hofkalender auf das Jahr n. Ch. Geb.

1827 u. s. w. St. Ptbg. in 12. 96 Seiten, enthält unter andern die Aufzählung der Hofchargen u. dgl.

15) St. Petersburger Kalender auf das Jahr n. Chr. Geb. 1827, gerichtet auf die vornehmsten Oerter des russischen Reichs. 196 Seiten. — Dieser Kalender unterscheidet sich von seinen ausländischen Brüdern dadurch, daß er keine Aufsätze, die mit jedem Jahre verändert werden, sondern bloß stehende Artikel enthält. Indessen wäre wohl hier die Rüge sehr gerecht: 1) daß das uralte Verzeichniß der, durch astronomische Beobachtungen bestimmten Lage verschiedener Oerter des russischen Reichs weder verändert, noch verbessert oder vermehrt worden ist; 2) daß in den Angaben der Entfernungen der Städte die alten oft bereits vertilgten Postdistanzen noch in Einem fort aufgeführt werden, und die neuerworbenen oder neuerbauten Oerter noch immer unbeachtet geblieben sind! — — Dagegen hat dieser Kalender keine prophetischen Wetteranzeigen auf das ganze Jahr u. dgl., welchen in manchem ausländischen Kalender die alte Stelle noch immer gegönnt wird.

16) Taurien von A. Murawjeff. Mit dem Motto: Patet castis versibus ille locus. Ovid ex Ponto. Moskwa 1827. in 12. 148 Seiten. — Das Ganze besteht aus zwölf einzelnen Gedichten, die in eilf Ueberschriften: Tschatir Dag; Bachtschi-Sarai; Korsun; Kloster Georgiewsk; Balaklawa; Merdwen; Alupka; Orianda; Jalta; Aja-Dag; Kutschuk-Lambat; — diejenigen Orte andeuten, deren Eindruck den jungen Dichter vorzüglich begeisterte. Der innere Zusammenhang dieser Rhapsodien besteht in der Ebenzahl der Stanzen. Hierauf folgen 23 Gedichte als Zugabe, doch gehören sie nicht zu den Reminiscenzen aus dieser Halbinsel, sondern bestehen theils in neuen Erzeugnissen des Dichters, theils in Uebersetzungen desselben. — Bis jezt sind die Stimmen des Publikums über diese Erstlinge des emporstrebenden Sängers getheilt. Viele finden die Sprache zu wenig gefeilt, die Grundideen zu unbestimmt. Viele, und sehr gerne stimmen wir ihnen bey, finden, troß den Ausbrüchen einer sprudelnden Kraft, eine Fülle der Empfindung, einen Reichthum der Begeisterung und eine innige Stärke des Ausdrucks, welche zu würdigen Hoffnungen berechtigt. —

17) Abhandlung über den Ursprung des Kaufmannstandes in Rußland; von den Veränderungen, welche derselbe seit Peter des ersten Zeiten erfahren hat, und von dessen heutigen Rechten und Pflichten. Von W. B. Moskwa. 1827 in 8. 72 Seiten.

18) Bemerkungen auf einem Besuche des Jahrmarkts zu Nischnir Nowgorod, von N. Thärin, Eleven der praktischen Handlungs-Akademie zu Moskwa. 1827 in 8. 50 Seiten. Wenn dieses Produkt, der Jugend des übrigens hoffnungsvollen Vfs. wegen, keine Stelle in den statistischen Annalen des Handels einnehmen dürfte, so gereicht es doch gewiß zur Ehre der russischen Kaufmannschaft im Allgemeinen, und eines hiesigen Mitgliedes derselben, Hrn. Weretennikoff insbesondere, denn lezterer that im Jahre 1826 den Vorschlag, alljährlich, einen der ausgezeichnetern Eleven der praktischen Handlungs-Akademie zum Jahrmarkte nach „Nischnji" (ehemals zu Makarjeff) zu senden, um eine deutliche Uebersicht des vaterländischen Handels- und Gewerbfleißes zu bezwecken. Hr. W. stattete den jungen Reisenden auf eigene Kosten zu diesem Endzwecke aus, ertheilte ihm eine einsichtsvolle Instruktion, ließ das Resultat dieser Reise drucken, und hat hiedurch ein Beyspiel von Patriotismus gegeben, dem gewiß noch manche gleichgesinnte Freunde des Gemeinnützigen folgen werden.

19) Von den Schaafen und ihrer Wolle. Aus dem Französischen ins Deutsche übersezt von Thär, und aus beyden Sprachen ins Russische auf Kosten des Kanzlers, Grafen N. Rumänzoff, herausg. von d. kais. Moskow. Ackerbau-Gesellschaft zu Moskwa, 1827 in 8. IV, XXIV, 342 Seiten. — Hr. Maßleff, Sekretär dieser Gesellschaft, hat die Uebersetzung verfaßt und damit der Erwartung entsprochen.

20) Bajazeth, von Racine, Trauerspiel in fünf Aufz. in Versen übers. von W. Olin. St. Ptbg. 1827. in 8. 84. Es ist sonderbar, daß Hr. O. sich dasjenige unter den Trauerspielen des franz. Dichters gewählt hat, welches vielleicht im Vergleich mit den andern, die noch nicht übersezt sind, die mannigfaltige Mühe einer solchen Arbeit am wenigsten lohnen könnte. Da eine Uebersetzung Bajazeth's auch aus der Feder Katenin's (des Uebersetzers der Esther und des Cid's) in Kurzem zu erwarten ist, so wird eine Parallel-Kritik Beyder, im Verhältniß zum Original, die Würdigung ihres beiderseitigen Gehalts erleichtern. Wir bemerken nur, daß diese Uebersetzung mannigfaltige Mängel hat.

21) Uebersicht des Bereich's der Kreisgerichte, von Titularrath Radugin. Moskwa. 1827 in 8. 88 Seiten.

Folgende Reden Nr. 22. bis mit 27. wurden in Moskwa gehalten am 12ten Januar 1827, am Stiftungstage der kais. Universität.

22) Rede, gehalten in der Universitätskirche u. s. w., vom Archimandrit Innocentius. Moskwa 1827 in 4. 14 Seiten. Thema: „Der Endzweck der Aufklärung des „Menschen ist und soll stets seyn: das Heil der heil. „Kirche, des Thrones und des Vaterlandes, die Wohl„fahrt des Nächsten einzeln betrachtet und das eigene „Wohl."

23) Rede, gehalten u. s. w. in der Versammlung der Mitglieder der Univers. von dem Prof. ord. Sur-

Digitized by Google

girèw. Moskwa 1827 in 4. 18 Seiten. — Thema: Gottesfurcht und Vaterlandsliebe ist die Basis der wahren Aufklärung.

24) Memoria Coronationis et sacrae Unctionis Imperatoris ac Domini nostri Nicolai Primi u. s. w. repraesentata a Ferdinando Friderico Reuss, Med. D., Cons. publ. etc. etc. Moskwa. 1827 in 4. 24 Seiten.

25) Discours, prononcé le 12. Jan. 1827. dans la salle du Conseil de l'Université etc. par l'assesseur de Collège, Lecteur J. Pelte in 4. 11 Seiten.

26) Rede, gehalten bey der öffentlichen Feyer des 73sten Stiftungstages der kais. Mosk. Univers. u. s. w. von Friedrich Küster, Hofrath, Doktor der Rechte und Lektor der deutschen Sprache. — Moskwa, in 4. 8 Seiten.

27) Schuwaloff und Lomonossoff; den Mitgliedern des Universitäts-Konseils gewidmet von A. Merslakoff. Moskwa, 1827 in 4. 14 Seiten. — Eine poetische Vision, in der Lomonossoff seinem Beschützer Sch. den zukünftigen Flor der Wissenschaften und den Einfluß der politischen Begebenheiten auf dieselben prophetisch enthüllet. Die Verse sind rein und kräftig. Schön ist die Stelle:

„Gott sprach: — im Norden werde Licht."
„Und Dir ward Peter! o Ruthenia!"

28) Reden und Gedichte, gesprochen am 26sten März 1827 in der feyerlichen Versammlung der adeligen Universitäts-Pension bey Gelegenheit der Auslassung der Eleven, die den Kursus beendigt hatten, mit einer Jahresrechenschaft der Pension für 1826, 1827. in 4. 48 Seiten. — Diese Abhandlungen und Gedichte sind Produkte der Zöglinge und in verschiedenen Sprachen verfaßt. Ref. wird im Laufe der Zeit Gelegenheit haben über die Moskowische Universität und ihre Pensien offizielle Nachrichten mitzutheilen, die hier nicht am gehörigen Orte seyn dürften!

29) Vom Trauerspiele im Allgemeinen, von dessen Ursprunge, Entwickelung, Eigenschaften und Vervollkommnung bey den neuesten Völkern, von J. T. Moskwa. 1827 in 8. 62 Seiten.

30) Von dem Anfange und den Fortschritten der kritischen russischen Geschichte von A. Sinówjeff. Moskwa, 1827 in 8. 72 Seiten. — Der sehr thätige Verfasser (Uebersetzer von Adams Alterthümer und von Steins großer Erdbeschreibung, die noch nicht erschienen ist) hat sich in eine noch wenig betretene Bahn begeben, und, troz dem beschränkten Umfange seiner Schrift, Ansichten und Andeutungen zu wichtigern Resultaten gegeben, die er in der Zukunft gründlicher und vollständiger ausführen wird. In dieser Hoffnung und mit besonderer Rücksicht auf die Tendenz dieser Bibliographie, theilen wir hier die zehn Sätze mit, aus welchen der Vf. den Gang der russischen Geschichte kritisch beleuchten will. 1) Die russische Geschichte ist der Geschichte anderer europäischen Staaten wesentlich nützlich: die alte durch die Erklärung des Ursprungs vieler Völker und der Geschichte derselben, die neue Geschichte aber durch ihren Einfluß auf das politische System Europens. — 2) Die russische Geschichte besitzt seit der Gründung des Reichs weit mehr historische Denkmäler, als die der benachbarten nordischen Staaten, und ist daher glaubwürdiger. — 3) Die alten römischen und griechischen Autoren haben keine treue Nachrichten über Rußlands Norden hinterlassen. — 4) Müller war der Erste, welcher den Nutzen der Herausgabe der Chroniken für die russische Geschichte offenbarte. — 5) Seit Schlözer's Nestor erhielten die Russen einen richtigen Begriff über die gehörige Herausgabe der Chroniken und über historische Kritik. — 6) Bis zur Erscheinung der Geschichte Stritter's bestanden die Fortschritte der kritischen russischen Geschichte im Gegenstande selbst, und brachten auch keine Verbesserungen bey den vaterländischen Geschichtschreibern hervor. — 7) Obgleich die Quellen der russischen Geschichte nicht durchaus erschöpft sind, so sind sie doch wenigstens der Kritik bekannt. — 8) Troz der Zusammenstellung sämmtlicher Forschungen in der alten russischen Geschichte bleibt diese doch immer einigermaßen dunkel bis zum Tode Wladimir des Großen. — 9) Am empfindlichsten ist beym jetzigen Stande der russischen Geschichte der Mangel an ethnographischen und andern Mitteln und Hülfskenntnissen. — 10) Karamsin's Geschichte des russischen Reichs, die mit vielen neuen Forschungen bereichert ist, gibt uns auch ein genügendes Resultat der bis zu seiner Zeit statt gefundenen kritischen Untersuchungen. —

31) Versuch eines chronologischen Verzeichnisses sämmtlicher Lehranstalten, welche sich im Bereiche des Ministeriums der Aufklärung befinden. St. Pbg. 1827 in 4. 46 Seiten. — Dieses ist eigentlich ein Bruchstück des 3ten Theils eines großen zwanglosen Werkes, welches dem gelehrten Verf. zur höchsten Ehre gereicht und einen seltenen, wohl verdienten Ruhm erwirbt. Hr. P. Köppen, Dr. Philos., Magister der Jurisprudenz und Mitglied mehrerer gel. Gesellschaften, zeichnet sich durch seinen glühenden Eifer, durch seine tiefe Gründlichkeit und durch seine gelehrten Kenntnisse als archäologischer Forscher auf eine Art aus, die, bey gleichbegabten Nachfolgern, dem Gange der gelehrten Literatur Geschichte Rußlands eine Richtung geben, deren Folgen auch für das ganze übrige gelehrte Europa von gewichtigem Einfluß seyn müssen. Wir werden Gelegenheit haben Hrn. Köppens berühmtem Werke: „Materialien zur Geschichte der Aufklärung in Rußland" eine eigene Analyse zu widmen, da dasselbe einen Schatz von bisher unbekannten Resultaten und historischen Ergebnissen von hohem Werthe in sich schließt. —

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 73.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 11. September 1827.





Uebersicht
der russischen Bibliographie für die erste Hälfte des Jahres 1827. a. St.

Dem Verdienste — die Krone.

(Beschluß.)

32) **Sammlung russischee Gesetze XVI. Theil.** Enthält den **Kriminal-Koder** „vom Jahre 1753 bis 1826. Zusammengetragen von den Herren P. und T. **Chäwsky**. St. Ptbg. 1827 in 4. XXXIX und 640 Seiten. Motto: „Alle Strafen, welche den menschlichen Körper verstümmeln können, müssen abgeändert werden.“ Instruktion Cathar. II. §. 96. — Dieß ist also der XVI. Theil der großen Sammlung russischer Gesetze der Herren Chäwsky, welche sich vor andern gleichartigen Werken äußerst vortheilhaft auszeichnet und von mehreren Kollaboratoren fleißig fortgesezt wird.

33) **Sammlung russischer Gesetze XXI, Theil.** Ueber die **Staats-Kontrole** in Rußland, in den Gouvernements und in den Städten; über **Revision des Volkes** und über **Abgaben**. Vom Jahre 1718 bis 1826. Zusammengetragen von J. **Pestöff**. St. Petbg. 1827 in 4. XVI und 579 Seiten, mit 3 Zeichnungen (verschiedener Maaße).

34) **Die Zigeuner**, geschrieben im Jahre 1824. Moskwa, 1827 in 8. 43 Seiten, von **Alexander Puschkin**. Diese, aus frühern Fragmenten bekannte und mit Sehnsucht erwartete Dichtung eines der gefeyertesten Dichter Rußlands ist endlich erschienen! Es gibt wohl kein Kabinet des Staatsmannes, kein Studierzimmer des Gelehrten, keine Bibliothek des Privatmannes, kein Boudoir einer Dame, wo es nicht zu finden und nicht mit Beyfall aufgenommen worden wäre! Referent hat die prosaische Uebertragung dieses Gedichts, im oratorischen Rhythmus und in die Form des Originals sich fügend, unter Händen und wird sie nächstens dem deutschen Publikum vorlegen können, er glaubt dadurch am besten seinen Hauptzweck zu erreichen: das Ausland mit diesem neuen Produkte, wenigstens mit dem wesentlichen **Inhalte** und dem **Gange** desselben zu befreunden. —

35) **Die Raubbrüder von A. Puschkin** (geschr. 1822). Moskwa, 1827 in 8. 15 Seiten. — Dieses Gedicht ward bereits im „Polarstern“ einem Taschenbuche für 1825 abgedruckt. Der Inhalt desselben ist folgender:

Am Ufer der Wolga ist eine Räuberbande, ein Zusammenfluß kecker Wagehälse aus verschiedenen Stämmen, im Mondschein gelagert. Ein neuer, aber bewährter, Ankömmling erzählt seinen Lebenslauf: Er und sein jüngerer Bruder waren arme Waisen; vom Drucke der Armuth und der Umstände getrieben, wurden sie zulezt Straßenräuber. Mit froher Rohheit erzählt er das lust'ge Leben, welches sie führten, bis sie gefangen, in Ketten geschmiedet und in den Kerkee gebracht wurden. Ein Fieber wirft den jüngern Bruder nieter; er phantasirt: bald vermißt er seinen Bruder, bald sieht er den wirklich begangenen Mord an einem Greis vergegenwärtigt, umsonst fleht jener den Bruder um sein Leben; — kurz Scenen auf Scenen aus der Vergangenheit gehen in seinem Innern furchtbar vorübee; endlich siegen aber Kraft und Jugend, und die Brüder denken ernstlich an ihre Befreyung. Einst durchwandern sie bettelnd und in Ketten geschlossen die Straßen und stürzen sich verabredeter Weise rasch in den brausenden Strom. Eine Sandinsel dietet ihnen einen augenblicklichen Ruhepunkt dar. Zwey Wächter setzen ihnen schwimmend nach. Mit Steinen die Fesseln herabschlagend, erwarten sie die Verfolger. Einer derselben geht unter; der andere wagt sich mit dem Gewehee zu ihnen heran: zwey Steinwürfe schlagen ihn ins Wasser zurück, auch er findet seinen Tod in den Wellen. Niemand wagt es, sie zu verfolgen, sie entkommen in den Wald, doch ist des schwächeen Bruders Lebensflamme aufgezehrt, er verscheidet schwer am vierten Tage. Drey Tage lang harrt der Nachgebliebene der Wiederkehr des Lebens; vergeblich: endlich verscharrt er die Leiche und geht von Neuem auf Raub und Mord, doch, des Bruders eingedenk, schont er zuweilen des Alters Schwäche. — — —

36) **Une nation doit elle être exclusivement agricole?** vom Staatsrathe N. **Demidow**,

Digitized by Google

St. Pet. 1827 in 8. 5 und 34 Seiten. Das Resultat dieser Untersuchung ist: wenn zwey Drittheile der Bevölkerung dem Ackerbau ergeben sind, so muß ein Drittheil sich mit Industrie und Handel zum allgemeinen Besten befassen.

37) Die fünffache Aehre (d. h. ein Stengel mit fünf Aehren), Abhandlung des Grafen D. Chwostöff, Geh. Rath und Senator, u. s. w. gelesen in der Jahres Versammlung der freyen ökonomischen Gesellschaft. Januar 22. 1827. (Mit der Abbildung der Aehre.) St. Pbg. 1827. in 4. 8 Seiten.

38) Versuch einer Geschichte des armenischen Reichs, von J. und D. Arsánoff. Moskwa, 1827 in 4. XXII und 182 Seiten. Eine Kompilation in russischer Sprache von zwey jungen armenischen Literatoren bey der Schulanstalt der Herren von Lasareff zu Moskwa. Das Ganze ist aus armenischen Schriftstellern zusammengetragen, jedoch ohne Kritik und Umsicht, welcher Umstand bey der neuen Bahn, die sich die Herausgeber brechen müssen, einigermaßen zu berücksichtigen wäre. Wohl hätte das Fabelhafte und Historische, das gemeiniglich in den dunkeln Vorhallen der Geschichte seinen Spuck treibt, nicht mit so vieler Nachsicht aufgenommen werden sollen. — In diesem ersten Theile, welchem vermuthlich noch zwey folgen werden, geht die Geschichte bis zum Jahre 428 nach Ch. Geb. — Die 26 Kupfer (der Regenten Bildnisse in Lebensgröße) sind noch übler gerathen als der Text; die geographischen Anmerkungen aber sind mitunter interessant. Wir bemerken hier nur, daß die Geschichte bey den Armeniern 2100 Jahre vor Christi Geb. beginnt; daß Czaik, Urenkel Japhets, der Tradition nach, den Nimrod erschlug und erster König von Armenien ward; daß Adam armenisch sprach, u. dgl. mehr!!

39) Apologi cztero wierszowe z. tzdit J. J Dmitriewa, z. Rossyiskiego na Polsky ezyk przełtómaczone przez Bogusława Reutta. (J. J. Dmitriew's Apologe in Quatrains; ins Polnische übersetzt von Boguslaw Reutt.) 1827. St. Pbg. in 16. IV und 123 Seiten. — Die polnische Literatur ist im mittlern und nördlichen Rußland noch wenig bekannt, dagegen sind aber seit einigen Jahren schon manche ausgezeichnetere Werke der russischen Literatur ins Polnische übersetzt worden; wie unlängst noch Puschkin's Springbrunnen zu Baktschissaray. — Von diesen Apologen, einer neuern Gabe unseres würdigen Veteranen, haben manche unter der Feder des Uebersetzers nichts von ihrer eigenthümlichen Schärfe, Einfachheit, Reinheit verloren, was jedoch nicht im Ganzen der Fall ist. —

40) A practical Grammar of the Russian language, by James Heard. St. Ptbg. 1827. in 8. XIV und 323 Seiten, und

41) Key to the themes contained in Heards Russian Grammar, to which are added a voca bulary, dialogues and reading-lessons in prose and verse. 1827. St. Pbg. in 8. 197 Seiten. — Russische Philologen halten dieses Lehrbuch zur Erlernung der russischen Sprache so weit für vollkommen genügend, als es der jetzige Zustand der russischen Sprachlehre an und für sich zuläßt. Der zweyte Theil: Wörterbuch, Phraseologie und Beyspielsammlung entspricht gleichfalls seiner Bestimmung. Es verdient dieses Werk demnach den Sprachlehren des hochverdienten A. W. Tappe und Ch. Ph. Reiff beygezählt zu werden.

42) Kórmtschaja Kniga. (Eine Sammlung von geistlichen, zum Theil auch weltlichen Gesetzen, nach welcher in den geistlichen Tribunalen entschieden wird.) Einleitung zum Werke des Barons G. von Rosenkampf's. St. Pbg. 1827 in 4. 11 Seiten. — Es befindet sich diese Abhandlung im 3ten Theile der Materialien von Köppen. (s. Nr. 51.)

43) Erklärung einiger Stellen in Nestor's Chronik, von Baron von Rosenkampf. St. Pbg. 1827 in 12. 24 Seiten. Ein wichtiger Beytrag zur Kritik der russischen Geschichte.

44) Systematische Beschreibung der Entwässerung eines feuchten, sumpfigen Bodens und der Austrocknung der Mooré. Mit XXIV Zeichnungen. Auf Kosten der freyen ökonomischen Gesellschaft zu St. Petbg. 1827. in 8. IV, VI und 195 Seiten. Uebersetzt von Stoikowitsch. Ein Amalgama aus dem Deutschen Thaer's und dem Englischen Johnson's, wohl nützlich, übrigens nicht neu, und auch mehr theoretisch als praktisch.

45) Zwey gegen Vier oder Eifersucht und Scherz. Lustspiel in einem Aufzuge in Versen. Aus dem Französischen übersetzt, von Karátigin. St. Ptbg. 1827 in 8. 48 Seiten. — Der Uebersetzer ist ein hoffnungsvoller, junger Schauspieler des St. Pet. Theaters, indessen ist er in der Auswahl des Stoffes nicht glücklich gewesen, die Versifikation ist angenehm, aber noch wenig gefeilt.

46) Der Husar als Braut, Vaudeville in einem Aufzug aus dem Französischen von M. J. St. Pet. 1827 in 8. 62 Seiten. Wir erwähnen dessen bloß, um in der Aufzählung der Produkte dieses Jahres möglichst vollständig zu seyn, obgleich es rathsamer und gerechter wäre, ein solches Unkraut aus dem Felde der Literatur gänzlich auszujäten.

47) Die Begegnung im Hafen, Lustspiel-Vaudeville in einem Akt, aus dem Französischen (L'insouciant ou la rencontre au port) übersetzt, mit russischer Lokalität, von A. R. 1827 in 16. 117 Seiten. — Durch den Erfolg unserer ausgezeichnetsten Uebersetzer und Bear-

Digitized by Google

beiter französischer Lustspiele, Alexanders Pissareff's und Chmelnitzkii's, angefeuert, hat sich eine Fluth von Nachahmern erhoben, die unglücklicher Weise immer zunimmt, und so schonungslos die russische Bühne zu überschwemmen droht, daß es hohe Zeit ist, den Damm der Satyre und der Kritik ihr entgegen zu setzen, wenn nicht ein gänzlicher Untergang des Guten herbeygeführt werden soll! — Sehr oft wählen diese eiteln Herrn Vaudevilles, die nur für Frankreichs Sinn, Sitten und Gebräuche verständlich sind; mit ihrer Verpflanzung erlöscht dann der lezte schwache Funke ihres ohnehin seichten Geistes. Zum Unglück werden sie aber meistens durch die jauchzende Aufnahme einiger muthwilligen, oft groben Zweydeutigkeiten in dem Wahne bestärkt: sie wären auf dem Pfade zu dem lichten Tempel des Ruhmes, von welchem sie sich gerade entfernen; es versteht sich, daß sie in diesem Wahne auch nicht aufhören, uns Unschuldige heimzusuchen!! — Eine solche kraft- und saftlose Mißgeburt ist leider auch vorliegendes Lustspiel!

48) Phädra. Trauerspiel von Racine in fünf Aufzügen, übersezt von J. T. St. Pbg. 1827 in 8. VIII und 92 Seiten. Die beste Uebersetzung dieses Trauerspiels ist bis jezt die des Hrn. Lobanoff, und dabey eigentlich doch nur leidlich im Verhältniß zum Original. Sagen wir nun, die Uebersetzung des Hrn. T. stehe tief unter dieser, so ist dieß eine hinlängliche Würdigung seiner Arbeit.

49) Elemente der Chemie, von Alexander Jöwskii. Erster Theil. Von den einfachen, chemischen Stoffen. Zweyte durchaus veränderte Auflage. Moskwa. 1827, in 8. 162 Seiten. — Wir haben in diesem Zweige des menschlichen Wissens bereits mehrere Werke, welche aber weder besser sind als dieses, noch demselben nachstehen möchten, obwohl es manches Neue enthält. — In der Geschichte der Chemie sagt Hr. J. unter andern: „Es gibt Werke, aus welchen man ersehen kann, daß der Name Chemie bereits vor der Sündfluth bekannt war,“ ohne uns den Dienst zu erweisen, die Quellen zu bezeichnen! — Eine bedeutende Schwierigkeit für die wissenschaftliche Ausbildung Rußlands ist der bisherige Mangel einer selbstständigen Terminologie; sehr wenige Versuche einiger Gelehrten und Männer vom Fache haben kaum einige glücklich ersonnene Wörter eingeführt, manches ähnliche Bestreben war eitel, manches unzweckmäßig. Lezteres scheint auch mit Hrn. J. der Fall gewesen zu seyn!

50) Namens-Liste der Beamten der kais. Medico-Chirurgischen Akademie, mit Bezeichnung ihres Wohnortes, auf das Jahr 1827, in 24. 44 Seiten. — Solche Data sind aus einem gewissen Standpunkte betrachtet immer interessant, diese z. B. als Beleg zur Statistik der benannten Akademie. Nach dem Verzeichniß der Beamten folgt die Liste der Studirenden. Im Jahre 1826 traten aus der Akademie 61 Individuen: 30 Medici ins Militärwesen, 18 ins Civil, 2 Kandidaten der Medicin, und 1 Veterinairarzt, 9 freywillige Medici und 1 Kandidat der Pharmacie. — Jezt, 1827, befinden sich in der Akademie: 230 Studenten auf Kosten der Krone, 69 freywillige und 26 sich vorbereitende, zusammen 325 Individuen.

51) Materialien zur Geschichte der Aufklärung in Rußland, gesammelt von Dr. Köppen u. s. w. Dritter Band. 1827. in 4. 260 Seiten. — Da Ref. bereits unter Nr. 31. die Pflicht übernommen hat, künftig eine genauere Uebersicht dieser interessanten Fundgrube zu geben, so hält er sich hier nicht länger dabey auf.

52) Sammlung slavischer Denkmäler, welche sich außerhalb Rußland befinden, gesammelt von Dr. P. Köppen u. s. w. St. Petbg. 1827 in 4. — Diese paläographischen Fragmente sind wieder ein neuer Beweis der außerordentlichen Anstrengungen unsers trefflichen Köppen, welche er übrigens nur als Proben oder Vorläufer von Lieferungen wichtigerer Art betrachtet wissen will. 1822 gab Hr. K. eine solche Sammlung von 174 Denkmälern, die sich innerhalb Rußland befinden, heraus. Auf seinen Reisen in den Ländern der slavischen Zungen und a. a. O. sammelte er die Materialien zum vorliegenden Werke, welches auch durch die patriotischen Opfer des sel. Grafen Rumänzoff's mit der gebührenden typographischen Schönheit hat erscheinen können. — Dieses Heft enthält die erste Abtheilung der in Deutschland gesammelten Denkmäler d. h. eine Einleitung, eine Beylage von drey gedruckten Bogen und 9 Blätter mit Original-Abdrücken, von Hrn. K. eigener Hand gemacht und vom Graveur Flörow schön gestochen. — Die Beylage besteht in 12 Bruchstücken aus dem Ostromirowschen Evangelium (das merkwürdigste slavisch russische Schrift-Denkmal, geschrieben zu Nowgorod 1056 und 1057). — Ein eigenes Blatt gibt uns eine Uebersicht des Alphabets, der Zahlenbuchstaben und der verschiedenen Zeichen. Auf den neun Blättern findet man slavische Gebete u. m. a., die sich im Freysingischen Manuscripte zu München befinden; auch ist auf dem neunten Blatte eine Abschrift von Gebeten in polnischer Sprache, aus dem zu Nürnberg 1512 gedruckten Buche: Statuta Sinodalia Wratislaviensia, ferner das Alphabet aus dem Vier-Evangelien-Exemplar zu München, das einst dem Metropoliten Peter Stogita gehörte, vom Jahre 1491, (auf Pergament geschrieben).

Digitized by Google

Taschenbuch.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1828. Mit sieben Kupfern. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1828.

In den meisten früheren Jahrgängen zeichnete sich die Urania bald durch die Kupfer, bald durch den Inhalt oder beydes vortheilhaft aus. Dießmal ist der Inhalt etwas mittelmäßig, und die Kupfer sind unter aller Kritik schlecht. Was man auch en Rambergs Manier auszusetzen gefunden hat, man fängt an, ihn in den Taschenbüchern eben so zu vermissen, als in der dramatischen Literatur den allezeit gefälligen Kotzebue. Es ist doch etwas Gewandtes, Lebendiges, Natürliches in seinen, wenn auch noch so zahllosen und flüchtigen Kompositionen, wogegen dieses eckige, gezwungene, unnatürliche Wesen in den neuen Kupfern höchst widerlich absticht.

Unter den fünf Erzählungen, welche dieses Taschenbuch liefert, ist die erste und beste Debora von Wilhelm Müller. So sehr wir indeß diesen Dichter hochschätzen, können wir uns doch nicht verhehlen, daß die Novellen, mit denen er neuerdings aufgetreten ist, so viel Geist und Eigenthümlichkeit nicht verrathen, als seine lyrischen Dichtungen. Sie scheinen nur versuchsweise und gleichsam aus Gefälligkeit für Leute, die gern wissen möchten, wie der geistreiche Dichter auch in Prosa dichten könne, entstanden zu seyn, und verrathen weniger einen innern Drang eigenthümlicher Schöpferkraft, als die äussern fremden modischen Muster, nach denen sie gemodelt sind. Unter diesen glauben wir Tieck, Hoffmann, Willibald Alexis wiederzuerkennen. Wenn wir indeß von einem so ausgezeichneten Dichter, wie Wilhelm Müller ist, noch etwas Größeres erwartet hätten, als was er geleistet hat, so soll damit doch die Leistung selbst keinesweges getadelt werden. Seine Novelle ist offenbar die beste in der vorliegenden Sammlung und hat, wie es nicht anders zu erwarten war, viele Schönheiten. Welche Form ein talentvoller Dichter auch wählen mag, er wird immer etwas Schönes zu gestalten und dem Gebilde seinen Geist einzuhauchen wissen. Die Hauptfigur in dem kleinen Roman, ein emigrirter französischer Marquis aus der guten alten noch halbromantischen Zeit, ist vortrefflich gehalten, und daß er zuletzt noch von Berlin nach Rom unter die Masken des Karnavals geführt wird und hier am Anblick eines Doppeltgängers stirbt, vollendet den tragikomischen Eindruck, den er gleich anfangs erregt. Weniger eigenthümlich ist der junge Berliner Doktor, der mit dem Marquis nach Rom reist, und die übrigen Charaktere sind ganz gewöhnlich. Die Begebenheit, das Schicksal herrscht über die Charaktere vor, wie dieß auch in der vorjährigen Erzählung des Verfassers der Fall war. Der alte Marquis hatte sich einst in Spanien in eine wunderschöne Jüdin verliebt, die aber durch den Haß einer Spanierin der Inquisition und dem Tode überliefert worden war. Ihr Gatte Aaron und ihre kleine Tochter Debora waren nach Rom geflüchtet, und hier finden wir sie nach vielen Jahren wieder. Der junge Doktor aus Berlin sieht die reizende Debora und wird um so mehr für sie entflammt, als er sie dem Bilde ihrer Mutter, das er beym Marquis gesehen und das schon den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hat, so ähnlich findet. Noch weiß aber weder der alte noch der junge Liebhaber von der nahen Verwandtschaft ihrer Geliebten, als die Ermordung eines jungen Spaniers das Geheimniß verräth. Der Todte ist der Sohn jener Spanierin, die einst Aarons Gattin ins Verderben gestürzt, und sein Mörder ist Aaron selbst, der auf diese Weise seine Rache gekühlt hat. Bevor er aber entdeckt wird, vollbringt er noch eine zweyte blutige That. Er sieht seine Tochter, die heimlich Christin ist, vor einem Krucifix beten, und ersticht sie aus Fanatismus. Der alte Marquis wird durch die Entdeckung auf's tiefste erschüttert und der Anblick einer ihm völlig ähnlichen Maske entsezt ihn so, daß er stirbt. Der junge Doktor aber wird katholisch und ein Mönch.

Die zweyte Erzählung, der Ring von A. von Tromlitz, spielt in Bayern zu der Zeit, als es von Gustav Adolph erobert wurde. Die darin enthaltene Liebesgeschichte bietet nicht viel Neues dar, die historischen Porträte und Scenen sind aber treu und recht lebendig. Gianetto der Afrikaner, von Carl Borromäus von Miltitz, ist ein Charaktergemälde und schildert einen kräftigen Sohn der Natur, der unter den Europäern und zulezt unter dem Dey von Algier eine Menge kriegerischer Abenteuer besteht. Das Gemälde ist aber nicht genug gehalten, denn der Dichter mischt dem Charakter des wilden Afrikaners eine gewisse Sentimentalität bey, die nicht recht in jenes Klima paßt. Er würde wohl gethan haben, sich bey Schilderungen nach der rohen wilden Natur Coopers Porträte zum Muster zu nehmen. Das Vermächtniß des Freundes ist eine unglückliche Karbonarigeschichte, die zu Palermo spielt, und Clara von Cossuergue von Wilhelm von Lüdemann eine Liebesgeschichte aus der Zeit der Troubadours, beyde ganz gut erzählt, aber ohne neue Motive und Charaktere. Den Schluß machen drey artige Romanzen von Gustav Schwab, der sich bekanntlich um die poetische Bearbeitung interessanter Sagenstoffe schon so mannigfaltiges Verdienst erworben hat, eine Erinnerung von Tiedge und einige Lobgedichte an und auf Wilhelm Müller von Baron Simolin.

Digitized by Google

Nr. 74.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 14. September 1827.

Philosophische Literatur.

Die drey ersten Vorlesungen über die Philosophie des Lebens. Von Friedrich von Schlegel, K. K. Legationsrath und Ritter des Christus-Ordens und Doktor der Philosophie. Wien bey Carl Schaumburg und Komp. 1827.

Wir sind weit entfernt allen religiösen und politischen Ansichten und Anspielungen beyzustimmen, welche Herr von Schlegel auch in diese Vorlesungen über Philosophie zu deren großer Beeinträchtigung hat einfließen lassen; gleichwohl soll uns dieser zufällige Umstand nicht hindern, das wesentlich Wahre und Gute, welches leztere wirklich darbieten, anzuerkennen. Zuvörderst können wir nicht umhin, die Fehde gut zu heißen, welche der Verfasser der ganzen neueren und insbesondere der neuesten Idealphilosophie geboten hat. Kurz und treffend bezeichnet er die Evolutionen der deutschen Philosophie, welche Kant in seinem Kriticismus gegründet hat; stellt dar, wie die von Kant für ungenügend erklärte Vernunft in Fichte's Idealismus an der schroffen Klippe der Selbstgenügsamkeit zu scheitern gekommen, dann aber in Schellingischem Pantheismus auseinandergefahren sey; und sagt endlich aus, daß aus dem lezteren das caput mortuum der neuesten Alleinslehre, eines hyperidealen Nihilismus, hervorgegangen. Was er eigentlich von eben diesem halte, hat er in folgender beyspielsweis gebrauchten Vergleichung anschaulich gemacht:

„Während ein wunderbarer brittischer Dichter, vielleicht der größte, gewiß aber der merkwürdigste Dichter unserer Zeit (Byron), in seiner tragischen Darstellung des ältesten Brudermordes, als den Anstifter dieser That, den Feind des Menschengeschlechtes und König des Abgrundes, als den großen Tadler der göttlichen Weltordnung und das Oberhaupt aller unzufriedenen Geister und der Opposition in der ganzen Schöpfung dargestellt, mit einer solchen ergreifenden und erstaunenswürdigen Wahrheit geschildert, und ganz wie nach dem Leben geschildert hat; so daß alle früheren ähnlichen Darstellungen auch der berühmtesten Dichter dagegen nur als willkührliche Fantome ohne Wahrheit erscheinen, gegen diese Darstellung, die dabey doch nicht ohne einige ins geheim durchschimmernde Vorliebe entworfen ist, indem der Dichter allen magischen Zauber seiner Phantasie über diese dunkle Figur ausgegossen hat: so wird nun hier eben dieses feindliche Princip, dieser absolute, d. h. der böse Geist der Verneinung und des Widerspruches, auf den lezten Abwegen der deutschen Philosophie, obwohl in abstrakter Unverständlichkeit, in der Mitte des verworrenen Systems auf den Thron gestellt; daß also durch eine seltsame Art von vorherbestimmter Harmonie, der antichristliche Dichter, und diese antichristlichen Denker auf einem Punkt der falschen Herrlichkeit unvermuthet zusammentreffen. Dieses ist in jedem Falle wohl das dritte Stadium der idealistischen Verirrung, die höchste und gewiß auch die lezte Stufe des wissenschaftlichen Atheismus." — Was aber nach einer solchen, unumwundenen Verwerfung des neuesten Absolutismus, Idealismus, Nihilismus, oder wie man sonst das über- und unterirdische Labyrinth der neuesten philosophischen Orakler nennen mag, der ehemalige Vertheidiger Fichte's, den derselbe auch jezt noch nicht ohne Grund glimpflich deurtheilt, selbst für eine befriedigendere Lehre darbiete, das wird man jezt zu erfahren um so begieriger seyn. Der Verfasser hat sich am kürzesten und bündigsten selbst also darüber vernehmen lassen: „Diese Philosophie, welche ich hier zu entwickeln unternommen habe, könnte den schon früher bezeichneten Irrthümern des Materialismus und des Idealismus gegenüber, — wohl nicht anders als Spiritualismus genannt werden; da sie, von der Seele, als dem Anfang und dem Ersten ausgehend, den Geist aber dennoch als das Höchste aufstellt; und auch in der Lehre von Gott, dem Rationalismus darin ganz entgegenstehend, diesen als den lebendigen Geist und persönlichen Gott, nicht aber als eine absolute Vernunft oder bloße Vernunftordnung auffaßt und aufstellt." — Näher noch und Manchem unserer Leser vielleicht verständlicher ist folgende Erklärung, worin auch die Grundlinien des Entwickelungsganges der neuen Lehre angedeutet sind:

Digitized by Google

„dreyfach aber ist die Natur des Menschen, der aus Geist, Seele und Leib besteht. Und diese dreyfache Beschaffenheit und Eigenschaft, dieses dreyfache Leben des Menschen ist zwar noch nicht selbst derjenige Vorzug, aber es hängt doch dieses noch zusammen mit dem Vorzuge, welcher den Menschen vor allen andern erschaffenen Wesen auszeichnet und unterscheidet; ich meyne jenen Vorzug, vermöge dessen er allein in der ganzen Schöpfung mit dem göttlichen Ebenbilde bekleidet ist. *Dieses dreyfache Prinzip ist die einfache Grundlage der gesammten Philosophie*; und diese Philosophie, welche von solcher Grundlage ausgeht, ist eben die Philosophie des Lebens, und darum hat sie auch Worte des Lebens. Sie ist keine müßige Spekulation und keine unverständliche Hypothese; sie ist nicht schwieriger und braucht nicht dunkler zu seyn, als jede andere Rede von geistigem Inhalt; sie kann und darf eben so leicht und klar seyn, wie das Verstehen einer Schrift, die Beobachtung der Natur und die Erkenntniß der Geschichte; *denn sie ist überhaupt nichts anderes, als eine aus dem Leben selbst geschöpfte, einfache Theorie des geistigen Lebens, und das bloße Verstehen desselben*. Der Gegenstand der Philosophie ist also das innere geistige Leben *und zwar in seiner ganzen Fülle, nicht bloß diese oder jene einzelne Kraft desselben, in irgend einer einseitigen Richtung*." — Wir gestehen gern, daß, wenn Herr v. Schlegel diese seine Aufgabe fest im Auge behielte und die verheißene, ächtpopuläre Ausführung derselben gleichfalls in Erfüllung ginge, wir diese neue, als Philosophie des Lebens sich empfehlend genug ankündigende Lehre höchst willkommen heißen würden. Denn alsdann wäre mit ihr in der That die Bahn wenigstens zu einer, endlich einmal lebendige Früchte tragenden Philosophie gebrochen. Leider haben wir erst den fünften Theil der ganzen Ausführung vor uns und können daher noch kein Endurtheil fassen. Möge hiezu recht bald Gelegenheit gegeben werden; denn, wie es auch bedingt werden dürfte, der Anfang verheißt immerhin schon eine reiche Ausbeute geistvoller Gedanken und Bemerkungen, die selbst die erfreuen werden, welche dem Ganzen ihren Beyfall versagen müssen. Die äussere, sprachliche Darstellung ist, wie auch aus den zu diesem Endzweck gegebenen Anführungen hervorgehen wird, klar und lebendig, und man weiß auf jeden Fall immer, was der Verfasser meynt. Man könnte vielleicht eine etwas breite Redseligkeit tadeln; aber da derselben nicht Geist mangelt und sie überhaupt nur der getreue Abdruck mündlichen Vortrages zu seyn scheint, so können wir sie dem Gegenstande und Zweck nicht unangemessen finden. Im Gegentheil hätten wir hier und da eine größere Umständlichkeit noch erwartet und gewünscht. Namentlich über den sehr interessanten Abschnitt, wo von der liebenden Seele gehandelt wird. Es bleibt darin ungewiß, woraus die Liebe abgeleitet wird, ob aus dem Geiste oder aus der Seele; was doppelt wichtig ist, weil es einem Jeden freylich von selbst einleuchtet, wenn die Liebe, die liebende Seele zum Mittelpunkt alles sittlichen Lebens, ja des Lebens überhaupt gemacht, nicht aber wenn die geistige Natur des Menschen im eigentlichen Geist und in Seele ertheilt wird. Dem Geiste nun gehört, nach dem Verf., Verstand und Wille in höchster, gottähnlicher, Gedanke und That in Eins verbindender Kraft zu, der Seele dagegen Vernunft und Phantasie, welche nur unter den Bedingungen der irdischen Raum- und Zeitverhältnisse thätig seyn können. So gränzt die menschliche Seele an das Reich der äußeren, sinnlichen und körperlichen Natur, und so würde die Liebe leicht nur zu einem gesteigerten thierischen Triebe werden, wäre sie eine bloße Eigenschaft der Seele, während sie als Eigenschaft des Geistes ein göttlicher Trieb genannt werden müßte. Zwar scheint aus dem Ganzen hervorzugehen, daß lezteres Herrn von Schlegels Meynung sey; allein unserer Meynung nach müßte eine populäre Philosophie des Lebens auf allen Punkten ganz seyn, oder wenigstens an den höchsten Mittelpunkt der Lehre stets angeknüpft bleiben, weil sie sonst gar zu leicht auf Abwege leitet. Denn der gewöhnliche, wenn gleich gebildete, Mensch bleibt immer lieber beym Einzelnen stehn und bildet aus diesem zu gern sein Gesammturtheil, als daß er sich auf die Höhe des Ganzen, von der aus Alles das gehörige Licht empfinge, zu schwingen auch nur vermöchte. Dieser Vorwurf trifft die Methode überhaupt, die Herr von Schlegel mehr, als billig ist, vernachlässigt hat. Zwar stimmen wir ihm in der Verwerfung jenes sublimirten Wolfianismus bey, der noch in der Philosophie angetroffen wird; denn die Philosophie soll allerdings mehr, als ein algebraisches Rechenexempel seyn; aber die Mathematik, die nun einmal, ohne die Welt selbst zu seyn, doch ihrer Struktur zum Grunde liegt, darf in dem geistigen Bau der Philosophie, der geistigen Wiedergeburt der Welt, nicht übergangen werden; sonst bekommen wir einen geistigen Trümmerhaufen, statt des Abbildes der wohlgeordneten Welt. Wir behaupten nicht, daß Herr v. Schlegel uns einen solchen Trümmerhaufen zugerichtet habe, wohl aber, daß einzelnen Gruppen die innere Anschließung an den allen gemeinsamen Mittelpunkt fehle. — Uebrigens haben wir in den bis jezt dem Druck übergebenen drey Vorlesungen, außer oberwähnter Begriffs- und Verhältnißbestimmung der Philosophie des Lebens, erst die psychologische Grundlage derselben erhalten. Der Geist nämlich und die Seele, d. h. *Verstand und Wille, Vernunft und Phantasie*, werden als die geistigen Organe für die Erkenntniß und

Digitized by Google

das Verstehen aller Gegenstände des menschlichen Wissens betrachtet, welches uns durch die vierfache Offenbarung des Gewissens, der Natur, der Schrift, der Weltgeschichte zu Theil werden soll. Hierüber behalten wir uns unsere Ansicht vor, bis das Ganze erschienen seyn wird. Der Verfasser verspricht darin noch von der Weisheit und der göttlichen Ordnung in der Natur, in der Gedankenwelt und in der Geschichte und sodann von der Entfaltung des Geistes im Bewußtseyn und in der Wissenschaft, im äußeren Leben und in den großen Weltverhältnissen, im Kampfe der Zeit und im Gange ihrer Wiederherstellung, nach den verschiedenen Entwickelungsstufen des Menschengeschlechts bis zum Schluß und Ziele der Vollendung handeln zu wollen. Wie gesagt, wir versprechen uns viel Geistreiches noch zu vernehmen, zweifeln aber, in Allem mit dem Herrn Verf. übereinstimmen zu können. So viel sich bis jezt vermuthen läßt, dürfte sich das Ganze doch wohl nur als ein angewandter, vielleicht zu weit geführter Fichtianismus darstellen, der ja in seiner lezten Umbildung auch Gott als Urgrund der Welt betrachtete, als welcher derselbe schlechthin durch sich selbst und lauter Leben sey, die Welt aber eine Aeußerung des Wesens Gottes, dessen Bild und Schema. —

W. B. M.

Dichtkunst.

Das Niebelungenlied, übersezt von Karl Simrock. Zwey Theile. Berlin 1827, in der Vereinsbuchhandlung.

In einer ansehnlichen deutschen Hauptstadt wurde vor nicht gar langer Zeit das prächtige Portal einer alten gothischen Kirche, weil es so schwarz und verraucht aussah, mit Kalk frisch überweißt, und seitdem konnte man es nicht mehr ansehen. Im gleichen Falle befindet sich das Niebelungenlied, wenn man es ins Neudeutsche will übersetzen. Es verliert zwar die Dunkelheit des Kolorits, aber auch die Klarheit und Schärfe des Kontours; denn, wie sich der frische Kalk zwischen die feinern Verzierungen jenes Bauwerks sezt und dieselben verklebt, so werden auch die zierlichen und scharfgeschnittenen alten Worte dieses Gedichtes durch die neudeutsche Uebertünchung abgestumpft oder ganz überdeckt. Mag der Uebersetzer sich noch so viel Mühe geben, er kann die großen Unterschiede der alt- und neudeutschen Sprache doch einmal nicht ändern, er muß bey der Uebersetzung neue Wörter und Wendungen gebrauchen, bey denen der ganze Zauber des Originals verloren geht. Was dort einfach und natürlich war, wird hier gesucht und fremdartig; was naiv war, wird albern. Man versuche nur die Naivetäten der Schwaben, Schweizer und Tyroler, wie sie noch heute gäng und gäbe sind, ins neuere Schriftdeutsch zu übertragen, und man wird finden, daß in den meisten Fällen etwas Erzwungenes oder Albernes herauskommt. Der Erzählungston, das Pathos, die rührende Sprache, alles hat in der altdeutschen Poesie wie im Munde der noch in ihrer alten Eigenthümlichkeit beharrenden oberdeutschen Stämme einen eigenen Accent, eine eigene Modulation, sogar eine eigene Syntax, denn die Sätze sind im Allgemeinen kürzer, ungekünstelter, und doch zugleich freyer, weil die Wortstellung zwangloser ist. Da nun aber das Altdeutsche doch keine fremde Sprache ist, so entbehrt die Uebersetzung eines wesentlichen Vortheils. Sie kann ein Werk aus einer völlig fremden Sprache in die deutsche, wie aus einer Farbe in die andere übertragen, so daß jede ihre ganze Eigenthümlichkeit behält. Eine Uebersetzung aus der eigenen Sprache wird aber genöthigt, die Farben zu mischen. Was noch verständlich von dem Alten ist, wird beybehalten, wenn es auch nicht ganz zum neuen Style passen sollte, und was unverständlich ist, wird mit Neuem ersezt, wenn dieses auch zum Alten nicht passen sollte. Uebersetzungen aus der eigenen Sprache sind bey weitem schwieriger, als aus fremden Sprachen, und, was noch mehr ist, sie haben auch weniger Werth an sich, sie sind unnützer. Wer sollte denn nicht im Stande seyn, die Niebelungen in der Ursprache zu lesen, wenn er nur ein kleines Wörterbuch bey der Hand hat, dergleichen ja den Ausgaben fast immer beygefügt sind? Und wer dieses schöne Lied im Original lesen kann, wird jede Uebersetzung verschmähen, weil keine das Original erreicht, weil jede die wahren Schönheiten desselben mehr oder weniger entstellt, und weil jede nur die Trägheit derer bestärkt, die sich die geringe Mühe nicht geben wollen, das Altdeutsche selbst zu lesen. Höchstens kann eine solche Uebersetzung dem Fremden unentbehrlich seyn, weil diese höchstens deutsch, aber nie altdeutsch lernen.

Im Fall nun aber eine Uebersetzung wirklich dem Einen oder Andern nothwendig und unentbehrlich seyn sollte, muß der vorliegenden ohne Zweifel der Vorzug gegeben werden. Die frühern Uebersetzungen des Niebelungenliedes haben sich sklavisch an das Original gehalten und dadurch der neudeutschen Sprache wahre Gewalt angethan, denn sie scheuten sich nicht „seyn und Königin" oder wohl gar „reiche und minnigliche" zusammenzureimen, weil im Original „syn und Königin, riiche und minnigliche" reimten. Herr Simrok hat sich von dieser Unnatur fern gehalten und so neudeutsch als möglich übersezt. Doch ist er dabey häufig in den entgegengesezten Fehler gefallen. Er übersezt schöner, wohlklingender, aber auch oft zu frey und nicht immer im Sinne des Originals. Namentlich bringt er oft ein Pathos,

Digitized by Google

eine gewisse oratorische Feyerlichkeit und einen begeisterten Schwung an, wo das Original nur lauter Einfalt und Treuherzigkeit zeigt. Dieses falsche Bestreben des Uebersetzers, sein Original zu beleben und zu verschönern, offenbart sich schon im ersten Verse. Da heißt es:

> Die alten Sagen melden uns hoher Wunder viel
> Von preiswerthen Helden und kühnem Wagespiel.

Das fängt gleich wie Tasso und Camoens an, voll Schwung und Pracht, nicht aber wie das alte Niebelungenlied. Dieses beginnt ganz einfältig zu erzählen: Uns ist in alten Mähren wunders viel gesagt, von löblichen Helden und großer Arbeit. Warum macht der Uebersetzer aus dem einfachen gesagt ein feyerliches melden? Es wäre schon falsch, wenn er es des Reimes wegen gethan hätte, aber er thut es auch in der Absicht, einen feyerlichen Schwung in das Gedicht zu bringen, und deßhalb macht er aus den einfältigen Mähren die vornehmer klingenden Sagen, und aus dem einfachen Wunders zieht er gar hohe Wunder, woran der alte Dichter nicht gedacht hat. Das ist eben der Zauber der altdeutschen Poesie, daß sie das Hohe und Ergreifende so einfach schildert, und nicht immer, wie die neuere Poesie pflegt, dazusezt: das ist hoch, das ist rührend! sondern uns nur nöthigt, es selbst so zu finden. Auch Uebersetzungen wie preiswerth statt lobebar sind zu frey. Wenn der Uebersetzer gesagt hätte „von lobelichen Helden," so wäre dieß verständlich genug und dem Original mehr angemessen gewesen. Wie er aber gar aus der großen Arbeit ein kühnes Wagespiel machen kann, ist unbegreiflich. Spiel ist ja der Arbeit grade entgegengesezt, und ist denn in dem Liede von eitel Spiel und Turney die Rede, und nicht vielmehr von wahrer aufgedrungener, riesenhafter Arbeit? Der alte Dichter bezeichnet eben so schmucklos als treffend wahr in dem Wort Arbeit das ganze Gewicht jenes furchtbaren Verhängnisses, das auf den Helden lastet, das sie wider Willen in den ungeheuren Todeskampf treibt und durch sich selbst zermalmt. Hier ist so viel bittrer Ernst, daß schwer zu begreifen ist, wie dem Uebersetzer ein Spiel einfallen konnte.

Davon abgesehen, hat indeß Herr Simrok durchgängig wohllautend und fließend gesungen, die allzusteife sklavische Treue vermieden und nicht bloß eine harte wörtliche Uebersetzung, sondern wirklich ein schönes Gedicht gegeben. Wenn er nur sein Original mehr durchdacht hätte, so würde er bey seinem vorwiegenden Talent auch leicht für die verfehlten Ausdrücke bessere haben finden können, und wenn sein Werk eine zweyte Auflage erleben sollte, so fordern wir ihn auf, den Sinn des alten Dichters besser zu ergründen, ohne dabey die Schönheit und den Guß und Fluß seiner Uebersetzungsweise aufzugeben.

W. M.

Dramatische Dichtkunst.

Die Dogen. Tragödie in fünf Akten von Fedor Isмar. Neue wohlfeile Ausgabe. St. Gallen, bey Huber und Kompagnie, 1827.

Der Dichter macht eine gar finstere Miene, nur Schade, daß sein Schmerz nicht ächt ist. Man sieht, er möchte mit dieser Maske gar zu gern Aufsehen erregen und doch fällt er aus der Rolle. Um alles Heitre und Liebliche aus der Illusion des Lesers zu entfernen und ihn sogleich in düstere Schatten einzuführen, weiht er sein Gedicht nur „seinen Feinden." Welch ein tragischer Humor in dieser Zueignung! Wir erwarten nichts Geringeres, als ein Gedicht in der Gattung von Lord Byrons Finsterniß. Der Dichter selbst nennt seine Schöpfung ein finsteres Lied:

> Dir, Feind —
> Dir sey dieß finstre Lied geweiht!

Wenn wir es aber gelesen haben, was ist das Ende vom Liede? Eine Hochzeit, eine Thronbesteigung, eine Begnadigung; die verfolgte Tugend triumphirt, und selbst der Bösewicht, der das glücklich abgewendete Unheil angerichtet, kommt mit einem blauen Auge davon. Wie in aller Welt kommt der Verfasser dazu, dieß eine Tragödie zu nennen, und ein finsteres Lied, so finster und schwarz, daß er es nur seinen Feinden ins Gewissen werfen will? Der Hergang des Ganzen ist kürzlich folgender. Ipato, Doge von Venedig, wird von Gallo, dem Verräther, mißleitet, den treusten Ritter Venedigs und den Geliebten seiner Tochter, Galbaio, zu verbannen. Darauf reißt Gallo mit fremder Hülfe die Herrschaft selber an sich, nimmt Ipato gefangen und läßt ihn blenden. Galbaio aber rettet in Verbindung mit einem mystischen Greise und einer Art von Freymauerbund die gefährdete Republik. Gallo wird gestürzt, Ipato tritt an Galbaio die Würde eines Dogen ab, gibt ihm seine Tochter und verzeiht sogar dem Verräther. Alles endet wie ein bürgerliches Schauspiel von Iffland.

Abgesehn von dem Mißgriff, ein solches Machwerk eine Tragödie zu nennen, hat es auch sonst wenig Verdienst. Die Intrigue ist gemein und abgedroschen, die Charaktere sind ganz gewöhnliche, wie sie schon hundert Mal in ähnlichen Schauspielen aufgetreten sind, die mystische Episode, der geheimnißvolle Bund ist eine alberne Reminiscenz aus Werners Trauerspielen oder gar aus dem Rinaldo Rinaldini, und die gemeinen Jamben, in denen das Ganze abgefaßt ist, sind weder sonderlich wohlklingend, noch enthalten sie poetische Bilder und Gedanken. Es steht zu befürchten, daß der Verfasser sich mit seinem allzu unbedeutenden Trauerspiel nicht einmal die Feinde machen wird, denen er es zugeeignet, denn auch die Feindschaft will einen bedeutenden Gegenstand, der hier nun ganz und gar nicht zu finden ist.

Digitized by Google

Nr. 75.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 18. September 1827.

Geschichte.

Histoire de la Fronde. Par M. le Comte de St. Aulaire. T. I. Paris, Baudouin Frères, Libraires, Rue de Vaugirard, N. 17. 1827.

Wir haben die französische Revolution von jeher nur als das entsetzliche, aber unvermeidliche Resultat der ganzen französischen Geschichte betrachten können, in welcher sich von Chlodwig an unzählige Vorspiele derselben nachweisen lassen. Eines der bedeutenderen unter diesen bietet unstreitig die Geschichte der Fronde dar, welche uns hier der Graf von St. Aulaire in umfassender Darstellung zu erzählen begonnen hat. — Wenn Heeren in seiner Geschichte des europäischen Staatensystems über die Unruhen der Fronde hinwegeilt, indem er sagt, sie seyen: „ein wahres Nationaldrama in Ursprung, Fortgang und Entwicklung, von den Herren und Damen des Hofs aufgeführt, aber — wenn gleich nicht ohne Blutvergießen — dennoch nur aus der Klasse der Intriguenstücke," so können wir diese witzige Vergleichung wohl als solche und um so mehr gelten lassen, als sie auf einer bedeutenden, äußeren Wahrheit beruht. Aber bey dieser bloß äußerlichen Wahrheit bleibt Graf von St. Aulaire mit vollem Recht nicht stehen, sondern ist eifrig und sehr glücklich darauf bedacht, die derselben zu Grunde liegenden, inneren Motive hervorzuheben. Diese erscheinen nach der gegenwärtigen Darstellung einerseits als sehr bedeutende und wichtige, anderseits sogar als durchaus würdige und solche, um welche es sich noch heute handelt und immer handeln wird. Bedeutend und wichtig, wenn auch nicht überall und in ihrer ganzen Ausdehnung zulänglich müssen die Ansprüche genannt werden, welche der hohe und niedere Adel beym Ausbruch derselben erhob, würdig aber die staats- und privatrechtlichen und gesetzlichen Forderungen, welche das Parlament und die übrigen Magistrate von Paris, von Aix in der Provence und von Rouen in der Normandie machten und anfangs mit bewunderungswürdiger Energie und Haltung durchsetzten. Die Gewähr dieser Forderungen, welche durch den ersten zwischen der Fronde und dem Hofe geschlossenen Frieden (vom 12. Febr. bis 30. März 1649) geheiligt wurde, hätte, wäre der Hof redlich gewesen, schon damals eine verfassungsmäßige Ordnung der Dinge begründet, die sich auf gesetzmäßigem Wege weiter entwickelt, nie aber eine Revolution herbeygeführt haben würde *). Es ist erfreulich zu sehen, wie große, politische Weisheit und Ehre im damaligen Parlamente und in allen magistratlichen Körperschaften herrschte, welche Rechtlichkeit und Gesetzlichkeit der Gesinnung, und wie alles dieses auch damals schon von dem ehrbaren Mittelstande wohlhabender Kaufleute und Bürger erkannt und unterstützt wurde. Es wird hieraus klar, daß der Despotismus Ludwigs XIV., der keinen dieser guten Keime gesetzlicher Freyheit gedeihen ließ, der eigentliche und nächste Vater der Revolution gewesen ist, die nach ihm nicht ausbleiben konnte. Diese Betrachtungen werden von dem Herrn Verf. nicht sowohl angestellt, als vielmehr in jedem Leser seiner Darstellung hervorgerufen. Doch beschränkt sich hierauf keineswegs das Verdienst derselben. Die Einleitung zum ganzen Werke, welches drey mäßige Bände stark werden wird, schildert in wenigen lichtvollen Zügen die tyrannische Verwaltung des Kardinals Richelieu, welcher darauf ausgieng, die nie gewesene, absolute Königs- oder vielmehr Minister-Gewalt auf den Trümmern der Adelsmacht und der Verwaltungs- und Jurisdiktionsrechte der Magistrate zu errichten. Im ersten Kapitel erfahren wir sodann die unglückliche Lage, in welche besonders die Königin Anna von Oestreich versezt worden, und wie eingeengt das Leben des Herzogs von Orleans war. Beyde und der allgemeine Haß gegen Richelieu brachten eine Verbindung gegen ihn zu Stande. Vortrefflich sind die verschiedenen guten und bösen Interessen geschildert, die sich zu dem einen Hauptzweck vereinigen. Die Sache wird entdeckt und auf dem Todtbette noch nimmt Richelieu an zweyen

*) Denn es war nichts geringeres, als allgemeine, gesetzliche Freyheit der Person, des Eigenthums, der Justiz, Steuer- und Gesetzbewilligungsrecht verlangt und versprochen worden.

Digitized by Google

seiner Feinde, die nur untergeordnete Rollen gespielt, Rache, indem er sie hinrichten läßt. Nun tritt im dritten Kapitel Mazarin auf, dessen feines, aber schwaches Benehmen der unterdrückten Parthey der Königin und des Herzogs von Orleans, wie diesen beyden selbst, schon gestattet, ihr Haupt ein wenig zu erheben. Dieß geschieht vollends, als der König Ludwig XIII. stirbt. Noch bedient sich Anna von Oestreich der Hülfe des hohen Adels und der Parlamente, um die Kassation des Regentschaftsrathes durchzusetzen, welchen Ludwig XIII. verordnet und damit dem Kardinal Mazarin alle Macht in Händen gelassen hatte. Kaum ist es der Königin gelungen, unumschränkte Vormünderin und Regentin zu werden, so läßt sie ihre Freunde fallen, bestätigt den Kardinal in seinen Staatswürden und fängt an, ganz in dem Sinn des von Richelieu begründeten Absolutismus mit gränzenloser Herrschsucht gegen den Adel und gegen die Magistrate zu verfahren; und so sind alle Elemente zur Bildung der Fronde vorbereitet. Zum Ausbruch kamen die Unruhen, wie immer, durch die Finanzverlegenheiten der Regierung und deren willkürliche Steuerforderungen. — Der Verf. hat nichts versäumt, um uns alle Triebfedern des Handelns erkennen zu lassen, und, was so wichtig als interessant ist, zu zeigen, wie so oft persönliche, kleinliche Interessen und Intriguen sich mit allgemeineren, würdigeren Zwecken verbinden, die Thätigkeit für die lezteren erwecken und leider am Ende den Sieg über sie davon tragen. Derselbe ist ferner sehr bemüht gewesen, die Zeit durch sich selbst zu uns sprechen zu lassen; und hat daher nach dem Beyspiele des Herren von Barante, des Geschichtschreibers der burgundischen Herzoge, wo es sich nur thun ließ, theils den handelnden Personen ihre eigenen Worte in den Mund gelegt, theils das Urtheil über sie und die Begebenheiten fast wörtlich aus den gleichzeitigen, glaubwürdigsten Berichterstattern entlehnt. Um die Farbe und den Ton, so wie die eigentliche Stimmung der Zeit zu treffen, ist er endlich nicht bey der sorgfältigen Lektüre der Memoiren eines Kardinal Retz, Guy Joly's ꝛc. stehen geblieben, sondern er hat mit derselben Aufmerksamkeit alle Flugschriften jener Tage verglichen. Zwey Sammlungen der Art standen ihm zu Gebot, von denen die eine besonders wichtig war, da sie von dem Kardinal Mazarin selbst ist angelegt worden. — Durch dieses gewiß äußerst lobenswerthe Verfahren hat es der Verfasser erreicht, sich und mit sich uns so ganz in die Mitte jener Zeiten und Begebenheiten zu versetzen, daß wir sie mit zu erleben, darin mit zu handeln glauben. Gewiß, die Vorgänge der französischen Revolution, der s. g. Freyheitskriege ꝛc. können uns kaum lebhafter vor die Seele gestellt werden, als es hier jene der beginnenden Fronde-Unruhen sind. Die Intriguen des Hofes, die Liebeshändel der Damen, die noch halb rohen und doch sehr ritterlichen Sitten der Kavaliere, die gelehrte und klassische Bildung der Rechtsgelehrten, das ehrenfeste, etwas steife, aber nichts desto weniger nachdrückliche Benehmen der Magistrate, die beginnende Aufklärung und Frivolität, wie moralische Herbigkeit und astrologischer Aberglaube, endlich soldatische, blinde Folgsamkeit neben grausamer Unterdrückungssucht auf der einen und zügellose Frechheit und Zerstörungswuth des großen Haufens auf der andern Seite, Alles dieses tritt in lebhaft kontrastirenden Licht- und Schattenpartheieen des ganzen Gemäldes hervor, indem es dessen Hauptgruppen der Personen und Begebenheiten weniger verdunkelt, als im Gegentheil gerade erst in rechtem Lichte erscheinen läßt. — Diese glückliche Manier der neueren, französischen Geschichtschreibung sollte überall nicht gerade nachgeahmt, aber mit Sinn und Verstand beobachtet werden. Das einzige, was dabey zu befürchten stünde, eine Ausartung in zu detaillirte und zu phantasiereiche Schilderey und Pinseley, findet bey den Franzosen überdieß selten statt, und besonders hat Herr v. St. Aulaire eine weise Mäßigung hierin bewiesen.

W. B. M.

Dichtkunst.

Tausend und Eine Nacht. Arabische Erzählungen. Deutsch von Max. Habicht, Fr. H. von der Hagen und Carl Schall. Fünfzehn Bändchen. Zweyte vermehrte Auflage. Breslau im Verlage von Joseph Max und Komp. 1827.

Das deutsche Publikum erhält in dem vorliegenden Werke die vollständigste Ausgabe der Tausend und einen Nacht. Zwey Bände sind ganz neu hinzugekommen, und diese enthalten die lezten 117 Nächte und zugleich den Schluß des Ganzen, den weder Galland, noch Gautier, noch Jonathan Scott aus ihren Handschriften und Quellen gegeben, zum erstenmal in treuer Uebersezung aus der tunesischen Handschrift. Auch ist diese Ergänzung von derjenigen, welche Herr von Hammer aus seiner Handschrift übersezt hat, gänzlich verschieden; denn die meisten Handschriften weichen von einander ab, und die Erzählungen selbst sind weder zu gleicher Zeit, noch in demselben Lande entstanden, sie haben vielmehr, wie man deutlich sieht, ganz verschiedene Verfasser. Nach Zeit und Oertlichkeit hat man daran verändert, zugesezt und weggelassen. Jedes Land hat neue Mährchen und Anekdoten dazugeliefert. Der ganze Orient hat daran gearbeitet. Die Begebenheiten des Schach Riar und der schönen Scheherazade bilden nur den Rahmen, in wel-

Digitized by Google

chem man die mannigfaltigsten Bilder willkührlich hat wechseln lassen.

Die vorliegende zwente vermehrte Auflage zeichnet sich vor allen frühern Sammlungen und auch vor dem diebischen Nachdruck der ersten Auflage durch Vollständigkeit, und nicht minder durch ein gefälliges nettes Aeußere und durch große Wohlfeilheit aus. Jedes Bändchen kostet nur zehn Groschen. Jedes Titelblatt der fünfzehn Bändchen ziert eine geschmackvolle Vignette, und der Druck ist überall korrekt und dem Auge gefällig. Die Uebersetzung selbst ist gewandt und fließend. Es ist sehr zu bedauern, daß ein so dankenswerthes Unternehmen durch den alten deutschen Krebsschaden im Buchhandel, durch den Nachdruck, beeinträchtigt wird.

Ueber den dichterischen Werth dieser arabischen Erzählungen noch etwas hinzuzufügen, scheint fast überflüssig, da hierüber nur eine Stimme herrscht. Doch will ich mir folgende Bemerkungen erlauben. In den ältern, ersten und in allen Sammlungen zugleich enthaltenen Erzählungen finden wir theils mehr Maaß in Bezug auf die Phantasie, theils auch einen feineren moralischen Sinn. In den spätern, neueren, in verschiedenen Handschriften abweichenden und namentlich in den kürzern anekdotenmäßigen Erzählungen finden wir dagegen theils eine mehr ins Monströse ausschweifende Phantasie, theils einen minder delikaten Sinn, und nicht selten einen rohen Muthwillen. Diesen Unterschied müssen wir beherzigen, um nicht vielleicht ungerecht über das Ganze zu urtheilen. Was jene ersten Erzählungen betrifft, welche die ursprüngliche Grundlage und Mehrzahl in der Sammlung ausmachen, so geht durch sie alle ein erhebender Zug von Unschuld, Sittenreinheit, hohem Ehrgefühl und zarter Galanterie, und wir vermissen darin fast gänzlich die Barbarey des Orients. Hier befinden wir uns in der Mitte eines feinen und geistreichen Volkes, der Araber in ihrer besten Zeit, wie sie einst in Spanien eine Schule edler und zarter Sitten gebildet. Heldenmuth, Lust zu kühnen Abenteuern, Ausdauer im Unglück, Großmuth, Freundschaft, unerschütterliche Treue und der feinste Sinn für Gerechtigkeit auf der einen, sinnige Weisheit, kluge Verschmiztheit in der Gefahr und launiger Witz auf der andern Seite zeigen uns den edlen kräftigen und durchgebildeten Charakter der Männer; ächte Gluth der Liebe, jungfräulicher Muth, Treue bis in den Tod, Keuschheit und eine durch Verstand und Sitte erworbene Herrschaft über die Männer zeigen uns den schönen Charakter der Mädchen und Frauen unter jenem stolzen Volk der Wüste in einem so glänzenden Lichte, daß wir Europäer uns ihnen gegenüber nicht vieler sittlichen Vorzüge zu rühmen haben. Dieß ist es auch wohl, was uns mehr als die bunte mährchenhafte Phantasie jenen Dichtungen befreundet. Es herrscht darin eine Humanität, deren Werth überall und immer anerkannt werden wird. Auch ist es dem ursprünglichen Dichter offenbar mehr um Charakterschilderungen zu thun gewesen, als um bloße erstaunliche Wunder und Mährchen, oder um überraschende Anekdoten. Fast alle frühern Erzählungen bezwecken, irgend eine glänzende oder stille Tugend, bald der Männer, bald der Weiber, ins Licht zu setzen. Indem wir diesen Vorzug des arabischen Werkes mehr, als es bisher geschehen ist, hervorheben, wollen wir damit doch keineswegs seine übrigen Reize, und besonders nicht den seiner Phantasie in den Schatten stellen. Die mondbeglänzte Zaubernacht der alten wundervollen Mährchenwelt Arabiens wird neben dem sonnigen Tage Homers, wie ein entzückender Traum neben schöner Wirklichkeit, unvergänglich ihr poetisches Recht behaupten. Trägt den Araber der schnelle Flug der Phantasie auch oft zu weit über die Gränzen der Natur hinaus, so trägt er ihn doch auch immer wieder zur Natur zurück, und wie seine Feen und Geister nur den Menschen zu dienen berufen sind, so dient auch überall seine Phantasie nur den Belehrungen der Humanität.

Rechtswissenschaft.

Die Rechte der Schriftsteller und Verleger. Ein Versuch von W. A. Kramer, jur. u. D. Heidelberg, 1827.

Eine philosophisch juridische Begründung des Verlagsrechts. Ein Recht, dessen Bestand so vielfach angefochten und so unhaltbar vertheidigt worden, das noch nirgends hinlänglich positiv festgestellt und dennoch nach stillschweigenden Gewohnheitsgesetzen so lange ausgeübt worden ist, verdient einen Bearbeiter, wie unsern Verfasser. Um eine Idee von dem Gang zu geben, den er bey Behandlung seines wichtigen Gegenstandes nimmt, wollen wir einen kurzen Auszug aus den unter sich zusammenhängenden einzelnen Abhandlungen hersetzen, aus denen die kleine Schrift besteht.

Schon zum voraus wird von ihm der oberste Grundsatz aufgestellt, daß die Verlagsrechte alle zuvörderst in Beziehung auf den Schriftsteller zu betrachten seyen. Hiernach beweist er, daß alle bisherigen Begründungen dieses Rechts falsch waren, indem sie theils auf die Behauptungen des Eigenthums-Rechts der Verfasser auf das Manuscript oder die Gedanken, theils auf eine stillschweigende Kaufsbedingung sich stützten, theils beym Nachdruck ein furtum usus annahmen. Hierauf stellt er

Digitized by Google

die Möglichkeit der Beziehung des Rechts auf positive Verträge und Eigenthumsklage und gegen Dr. Neustetel auf die actio injuriarum in ihrer Nichtigkeit dar. Es ist hiemit von ihm dargethan, daß das Verlagsrecht durch ein positives Gesetz gesichert werden müsse, und da dieß auch die deutsche Bundesversammlung erkannt hat und ein solches Gesetz verspricht, so soll seine Schrift nur Fingerzeige für die juridische Behandlung der Sache geben. Diese folgen zwar zum Theil schon im negativen d. h. polemischen, mehr und zusammenhängender aber im positiven Theil des Werkes. Ueberall laufen in diesem ersten Theil die Fäden auf den Satz zusammen: „hat der Schriftsteller ein Recht, das der Nachdrucker verletzen kann?" Durch die Behauptungen Neustetels auf den wahren Grund der Verlagsrechte gekommen, findet er diesen im Gewinn, nicht in der Redefreyheit. Schon Privilegien sind ihm ein Beweis für das ursprüngliche, positiv noch nicht widerlegte Recht des Nachdruckers. Wie unter völliger Freygebung des Nachdrucks der Autor, so leidet unter seiner rücksichtslosen Aufhebung, die dem Schriftsteller übermäßige Honorare erlaubt, das Publikum. Eine Schätzung des Gedankens, wie sachlicher Werth, ist wegen seiner Unbestimmtheit nicht möglich. Der Autor machte ein Benefiz durch Gewohnheit zum Recht und forderte immer ein Honorar, wodurch, wie der Verfasser zeigt, der Nachdruck entstand. Wenn aber ein Maaßstab für die Gedanken nur in dem Bedürfniß liegen kann, dem sie abhelfen, so kann auch von einer Uebertheurung nicht die Rede seyn und die Gründe, mit denen der Nachdrucker sein Handwerk beschönigt, sinken in sich selbst zusammen. Eben so wenig hat aber auch der Verfasser das Recht, das Honorar, weil es die Bücher zu theuer macht, beschränken zu wollen. Es bleiben daher nur zwey Extreme zur Wahl:

1) Gänzliche Aufhebung des Nachdrucks.

2) Gänzliche Freygebung desselben,

und es muß im positiven Theile gezeigt werden, wie das eine oder das andere zu begründen sey.

Hier nun wird vom Verfasser seinen polemisch-geäußerten Grundsätzen getreu das Eigenthumsrecht des Autors nicht auf die Gedanken oder das körperliche Mannscript, sondern auf die Rede, als sachlich gewordenen Gedanken, gestellt. Auf diese Weise ist der Eigenthümer der körperlichen Schrift noch nicht Eigenthümer der Rede, und nurdieß er hat das Recht des Fruchtgenusses, d. h. der Vervielfältigung, jeder aber das Recht des geistigen Gebrauchs, sobald die Schrift öffentlich gemacht ist. Das Hauptprinzip des Verlagsrechts ist das Vermögensrecht des Schriftstellers. Für oder gegen wen dieses Recht geltend gemacht werden kann, wird ausgeführt, wäre aber hier zu weitläufig. Genug, daß der Verfasser auf ein neues Prinzip aufmerksam gemacht und den usus vom fructus gehörig geschieden hat. Unter die schriftstellerische Rechte gebenden Arbeiten rechnet der Verf. außer unbestreitbaren Schöpfungen Uebersetzungen und musikalische Kompositionen fremder Lieder, und schließt dagegen aus den Abdruck eines Werks mit einer fremden Fortsetzung, Sammlung unveränderter fremder Aufsätze, Abdruck eines Textes mit Kommentar, bloße neue Bearbeitung, welche sämmtlich folgerecht dem Nachdruck anheimfallen. Wir wollen aber hoffen, daß er unter jene Kommentare mit Text nicht die alten Klassiker rechnen will, wo er nicht die Erben jener Autoren, auf die das Eigenthumsrecht nach den Grundsätzen unsers Verf. überging, aufzufinden weiß. Sofort spricht er noch Einiges über die Erlöschung der Rechte des Autors und Verlegers, über die Rechte der Käufer des Abdrucks, und geht am Ende auf die Hoffnung des neuen Bundesgesetzes über.

Wir können nicht alles Einzelne in diesem Werke billigen, wie z. B. die Annahme, daß der ursprüngliche Gewinn des Autors ein hinlänglicher Fruchtgenuß gewesen sey, welches offenbar ungerecht wäre, da der Verfasser vielleicht in Armuth leben und eines ferneren Honorars für neue Ausgaben seiner Werke sehr bedürftig seyn kann, und dasselbe auch gewiß verdient und da ferner selbst ein eigennütziger Verfasser deßwegen nicht weniger ein Verfasser ist. Auch ist es ungerecht, daß der Autor ein Honorar nur als Gegengewicht gegen den Vortheil des Verlegers fordern dürfe. Doch ist durch die vorliegende gehaltvolle Schrift eine höchst verwickelte, wichtige Rechtsfrage ihrer Entscheidung näher gekommen, und wir können nicht anders sagen, als daß der Verfasser scharf, bestimmt, mit Sachkenntniß und Bescheidenheit aus einem richtigen Prinzip, meist folgerecht eine Theorie aufgestellt habe, der wir im Allgemeinen beytreten. Ueberdieß haben wir ihm, wie manchem unserer Rechtsgelehrten, für die schöne Form zu danken, in der er eine Sache darlegt, die sonst so abstrakt und hölzern behandelt wurde, daß der ehrlichste Mann eher geneigt war, ein gutes Recht aufzugeben, als zur Belehrung über dasselbe einen Band ihm unverständlicher Formeln durchzulesen. Es ist sehr zu wünschen, daß der treffliche Verf. sein Talent auf andere, eben so schwierige Theile des Rechts anwenden möge, da es zur Auflösung solcher Schwierigkeiten ganz geeignet zu seyn scheint.

Digitized by Google

Nr. 76.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 21. September 1827.

Romane.

In der Fluth der modernen Romane unterscheiden wir hauptsächlich zwey große Strömungen. Die eine ergießt sich aus einer deutschen Quelle und nimmt ihren Ursprung vorzüglich aus Goethe. Es sind die sentimentalen Liebesromane, die psychologischen Wahlverwandtschafts- und Ehebruchsgeschichten meist aus der modernen vornehmen Welt. Sie ähneln noch mehr oder weniger den Romanen des vorigen Jahrhunderts, und werden vorzüglich von Frauen geschrieben, mit deren Gefühlsweise und Erfahrungen sie übereinstimmen. Die zweyte große Strömung fließt aus einer englischen Quelle und nimmt ihren Ursprung aus Walter Scott. Es sind die historischen Romane, die Charaktergemälde der Vorzeit. Sie bilden neben jenen Liebesromanen eine jüngere Gattung, ähneln aber immer noch mehr oder weniger den Ritterromanen des vorigen Jahrhunderts. Damen wagen sich seltener an diese Gattung, sie ist vorzüglich ein Werk der Männer.

Wir wollen hier wieder, wie im vorigen Jahr, eine ganze Gallerie von Romanen durchgehen, und halten uns zuerst an die italienische Schule der Liebesromane; dann wollen wir zur niederländischen der historischen Charaktergemälde übergehn.

Emilie von Reilow oder Mißtrauen und Liebe, ein Familiengemälde von Julie, Baronin von Richthofen. Zwey Theile. Leipzig, im Industrie-Komptoir 1827. Man hat den Roman allmählich immer mehr aus dem Brautstand in den Ehestand verlegt, und aus dem zärtlichen Paar ein unzärtliches gemacht. Dieß ist besonders seit Goethe's Wahlverwandtschaften geschehen und besonders von Damen. Es scheint, als ob sich die Schriftstellerinnen, wie alle Damen überhaupt, freyer in der Ehe, als vor derselben zu bewegen wüßten. Die Romanwelt ist auf diesem Wege gewiß bereichert worden, denn die Ehe ist vielseitiger als der Brautstand, und die Romane, die mit der Hochzeit schließen, hören da auf, wo eigentlich das Wichtigste erst beginnt. Die genialsten Ehestandsgeschichten laufen zuletzt immer und ganz folgerecht auf eine Scheidung hinaus, und der Scheidungsprozeß ist ihnen so eigenthümlich, wie den Liebesgeschichten, die nur bis zur Hochzeit gehen, der Verbindungsprozeß. Minder geniale Ehestandsgeschichten wiederholen dagegen nur jene Liebesgeschichten; die Eheleute trennen sich wegen einer kleinen Sünde oder durch einen Mißverstand, werden dann wieder zusammengeführt, vergeben sich und feyern eine neue Hochzeit, à la Menschenhaß und Reue. Der vorliegende Roman gehört zu dieser Gattung, nur daß er die reine Tugend des Ehepaars nicht antastet, sondern alle Schuld auf Mißverständnisse schiebt. Der Graf Reilow ist nur ein wenig mißtrauisch und hält seine Frau ohne Grund für eine Kokette. Sie dagegen ist auch nur ein wenig mißtrauisch, und hält ihn ebenfalls ohne Grund für treulos. Sie halten sich an scheinbare Beweise der wechselseitigen Schuld, da sie aus Mißtrauen sich eben nicht vertrauen, und trennen sich förmlich. Nach drey Jahren erkennen sie den Irrthum und versöhnen sich wieder. Der Roman enthält manches gute Gemälde nach dem Leben und hat eine ganz moralische Tendenz. Er will vor ähnlichem Mißtrauen warnen, und führt das Entstehen und Umsichgreifen dieser Krankheit ächt psychologisch durch. Dabey ist er so angenehm weitschweifig, als man es von einem deutschen Damenroman in zwey Bänden nur erwarten kann.

Margarethens Prüfungen, ein Familiengemälde, frey nach dem Englischen einer ungenannten Verfasserin von Fanny Tarnow. Zwey Theile. Frankfurt a. M. 1827. bey Wilmanns. Unter allen deutschen Schriftstellerinnen hat wohl keine die vielfachen Prüfungen, denen das weibliche Herz im Leben unterworfen ist, so gut gekannt und mit solcher Vorliebe und so häufig dargestellt, als Fanny Tarnow. Ihre meisten Romane stellen die Unschuld und Tugend im Unglück dar. Auch der vorliegende hat keinen andern Gegenstand. Margarethe ist die Tochter eines Schotten, welcher einer politischen Verschwörung wegen verfolgt und vertrieben wird. Die Familie ist in der äußersten Armuth und Noth, und ein Glied derselben nach dem andern stirbt

Digitized by Google

hin. Margarethe bleibt allein übrig, und außer ihr zwar noch ein Bruder, der aber als Matrose auf der See dient. Zu allen diesen Wunden, welche das Schicksal der armen Margarethe schlägt, kommt noch die härteste, durch den Verlust ihres ersten Geliebten, welcher ertrinkt. Die Verlassene wird in einem fremden Hause aufgenommen, aber auch von hier wieder vertrieben, weil der Sohn des Hauses sich in sie verliebt und die Eltern seine Verbindung mit einem so armen Mädchen mißbilligen. Endlich nimmt sich ein reicher Onkel Margarethens an und vererbt ihr sein ganzes Vermögen. Sie heirathet, aber auch hier stehen ihr neue Prüfungen bevor, und erst, als ihr Mann stirbt, findet sie im Kreis ihrer Kinder endlich Ruhe. Die Zeichnung ist treu nach der Natur, einfach und ansprechend.

Die Heimathlose, Roman von Amalie Schoppe, geb. Weise. Zwey Theile, Leipzig in der Taubertschen Buchhandlung, 1827. Die Heldin dieses Romans ist ein durch eine boshafte Stiefmutter und einen vornehmen Verführer verfolgtes Mädchen, Aurelie, die von einem ehrlichen Oberförster aufgenommen wird, dessen Sohn sie zuletzt heirathet, nachdem der Verführer bestraft ist. Die bedeutendste Nebenperson ist ein Jüngling, der im Hause der Verfolgten aufgezogen und aus Liebe zu ihr wahnsinnig geworden, aber wieder gesund wird, da man in ihm Aureliens Bruder erkennt. Dieser Roman gehört nicht zu den besten der Verfasserin.

Alma oder die Schule der Welt, von Wilhelmine von Gersdorf. Leipzig 1826. bey Wilhelm Lauffer. Auch diese Alma ist eine Waise und Verfolgte. Sie wird von einem Großoheim aufgezogen, da dieser aber stirbt, zu gräflichen Verwandten gebracht, die ihr übel wollen. Sie liebt einen jungen Prediger, wird aber einem Baron in die Hände geliefert. Das gute Kind hat sich nämlich verleiten lassen, um standesgemäß zu erscheinen, die Modeläden zu plündern, und da ihr nun eine große Rechnung zugestellt wird, die sie nicht bezahlen kann, muß sie sich dem Baron verkaufen lassen. Ihre Ehe ist unglücklich; da indeß ihr Gemahl stirbt, heirathet sie einen Grafen, welcher sie endlich glücklich macht. Die Verfasserin hätte besser gethan, uns mit dergleichen gemeinen Alltäglichkeiten nicht zu behelligen.

Heloise von Fanny Tarnow. Drey Theile. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung 1826. Dieser Roman enthält eine sehr ausführliche Liebesgeschichte aus den Zeiten Heinrichs IV. von Frankreich. Die Heldin Heloise wird schon bey der Geburt ihrem Vater, dem Grafen Saint-Dorval, geraubt und als Findelkind in einem Kloster erzogen. Als Jungfrau lernt sie zufällig den jungen Marquis von Montargis, dessen Vater ihres Vaters Nebenbuhler und bitterster Feind gewesen, in der Verkleidung eines Troubadours unter fremdem Namen kennen und lieben, verliert ihn aber wieder. Ihre Liebe bewegt sie jedoch, das Kloster zu verlassen. Auf der Flucht geräth sie mitten auf den Kampfplatz des Hugottenkriegs. Sie wird aufgegriffen, aber zufällig zu ihrem eigenen Vater gebracht, der sie erkennt. Bald darauf wird ihr Vater in einer Schlacht verwundet, und sie geräth in die Gefangenschaft der Hugonotten. Man bringt sie zu dem Marquis Montargis, und in ihm erkennt sie den Troubadour wieder. Die Liebenden werden aber durch den Haß ihrer Väter, durch die Verschiedenheit ihrer Religionen und durch eine frühere Verlöbniß des Marquis mit einer Herzogin getrennt. Montargis heirathet und auch Heloise verspricht sich nach ihres Vaters Tode mit einem Freunde desselben. Dieser bringt sie nach Paris, wo sie Montargis wiederfindet, der unterdeß Herzog und Wittwer geworden. Nach manchem Kampf von wechselseitiger Großmuth legt endlich der Bräutigam Heloisens ihre Hand in die des glücklichen Troubadours. — Die Verfasserin ist zu bekannt, als daß man die Wahrheit und Innigkeit in ihren Schilderungen des weiblichen Herzens nicht kennen sollte. Im vorliegenden Roman ist sie vielleicht etwas zu weitläufig, doch fehlt es ihm nicht an der Wärme, die alle Gemälde dieser Dame auszeichnet.

Der Liebe Kämpfe. Ein Roman von Regina Frohberg. Zwey Theile. Leipzig bey Wilh. Engelmann 1827. Die Heldin dieses Romans, Clotilde von Welau, befindet sich in einer nicht uninteressanten Situation. Sie ist Wittwe und hat eine bereits heranreifende Tochter. Trotz ihrer Jahre wird sie aber von einem bedeutend jüngern Manne leidenschaftlich geliebt und liebt auch ihn. Aus zarter Rücksicht gegen das Mißverhältniß der Jahre bringt sie indeß das Opfer der Entsagung. Sie weigert sich standhaft dem Geliebten die Hand zu reichen, und nöthigt ihn zu reisen. Diese Reise, Zerstreuung und das reifere Alter bewirken in der That eine Sinnesänderung des Liebhabers, seine Leidenschaft für Clotilden läßt nach, und er findet eine jüngere Braut. Clotilde erkennt nun, wie richtig sie geurtheilt und gehandelt. Als Pendant zu dieser Liebesgeschichte ist noch eine zweyte in dem Roman enthalten. Clotildes Tochter nämlich wird von einem schon bejahrten Grafen geliebt, weil dieser ehemals die Mutter liebte und nun in der Tochter die Mutter sieht. Auch diese Täuschung löst sich auf, indem des Grafen Neffe an seine Stelle tritt. Der Roman zeigt von Weltkenntniß und reiner Moral, nur der Styl könnte hin und wieder besser seyn. Die Verfasserin gefällt sich in gewissen kostbaren Versetzungen z. B. „nicht kann ich es schildern" statt: ich kann nicht; oder „die nicht kenne ich" statt: ich kenne diese nicht ꝛc.

Emma von Hohenhausen oder die Bestimmung, von Herrmann Maler. Berlin bey Dehmigke

Digitized by Google

1826. Ein Prinz wird von der Schönheit und Tugend eines jungen Fräuleins so sehr gerührt, daß er ihr seine Hand anbietet, und macht sie dadurch, wie sich von selbst versteht, überschwenglich glücklich.

Hermine, eine Erzählung von Leibrok. Leipzig bey Kollmann 1827. Dieser Roman ist das Gegenstück zum vorigen, denn hier ist die Braut eine Fürstentochter, der Bräutigam nur ein junger Prediger. Hermine, die uneheliche Tochter eines Prinzen, wird als Waise von einer Gräfin aufgenommen und verliebt sich in ihren Religionslehrer. Der Prinz, jezt Fürst geworden, erfährt zu gleicher Zeit, daß sie seine Tochter sey, und daß sie einen Bürgerlichen liebe, und, um sein Unrecht gegen ihre Mutter wieder gut zu machen, vermählt er sie mit dem Geliebten.

Die Schwaneninsel, eine schwedische Novelle von M. Adolphi. Leipzig bey Kollmann. Zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges lebt in Schweden Eric Sture, der Sohn eines der mächtigsten schwedischen Häuser. In der Nähe der alten Burg seiner Väter an einem See lernt er die sogenannte Schwanenjungfrau, ein mystisches Wesen, kennen. Sie heißt Hillewi und ist die Tochter eines verbannten Edlen, Gustav Posse. Bald lieben sich die jungen Leute, aber das Machtgebot von Erics Vater trennt sie. Hillewi flieht, findet ihren Vater, irrt mit ihm umher, und bald nach seinem Tode stirbt auch sie, nachdem sie Eric den lezten Gruß gesendet hat. Eric heirathet nach dem Willen seines Vaters ein reiches und gutherziges Mädchen, die ihn glücklich macht. Solche Trennungsgeschichten sind in Romanen schon allzuoft vorgekommen, als daß sie neue Reize der Erfindung darbieten könnten. Der Dichter hat indeß seine Darstellung durch eine sehr glückliche Malerey zu schmücken gewußt, und er ist damit nur zu verschwenderisch. Bey jeder Gelegenheit stellt er uns die handelnden Personen mit der Genauigkeit eines Porträts dar. Im Dialog ist er weniger glücklich, seine Personen reden fast immer zu abgemessen und pathetisch. Der Ton des Ganzen ist etwas zu feyerlich und lyrisch; da dieß indeß ein Zeichen von der Empfindung des Dichters ist, so kommt es aus einer guten Quelle.

Mathilde, eine Begebenheit unserer Tage. Aus dem Englischen nach der vierten Auflage von *r. Zwey Theile, Leipzig bey Focke, 1825. Dieser Roman ist nicht uninteressant, und wenn er auch keine wirkliche Begebenheit schildert, so hat sich die Dichtung doch vollkommen mit allen Reizen und mit der Eindringlichkeit der Wahrheit geschmückt. Der Gegenstand ist ein sehr gewöhnlicher, Liebe nämlich, die mit der ehelichen Pflicht in Konflikt geräth, aber so oft dieser Gegenstand schon behandelt worden ist, so kann man die vorliegende, ganz aus dem Leben gegriffene Darstellung desselben in ihrer nackten Wahrheit neben so manchen verschönerten Schilderungen anderer Dichter noch immer schätzen. Die Heldin des Romans, Mathilde, liebte früher den jüngern Sohn einer reichen englischen Familie, und mußte ihm entsagen, da er zu mittellos war, um ihre Hand anzusprechen. Sie heirathete einen andern, rohern Mann, und ihr Geliebter verließ England. Nach einigen Jahren aber kommt er zurück, und erbt den Rang und Titel eines Lords Ormsby. Er sieht Mathilden und in beyden erwacht die alte Liebe wieder. Sie sehen sich öfter auf einer italienischen Reise, Mathildens Gatte wird eifersüchtig und mißhandelt sie, und in der äußersten Noth läßt endlich Mathilde sich von Ormsby entführen. Darauf lebt sie mit ihm in Neapel, aber verlassen und verachtet von allen Engländerinnen. Die Schande folgt ihr nach, und zehrt an ihrem Leben. Früher die Bewunderung und das Muster der Gesellschaft, von Natur edel und großherzig, muß sie jezt, durch einen einzigen Fehltritt verleitet, die schwere Bürde der öffentlichen Verachtung tragen. Lord Ormsby geht nach England, die Scheidung Mathildens von ihrem Gemahl zu betreiben, aber ehe er noch zurückkommt, raffen Kummer, Furcht und die Geburt eines Kindes die Kräfte der Unglücklichen hin. Ormsby findet seine Geliebte sterbend und sucht nach ihrem Tode vergeblich Trost im Kampfe für die Griechen.

Unter den vielen historischen Romanen erwähnen wir zunächst Andruzzos, den Livadier, von Wilhelm von Lüdemann (zwey Bände, Leipzig 1827 bey Ernst Klein). Die Geschichte spielt in Livadien um das Jahr 1770, als die Griechen mit Hülfe der Russen unter der Regierung Katharinas II. den bekannten Aufstand versuchten. Der Hauptheld ist Andruzzos aus der Familie Andrikos, die von alten Zeiten her die Hauptmannschaft über die livadischen Klephten geführt. Dieser Held erscheint hoch und riesenstark, als geborner Räuberhauptmann, aber im edelsten Licht, da er für die Freyheit seines Vaterlandes streitet. Nach vielen rühmlichen Thaten wird er zulezt durch List gefangen und nach Konstantinopel geschleppt. Hier besuchen ihn die Seinigen, doch ist es nicht möglich ihn zu retten, und er stirbt in der Gefangenschaft. Nur sein tapferer Sohn Odysseus, der in den lezten Griechenkämpfen bekannte Anführer, hält sich noch unüberwunden in den Gebirgen seiner Heimath. Dieser Roman gleicht eher einer nüchternen Geschichtserzählung, als einem Roman. Von Liebe kommt wenig darin vor, außer von der häuslichen und patriarchalischen. In diesem Sinn hat der Verfasser sehr vorzügliche Sittengemälde aus dem Familienleben der Griechen entworfen.

Anna Boleyn, ein geschichtlicher Roman von Miß Benger, aus dem Englischen von H. Müller. (Zwey Bände, Quedlinburg bey Basse, 1827), ist nicht viel mehr

Digitized by Google

als eine Biographie, und ersezt durch geschichtliches Detail, was ihm an romanhaftem Schmuck abgeht. Da indeß die Geschichte der unglücklichen Anna Boley an und für sich rührend ist, so bedarf es auch bey der Erzählung derselben nur jener einfachen schmucklosen Wahrheit, deren sich die Verfasserin befleißigt hat.

Der Raubjäger, historisch-romantische Geschichte aus dem fränkischen Bauernkriege. (Zwey Theile, Quedlinburg bey Basse 1827). Der Held dieser Geschichte ist der uneheliche Halbbruder des Grafen Max von Helfenstein, welcher leztere bekanntlich im Bauernkriege zu Weinsberg nebst einer Anzahl anderer Edelleute durch der Bauern Spieße gejagt wurde. Der Halbbruder, seiner Abstammung unkundig, wird ein Wildschütz und Abenteurer. Seine Kreuz- und Querzüge, Heldenthaten und Liebschaften sind sehr gemeiner Art, und da er an dem Bauernkriege selbst nur geringen Antheil nimmt, so tritt dieser interessante Kampf, durch dessen detaillirte Schilderung sich der Verfasser hätte Lorbeern pflücken können, viel zu sehr in den Hintergrund, und wir erhalten nur eine gemeine Räubergeschichte. Da wir gerade bey der Stadt Weinsberg stehen, wollen wir auch noch eines andern Romans gedenken, der darauf Bezug hat, Burg Weinsberg oder deutsche Frauenliebe und Männertreue, Rittergeschichte aus Kaiser Konrads III. Zeiten, (Drey Theile, Quedlinburg bey Basse, 1827). In diesem Roman ist die bekannte Geschichte von der Weibertreue umständlich wiedererzählt.

Die Schweden in Prag von Caroline Pichler (Drey Theile. Wien bey Anton Pichler 1827.) halten zwischen dem historischen und Liebesroman die Mitte. Die berühmte Verfasserin weiß dem Interesse des Romans ein geschichtliches und insbesondere ein patriotisches zu verknüpfen. Sie schildert die Eroberung eines Theiles der Stadt Prag durch die Schweden unter Königsmark, und die heldenmüthige Vertheidigung der übrigen Stadt durch die Einwohner und durch den Burggrafen Martiniz, denselben, der dreyßig Jahre früher nebst Slawata auf Befehl des Grafen Thurn aus den Fenstern geworfen worden war, den aber die Verfasserin mit patriotischem Eifer in Schutz nimmt. Diese historischen Begebenheiten bilden indeß doch nur den Rahmen für eine doppelte Liebesgeschichte, auf welcher das Hauptinteresse des Romans beruht. Graf Waldstein, ein Neffe des berühmten Wallenstein, liebt Helenen, ein schönes Präger Fräulein. Sie schließt sich aber an Odowalsky, einen vertriebenen böhmischen Edlen an, welcher den Verräther spielt und die Schweden nach Prag führt. Waldstein wird dadurch von Helenen entfernt, hilft die Stadt tapfer vertheidigen und wird von einer neuen und schönen Liebe für Johanna, ein bürgerliches Mädchen, begeistert, weil diese mit Gefahr ihres Lebens zur Beschirmung der Stadt mitwirkt. Sie wird von den Schweden gefangen und er befreyt sie. Odowalsky fällt, nachdem Helene ihn aufgegeben, um sich in die Arme des schwedischen Prinzen zu werfen. Der Abschluß des westphälischen Friedens unterbricht die Feindseligkeiten, und nun entdeckt es sich, daß Johanna die Tochter des schwedischen Feldherrn Königsmark ist, worauf sie Graf Waldsteins Gattin wird. Dieser Schluß befriedigt zwar, ist aber doch ein wenig gemein. Die Verwandlung eines bürgerlichen Mädchens in ein Fräulein oder gar in eine Prinzessin, damit sie dem Liebhaber ebenbürtig wird, ist ein allzugewöhnlicher Romanenstreich.

(Die Fortsetzung folgt.)

R o m a n.

Don Esteban oder Memoiren eines Spaniers. Aus dem Englischen von Sellen. 3 Theile. Leipzig 1827.

Diese Schrift hält das in der Vorrede gegebene Wort. In einer Zeit, da durch die allgemeine Bewegung der Nationalcharakter seinen stärksten Ausdruck erlangt, welches gewiß für Spanien die Zeit der napoleonischen Okkupation ist, schildert uns der Verfasser mit frischen, lebenskräftigen Zügen ohne überflüssiges, in unserer Zeit so beliebtes Zubehör die mannigfaltigen Porträts des kleinen Lebens, das in Spanien von jeher zugleich das Große war. Es ist gewiß interessanter, in diesen kleinen Gemälden alle Gegensätze, welche die spanische Nationalität enthält, gleichsam in Miniatur zu erblicken, als in dem engen Rahmen sonstiger Memoiren die großen Züge des Zusammenhangs von Weltbegebenheiten zu sehen, die doch nach der Natur der Sache so abgerissen seyn müssen, daß wir aus denselben mehr die theilweise Wichtigkeit der Verfasser, als das organische Wesen der Begebenheiten erkennen können. Mehr als die sogenannten historischen Romane scheint uns ein Werk empfehlungswerth zu seyn, das uns nur die Sache selbst in ihren natürlichen Farben einfach vor Augen legt, statt ihr durch eine poetische Verwicklung erst eine Bedeutung zu geben, bey der sie denn doch nur immer als Nebensache erscheint. Es ist jedoch auch der poetischen Verwicklung unseres Werks, so sehr sie im rechten Verhältniß zu den geschilderten Thatsachen steht, als ein Fehler anzurechnen, daß sie durch eine höchst unnatürliche Heirath zwischen Bruder und Schwester endet. Dessen ungeachtet glauben wir, das Werk werde jedem Leser von gesundem Geschmack einen frischen Genuß bringen.

Digitized by Google

Nr. 77.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 25. September 1827.

Romane.

(Fortsetzung.)

Die Belagerung von Gotha, ein historisches Gemälde des sechszehnten Jahrhunderts von der Verfasserin der Emilie, oder so liebt ein deutsches Herz. (Leipzig, 1827, bey Wienbrack.) Dieser Roman spielt zu den Zeiten des berüchtigten Wilhelm von Grumbach, mit welchem das Faustrecht endete. Bekanntlich wurde der Ritter Grumbach, nachdem er durch den Mord des Bischofs von Würzburg des Reiches Acht verwirkt hatte, von dem Herzog Johann Friedrich von Sachsen-Gotha freundlich aufgenommen und beschützt. Der Herzog fiel dadurch selber in die Acht, und Kaiser Maximilian II. ließ ihn in Gotha durch ein Reichsheer belagern. Nach einer langen tapfern Gegenwehr fiel die Stadt, der Herzog wurde gefangen fortgeführt, und Grumbach hingerichtet. Dieß ist die Begebenheit, welche dem vorliegenden Roman zu Grunde liegt. Wie natürlich, ist wieder eine Liebesgeschichte darein verflochten, und die Heldin ist ein Gothaisches Hoffräulein, die von ihrem Geliebten verlassen wird. Der Zusammenhang dieser Liebe mit jenem geschichtlichen Ereigniß ist so lose, als der ganze Roman ein flüchtig zusammengeschriebenes Machwerk ist.

Saladin, Sultan von Aegypten, oder die deutschen Kreuzritter in der Gefangenschaft der Sarazenen, eine Geschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge, von Hildebrandt (Quedlinburg, bey Basse 1827) ist eine schwächliche Nachahmung von Walter Scotts Talisman, und schildert eine ganz ähnliche Großmuthsscene aus dem Leben jenes berühmten Sarazenen. Ein anderer Kreuzritterroman, die Eroberung Antiochiens, oder Friedrich von Flamming und Kunigunde von Schwarzenstein, von Fr. Ernst (Quedlinburg, Basse 1827) erinnert mehr an Kotzebues Kreuzfahrer und schildert die Trennung und das Wiederfinden zweyer Liebenden auf der Kreuzfahrt. Noch einer der altmodischen gemeinen Ritterromane, die bey Basse in Quedlinburg erschienen sind, hat uns gemahnt, wie jene alte asiatische Banise, die Großmutter aller deutschen Romane. Der Titel ist: die Ritter von der goldnen Binde von Seb. Aniello. Diese Ritter bilden eine Brüderschaft, die einer andern, der Brüderschaft von der Nacht, entgegen arbeiten und den König von Sicilien aus der Gefahr einer Verschwörung retten. Der kostbare Styl dieses Romans ist ganz dem der asiatischen Banise nachgebildet, z. B. „Auf blühenden Granatbäumen und duftenden Orangen, unter dem dichten Gesträuch der Myrthe, bey Lunas sanften Strahlen, begleiteten Philomelens wundersame Akkorde die wehmüthigen Töne des schwermüthigen Sängers.“ Zu dieser Gattung von Romanen gehört auch Elisabee von Breitenstein, Retterin des deutschen Ordens im Schloß Wenden, historische Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert von York. (Zwey Theile. Leipzig bey Glück 1827). Die Prosa dieses Romans läuft sonderbarer Weise beynahe in lauter Jamben fort, die oft sogar gereimt sind. Marino Falieri, Doge von Venedig, Erzählung aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts von Moritz Richter. (Leipzig bey Wienbrack, 1827), erzählt die schon oft erzählte Geschichte dieses Dogen wieder, ohne großen Aufwand von Talent. Doch wir müssen befürchten, uns zu weit in die niedrigste Region der Fabrikromane zu verwirren, und lenken zu den bessern Erzählungen und Novellen ein.

Unter diesen kleinern Gaben der Muse, deren Menge beynahe unübersehlich wird, müssen wir wohl zunächst diejenige auszeichnen, die den berühmtesten Namen an der Stirn trägt, Mondragora, eine Novelle von La Motte Fouqué, Berlin bey Sander 1827. Der berühmte Verfasser hat sich denn doch endlich erschöpft und ausgeschrieben. Auch diese Novelle zeigt, wie die meisten seiner spätern Zeit, das Feuer nicht mehr, das die Produkte seiner frühern Zeit ausgezeichnet. Das Romantische dieser Erzählung ist an einen bekannten alten Aberglauben geknüpft, nach welchem die sogenannte Mondragora, eine häßliche Wurzel, die man im Deutschen auch wohl das Wurzelmännlein nennt, dem, welcher sie besitzt, Glück im Spiele bringen soll. Diese Wurzel erinnert an das bekannte Galgenmännlein, welches Fouqué in seiner bessern Zeit Anlaß zu einer weit glücklicheren Novelle gegeben hat.

Digitized by Google

Die vorliegende Erzählung trifft besonders den Vorwurf, daß die Abenteuer und Schicksale, welche von dem Besitz der geheimnißvollen Wurzel abhängen, nicht mannigfaltig genug sind, und daß der Aberglaube selbst nicht sicher genug durchgeführt ist. Der Dichter hätte wahrscheinlich weit mehr aus seinem Stoffe gemacht, wenn er nicht vielleicht gefürchtet hätte, in Reminiszenzen zu fallen.

Die Erzählungen von Johanna Schopenhauer (dritter und vierter Theil, Frankfurt am Main, bey Sauerländer 1827) tragen zwar auch einen nicht unberühmten Namen, doch müssen wir gestehn, daß sie dadurch allein der Unsterblichkeit nicht versichert sind. Auch diese Dame hat sich schon ein wenig ausgeschrieben. Die Erzählung „Leontine und Natalie,“ welche den dritten Band ausfüllt, gehört zu den beliebten Entsagungsgeschichten, mit denen die Verfasserin uns schon so oft beschenkt hat. Hier ist es eine Gräfin, Natalie, die ihrem Geliebten, einem Prinzen, entsagt, damit er eine mehr politische Verbindung mit einer Prinzessin eingehen kann. Von dieser Art sind die meisten Handlungen weiblicher Großmuth und Resignation, wodurch die Romanheldinnen der Madame Schopenhauer sich auszeichnen und wodurch sie eine gewisse gemeinschaftliche Familienphysiognomie erhalten. Ist es aber nicht gerade gegen alles poetische Interesse, wenn das romantische Element, die Liebe, dem möglichst prosaischen, nämlich dem politischen oder gar ökonomischen freywillig aufgeopfert wird? und begeht der Dichter nicht eine Sünde gegen die Poesie, eine nur ihm selbst schädliche Inkonsequenz, wenn er, dem es allein vergönnt ist, die Liebe, die das gemeine Leben verdammt und ausstößt, ins Land der Ideale zu retten, wenn er, der alte geheiligte Minnetrost und Beschützer der Liebenden, auf die prosaische Seite sich schlägt und die Rechte jenes gemeinen Lebens, jener Alltagsrücksichten anerkennt? Doch es ist hier von keinem Dichter die Rede, sondern nur von einer Dichterin, und den Damen wird das Nachgeben und Resigniren immer ein wenig leichter, als den Männern. Die Erzählung „Claire,“ welche den vierten Band umfaßt, spielt in Frankreich zur Zeit der religiösen Unruhen. Claire, eine im Kloster erzogene Waise, muß einen andern, als ihren Geliebten, heirathen, wird von ihrem Mann aus schändlicher Habsucht verläugnet und verstoßen, aber von ihrem Geliebten gerächt, der jenen im Zweykampf tödtet und sie nachher selbst heirathet.

Gesammelte Erzählungen und Novellen, Frühlingsgabe von Amalie Schoppe, geb. Weise, Leipzig, Taubertsche Buchhandlung, 1827. Wenn man nachrechnet, wie viel die bekannte Verfasserin jährlich an Romanen, Novellen und Kinderschriften schreibt, so muß man sich wundern, daß ihre Arbeiten doch so nett, und, wenn auch leicht, doch nicht nachlässig sind. Die vorliegenden vier Erzählungen sind eine heitere Gabe. Die erste schildert die bekannte Geschichte der Gabriele von Vergy und des Kastellans von Coucy, die Uhland in einer seiner schönsten Romanzen verewigt hat. Die letztere enthält die eben so bekannte Geschichte der Ninon de l'Enclos und ihres Sohnes, der sich, ohne sie als seine Mutter zu kennen, in sie verliebte. Die zweyte und dritte Erzählung von der Verfasserin eigener Erfindung haben weniger Werth. Die eine schildert die unglückliche Liebe eines Mädchens, deren Geliebter ein Räuberhauptmann ist, die andere ist eine neue Variation auf ein altes Thema, wieder eine Leidens- und Todesgeschichte des Johannes Parricida, der den Kaiser Albrecht bey Baden erschlug, und dessen Buße und Tod schon so vielfältig von Novellisten behandelt worden ist.

Reseda von Fanny Tarnow, Leipzig 1827, Reinsche Buchhandlung. Diese Sammlung enthält zwey Erzählungen, ein Schauspiel und einige Fragmente über Irland nach Lady Morgan. Das Schauspiel, die Spanier auf Fühnen, schildert die bekannte Flucht der von Frankreich zurückgehaltenen Spanier unter La Romana, und hat wenig Ausgezeichnetes. Besser sind die beyden Erzählungen. Die erste, Weibliche Seelenstärke, enthält die Lebensgeschichte einer Französin, die in den Kolonien verheirathet war und alles nur erdenkliche Unglück heldenmüthig überstand. Die zweyte, Stummer Schmerz, schildert die Leiden eines jungen Mädchens, die gegen ihre Neigung verheirathet wurde und vor Gram starb, als ihr Geliebter in einer Schlacht gefallen war. Die Verfasserin gefällt sich bekanntlich in der Schilderung weiblicher Liebe und weiblicher Seelenleiden, und wenn man, abgesehen von dem vorliegenden Werk, an ihre frühern so reichen und warmen Gemälde zurückdenkt, muß man ihr zum Ruhme nachsagen, daß sie unter der großen und glänzenden Anzahl dichtender Damen sich auf das weibliche Herz vielleicht am besten verstanden hat.

Die Erzählungen aus den Papieren eines Reisenden von Harro Harring (München, bey Lindauer, 1827) sind von verschiedenem Gehalt. Die erste, der Mönch, ist ein wenig zu phantastisch und unwahrscheinlich. Ein vom Geschick Verfolgter glaubt seine Geliebte todt und wird Mönch, findet sie aber auf einem Schweizersee mitten im Sturm wieder, um mit ihr zu ertrinken. Die zweyte Erzählung, das gebrochene Herz, schildert die Leiden eines von ihrem Geliebten verlassenen Mädchens, ein sehr gewöhnlicher Stoff. Die dritte, der Flüchtling, ist dagegen originell und recht anmuthig. Ein Reisender erzählt seine wunderbare Geschichte und mystificirt nicht nur die Reisegesellschaft, sondern auch

Digitized by Google

und Leser, die wir denn zuletzt mit der Entdeckung überrascht werden, daß die ganze Erzählung Phantasie und der Reisende ein entflohener Wahnsinniger sey. Es ist dem Dichter gelungen, die Erwartung aufs angenehmste zu spannen und zu täuschen.

Die Erzählungen von Dr. Friedrich Pauer (Hannover, bey Hahn 1826, und Nürnberg und Leipzig bey Zeh, 1827) zeichnen sich durch ihren heitern Ton aus. Sie schildern Liebesgeschichten aus der vornehmen Welt, die nach einigen Hemmungen immer ein glückliches Ende nehmen. Der Verfasser bewegt sich in dieser Gattung von Novellen mit Leichtigkeit, und sein Styl ist hie und da vielleicht ein wenig zu flüchtig.

Das Panorama launiger und ernster Erzählungen von Sebaldo (Leipzig in der Weygandschen Buchhandlung 1827) enthält acht kleine Stücke. Der Verfasser hat sich in seinen frühern Erzählungen bemüht, Leipzigs Vorzeit zu verherrlichen, indem er charakteristische Scenen daraus schilderte, und auch dießmal hat er wieder mehrere solche Gemälde geliefert, worunter das erste Fischerstechen zu Leipzig das beste ist. Ausserdem ist auch die fünfte Erzählung, das Besteigen des Vesuvs, zu loben. Die übrigen haben weniger Werth, und die vierte ist so völlig unanständig, daß es schwer zu begreifen ist, wie der Verfasser dem gebildeten Publikum dergleichen bieten konnte.

Der schwarze Born und der Egoist, zwey Erzählungen von Ernst Wodomerius, (Leipzig, bey Kollmann, 1827) bilden ein nicht uninteressantes psychologisches Gemälde. Der Held beyder Erzählungen, die zusammen nur zwey Akte eines Schauspiels sind, unterscheidet sich von den gewöhnlichen Romanhelden durch die Sonderbarkeit seines Temperamentes, seines überreizten und träumerischen Wesens. Diese Mischung und Stimmung seiner Natur wird die Ursache seines Unglücks, er trägt sein finsteres Verhängniß in sich selbst und muß es erfüllen. Darstellungen dieser Art, ächte Charaktergemälde zeichnen sich sehr vortheilhaft vor den unzähligen übrigen Romanen aus, wo nur Zufälle und Begebenheiten etwas gelten, die Charaktere aber gewöhnlich nur obenhin und stereotypisch nach einem allgemeinen trivialen Muster von Romanhelden und Heldinnen gezeichnet werden.

(Der Beschluß folgt.)

Topographie.

1) Der Bodensee nebst dem Rheinthale von St. Luziensteig bis Rheinegg. Handbuch für Reisende und Freunde der Natur, Geschichte und Poesie von Gustav Schwab. Mit zwey Charten. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827.

Man darf sich nicht wundern, daß der rühmlichst bekannte Dichter, der so oft in seinen Gesängen Natur, Vaterland und alterthümliche Sagen verherrlicht hat, aus den Höhen der Dichtung auf den längst befreundeten Boden niedersteigt, um ihn ausführlicher, als es die poetischen Formen erlauben, doch mit poetischem Geist und der ganzen warmen Vaterlandsliebe zu schildern, die den Schwaben und Oberdeutschen überhaupt so sehr auszeichnen. Aus dieser Liebe zur Natur, Heimath und Vorzeit muß man sich erklären, wie der Dichter zum Topographen wird. Schon früher hat Gustav Schwab einen Theil seines Vaterlandes ausführlich geschildert *), jezt hat er denselben sorgsamen Fleiß dem Bodensee zugewendet.

Das Unternehmen war mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, besonders in seinem historischen Theil, denn der Bodensee hat im Kleinen so ziemlich das Schicksal des mittelländischen Meeres gehabt, beständig von verschiedenen und wechselnden Herrschaften umgränzt gewesen zu seyn. Wie viele verschiedene Staatsgebiete gränzen nicht noch jezt an den Bodensee und im Mittelalter waren der kleinen geistlichen und weltlichen Herren noch weit mehr. Die Specialgeschichte ist daher in jener Gegend sehr verwickelt und aus der Unzahl von einzelnen Chroniken und Urkunden die Einheit und Ordnung schwer herauszufinden, wenn es dem Forscher überhaupt möglich war, die so sehr zerstreuten Quellen im ganzen Umfang ausfindig zu machen. Zum Glück hat ein sehr würdiger Alterthumsforscher, der am Bodensee lebt und mit der Oertlichkeit und Geschichte desselben innigst vertraut ist, den Verfasser des vorliegenden Werks thätig unterstüzt, wie dieser in der Vorrede berichtet. Allerdings kann ein solches Unternehmen nur durch Theilnahme mehrerer kenntnißreichen Männer in seinen so sehr verschiedenen Theilen vorbereitet, aber auch nur durch einen geistvollen und umfassenden Schriftsteller, wie Gustav Schwab, in Einheit gebracht und ausgeführt werden.

*) Die Neckarseite der schwäbischen Alp. Stuttgart bey Metzler 1823.

Das Werk umfaßt vier Hauptabschnitte, 1) Landschaftliches 2) Geschichtliches 3) Topographisches 4) eine Zugabe von Gedichten.

Im ersten Abschnitt entwirft der Verfasser zuerst entferntere Ueberblicke über den See und das Gebirge am schwäbischen Ufer vom Heiligenberg, von der Waldburg und von Hohentwiel aus, sodann Uebersichten und Landschaften unmittelbar am See. Konstanz, die Inseln Mainau und Reichenau, Lindau, Bregenz und die verschiedenen Theile und Ufer des Sees, endlich die Ansichten des Rheinthals. So weit die Sprache den Pinsel ersetzen kann, hat der Dichter hier eine glänzende Reihe reizender Landschaftsgemälde nach der Natur geliefert, und gleichsam in der Vorhalle seines Werkes aufgestellt.

Darauf folgt die Geschichte des Bodensees und seiner Umwohner. Sie bildet den stärksten Abschnitt des Werks und umfaßt allein 230 Seiten. Bekanntlich war der Bodensee von dem Kriege der Kimbern und Teutonen an bis auf die Schlacht, die Massena bey Zürich schlug, der Zeuge der wichtigsten Weltbegebenheiten. Hier war der Schauplatz der Alemannenkriege, der häufigen Schwaben- und Schweizerkriege, des Konstanzer Konciliums, hier wurde Huß verbrannt, hier war die Wiege des großen Bauernkrieges, bis hieher drangen im dreyßigjährigen Kriege die Schweden. Abgesehen aber von den größern europäischen Ereignissen war die Umgegend des Bodensees auch beständig ein Schauplatz kleiner nicht uninteressanter Fehden und Begebenheiten aller Art, denn auf der einen Seite des Sees herrschte die Schweizerfreyheit, auf der andern herrschten immer viele Herrn, und beydes beförderte ein reges Leben und häufigen Wechsel. Der Darstellung der wichtigern Begebenheiten ist ein Rückblick auf die zahlreichen und berühmten, aber größtentheils untergegangenen Adelsgeschlechter in jenen Gegenden beygefügt.

Im dritten Abschnitte wird das Topographische des Sees und seiner Ufer abgehandelt. Wir erhalten ausführliche Messungen über den Rheinlauf, die Bildung, Lage, Größe, Tiefe des Bodensees und interessante Beobachtungen über das Klima und die Naturphänomene desselben, sodann ein Verzeichniß der Naturprodukte in der Umgegend und unter andern eine Flora der Umgebungen des Sees von Prof. Dr. Schübler. Dieser topographische Abschnitt schließt mit einer ausführlichen, besonders dem Reisenden wichtigen Ortsbeschreibung der Seeufer und des Rheinthals, und damit verbinden wir einen im Anhange gegebenen Bericht über die Dampfschiffahrt auf dem See.

Die poetische Zugabe des Dichters enthält zwölf Gedichte, wovon das erste, **die Schöpfung des Bodensees**, eine erhabene Phantasie, das lezte, **Gesellschaftslied auf dem Schiffe**, ein munteres Lied der geselligen Lust auf die bekannte Melodie des alten Rheinliedes: „am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben," die übrigen zehn aber Romanzen nach alten örtlichen Sagen sind. In allen diesen Dichtungen erkennen wir den heitern und sinnigen Sänger wieder, der für die deutsche Romanze und für die poetische Wiedergeburt alter verklungener Sagen schon so vielen Dank sich erworben, und neben Uhland sich ein bleibendes Denkmal in den Herzen seiner Landsleute gegründet hat.

2) Taschenbuch auf Reisen durch Würtemberg mit einem Anhang über die besuchteren Bäder Würtembergs, einem Ortsregister und zwey lithographirten Abbildungen, auch auf Verlangen mit einer Charte. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1827.

Das Königreich Würtemberg, welches jährlich von zahlreichen Reisenden und namentlich von Durchreisenden in allen Richtungen durchkreuzt wird, hat doch bisher eines kompendiösen und genauen Reisehandbuchs entbehrt, dergleichen man von den benachbarten Rheingegenden und von der Schweiz hat. Das vorliegende Werkchen hilft diesem Bedürfniß auf die zweckmäßigste Weise ab. Es ist in fünfzehn Abschnitte eingetheilt, von denen zwölf die östlichen, nördlichen und westlichen Eintrittsstraßen in das Königreich von dem Gränzort bis zur Hauptstadt Stuttgart, drey aber die südlichen Austrittstraßen nach der Schweiz und dem Bodensee als einen Leitfaden nehmen, um daran alle den Reisenden wichtigen topographische Notizen anzuknüpfen. Wer diese fünfzehn Routen von und zum Mittelpunkte Stuttgart und die dabey angegebenen Nebenwege zu berühmten Bädern, Schlössern ꝛc. durchwandert hat, kennt sicherlich alles, was einen Reisenden in Würtemberg irgend interessiren kann, die Entfernung und Güte der Straßen, die besten Gasthöfe, die sehenswürdigsten Gegenden, die Städte und Dörfer und alles, was sie Merkwürdiges enthalten. Auch ist zur Bequemlichkeit des Nachschlagens dem Ganzen ein ausführliches Register beygefügt, ferner eine genaue Landcharte des ganzen Königreichs, und in zwey lithographirten Blättern der Grundriß von zwey berühmten Naturmerkwürdigkeiten in Würtemberg, der Nebelhöhle und der Sontheimer Höhle.

Digitized by Google

Nr. 78.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 28. September 1827.

Romane.

(Beschluß.)

Die Skizzen in der Manier des seligen Meißner, herausgegeben durch Adolph von Schaden, (Erste Sammlung, Augsburg und Leipzig in der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung, 1827) sind nach des Verfassers bekannter Art durchgängig humoristisch. Die erste Erzählung, die Familiengruft der Grafen von Tr**t*lf**ngen, nach einer wahren Begebenheit, ist recht drollig. Ein eifersüchtiger Graf ersticht seine Frau, weil ein Offizier bey ihr ist. Dieser ist ihr Bruder und ersticht wieder ihn. Ein lustiger Vetter beerbt sie, läßt die Todten schnell beysetzen und ein prächtiges Mahl anrichten. Indeß ist das Ehepaar nur scheintodt, erwacht in der Familiengruft und geht hinaus. Plötzlich treten die blutigen Gestalten in den lärmenden Saal, und von Geisterfurcht ergriffen stäubt die ganze Schaar der unberufenen Gäste von einander. Die zweyte Skizze, das Henkermahl, ist eben nicht sehr nobel, doch voll Laune. Ein Grand von Portugall, der sich in Deutschland aufhält, ist zu einem Gastmahl von Freymaurern bestellt, verfehlt aber den Gasthof und geräth zu einem Feste, welches sich die Scharfrichter der Umgegend geben. Er merkt auch den Irrthum nicht und verliebt sich sogar in die Tochter des Gastgebers. Als er endlich enttäuscht wird, ist es zu spät, er hat schon an dem Mahl der Henker Theil genommen und ist dadurch nach altem Herkommen ihr Genosse geworden. Die Liebe siegt indeß über sein Ehrgefühl, und er läßt sich herab, den Vater um die Hand der Tochter zu bitten. Der alte Scharfrichter verlangt aber, sein Eidam solle sich förmlich ins Handwerk einweihen lassen, und erst sein Probestück bestehn. Auch das läßt sich der stolze Grand gefallen, weil ihn Liebe ganz verblendet. Bei der nächsten Hinrichtung erscheint er auf dem Platz und ist eben im Begriff, das Probestück abzulegen, als er in der Verbrecherin, die er enthaupten soll seine ehemalige Geliebte, eine Spanierin, entdeckt. Er sinkt in Ohnmacht und der Vater vertritt seine Stelle. Seine Bereitwilligkeit hat aber hinlänglich dargethan, daß er für seine Geliebte jedes Opfer zu bringen im Stande sey, und der Vater gibt ihm nun die Tochter, indem er ihn zugleich mit der Nachricht überrascht, daß sie selbst ihm ebenbürtig und eine Gräfin sey. Der Vater nämlich war ursprünglich ein Graf, aber in einem ähnlichen Falle, wie der Grand, genöthigt worden, Henker zu werden. Der Portugiese heirathet das Mädchen und kehrt beglückt mit ihr in sein Vaterland zurück. Da indessen die nähern Umstände dieser Heirath ruchbar werden, wird er vom Adel des Landes gleich einem Verpesteten gemieden, und der König selbst befiehlt ihm, seinem Wappen einen Galgen beyzusetzen. Um dieser Schmach zu entgehen, und trotz allem seiner Liebe treu zu bleiben, begibt er sich endlich nach Amerika und lebt fortan daselbst in Ruhe und Frieden. Die übrigen Skizzen sind weniger interessant.

Freye Handzeichnungen nach der Natur von Adalbert vom Thale. (Zweytes Bändchen. Berlin, Posen und Bromberg, bey Mittler 1827.) Die erste unter den in dieser Sammlung enthaltenen vier Erzählungen, das Mädchen von Lodi, ist eine rührende Geschichte, deren Ausgang auffallend an Romeo und Julie erinnert. Trotz dieser Reminiszenz ist die Erzählung anziehend und die Hauptperson, das italienische ländliche Mädchen, nicht ohne originellen Reiz geschildert. Die zweyte und dritte Erzählung bilden zusammen ein Ganzes, das mit Thümmels Wilhelmine ziemlich viel Aehnlichkeit hat. Auch hier ist es ein simpler Landprediger, der von einem muntern Stadtmädchen angeführt wird, doch ist der Ausgang tragisch. Die lezte Erzählung, der Fliederstrauß, gehört zu den, besonders in Almanachen beliebten, Hoffräuleinsgeschichten. Ein solches Fräulein wird hier zulezt vom geliebten Erbprinzen heimgeführt. Der Styl des Herrn Adalbert vom Thale ist nicht ohne Gewandtheit und leichten Witz.

Die Erzählungen von W. A. Lindau (Leipzig, bey Hinrichs, 1827) enthalten wenig Eigenthümliches. Die erste Erzählung, der Fremdling in der Heimath, hat viele Aehnlichkeit mit einer frühern von W. Blumenhagen. Ein Bruder nämlich ermordet den andern und vertreibt

Digitized by Google

dessen Weib und Kind. Der Neffe kommt, ohne es zu wissen, als er herangewachsen ist, auf das Schloß des Oheims und nun wird der Frevel entdeckt. Die zweyte Erzählung, das Altarbild, ist eben so wenig originell. Ein schwedischer Offizier verliebt sich in ein Bild, und nachher in dessen Original. Die dritte, die beste Wahl, schildert eine nicht uninteressante Ehestandsscene, die vierte und lezte dagegen nur eine sehr gewöhnliche Trennungs- und Versöhnungsgeschichte.

Die Kriminalgeschichten und andre romantische Erzählungen von Prof. L. Kruse (sechs Bände, Hamburg in der Herold'schen Buchhandlung, 1827) sind schon früher einzeln abgedruckt erschienen und zum Theil in den frühern Jahrgängen des Literaturblatts beurtheilt worden. Im Allgemeinen müssen wir gestehen, daß diese Erzählungen weniger durch ihren dichterischen Werth, als dadurch gefallen, daß ihnen wahre Begebenheiten zu Grunde zu liegen scheinen. Sie gewähren ganz den Reiz, der Kriminalgeschichten zu begleiten pflegt, der aber von dem poetischen einigermaßen verschieden ist.

Die Spiegelbilder, Skizzen und Darstellungen nach dem Leben von K. G. Prätzel (zwey Theile, Hamburg bey August Campe, 1827) zeichnen sich durch heitern Humor und eine fließende Sprache aus. Der Verfasser ist durch seine zahlreichen poetischen und prosaischen Erzählungen in den Almanachen beym Publikum bereits hinlänglich bekannt, und, man darf auch wohl sagen, beliebt. In der vorliegenden Sammlung finden wir verschiedene, in den Taschenbüchern zuerst abgedruckte Erzählungen wieder. Der Heimathlose, der Todtenkopf, das Kegelspiel und der höchste Wurf dürften die besten seyn.

Der zweyte Band der Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien (Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827) hat dieselben Vorzüge, wie der erste, dessen früher (Nr. 23 des laufenden Jahrgangs) in diesem Blatte gedacht ist. Doch scheint die geehrte Verfasserin auch ihrerseits dem Impuls des historischen Geschmacks mehr als bisher nachgegeben zu haben, denn die erste der drey, in diesem Band enthaltenen, vortrefflichen Erzählungen spielt zur Zeit der Reformation, die zweyte in der alten Ritterzeit, und die dritte gibt uns ein Bild des Zigeunerlebens. Immerhin aber bleibt die moralische Tendenz und die feine weibliche Sittenzeichnung der hervorstechende Charakter, wie in allen, so auch in diesen Schöpfungen der Verfasserin.

Das Dreyblatt, Erzählungen von Arminia (Leipzig, bey Kollmann, 1827) enthält drey nicht übel geschriebne kleine Erzählungen, wovon die erste eine Badescene, die zweyte eine Trennung und ein unverhofftes Wiedersehn, die dritte ein launiges Aprilschicken schildert.

Schließlich erwähnen wir noch der Erzählungen von Herrn Galt, aus dem Englischen von C. v. S. Hildburghausen bey Kesselring, 1827. Sie tragen unverkennbar das englische Gepräge und haben etwas düstres, oft aber auch etwas recht humoristisches. Am schönsten ist der Katarakt von Obiopple, den ein Reisender hinunterstürzt. Noch düstrer, ja grausam ist die Erzählung von der Empörung auf einem Schiff und von den Seegespenstern. Mit Ausnahme der ersten Erzählung, welche die traurigen Schicksale eines jungen in Amerika als Sklave verkauften Engländers schildert, sind alle übrigen Erzählungen nur sehr kurz und oft nur fragmentarisch.

Chinesische Literatur.

Herr Rob. Morrison's Nachricht über die Chinesische Literatur, aus dem Asiatic Journal.

Der Sage nach bediente man sich in den frühesten Zeiten in China der Knotenstricke, um den Willen der Herrscher in der Ferne zu verkünden, oder sonst den Gedanken fest zu halten. Der nächste Schritt zur Verbesserung des Systems geschah durch Tsang-hün, welcher mit 4 Augen dargestellt wird, und, der Angabe nach, 2600 Jahre vor Christi Geburt gelebt hat. Von der Beobachtung eines gewissen Gestirnes, der Adern in der Schildkröteuschale und des Eindrucks von einem Pferdehuf, verfiel er auf den Gedanken Buchstaben zu bilden. Dünn geschnittene Bambus waren der erste Gegenstand, auf den man schrieb; zunächst bediente man sich hierzu der Seide und ungefähr im ersten Jahrhundert christl. Zeitrechnung erfand man das Papier. Als Mittel zum Schreiben bediente man sich anfangs eines zugespizten Stöckchens, welches in flüssige Tinte getaucht ward. Haarpinsel benuzte man bereits 300 Jahre vor Christi Geburt. Um das Jahr C. 600 erfand man die harten Tintenstöckchen, und gegen das 10te Jahrhundert entdeckte man das Mittel, von gestochenen Blöcken Abdrücke zu nehmen.

I. Die Chinesische Literatur besteht aus den Werken oder Sammlungen der alten Philosophen aus der Zeit des Confucius (eigentlich Kung-fu-tse) 500 Jahre vor C. G.; nebst den vielen Noten, Commentarien und Umschreibungen des ursprünglichen Textes; dann den Streitschriften über deren Aechtheit, die Ordnung gewisser Wörter oder Sätze und den Sinn dunkler Stellen. Der Text des Wu-king (fünf heilige Bücher) und des Sse-schu (4 Bücher), welche von 4 Schülern des Confucius zusammengetragen worden, wovon sie den Namen haben, enthalten die Lehren und Grundsätze, die ihr Meister billigte und ihnen mitgetheilt hatte. Der Zahl der Bücher nach, gleicht das eine Werk dem Pentateuch Mosis und das andere den 4 Evangelisten. Aber wie an-

Digitized by Google

ders ist ihr Inhalt! Mit Ausnahme einiger Stellen in dem ältesten Theile des Wu-king, welche etwas von der Kenntniß zu enthalten scheinen, die Noah seinen Kindern mitgetheilt haben muß, ist das übrige nichts als ein ungöttliches Gebäude von persönlicher, häuslicher und staatswirthschaftlicher Sittlichkeit, die keine andere Quelle hat, als den Stolz des menschlichen Herzens, oder die Ruhmsucht, oder gegenwärtige Bequemlichkeit......

II. Das nächste im ernsthaftern Theil der Chinesischen Literatur, sind Geschichten von China, und seinen innern und auswärtigen Kriege, besonders mit den Hunnen und Tartaren, welche viele Bände einnehmen, und gewöhnlich in einem ernsthaften Styl geschrieben, und mit Bemerkungen über vorkommende Personen und Begebenheiten vermischt sind, und in welchen dann und wann ein Versuch erscheint, Wirkungen auf die Ursachen zurückzuführen, die in dem von ihnen erdachten Zweywesigen herrschen sollen, von welchem sie glauben, daß die moralische und physische Welt beherrscht werde. Sie setzen ihre Fluth ungefähr 2200 Jahre vor C. G. (Hr. Claproth sagt 308. Anm. d. Uebers.) und führen ihre vorfluthige Sagen hinsichtlich ihres großen Stifters Fo-he und Nu-wo, welcher Steine schmolz und die Himmel damit ausbesserte, bis auf 3200 v. C. Ob aber Nu-wo ein Mann oder ein Weib gewesen, wissen sie nicht, denn, sagen sie, obgleich das Zeichen Weib in dem Namen erscheint, so beweist dies doch nichts, weil es zur Zeit keine Buchstaben gab.

III. Das dritte Buch heißt Jih-King, und enthält die Lehre von den Ummandelungen und Veränderungen, welche auf das System der Zweykräftigkeit in der Natur gegründet sind, die nach ihnen das Weltall durchdringt. „Es gibt nichts, wie groß es seyn mag, das diese Grundsätze nicht durchdringen; und nichts, wie klein es auch sey, das sie nicht heilen." Was aus ihrer, übrigens längst bekannten, Philosophie hervorgehet, ist ein Tan-kleb oder Le, das wohl mit unserem Ausdrucke: erste Ursache übereinstimmen mag. Aber diese Erste Ursache ist bei ihnen nicht ein Gegenstand der Ehrfurcht, der Hoffnung, des Vertrauens oder der Anbetung — es ist nicht ein Gott, sondern eine die Natur belebende Allheit ohne Einfluß auf, oder Verbindung mit dem Menschen. Ja die Götter selbst sind, wie das übrige Weltall, das Werk der Zweikraft Sang und Sin (Ruhe und Bewegung); obgleich durch die mannichfaltige, phantastische Verbindung von mathematischen Gestalten, auch das Gute und Böse, Glück und Unglück auf diese Zweykraft zurückgeführt werden. Auch muß man bekennen, daß dieses Werk viele gute Lehren enthält. Ein kathol. Missionär gab in dem zweyten Theil der Mémoires sur la Chine eine seyn sollende Erklärung von der chinesischen Metaphysik, und will in dem Worte Schang-te den allmächtigen Gott erkennen, und Dr. Milne verstehet es ebenfalls so. Aber es ist gewiß, daß seit der Sung-Dynastie die Schriftsteller nach und nach alles Göttliche aus den Schriften der Alten heraus demonstrirt, und den Materialismus daraus gemacht haben, den wir jezt in ihrem System finden, und den die Franzosen noch pur déisme nennen.

IV. Das vierte Buch heißt Wu-King, eine allgemeine Vorschrift für das Benehmen und die zu beobachtenden Feyerlichkeiten in allen Lagen des Lebens. Dieser Theil der alten Schriften wird auch Le-King genannt, in welcher Bedeutung das Wort Le, Gebräuche und Feyerlichkeiten, persönlichen Anstand, Höflichkeit u. s. w. meinet. — Eine gewisse Selbstachtung, und Achtung gegen andere, ein Ernst im Denken, im Wesen und Benehmen liegt allem andern zu Grunde. Ein Lieblingsausdruck der Chinesen, dessen sie sich fast immer bedienen, wenn sie von den Sitten reden oder schreiben, sind die in dem ersten Satze dieses Werkes enthaltenen Worte: Wu pin King, nie nicht ernsthaft; d. h. immer ernsthaft; nicht im Widerspruche mit Heiterkeit, sondern als Unterscheidung von leichten Gedanken, leichtfertigen Reden, und hastigem Wesen.

V. Das fünfte, Feiv-King, ist eine magere Chronik von Confucius eigener Zeit, und das einzige Werk, das er selbst geschrieben.

VI. Die früher erwähnten vier Bücher enthalten die Grundsätze der Confucius'schen Schule. Es ist ein System der Schicklichkeit und des Anstandes, welchem wenig oder nichts von göttlichem Ansehen zu Grunde liegt. Es ist nur durch die Anerkennung dieses Systems, daß ein Mann in China zu Aemtern, Würden und Einkünften gelangen kann; die Priester werden nicht zu dem niedrigsten Amte zugelassen; alle Macht ist bey den Gelehrten, und diese sind auch so herrschsüchtig, als irgend eine Klasse von Menschen es seyn kann. In jenen Büchern wird die Kenntniß als Grundlage betrachtet; aber nicht allein Gelehrsamkeit, sondern vorzüglich, was dort eine klare Erkenntniß glänzender Tugend genannt wird, eine genaue Wahrnehmung des Lichtes der Natur vereinigt mit dem ernstlichen Willen, diese Erkenntniß auf die sittliche Verbesserung des innern Menschen anzuwenden. Zunächst kommt die Anwendung dieser Erkenntniß zum Vortheile anderer, oder, wie sie es nennen, zur Erneuerung des Volkes; und zulezt eine beständige und feste Anhänglichkeit an die Grundsätze und Uebung der früher erkannten Tugenden. Tugend und Laster bezeichnen sie durch: allgemeines und persönliches Wohl, öffentlichen und eigenen Vortheil, wohlwollende und selbstsüchtige Gefühle... In dem kaufmännischen Theil von China sagt man, die Europäer und Amerikaner seyen ein gewinnsüchtiges, kühnes Volk von Abenteurern, das des Vortheils willen die Genüsse und Be-

Digitized by Google

quemlichkeiten der Heimath verlasse. Die Chinesen setzen bekanntlich die Urbarmacher des Geistes in die erste Klasse, die Urbarmacher des Feldes in die zweyte, die Verarbeiter der Erzeugnisse der Erde in die dritte und die Händler mit denselben in die lezte. Die erste Klasse der Gelehrten sehen alle andere Klassen mit Verachtung an. Sie bilden die Herrschaften, die Gebildeten, die Beamten, die Statthalter, Minister und Gesandten des Landes, und geben sich immer das Ansehen, als verachteten sie das Le oder den Gewinn aufs äusserste. Und um ihre Verachtung des Reichthums und der Pracht desto deutlicher an den Tag zu legen, sieht man oft die vornehmsten Männer mit einem Gefolge in zerlumpten Kleidern. Der Besitz der Macht gilt ihnen für jeden andern Besitz. Hinsichtlich der Regierung halten sie dafür, daß die Herzen des Volks und die Bestimmung der Regierung Hand in Hand gehen; daß derjenige, welcher des Volks Herz gewinnt, den Thron erwerben müsse, und nur der ein tugendhafter Prinz genannt zu werden verdiene, welcher der Menschen Liebe zu gewinnen wisse. Tugend, Volk, Land, Einkünfte ist die Ordnung, welche den Herrschern als die Ordnung der Natur empfohlen wird, die der Himmel billige, und Schang-te (der oberste Herrscher) mit Vergnügen ansehe. Sollte aber durch eine falsche Politik diese Ordnung umgekehrt, und Einkünfte als das erste, und Tugend als das lezte betrachtet werden, — dann müsse der Herrscher des Volks Herzen verlieren, des Himmels Beschlüsse ihm entzogen werden, Schang-te mit Mißvergnügen auf ihn blicken, und der Thron einem anderen gegeben werden. Die Lehre von der Gleichgültigkeit gegen Reichthümer ist allgemein verbreitet; und der blos Reiche, wenn er nicht zugleich Gelehrsamkeit, Macht oder Tugend besizt, wird selbst von dem Volke verachtet.

Geschichte.

Franz von Sickingens Thaten, Plane, Freunde und Ausgang. Durch Ernst Münch. Mit Kupfern und Urkunden. Erster Band. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1827.

Dank dem Sammlerfleiß und historischen Geist des Verfassers, der uns eines der großartigsten, edelsten Bilder aus der verworrensten, aber auch heldenmäßigsten Zeit des deutschen Volkes und eben damit ein Kleinbild dieser Zeit dargeboten hat! Nur auf dem Wege, den die vorliegende Schrift einschlägt, können wir dazu gelangen, in dem gemischten Treiben dieses und anderer Jahrhunderte den rothen Faden zu finden, der durch die in der Ferne sich scheinbar widerstrebenden Bewegungen läuft, und eine schöne Consequenz in das Ganze bringt oder vielmehr sie aus dem Gewirre der Thatsachen heraussucht. Der Zusammenhang Sickingens mit Hutten und Luther, der zwar bisher schon bekannt, aber noch nicht in seinen inneren Verhältnissen erblickt war, das Verhältniß des großen Mannes zu Kaiser und Ritterschaft, so wie zu der alten Kirche und der neu aufkeimenden Reformationslehre, gibt erst seinen Unternehmungen das rechte Licht, um sie nicht als faustrechtliches Unterfangen roher Gewalt anzusehen. Sonnenklar tritt das Verhältniß der Städte sowohl zum Reich, als zu der sinkenden Ritterschaft in den Fehden des hier behandelten Helden, mit Worms, Metz, Darmstadt und Frankfurt hervor; eben so das Verhältniß der Fürsten unter einander und zum Adel, in seinem Krieg mit Hessen und Pfalz und im Streit des schwäbischen Bundes mit Herzog Ulrich von Würtemberg. Die geistlichen Fürsten, der deutschen Ritterschaft stets ein Dorn im Auge, läßt in ihrer Weltlichkeit die Fehde mit Trier sehen. Sodann läßt uns der Verfasser tiefere Blicke in die Verhältnisse Frankreichs zu Deutschland und die Politik des römischen Kaiserhofs thun. Das tragische Ende des rastlosthätigen Geistes wird jeden Leser ergreifen und ihm im ganzen Leben des Mannes, der ihn besaß, ein zusammenhängendes Drama zeigen, erhaben selbst über den von Goethe als Mittelpunkt des Zeitalters geschilderten, aber in weit engern Schranken eingeschlossenen Götz von Berlichingen, der nach des Verfassers eigener Bemerkung nur das Nächste um sich sah und kräftig ergriff, was Geister, wie Sickingen, ihm in die Hand gaben. Dieser ist der lezte aufglühende Funken des alten Ritterthums, der auf schöne Weise dem Ritter ohne Furcht und Tadel im Krieg gegenüber stand, Ulrich von Hutten's und Götzen's Freund war und Luthern sein gutes Schwert anbot. Ueber die Sammlung der Urkunden selbst kann hier Nichts erinnert werden, weil sie theils schwer zu bekommen sind, wie der Verfasser selbst sagt, theils zu weit führen würden. Die angeführte Grabschrift des Ritters scheint eine Verstümmlung des im Kloster Schönthal befindlichen Epitaphs auf Götz von Berlichingen zu seyn, das zwar eben so unpoetisch, aber metrisch richtiger ist. Die Sprache des Verfassers ist bekanntlich edel und kräftig, fällt aber zuweilen ins Gesuchte. — Unsern historischen Romanschriftstellern können wir mit gutem Gewissen sagen, daß auch hier wieder ein Feld zu entweihen ist.

Digitized by Google

Nr. 79.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 2. Oktober 1827.

Griechische Literatur.

Auszug aus dem cours de littérature grecque moderne donné à Genève par Jacovaky Rizo Neroulos, ancien premier ministre des hospodars grecs de Valachie et de Moldavie. Genève chez Abraham Cherbaliez libraire 1827.

Ein Ueberblick der griechischen Literatur, ihrer Entstehung, ihrer Fortschritte, ihrer Folgen, von einem Manne, der vielleicht mehr als irgend ein Neugrieche im Stande ist, über diesen Gegenstand genaue Nachrichten zu geben.

Jakovaky Rizo Nerulos wurde zu Konstantinopel im Jahre 1778 geboren, in einer vornehmen Familie, die sowohl in der Diplomatie, als der neugriechischen Literatur einen Namen hat. Er erhielt eine treffliche Erziehung. Im 20sten Jahre wurde er vom Hospodar der Moldau, Ypsilanti, dem Vater der zwey in unsern Tagen berühmt gewordnen Männer, zu der ehrenvollen Stelle seines Oberstallmeisters erhoben. Später trat er in die Dienste des Hospodars der Walachey, Johann Karadja, und wurde bis zum ersten Minister befördert. In dieser Stelle, die er vier Jahre lang bekleidete, trug er große Sorge für den Flor des Lyceums in Bucharest, und rief treffliche Lehrer dahin. Im Jahr 1819 erhielt er dasselbe Amt bey dem Hospodaren der Moldau, Michael Suzo, und benutzte auch hier sein Ansehen, um das Gymnasium in Jassy zu heben, und mehrere Schulen des gegenseitigen Unterrichts zu gründen.

Als naher Anverwandter von Ypsilanti mußte Rizo den Plan des Aufstandes genau kennen, der in der Provinz, welcher er als Minister vorstand, zum Ausbruche kam. Sein ältester Sohn trat in die heilige Schaar ein. Er selbst aber zog sich nach dem Ausbruch der Revolution mit dem Hofe und den Bojaren in die Nähe von Odessa zurück. Hier blieb er zwey Jahre einzig mit der Sorge für seine Familie beschäftigt. Im Jahre 1823 beschloß er, sich mit seinen ältesten Söhnen auf den Schauplatz der Revolution nach Morea zu begeben. Da der kürzere Seeweg für ihn verschlossen war, mußte er den längern durch Polen, Deutschland und die Schweiz einschlagen, um in Livorno ein Schiff zu besteigen. In Genf ließ er zwey seiner Söhne, um daselbst ein Jahr lang die Artillerie zu studiren. Er selbst erwartete sie in Pisa. Indessen waren sein Bruder und sein Schwager in Konstantinopel erwürgt worden, und um das Unglück voll zu machen, starb sein ältester Sohn, kaum von Genf zu seinem Vater gekommen, in seinen Armen. Der Unglückliche war trostlos. Da wurde er von seinen Genfer Freunden eingeladen, um ihn wo möglich zu zerstreuen und durch die Beweise allgemeiner Theilnahme und Achtung zu trösten: Er sollte einen Kurs der neugriechischen Literatur geben. Dies that er unter allgemeinem Beyfall; sein Manuscript erschien im Anfange dieses Jahres gedruckt.

Man sieht hieraus, daß seine Stellung ihm erlaubte, Alles, was die Fortschritte der Volksbildung und der Literatur in Griechenland betrifft, genau zu kennen. Er besitzt aber auch in einem hohen Grade den Sinn dafür, denn er ist selbst einer der ausgezeichnetsten neugriechischen Dichter und Verfasser mehrerer dramatischen Stücke, welche auf den griechischen Theatern zu Jassy, Odessa, Bucharest und Corfu mit Beyfall aufgeführt wurden.

In seinem Kursus betrachtet Rizo die neuerwachten Studien seines Volkes hauptsächlich als Staatsmann, er zeigt, welchen Einfluß sie auf die politische Wiedergeburt seines Vaterlandes gehabt haben. Wenn die Thatsachen, die dieses Werk gibt, wahr sind, (und sie tragen den Stempel der Aechtheit an sich), so muß man gestehen, daß bey keinem andern Volke der Einfluß der Literatur auf die Verbesserung des politischen Zustandes der Nation und die Freyheit so sichtbar ist. Freylich waren auch die Umstände hier ganz eigenthümlich. Da die brutale Barbarey der Türken keine Veränderung in der Lage der Griechen erlaubte, so konnte nur die Literatur, oder vielmehr die Studien der Gelehrten, die Leiter bilden, um aus der Masse der Civilisation im übrigen Europa nach und nach einige Bildung in dieses unglückselige Volk überzutragen.

Zur Zeit, als die Türken Konstantinopel eroberten,

Digitized by Google

war die Barbarey in beyden Völkern gleich groß, nur waren die Türken den Griechen an moralischer Kraft überlegen, während diese vor jenen die Möglichkeit künftiger Bildung voraus hatten, welche den Türken durch ihre Religion, vielleicht durch ihre Natur auf immer verschlossen blieb. In den ersten Jahrhunderten der Unterdrückung, im sechszehnten und siebzehnten, ward die griechische Kirche für die Nation dasselbe, was im dunkeln Mittelalter die occidentalische dem Abendlande gewesen war: sie erhielt den schwachen Funken eines Lichtes, das später wieder aufglänzen sollte, aber noch mehr, sie erhielt auch die Nation, weil ohne die angestrengtesten Bemühungen der Geistlichkeit, bei dem elenden Leben, das denen gewiß war, die bei der Religion ihrer Väter verharrten, und bei den Hoffnungen, welche der Uebertritt verhieß, am Ende das ganze Volk mit den Unterdrückern in eine Masse verschmolzen wäre. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts begann eine andere Ursache heilsam für die Griechen zu wirken, und die Befreyung des Volks von weitem vorzubereiten. Einigen von den Familien, die seit der Unterjochung sich unter dem Namen der Fanarioten um den Patriarchenstuhl in Konstantinopel versammelt hatten, gelang es, Einfluß auf die türkische Staatsverwaltung zu erringen. Die Bessern unter ihnen benützten ihr Ansehen, zur Unterstützung von Gelehrten, zur Anlegung von Schulen, zur Verbesserung der Lage des griechischen Volks, dessen Retter sie mehrmals wurden.

Seit dem türkisch-russischen Kriege im Jahre 1760 erlitt die frühere Behandlung der Rayas von Seiten der türkischen Regierung eine Veränderung, welche von unschätzbarem Werthe für die Griechen war. Die Russen hatten den Türken durch das Glück ihrer Waffen solche Furcht eingejagt, daß ihre Konsuln in der Levante sich erlauben durften, einzelnen Griechen Konsulatspatente zu ertheilen. Diese Gelegenheit benützten natürlich sehr viele. Nun wuchs der griechische Handel, und schaffte die Mittel größerer Geistesbildung. Eine Menge Neugriechen, zum Theil von Kaufleuten großmüthig unterstützt, reisten nach Europa, um dort zu studiren, und brachten die erworbenen Kenntnisse nach Hause zurück. In diese Zeit fällt auch die Gründung der Hetärie durch Riga, welche die Revolution in unsern Tagen zur Reife brachte. Dies wären kurz die hauptsächlichsten Momente, welche, nach Rizos Werk, in Griechenland Geistesbildung wieder herstellten, und dadurch die Begierde nach Freyheit erweckten.

Die Sprache ist überall die Basis der Geistesbildung. Rizo schickt daher eine Einleitung über die Geschichte der griechischen Sprache voraus. Was er über ihre Blüthe im alten Hellas sagt, übergehen wir füglich, theils weil es nicht nothwendig zur Sache gehört, theils weil es mit den unter uns bekannten Ansichten ziemlich übereinstimmt. Von den Zeiten Alexanders an begann die Sprache mit der Literatur zu sinken. Aber ihr eigentlicher Verfall wurde erst unter Justinianus recht sichtbar. Die Kaiser und die Vornehmen sprachen im Anfange der Versetzung, römisch, die Gesetze lauteten latinisch. Justinianus hob den größten Theil der Schulen in seinem Reiche auf, um aus ihren Einkünften Festungen gegen die Perser zu bauen; dies gab der Volksbildung einen harten Stoß.

Außerdem war die Hauptstadt seit langer Zeit ein Sammelplatz von Barbaren aller Art, denen Stellen im Heere gegeben wurden. Am unglückseligsten wirkte aber auf die Verderbniß der alten Sprache die Eroberung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer. Alle Dialekte des Abendlandes wurden durch sie mit Gewalt eingeführt, und so die Sprache des Volks ganz verdorben. In diesem Zustande blieb nun die neugriechische, aus der Verderbniß der alten Sprache entstandene Sprache bis zum Anfange des 18ten Jahrhunderts. Wohl gab es auch bis zu diesem Zeitraum einzelne Gelehrte; aber keine Literatur, denn sie schrieben in der altgriechischen Sprache, die das Volk nicht verstand. Erst mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts begann man die Mundart des Volks als Schriftsprache zu gebrauchen und zu veredeln. Von dieser Zeit an datirt daher Rizo die neugriechische Literatur.

Er unterscheidet darin drey Perioden. Die erste von 1700 — 1750. Erste Anfänge. Schon gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts waren Schulen im Fanal zu Konstantinopel, auf dem Berge Athos, in Janina, in Patmos, in Korfu und in Larissa entstanden. Jetzt bildeten sich neue, und die alten wurden verbessert. Der Unterricht, der sich früher auf Erlernung des Altgriechischen, auf ein wenig Rhetorik, auf die Elemente Euklids, und die Physik von Blemmides beschränkt hatte, wurde ausgedehnt. In diesem Zeitraume gewannen die Griechen auch politischen Einfluß. Die Dragomane der Pforte und die Fürsten der Moldau und Wallachei wurden aus ihnen genommen. In der zweyten Periode von 1750 bis 1800 sind die Griechen hauptsächlich damit beschäftigt, die wissenschaftlichen Schätze Europas in ihr Vaterland einzuführen. Das Reisen in das civilisirte Europa wurde Gewohnheit. Die dritte Periode von 1800 bis auf die neueste Zeit zeichnet sich durch das Bestreben aus, die erlernten Wissenschaften politisch anzuwenden, d. h. das Joch der Barbaren zu brechen.

Der ausgezeichnetste Mann der ersten Periode, Maurokordato, aus der Insel Scio gebürtig, studirte in Italien und wurde zuerst Professor der Philosophie an der griechischen Schule zu Konstantinopel, als der zweyte Grieche, dem diese Würde zu Theil wurde, empfohlen durch seinen Vorgänger Panayotaky. Aus seiner Schule

Digitized by Google

gingen viele treffliche Männer hervor, wie Miniati, Cacavellas, Meletius und andere. Maurokordato benützte sein Ansehen zur Beschützung seines Volks gegen die Räubereyen der Paschas und zur Gründung mehrerer Schulen in Europa und Kleinasien, die er zugleich mit Büchern beschenkte, welche er auf seine Kosten in Europa hatte aufkaufen lassen. Sein Sohn, Nikolaus, wurde der erste griechische Fürst der Wallachey, und trat in die Fußstapfen seines Vaters. Die ausgezeichnetsten Schulen in dieser Zeit waren die zu Konstantinopel und Janina. Schon damals reisten viele Griechen nach Europa, besonders um Medizin unter dem berühmten Boerhave zu studiren.

In der zweyten Periode zeichnete sich aus, Samuel, gebürtig aus Konstantinopel, früher Erzbischof von Derkos, später Patriarch. Berühmt durch die Strenge seiner Sitten, war er auch der erste Literator seiner Zeit. Der griechischen Kirche leistete er große Dienste; so brachte er mehrere Bisthümer, die sich der Herrschaft des Patriarchen entzogen hatten, wieder unter den Stuhl zu Konstantinopel. Ein schöner Beweis seines hellen Geistes ist sein Haß gegen die Bettelmönche, welche er überall in der öffentlichen Meynung lächerlich zu machen suchte. Er schrieb viele Schriften in neugriechischer Sprache, noch mehr aber nützte er der Literatur seines Volkes dadurch, daß er die klassischen Werke der Europäer zu übersetzen rieth; wirklich übertrug von ihm aufgefordert der Fürst Nikolaus Caradza den Versuch über die Sitten und den Geist der Nationen und das Zeitalter Ludwigs XIV. von Voltaire und die Geschichte der spanischen Verschwörung gegen Venedig von Raynal.

Nach Samuel zeichnete sich in dieser Zeit am meisten aus: Eugen von Corfu, mit dem Beinamen Bulgaris. Er studirte zuerst in Griechenland, durchreiste dann Italien, Deutschland, Frankreich, und redete die Sprachen dieser drey Länder mit Fertigkeit. Nach seiner Zurückkunft wurde er Lehrer auf dem Berge Athos, und verfaßte in diesem Amte mehrere sehr geschätzte Bücher; sein neugriechischer Styl wurde Muster, bis Coray auftrat. Schon alt ging er durch die Großmuth Katharinas angelockt nach Rußland, und erhielt von der Kaiserin den Auftrag, die Aeneis in neugriechische Verse zu übersetzen. Er vergaß jedoch in dieser neuen Stellung seines Vaterlandes nicht, und übergab dem Minister Katharinas, Potemkin, eine Denkschrift, worin er die Kaiserin zur Befreyung der Griechen aufforderte. Aber seine Hoffnungen wurden durch Potemkins Tod vereitelt. Zur nämlichen Zeit mit Bulgaris machte sich auch Theotoky aus Corfu berühmt. Auch er trat in Katharinas Dienste und starb als Erzbischof von Astrachan, nachdem er seinen literarischen Ruhm durch mehrere Werke über Geographie, Physik und Mathematik und auch durch Predigtbücher begründet.

Indessen war die französische Revolution ausgebrochen, und hatte alle Köpfe entzündet. Der berühmte Riga von Velestin in Thessalien faßte den Plan, sein Land zu befreyen. Seine Geschichte ist unter uns bekannt. Aber sein Beyspiel wirkte auch nach seinem unglückseligen Tode fort. Die Idee der Befreyung war mächtig angeregt, sie wurde von den Gelehrten aufgefaßt; und Rizo versichert, daß von dieser Zeit an die Wissenschaften nicht mehr, wie früher, um des Styls und der Gelehrsamkeit willen, sondern mit dem Bestreben nach praktischer Anwendung studirt wurden. Diese veränderte Art des Unterrichts wurde von den besten Lehrern befolgt, wie Lambeos von Janina, Lehrer am Lyceum zu Bucharest, Neophytos Dukas, Daniel Philippides, Benjamin von Mitylene, welcher eine treffliche Schule in Cydonia gründete, Psalidas von Janina, Schüler unseres Kant, welcher Ali Pascha zum Uebertritt zur christlichen Religion bereden wollte, und bey ihm in Gunst stand. Bey der Barbarey der Türken muß es auffallen, daß so viele gelehrte Männer und so viele Schulen aufkommen konnten. Rizo erklärt sich hierüber also. Den Türken verbietet der Koran mit Gewalt Proselyten zu machen, dafür verordneten sie, daß keine neue Kirche angelegt, keine Schule gegründet werden dürfe. Diese hinterlistige Politik wirkte besonders bey den asiatischen Christen, die viel isolirter waren, als die europäischen, und an Zahl den Türken nachstanden. Sie wären ohne die Thätigkeit der Patriarchen unfehlbar alle abgefallen. Indessen haben die Türken eine abergläubische Verehrung für die Priester, zu welchem Glauben sie auch gehören. Dies erlaubte die Errichtung von Primärschulen in den Vorhallen der bestehenden Kirchen und Klöster. Höhere Schulen wurden unter dem Namen von Narrenhäusern gegründet, weil der Türke die Wahnsinnigen für gottgeliebte Menschen hält. Unter diesem Titel wurden mehrere Schulen von Panajotaky und seinem Nachfolger Maurokordato gestiftet. Erst unter Selim III. wurde die Errichtung von Schulen gesetzlich gestattet. Dieser Kaiser ließ sich weniger aus Toleranz als aus Charakterschwäche und Furcht vor den Russen bereden, den Fürsten Demetraky Moruzi zum Generalinspektor der griechischen Schulen im Reiche zu ernennen. Nun war die Bahn gebrochen. Die schönsten Anstalten, welche dieser Veränderung im Systeme der Türken ihr Bestehen verdanken, sind die Lyceen zu Kurutzesme, nahe bey Konstantinopel, zu Cydonia, Smyrna und Scio.

Am wohlthätigsten wirkte aber zur Ausbreitung der Civilisation unter den Griechen das politische Ansehen der sogenannten Fanarioten. Der Verfasser, selbst ein Fanariote, dabey aber nicht blind gegen ihre Fehler, wid-

Digitized by Google

met ihnen einen großen Artikel. Ihr Ursprung reicht bis zur Zeit der Einnahme von Konstantinopel hinauf. Nach dem Falle der Stadt versammelte sich eine kleine Anzahl vornehmer Familien um den Patriarchen. Schon in den ersten Jahren der türkischen Herrschaft hatte Genadius, damaliger Patriarch, von Mahomet II. einen Tempel in der Mitte der Stadt erhalten; weil er aber von muselmännischen Häusern rings umgeben war, wurde er den Christen wieder entzogen; zum Ersatz erhielten sie eine andere elende Kirche, an dem Thore gelegen, das schon unter den Kaisern ἡ πύλη τȣ̃ Φανορίȣ (Thor des Leuchtthurms) hieß. Hier baute sich der Patriarch ein Haus, und um ihn siedelten sich jene Familien an, welche nun nach der eigenthümlichen Weise der griechischen Kirche den Laienklerus bildeten. Daher denn der Name Fanarioten. Im Anfange waren sie arm, und unterdrückt wie das übrige Volk; als es aber zuerst dem Griechen Panajotako und dann Maurokordato gelang, Dragoman der Pforte zu werden, und besonders als die Fürsten der Moldau und Wallachey aus ihrer Mitte gezogen wurden, gewannen sie immer mehr Macht. Sie bekamen auch in den auswärtigen Angelegenheiten der Pforte, als Dollmetscher, Agenten, Sekretäre wichtigen Einfluß; durch ihre Stellung waren sie gezwungen, sich Kenntnisse in den Sprachen und den Wissenschaften zu erwerben, daher wurde die Gelehrsamkeit von ihnen geschützt und unterstüzt.

(Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

Damenbibliothek. Aus dem Gebiete der Unterhaltung und des Wissens. Einheimischen und fremden Quellen entnommen. Den Gebildeten des schönen Geschlechts gewidmet. Herausgegeben von Hofrath Aloys Schreiber. Erste Reihe, fünf Bändchen. Heidelberg 1827, bey Engelmann.

Der erste Band dieser Sammlung beginnt mit einer neuen, von Karl Geib verfaßten, Uebersetzung des bekannten chinesischen Romans, Ju-Kiao-Li oder die beyden Muhmen, aus dem Französischen des M. Abel Remusat, und die Fortsetzungen dieses Romans laufen durch die folgenden Bände. Außerdem findet sich im ersten Band eine Erzählung, der Andreasabend und ein kleines Gedicht, beyde vom Herausgeber, ferner der Anfang eines Romans, Glanz ohne Frieden, aus dem Englischen von Karoline Stille, dessen Fortsetzungen ebenfalls durch die folgenden Bände laufen, und endlich eine interessante Notiz über das wirkliche historische Daseyn eines Marquis Posa und über die wahren Umstände seines Todes, die von denen im Schillerschen Trauerspiel nicht sehr abweichen. Im zweyten Band befinden sich außer den Fortsetzungen ein Paar kleine Gedichte und ein Auszug aus der bekannten Reise Denhams und Klappertons ins innere Afrika; im dritten eine gute Anzahl poetischer Erzählungen, Legenden, Romanzen und Balladen von dem immer noch rüstigen und in seiner Art sehr liebenswürdigen, alten Epigrammendichter Haug, und der Brautschatz, eine Erzählung vom Herausgeber; im vierten einige geographisch-ethnographische Miszellen und Gedichte von Geib; endlich im fünften, Darstellungen aus der Geschichte des französischen Hofes im achtzehnten Jahrhundert, und die Schuldverschreibung, eine Erzählung von Elise Kächler. Aus dieser Uebersicht wird man sich vom Plan und Gehalt der Sammlung ungefähr einen Begriff machen können. Es ist offenbar sehr zu loben, daß der Plan auch auf Gegenstände des Wissens und nicht blos auf belletristische Tändeleyen ausgedehnt worden ist, wenn auch in der ersten Lieferung die erstern noch viel zu wenig berücksichtigt worden sind. Es ist ferner zu loben, daß der Herausgeber ausländische Romane den inländischen vorgezogen hat, da sonst leicht hätte gefürchtet werden müssen, daß nur von Damen über Damen für Damen in dem gewöhnlichen, besonders in den Taschenbüchern herrschenden Tone gellatscht worden wäre, und daß sich alles um Bälle und Theegesellschaften gedreht haben würde, wie es bey den schreibenden Damen in Deutschland die Mode und die Gesinnung mit sich bringt. Der erweiterte Plan erweckt die freudige Hoffnung, daß die vorliegende Damenbibliothek auch ernstere und romantischere, nicht blos die Bedürfnisse der Modethorheit befriedigen werde. Die äußere Form dieser Sammlung scheint uns indeß nicht ganz geschickt. Kleine Erzählungen können sich wohl in periodischen Blättern, wie das Morgenblatt, durch viele schnell auf einander folgende Fortsetzungen hindurchwinden, aber so große Romane, wie jener chinesische, dürfen wohl nicht allzusehr abgebrochen werden, und würden sich besser in ununterbrochner Folge lesen lassen. Für sie selbst ist die Unterbrechung nachtheilig, und diese Vertheilung bewirkt doch keine große Mannigfaltigkeit, da die Bruchstücke zu groß sind und in jedem Bande höchstens drey oder vier andre Gegenstände zur Abwechslung zulassen.

Digitized by Google

Literatur-Blatt.

Freitag, den 5. Oktober 1827.

Griechische Literatur.

Auszug aus dem Cours de littérature grecque moderne donné à Genève par Jacovaky Rizo Neroulos, ancien premier ministre des hospodars grecs de Valachie et de Moldavie. Genève chez Abraham Cherbaliez libraire, 1827.

(Beschluß.)

Es mußte für die Griechen von hoher Wichtigkeit seyn, daß sich so aus ihrer Mitte eine Art von politischer Macht gebildet hatte. Es war natürlich, daß diese Männer ihren Einfluß zum Wohle ihres eigenen Volks anwendeten. Wirklich ist auch der Schutz, den sie den bevorrechteten Ständen, namentlich der Geistlichkeit, angedeihen ließen, in die Augen fallend. Leztere besaß große Privilegien, die ihr von den Sultanen verliehen waren, aber wie hätten sie gegen die Raubsucht der Paschas, gegen die Willkühr der Herrscher aufrecht erhalten werden können, wenn sich nicht am Hofe eine Körperschaft gebildet hätte, die durch ihre Stellung angewiesen war, immer über die Erhaltung dieser Vorrechte zu wachen.

Aber auch der ganzen Nation leisteten sie unsterbliche Dienste, und wurden mehrere Male ihre Retter. Im ersten Kriege Katharinas gegen Mustapha war der Sultan aufs tiefste erbittert, daß ein Weib, eine Christin, ihn, einen Mann, einen Mahomedaner besiegt habe. Seine Wuth kehrte sich gegen alle Christen, und diese Erbitterung war um so gefährlicher, weil zu derselben Zeit die Empörung der Moreoten ausbrach, weil der Archipel mit griechischen Kapern bedeckt war, die unter russischer Flagge die türkischen Schiffe anfielen. Der Pöbel verlangte wüthend die Vernichtung aller Griechen, als Moskowiter. Da wagte es der Patriarch Samuel in Verbindung mit Ypsilanti, Morutzi, Karadza, Sutzo dem Sultan eigenhändig eine Schrift zu übergeben, worin er die Griechen rechtfertigte, und auf eine geschickte Weise von Ferne einen allgemeinen verzweifelten Aufstand aller Griechen blicken ließ, wenn der Sultan nicht lieber Milde als Strenge gebrauche. Dieser Versuch gelang. Eben dasselbe geschah bey dem unglücklichen Unternehmen Rigas. Später während des ersten Kriegs zwischen Napoleon und Rußland hatte das französische Ministerium die Grausamkeit, die Griechen bey den Türken als Empörer und Verbündete der Russen anzuklagen. Diese Einflüsterungen hätten, bey der leidenschaftlichen Verehrung Selims für Napoleon, die traurigsten Folgen gehabt, wenn nicht die Hospodare Karadza und Karl Kallimachi ihren ganzen Kredit aufgewendet hätten, um den Sultan auf andere Gedanken zu bringen. In unsern Tagen endlich haben viele Fanarioten für ihr Vaterland geblutet, mehrere sind in der heiligen Schaar rühmlich gestorben.

In der dritten Periode, von 1800 bis auf unsere Zeit kamen viele Ursachen zusammen, welche die moralische Entwicklung der griechischen Nation mächtig beförderten. Die Türken, durch die Revolutionskriege immer in Athem gehalten, und durch die europäischen Kabinette eingeschüchtert, konnten nicht an die Unterdrückung der Griechen denken. Auf der andern Seite gaben die Ideen, welche die Revolution in Umlauf brachte, den Griechen neuen Schwung. Aber auch ihre Geldmittel wuchsen in diesem Zeitraum auf eine erstaunliche Weise. Vorher war der Handel der Griechen beynahe Nichts. Die Türken hielten ihn absichtlich darnieder, die Provinzen durften ihren Ueberfluß nicht einmal frey verkaufen, und die fränkischen Kaufleute in der Levante suchten auch die Idee von Gewerbsamkeit in den Griechen zu ersticken. Aber durch den Vertrag von Kainardji wurde den Russen freye Schifffahrt auf den türkischen Meeren, und Konsuln zum Schutze des Handels in allen bedeutenden Plätzen der Levante zugestanden. Leztere gaben einer Menge Griechen Patente als russische Unterthanen, später sogar Berat, d. h. Freyheitsbriefe mit sehr ausgedehnten Vorrechten. Die Konsuln anderer Nationen ahmten dies nach. Und bald zeigte sich für die Griechen eine treffliche Gelegenheit, diese Vortheile zu benützen. Frankreich, in der Revolution mit allen europäischen Mächten außer

Digitized by Google

der Türkey im Kriege, litt an Getreidemangel. Da holten die Inselgriechen Korn in Odessa und Tangorock, unter russischer Flagge, steckten im Archipel die türkische auf und brachten so unter befreundeter Farbe ihre Ladungen nach Marseille. Sie benuzten ihren Gewinn, um größere Schiffe zu bauen und sie zu bewaffnen. Dies ist der Ursprung der Marine von Hydra, Spezzia, Ypsara. Zu gleicher Zeit bildeten sich große griechische Handelshäuser in den Hauptstädten Europas, und erleichterten ihrer Seits den jungen Griechen ihre Studien. Vier Zeitschriften waren im Umlauf, von denen zwey in Wien herauskamen, der Hermes Logios und der hellenische Telegraph. Reiche Kaufleute, wie die Brüder Zosimas, ließen Bücher auf ihre Kosten drucken und an die Schulen vertheilen.

Der ausgezeichnetste Gelehrte dieser Periode ist der berühmte Koray. Seine Verdienste und Werke sind unter uns bekannt; hier soll nur das berührt werden, was er für die neugriechische Sprache that. Vor ihm hatten keine feste Regeln für die Grammatik bestanden. Jeder Gelehrte schrieb nach seinen eigenen Ansichten. Nun erschienen auf einmal drey verschiedene Systeme. Die einen wollten so viel als möglich alte Wörter wieder aufnehmen, und die neuere Sprache dem altgriechischen annähern. Für diese Methode war der schon genannte Neophytos Dukas. Die andere Partey wollte die Sprache so geredet und geschrieben wissen, wie das gemeine Volk sie sprach; an ihrer Spitze stand der Rechtsgelehrte Katardzo, Daniel Philoppides, und der Lyriker Athanasius Christopulos. Da trat Koray mit einem Systeme auf, das die Mitte hielt zwischen den beyden andern. Die Unverständlichkeit der ersteren Methode, und der Mangel an Eleganz, welcher der zweyten anklebte, sollte vermieden, die Sprache nach und nach aus dem Schatze der alten hellenischen bereichert und veredelt, dabey aber allzuschwere Wendungen der alten und die Germanismen und Gallicismen, welche sich durch die Uebersetzungen eingeschlichen hatten, entfernt werden. Sein System ist nun troz des Widerspruchs, zu welchem besonders die Uebertreibungen seiner Anhänger Anlaß gaben, allgemein angenommen. Der edle Koray wirkte auch dadurch segensreich für die geistige Bildung seines Volks, daß er einen neuen Studienplan für die bestehenden Lehranstalten ausarbeitete, und unablässig die Gründung neuer Schulen empfahl.

Die ersten Bildungsanstalten waren in dieser Zeit die Kollegien zu Cydonia, zu Smyrna, zu Kurutzesme, zu Buchareſt, zu Jassy, zu Janina und Athen. Alle aber überstrahlte das Lyceum zu Scio. Vierzehn Professoren waren an ihm angestellt, unter ihnen Vardalachos, Bambas, Celepy, Nikolaus Pikkolo und Julius David, der Sohn des berühmten Malers. Schon besaß diese Universität eine reiche Büchersammlung, eine eigene Druckerey, schon dachte man daran, literarische Zeitschriften zu gründen; als die Revolution ausbrach und diese Schule mit den andern schon genannten zerstörte. Jezt besteht nur noch eine höhere griechische Bildungsanstalt, die Universität zu Korfu, die im Jahre 1823 auf einen ausdrücklichen Befehl Cannings, nachdem der Oberkommissär Maitland lange ihre Stiftung verhindert hatte, eröffnet wurde; an ihrer Spitze steht, als ihr Kanzler, der edle Lord Guilford, und es ist vom Eifer des jezigen Lordkommissärs, Friedrich Adam, zu erwarten, daß auch Cephalonia ein eigenes Lyceum erhalten werde.

Man sieht aus dieser Schilderung, daß die griechische Nation sich in der neuesten Zeit mit Macht zur Civilisation erhoben hat, daß ein schönes Streben sie beseelt; und daß man großes Unrecht hat, wenn man sie, wie so oft geschieht, für ein ganz versunkenes, elendes, eines höhern Aufschwungs unfähiges Volk hält.

Im zweyten Hauptabschnitte seines Werks führt Rizo die Hauptwerke der neugriechischen Literatur namentlich an. Am reichsten ist natürlich die Theologie. An Geschichtwerken besitzen sie eine treffliche Geschichte der Juden von Abraham bis in die Mitte des 17ten Jahrhunderts von Maurokordato, welche zu Buchareſt erschien, eine Kirchengeschichte von Meletius. Ferner eine Geschichte von Nadirschach durch Batazzo, Nadirs Dolmetscher, die Geschichte Griechenlands und der Türkey von der Einnahme Konstantinopels bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts von Athanasaky Ypsilanti; diese beyden lezteren Werke sind jedoch bis jezt noch nicht gedruckt. Daniel Philippides schrieb eine Geschichte der wallachischen und bessarabischen Stämme 1816. Außerdem existiren noch mehrere andere nicht unbedeutende historische Werke.

Auch die Philosophie ist von den Neugriechen bearbeitet worden, natürlich aber weniger auf eigenthümliche Weise, als nach den übrigen in Europa geltenden Systemen, z. B. nach Kant, die vollkommene Glückseligkeit von Athanasius Psalidas. Die Poesie theilt sich in die gereimte und die nicht gereimte; jene wurde den Occidentalen nachgebildet; in dieser Weise zeichnet sich ein Gedicht von Tyanites aus Konstantinopel, Bosporomachia betitelt, rühmlich aus. Zu der erstern Art gehören die Gesänge der Klephten, von denen der Franzose Fauriel die schönsten gesammelt hat. Die trefflichsten lyrischen Versuche sind die von Riga und Athanasius Christopulos.

Am reichsten jedoch ist das Gebiet der Uebersetzungen. Die Meisterwerke von Schiller, Goethe, Wieland, selbst Kotzebue, Tasso, Alfieri Monti, Metastasio, die Werke von Barthelemy, Montesquieu, Voltaire, Rousseau; die griechische Geschichte von Goldsmith, die amerikanische

Digitized by Google

von Robertson, die Geschichte der Philosophie von Tennemann, wurden zum Theil mehrfach übersezt. Im Ganzen steigt die volle Anzahl der seit den lezten 50 Jahren erschienenen Schriften in neugriechischer Sprache, zu der beträchtlichen Menge von 3000.

Kriegswissenschaft.

Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverläßigkeit. Auch für Layen verständlich, wenn sie nur Geschichte wissen. Von Georg Heinrich von Bärenhorst. Dritte Auflage, Leipzig bey Gerhard Fleischer, 1827.

Man darf nicht vergessen, daß dieses Werk, dessen erste Auflage 1796 erschien, in demselben Jahre vollendet wurde, in welchem Napoleon seine kriegerische Laufbahn erst begann. Es gehört demzufolge noch wesentlich der frühern preußischen, und noch nicht der neuern französischen Periode der Kriegskunst an, und entbehrt alle praktischen Belehrungen und Erfahrungen der großen Zeit unter dem französischen Kaiser. Dennoch beweist das Erscheinen einer dritten Auflage, daß dieses Werk nicht unwürdig ist, den berühmtesten neuern Kriegslehren an die Seite gestellt zu werden. Wiewohl es noch in jener Periode abgefaßt wurde, wo das alte preußische System galt, so hängt es doch diesem nicht an, sondern opponirt vielmehr dagegen, und wiewohl es sich auf die spätern Erfahrungen nicht berufen kann, so beruft es sich doch auf die Natur und den gesunden Menschenverstand, und benuzt wenigstens die Erfahrungen der Revolutionskriege vor 1796. Die Meynungen, die der Verfasser darin äußert, sind keineswegs so veraltet und unbrauchbar, daß man jezt keine Rücksicht mehr darauf zu nehmen hätte. Troz aller Verbesserungen, die das neue Kriegswesen erfahren hat, herrscht darin noch immer vieles von der alten Unnatur, und mancher Spott, den der Verfasser damals äußerte, trifft heute noch, mancher gute Rath desselben wartet heute noch auf Ausführung.

Freylich ist auch dieses Werk dem Schicksal nicht entgangen, welches fast immer opponirende, Neuerungen bezweckende Werke finden. Es ist stark im Tadeln, schwach im Bessermachen. Der Verfasser tadelt das alte System in allen seinen Theilen aufs umständlichste und schärfste, aber er stellt dagegen noch kein neues System auf, und gibt nur hier und dort einzelne Verbesserungen an, gegen welche sich wieder Einwürfe machen lassen. Indeß muß doch immer erst das alte Unkraut beseitigt werden, ehe das Bessere Wurzel fassen kann, und das Zerstören muß immer dem Bauen vorangehen. Der Verfasser hat für seine Zeit genug gethan, wenn er auf die damals bestehenden Mängel aufmerksam machte. Andern kam es zu, sie zu beseitigen, und es ist leider zu spät geschehen. Bärenhorst wurde so wenig als Bülow beachtet.

Auch die etwas zu fragmentarische und aphoristische Form mag dem Verfasser vorgeworfen werden. Er führt zwar seine Betrachtungen an einem historischen Faden fort; da es aber nicht sein Zweck ist, eine Kriegsgeschichte zu schreiben, sondern nur, die herrschenden Uebel im Kriegswesen auseinanderzusetzen, so wäre die Form einer Theorie, darin jedes Uebel mit einer Angabe der Verbesserung an seinem rechten Platz in systematischer Ordnung aufgeführt worden wäre, zweifelsohne schicklicher gewesen. In der gegenwärtigen historischen Form sind die Rügen und Rathschläge zu sehr zerstreut in die Geschichtserzählung vertheilt, und die Hauptsache erscheint eigentlich als Nebensache. Nehmen wir indessen das Werk, wie es ist, und wir werden es noch genugsam schätzen und bewundern müssen, da es, was ihm auch fehlen mag, doch in dem, was es wirklich enthält, einen Reichthum von klaren und wichtigen Ideen darbietet.

Die Quelle, aus welcher diese Ideen geschöpft sind, ist die Natur. Auf sie will der Verfasser das Kriegswesen zurückführen, und als von ihr abgewichen, als Unnatur bezeichnet er das zu seiner Zeit herrschende System. Er sezt die Natur aller Theorie entgegen. S. 586: „Pallas-Athene, mit Schild und Lanze, die kluge, gebiert nicht, mithin säugt sie auch nicht; also hat auch noch kein Feldherr an ihrer Götterbrust sich groß gesogen. Die einfältige Isis, mit hundert Brüsten, gebiert und säugt." S. 341: „Wahres Feldherrngenie ist von der Manövrirkunst eben so sehr verschieden, als die Muse, welche Heldengedichte eingibt, von der Wissenschaft verschieden ist, welche Sylben messen und Füße zählen lehrt." Es kann hier nicht die Absicht seyn, in das Detail seiner Untersuchungen einzugehn; nur im Allgemeinen können wir versichern, daß er von sehr richtigen und natürlichen Grundsätzen ausgeht und mit den umfassendsten Sachkenntnissen einen praktischen Blick und siegreichen Mutterwitz verbindet. Auch ist alles, was er sagt, so sehr auf populäre Zwecke berechnet und so faßlich, oft sogar mit klassischer Klarheit und Kürze dargestellt, daß es auch jedem Layen in der Kriegswissenschaft leicht verständlich ist. Wenn er verwirft, thut er es fast durchgängig aus den besten und einfachsten Gründen, und Theorie und Erfahrung unterstützen dieselbe auf gleiche Weise. Nur bey den Rathschlägen zu neuen Einrichtungen, die er den alten entgegensetzen will, sezt er sich allen Widersprüchen aus, die das blos Theoretische, noch nicht Erprobte immer finden muß. So ist es eine seiner Lieblingsmeynungen, die Lanze, als die Hauptwaffe der Alten, wieder bey uns einzuführen; aber die nähern

Digitized by Google

Anweisungen dazu dürften schwerlich allen Kriegsverständigen einleuchten. Er hält die mit dem Bajonet versehene Flinte der Infanterie für eine unnatürliche und ungeschickte Verbindung der Stich- und Schußwaffe, und glaubt, daß in dieser Verbindung der wahre Nutzen beyder verloren gehe. Man müsse sie also wieder trennen, und die plumpe, unsichere Flinte mit einem sichern Stutzer, das Bajonet aber mit einer langen Lanze ersetzen. Den Stutzer sollen Schützen führen, die jeder Kompagnie zur Seite gehn, die Lanze aber soll von dem Mittelglied geführt werden, und die Lanzenträger sollen zugleich Patronen für die Schützen bey sich tragen. Durch die sichern und nicht leicht aus Mangel an Munition ausgehenden Schüsse von Schützen hofft der Verfasser bedeutend mehr zu leisten, als durch das Pelotonfeuer, und durch den Angriff oder Widerstand mit Lanzen mehr als durch den mit dem Bajonet. Aber die Erfahrung müßte erst beweisen, daß dabei nicht neue Uebelstände eintreten.

Trauerspiel.

La mort de Levrier. Tragédie nationale Genevoise par J. J. Fazy.

Der Verfasser des Stücks hatte es zuerst dem Theater angeboten, die Censur erlaubte aber die Aufführung nicht, dafür erscheint es jezt im Druck. Das Warum dieses Verbots läßt sich leicht vermuthen. Fazy hat die Kirche St. Pierre zur Hauptscene des Stücks gewählt. Dergleichen aber kann in Genf, an Ort und Stelle nicht geduldet werden. Die Wahl des Stücks muß allen Einwohnern eines Freystaats, besonders aber den Genfern gefallen. Levriers Tod ist einer der schönsten Züge in der vaterländischen Geschichte, er erweckt alle Gefühle, die mit dem Nationalstolz verwandt sind. Ist aber auch der so glücklich gewählte Gegenstand gut behandelt? Wir glauben nicht. Levrier hat sich in die Kirche St. Pierre geflüchtet. Hier freut er sich, dem Herzog Karl III. von Savoyen widerstanden zu haben. Bekanntlich widersezte er sich seiner Anmaßung souveräner Gewalt und berief sich laut vor dem Usurpator auf die Rechte der Genfer, die ihre alte Charte enthält. Diese aber hat der Herzog unterschlagen lassen und läugnet ganz, daß sie vorhanden sey. In dieser Scene und fast den ganzen Akt hindurch redet Levrier in Einem fort, was allerdings kalt macht, so schön auch einzelne Worte und Wendungen sind, z. B.

> On peut les arracher à leur asile saint.
> Ils revivent en moi, ma voix Vous les rappelle,
> Et mon sang prouvera que ma voix est fidèle.

Nun kommen bewaffnete Bürger und ihr Anführer bietet Levrier an, sich an die Spitze der Treuen zu stellen, um den Herzog anzugreifen. Aber er thut es nicht, meinend, es sey noch zu früh. Er gibt sogar den wackern Leuten, die ihn retten wollen, den Rath, von ihrem Vorhaben abzustehen und ihn selbst zum Tode gehen zu lassen, den Herzog aber blos zu verachten. Auffallend ist es, wie die bewaffneten Männer diesem sonderbaren Rath folgen und sich ruhig zurückziehen und Levrier fahren lassen, wiewohl sie — er hat es ihnen ja selbst gesagt — voraussehen, daß sein Tod gewiß sey. Levrier bewundert nun lange diese bewaffneten Mitbürger, die ihn verlassen. Er meint, sie thun recht Großes, daß sie sich nicht weiter um ihn bekümmern, da sie doch zu schwach sind, um den Herzog zu überwinden. Was geschieht nun nach dem Dichter? Levrier wird natürlich ermordet und — nachher jagen die Männer den Herzog zur Stadt und Lande hinaus, dieselben Leute, welche dies nicht am Morgen thun konnten. Diese Inconsequenz in dem Plan des Stücks fällt unangenehm auf und verdirbt die ganze übrige Handlung. Im ersten Akt wird also Levrier verhaftet, und doch finden wir ihn im zweyten abermals in der Kirche St. Pierre, denn da wird — sonderbar genug — das Verhör gehalten. Hier wird wieder viel geredet. Levrier macht dem an den Herzog verkauften Genfer Syndikus bittere Vorwürfe. Darauf hört er, das Volk bitte um seine Lossprechung, vermuthet, daß diese in Folge eines schimpflichen Vergleichs mit dem Tyrannen erfolgen und damit erkauft werden dürfte, und sucht dies dadurch zu verhindern, daß er dem Herzog hinterbringen läßt, es sey eine Empörung gegen ihn im Werke, und er, Levrier, stehe an der Spitze. Damit endet der zweyte Akt. Der ganze dritte ist nun ein Hin- und Herreden über die Hinrichtung Levriers; er selbst erscheint aber nicht. So ist denn der Hauptcharakter ganz unthätig. Reden über Volksrechte — sieben und zwanzig Mal kömmt der Ausdruck vor — gehören mehr auf die Tribüne als auf die Bühne, die durchaus Handlung will. Wären wenigstens jene alten Volksrechte etwas näher entwickelt worden, das könnte doch für die jezt lebenden Genfer anziehend seyn! Hier und da ist Wärme nicht zu verkennen, aber sie verliert ihre Wirkung durch eine Menge Unrichtigkeiten und Nachlässigkeiten des Styls, der doch bey den Franzosen die Hauptsache ist. Bey alle dem muß wiederholt werden, daß der Tod Levriers, anders behandelt, ein sehr guter, dankbarer Stoff für die Bühne wäre, besonders in Genf. Auch ist des Verfassers Gedanke, der Genfer Bühne mehr nationale Farbe zu geben, recht glücklich. Fragt sich nur, obs auch der Regierung recht wäre? —

Digitized by Google

Nr. 81.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 9. Oktober 1827.

Naturwissenschaft.

Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft von D. Gotthilf Heinrich Schubert. Dritte Auflage, Dresden 1827 in der Arnoldschen Buchhandlung.

Es gehört in Deutschland zu den seltenen, und darum desto erfreulicheren Erscheinungen, wenn ein Buch, wie das vorliegende, eine dritte Auflage erlebt; denn selten nur hat das größere Publikum, ja nicht einmal die gemeine Masse der Naturverständigen selbst für die tieferen Ahnungen der sogenannten Naturphilosophie den Sinn, den sie verlangen und verdienen, und es ist nicht genug zu schätzen, wenn es solchen Ahnungen einmal gelingt, durchzudringen, Aufmerksamkeit und Anerkennung zu finden. Ich kenne kein anderes ähnliches Werk, das eine dritte Auflage erlebt hätte, und doch gibt es deren, welche dem vorliegenden an Reichthum, Tiefe und Wichtigkeit der Ideen keineswegs nachstehen, es nicht selten übertreffen. Was gerade Schuberts Werk begünstigt hat, ist ohne Zweifel die ziemlich allgemein faßliche populäre Darstellung, die es von den bey weitem schwerer zu lesenden und größtentheils nur den Eingeweihten verständlichen Werken von Schelling, Oken, Steffens, Görres, Wagner, Eschenmaier, Troxler &c. unterscheidet. Möchten doch die Philosophen auch an diesem Falle wieder erkennen, wie viel leichter sie bey dem nicht interesselosen Publikum Eingang finden würden, wenn sie sich faßlicher ausdrücken wollten!

Der Verfasser dieser Ansichten wird insgemein der Erlanger Schubert genannt, zur Unterscheidung von dem kürzlich verstorbenen Petersburger Schubert, über dessen Schriften erst vor Kurzem in diesem Blatt berichtet worden ist. Beyde sind als Naturforscher gleich berühmt, der Petersburger mehr als Empiriker, der Erlanger mehr als Philosoph. Dieser leztere hängt im Allgemeinen der großen Schule Schellings an, insbesondere aber hat er sich das größte Verdienst um den Theil der Naturwissenschaft erworben, den er mit Recht die Nachtseite desselben nennt, nämlich um die Erforschung der dunkeln psychologischen Geheimnisse an der Gränze zwischen dem Körperlichen und Geistigen. Seine vorzüglichsten Schriften beziehen sich auf diese räthselhaften Gegenstände. In seiner Symbolik des Traumes hat er mit einer unermeßlichen, theils naturwissenschaftlichen, theils mythologischen und geschichtlichen Gelehrsamkeit alles zusammengestellt, was über die dunkle Traumwelt einigen Aufschluß geben kann, und daraus die wichtigsten Resultate gezogen. In seinen Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens hat er in verschiednen Abhandlungen über mehrere der dunkelsten und schwierigsten Partheien der Naturwissenschaft Licht zu verbreiten und namentlich als Hauptresultat aller seiner Forschungen die Ansicht geltend zu machen gesucht, daß in unendlicher Fortentwicklung jedes niedere Geschöpf und jeder niedere Zustand in der Natur nur die Andeutung und Vorbereitung zu einem höhern sey, und daß das lezte uns bekannte Glied der unendlichen Wesenkette nur wieder auf ein höheres uns unbekanntes deute, und eine höhere Welt beginne, wohin nur die Ahnung eindringt. Diese Ansicht hat besonders darin etwas höchst Erfreuliches und Befriedigendes, daß sie die schwarzen Gedanken der Vernichtung und des Todes gänzlich verbannt und dafür die schöne Hoffnung einer Verwandlung und höhern Entfaltung, die Ahnung eines höhern neuen Lebens gibt. So ist namentlich eine Abhandlung in dem angeführten Werk enthalten, die es verdient, daß man sie der Vergessenheit entreißt. Sie heißt Geschichte der Verwesung und ist das Beste, was je über diesen widrigen Gegenstand geschrieben worden ist. Diese Abhandlung sucht die Unsterblichkeit auf einem naturwissenschaftlichen Wege außer Zweifel zu setzen, und wem der Gedanke an Unsterblichkeit von Wichtigkeit ist, dem wird diese Geschichte der Verwesung von Schubert wahrlich nicht weniger Trost gewähren, als Jean Pauls Selina. Sie ist sogar in hohem Grade poetisch zu nennen, weil sie einen Gegenstand, den wir als den gräßlichsten zu fliehen gewohnt sind, alles Widerlichen entkleidet und uns troz der anfänglichen Abneigung völlig damit ver-

Digitized by Google

söhnt. Schubert zeigt nämlich, daß die scheinbare Zerstörung wirklich nur ein neu beginnender, höherer Lebensprozeß, daß die scheinbare Desorganisation eigentlich eine Reorganisation, keine Auflösung, sondern eine Wiedergeburt sey. Die Verwesung ist ihm nicht sowohl die allmählige Vernichtung des ersten organischen Lebensprincipes, als vielmehr die Geburt eines neuen höhern Lebensprincipes, die endliche Befreyung des Phosphorus, des höhern Lichtelementes, das früher nur in den höchsten Momenten des Lebens auf unvollkommene Weise in der Entzückung und im Magnetismus zum Vorschein kam.

Auf diese frühere Abhandlung mußte hier hingewiesen werden, weil sie in genauem Zusammenhange mit dem vorliegenden Werke steht. Auch in diesem Werke ist die Hauptabsicht, den wunderbaren Zug der Natur vom Rohen und Niedrigen zum immer Vollkommenern und Höhern durch alle ihre Reiche nachzuweisen und ihren großen Stufengang vom Anfang bis zum Ende zu verfolgen. In jedem niedern Reich, auf jeder niedern Stufe findet Schubert die höhern schon angedeutet, in der niedern anorganischen mineralischen Welt schon die Pflanzenwelt, in der Pflanzenwelt schon die Thierwelt, in dem Thiere schon den Menschen und im Menschen eine noch höhere überirdische Welt. Der Verfasser zeigt, wie sogar schon in der Astronomie in gewissen mathematischen Verhältnissen eines niedern Planeten der folgende höhere und vollkommener ausgebildete angedeutet sey; wie ferner in den Gebirgen und Mineralien die künftige organische Welt, im Gneis die Pflanze, im Kalk das Thier angedeutet sey; wie sodann wieder theils im Allgemeinen die Pflanzenwelt auf die Thierwelt, theils jede besondere Gattung darunter auf die folgende höhere hinweise. Er findet auf anatomischem und physiologischem Wege in den niedern Thieren Gliedmaßen oder Sinnesorgane, die denselben noch zu nichts dienen können, und ganz unvollkommen entwickelt sind, aber die darauf folgende höhere Thiergattung, bey denen diese Glieder und Organe vollkommen entwickelt sind, zum Voraus andeuten. Er sieht ferner in der ganzen Reihe der Thiere nur eine allmählige Annäherung zum Menschen, eine stete Sehnsucht, durch immer höhere und edlere Bildungen endlich bis zur idealen menschlichen Bildung zu gelangen. Im Menschen selbst aber sieht der Verfasser nicht minder die Hindeutung auf noch vollkommenere Wesen, auf einen noch höhern Zustand, und er entdeckt die Spuren, die darauf hinweisen, in den wunderbaren Erscheinungen jenes höhern Lichtelementes, des Phosphors, namentlich im Magnetismus.

Die höhern Fähigkeiten, sowohl der Sinne als des Geistes, die im Magnetismus sich zeigen, und das gewöhnliche Maaß weit überschreiten, sich sogar aus dem gewöhnlichen Mechanismus der Natur auf keine Weise erklären lassen, scheinen dem Verfasser ohne Widerrede auf einen künftigen, überirdischen Zustand hinzudeuten, namentlich die Gabe, vermöge welcher die Somnambule gleichsam über Zeit und Raum weggesezt wird, indem sie sieht, was fern von ihr vorgeht, und was erst in künftiger Zeit geschehen wird. Auch die Entzückung und Seligkeit, die den magnetischen Zustand begleitet, scheint ihm nur die Ahnung und Vorempfindung eines höhern Zustandes, als der menschliche ist. Den Umstand aber, daß diese Vorempfindung nur in einem krankhaften Zustande eintritt, erklärt er nach der Analogie, nach welcher auch in der ganzen übrigen Natur bey dem niedern Geschöpf die Andeutung des Höhern nur auf eine unvollkommene Weise, oft nur als Verkrüppelung erscheint, eben weil der vollkommene Zustand, der hier nur angedeutet ist, erst in dem höhern Geschöpfe selbst vollendet werden kann. So haben manche Wasserthiere schon eine Lunge, aber nur unvollkommen gebildet, und sie brauchen dieselbe nicht, sondern athmen durch Kiemen, und diese hier nur angedeutete Lunge wird erst bey höhern Thiergattungen vollkommen ausgebildet und zu ihrem natürlichen Gebrauch geschickt. Daß ferner diese Ahnung eines höhern Lebens im Magnetismus eine völlige Passivität unseres irdischen, gewohnten Daseyns voraussezt, daher nur vorzüglich bey den Weibern und im Schlaf zur Erscheinung kommt, dies erklärt der Verfasser aus einem allgemeinen Gesetz des Magnetismus. Soll nämlich ein höherer Magnet auf den ersten wirken, so muß dieser ihm den negativen passiven Pol zukehren.

Dies ungefähr ist das Hauptresultat der in diesem Werk enthaltenen Untersuchung. Man findet darin, angeknüpft an den bezeichneten Gang des Ganzen, im Einzelnen noch eine unendliche Fülle von Ideen und Bemerkungen über alle Theile der Naturwissenschaft; wir bescheiden uns indeß, nur die allgemeine Tendenz des Werkes charakterisirt zu haben. Diese dritte Auflage unterscheidet sich übrigens von den frühern im Wesentlichen nur wenig. Das Ganze ist in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten nur im Einzelnen bereichert und nach neuen Erfahrungen ergänzt. Außerdem gibt der Verfasser neue einleitende Zusätze, worin sich seine in der leztern Zeit vorherrschend gewordne pietistische Richtung nicht verkennen läßt. Diese Art von Pietismus ist aber durchaus liebenswürdig, weil er, im Garten der Natur wie in einem Paradieße spielend, sich nie in das gestaltlose melancholische Chaos dunkler Gefühle verirren kann, und das kindlich fromme Wesen des Verfassers erweckt in uns fast unwillkührlich die Erinnerung an einen idealen Charakter Jean Pauls, an den frommen Spener in Titan.

W. M.

Digitized by Google

Menglitera tur.

Nachgelassene Aphorismen aus den Erfahrungen eines Sieben- und Siebzigjährigen, von Hans Wilhelm, Freyherrn von Thümmel, weiland herzogl. sächs. geh. Rath und Minister ꝛc. Nebst des Verfassers Biographie. Frankfurt a. M. bey Sauerländer, 1827.

Der Verfasser dieser Aphorismen darf mit seinem berühmten Bruder Moritz August von Thümmel, dem Verfasser der Wilhelmine und der Reisen nach den mittäglichen Provinzen von Frankreich, nicht verwechselt werden. Doch ist auch er durch große Talente ausgezeichnet gewesen, die ihn zum Rang eines Ministers, wenn auch nur in einem kleinen Herzogthum, emporsteigen ließen. Da seine Biographie wohl nur einem engern Kreis von Landsleuten interessant seyn kann, halten wir uns hier an die von ihm hinterlassenen und dem größern Publikum bestimmten Aphorismen. Der Verfasser hat schon früher ähnliche Aphorismen, so wie auch einige Biographien und kleine historische Schriften herausgegeben. Die vorliegende Sammlung enthält mehrere sehr richtige und feine Beobachtungen, die einen erfahrnen und klugen Mann beurkunden. Viele derselben sind originell, andere sind wohl auch sonst schon gemacht worden, alle aber können zur nützlichen Belehrung und heitern Unterhaltung dienen. Wir heben einige zur Probe heraus:

„Den Buchhändlern Manuscripte anbieten, heißt bey den Meisten so viel: als den Blinden Farben zeigen. Sie leben mitten unter ihren Büchern, wie die Verschnittenen im Harem.

Die schönsten Palläste sind gewöhnlich nichts weiter, als nette Vogelhäuser, in denen Papageyen von allen Farben plaudern und keifen.

Es gibt unter den Gelehrten eben so wohl Zweykämpfe, als unter dem Militär. Aber die eine Art ist nur ernsthafter als die andere. Wenn ich ein Paar Schriftsteller miteinander zanken sehe, so kommen sie mir gerade vor, als wenn sich welche mit Zahnstochern duellirten.

Wenn du deine Frau nicht liebst, so lebt sie hundert Jahre, um dich toll zu machen, und wenn du sie liebst, so stirbt sie bald, und dich wird der Kummer umbringen. Was ist zu thun? Nehme keine!

Ein gewisser Schriftsteller sagt: man muß eine kleine Frau heirathen, weil man unter verschiedenen Uebeln das kleinste wählen soll.

Es gibt Menschen, die mit ihrer Gefälligkeit bey allen denen, die ihre Narrenspossen ertragen können, Gevatter stehen und einem jeden, der etwas mehr ist als sie, mit Vergnügen zu Diensten sind, ihre eigenen Arbeiten Andern überlassen und solche gerne bezahlen, um die Packesel Jener zu seyn; solche Gefälligkeitsnarren leben in der sonderbaren Idee, daß man sie dadurch besonders ehre; allein man braucht sie nur, um Arbeiten gethan zu haben, die man nicht selbst thun will oder kein Geld dafür ausgeben möchte. Ein Frühstück, ein Mittag- oder Abendessen ist ihr Honorar, und dies wissen sie überall zu rühmen, als wenn man es ihrer Klugheit und Gesellschaft wegen gethan hätte, sie werden aber lediglich nur abgespeist wie das Lastvieh, wenn es seine Arbeit gethan hat, damit man es den andern Tag wieder gebrauchen kann.

Die Weiber sind das A und das O, der Anfang und das Ende. Welcher Mensch hat nicht durch sie angefangen und geendigt?

Wer mit seinen Kräften prahlt, mißtraut ihnen.

Es ist einer der größten politischen Fehler, Menschen durch Verfolgung interessant zu machen, die es sonst nie durch sich selbst geworden wären.

Die Straße, welche zur Wahrheit führt, nennt sich Unabhängigkeit.

Der Vergessenheit zu entgehen, gibt es nur einen Weg, die Wahrheit.

Wie oft macht man die Regenten nicht glauben, daß ihr Staat blühe, indem er zwar etwas roth im Gesichte, doch an der Schwindsucht darnieder liegt. Wie wenige urtheilen aber auch von der Staatsblüthe richtig! Zwanzig Millionen reicher Bauern, deren jeder jeden Sonntag seine Henne in Suppe verzehrt, das sind Staatsäpfel, die die Güte des Staatsbaumes untrüglich anzeigen. Wenn aber neunzehn Millionen am Hungertuche nagen, damit eine Million im Ueberfluß schwelgen könne, dann blüht der Staat sicher nicht.

Man ist gewöhnlich für andere klüger, als wie für sich selbst.

Große Wissenschaften beweisen, wie wenig man weiß, und große Reichthümer, wie wenig man genießen kann."

Den Schluß des Ganzen macht ein in poetischer Prosa abgefaßtes Gedicht über Unsterblichkeit, „Elysium oder Tartarus," das einigermaßen an Jean Pauls Selina erinnert.

Vermischte Schriften.

Stacheln und Blätter von Paul Sardus. München 1827 bey Wilhelm Michaelis. 12. S. 82.

Der Verfasser dieses kleinen Buchs hat sich ein wenig zu viele Mühe gegeben, den Humor und Styl Jean

Digitized by Google

Pauls nachzukünsteln. Dergleichen Bemühungen müssen in allen Fällen scheitern; denn gelangen sie auch ans erwünschte Ziel, ist die Aehnlichkeit auffallend, findet man auch in dem kleinen Nachgänger das vollkommene Miniaturbild des großen Vorgängers, so bleibt die Kopie doch immer nur eine Kopie, die neben dem Original allezeit zu Schanden wird. In der Poesie und zumal für einen Anfänger ist nichts so mißlich und undankbar, als das Nachahmen eines berühmten Autors. Selbst das glänzendste Talent eines Nachahmers dient nur, den Glanz des Originals zu vermehren, und auf die Kopie sieht man immer nur mit einem mitleidigen Lächeln herab. Ueberhaupt aber kann jeder Dichter nur in seiner eigenen Manier groß seyn, und er muß es wie Cäsar vorziehen, lieber im Kleinen der Erste, als im Großen der Zweyte, lieber der erste Sardus, als der zweyte Jean Paul zu seyn.

Wie sehr wir indeß gegen das Manieriren im Ton und Styl des vorliegenden Büchleins eingenommen sind, müssen wir doch den darin geäußerten Gefühlen und Gedanken unsern Beyfall zollen. In der That wird sich auch wohl schwerlich irgend Jemand zu der Manier Jean Pauls hingezogen fühlen, der nicht einige ihm verwandte Herzenswärme, nicht einigen ihm ähnlichen Humor und Witz besäße. Den Inhalt des kleinen Werkes bilden zwanzig kurze humoristische Abhandlungen und einige Aphorismen. Schon die Ueberschriften: demüthige Begrüßung des heurigen Kometen — des Fürsten lezter Traum — Vertheidigung der Ziegelsteine des neunzehnten Jahrhunderts — Gelehrter Impetus des alten Buchdruckers Hanns Schobser — lassen die Manier erkennen, von der wir als Probe die kurze Vorrede zugleich mit dem Urtheil des Verfassers von sich selbst hersetzen wollen:

„Vorreden schreibt ein Autor meistens der Nachreden wegen, die er verhüten will — üble zumal — bey Lesern und Recensenten; er will sich damit gegen sie einbauen und verhüllen durch Ehrenpforten und Weihrauchwolken, die er in der Vorrede sich selbst aufsteigen läßt. Von diesem Brauch gedenke ich abzugehn. Ich brauche weder Lob noch Tadel, ich beuge mich z. B. vor Plato und Herder, und fühle einen heiligen Schauer unter dem Anwehen ihres Geistes, aber vor tausend andern Schriftstellern beuge ich mich nicht. Auf den gezimmerten, künstlichen Gerüsten der Bürgerlichkeit tanze und spiele ich meine Rolle, wie jeder Nachgeborne Adams; aber das Stückchen Himmelblau über mir lasse ich dabey nicht außer Augen. — Ich liebe ein Sternbild mehr, als einen Ordensstern, einen Abendhimmel mehr als einen Thronhimmel; auf das Jenseits freue ich mich ganz sonderlich; die Menschen liebe ich, — nicht im Buch, sondern im Leben und Herzen, und mehr, als mancher, — auch den Leser, den ich hiermit freundlich grüße."

Sittenlehre.

1) Abrahamisches Gehab dich wohl! von P. Abraham a Santa Clara. Ein Buch zur Lehre und Warnung, zur Erheiterung und Gemüthsergötzung für Jung und Alt. In einem zeitgemäßen Auszuge. Wien 1827. In Armbrusters Verlag.

2) Merks! Ein curiöses Memento für alle Stände aller Orten, von Abraham a Santa Clara. Zur Ergötzung der heutigen Lesewelt wieder ans Licht gestellt von D. Zimmer. Frankfurt a. M., bey Sauerländer, 1827.

Da die alten Ausgaben des Pater Abraham selten geworden, ist es sehr löblich, daß man neue veranstaltet, denn was wir auch Grobes in seinen Schriften finden, wie es seine Zeit und die Sitten, gegen die er predigte, mit sich brachten, so bleiben uns doch immer noch so viele feine und zarte Gedanken und Gefühle, eine so edle Wahrheitsliebe, eine so reine Sittlichkeit und eine so unerschöpfliche Fülle von Witz an ihm zu bewundern übrig, daß wir nur gegen uns selbst ungerecht wären, wenn wir sein Andenken vernachläßigten. Pater Abraham ist in vieler Hinsicht als ein Vorgänger Jean Pauls zu betrachten. Wenn er dessen Sentimentalität auch nicht theilte, so doch gewiß dessen humoristisches und satyrisches Talent und die sprudelnde Fülle von Gedanken, Bildern und Citaten.

Die vorliegenden Schriften gehören zu den reichhaltigsten des seltsamen Autors, wiewohl sich sein Geist in keiner seiner Schriften verkennen läßt, und auch in allen andern derselbe glückliche Humor immer wiederkehrt. Seine Schriften sind sich alle unter einander verwandt, wie die Jean Pauls, denn es ist den Humoristen eigenthümlich, überall nur sich selbst in der größten Zwanglosigkeit darzustellen. Eben deshalb aber sollten auch alle Werke des Pater Abraham gesammelt und in einer vollständigen Ausgabe neu abgedruckt werden, wobey man es auch vermeiden müßte, willkührlich wegzulassen, zu ändern oder den Styl zu modernisiren.

Digitized by Google

Nr. 82.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 12. Oktober 1827.

Italienische Literatur.

1. Gelegenheitsschriften.

Eine Erscheinung, die in der Geschichte aller Völker wiederkehrt, ist der scheinbare Stillstand der geistigen Ausbildung — das allmähliche Verschwinden großer Talente, ausgezeichneter Genien, sobald die Entwicklung der Sprache und Literatur einmal eine gewisse Höhe erreicht hat. Die wichtigsten Beobachtungen, die in der Natur und Gesellschaft gemacht werden können, sind gemacht und ausgesprochen worden; die tiefsten Ideen und Gefühle, die in der Brust des Menschen liegen, haben ihren Ausdruck gefunden. Der Nachgeborne — vielleicht an innerer Kraft den größten Geistern der Vorzeit gleich — hat daher keine Aufforderung mehr, selbstthätig zu schaffen: er besitzt, wenn er nur den Schatz, der vor ihm gesammelt und ausgeprägt worden ist, sich angeeignet hat, einen Reichthum, den er weder durch seine Ausgaben erschöpfen kann, noch auch durch eigenes Arbeiten vermehren. Denn was könnte dieses ihm versprechen, das nicht bereits von Andern gethan und vollendet wäre? Am leichtesten wird dann der Schüler oder der mittelmäßige Kopf, unfähig den ganzen Vorrath des Vorhandenen zu übersehen, sich verleiten lassen, — Holz in den Wald zu tragen, die Lücken, die in seiner Kenntniß der Literatur und Wissenschaft sind, mit eingebildeten Entdeckungen auszufüllen; indem er etwas Neues gefunden, gesagt zu haben glaubt, weil er das Alte nicht kannte. Daher die Unzahl erbärmlicher Schriften, die gewöhnlich auf eine Reihe guter und ausgezeichneter folgt.

Daß in Italien jener Zeitpunkt des Stillstandes bereits im sechszehnten Jahrhundert eingetreten war, während derselbe in Spanien erst im siebzehnten, in England, Frankreich und Holland im achtzehnten und in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert gekommen ist; hing bey allen diesen Völkern von dem frühern oder spätern Eintreten der geistigen Reife ab. Bey den Italienern wurde dieselbe bereits im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert in Dantes Divina Commedia und Vita Nuova, Petrarcas Canzoni und Sonnetti, Boccaccios Decamerone angekündigt, im fünfzehnten durch Ariosto im Orlando Furioso und durch Machiavelli in seiner Geschichte von Florenz, seinen Abhandlungen über Livius, und seinem Principe erreicht, im sechzehnten aber durch Tasso's Gerusalemma liberata vollendet und abgeschlossen. Alles, was seitdem in der italienischen Literatur erschienen ist, hat — selbst Alfieri, Goldoni, Gozzi, Metastasio nicht ausgenommen — an den Maßstab jener großen Geister gehalten, sich kaum über das Mittelmäßige erhoben; und die gefeyerten Werke des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts besonders — Marini's Adonis, Guarini's Pastor fido, — die sich der Zeit nach unmittelbar an dieselben anschließen, tragen alle Zeichen der Ueberreifung und innern Fäulniß an sich.

Aber wenn auch die Masse des Mittelgutes und Schutts, die auf diese Weise sich anhäuft, nicht als Fortschritt der Literatur betrachtet werden kann; so ist sie doch immer der Beweis eines wahren Fortschrittes der geistigen Ausbildung im Ganzen. Die Ideen, die anfangs nur das Eigenthum Weniger waren, die Redeformen, in welche sie diese Ideen — die Blitze des Genius — faßten, verbreiten sich allmählich nach allen Richtungen und werden zuletzt Gemeingut der Menge. Am schwierigsten bleibt noch, wegen ihrer bestimmten Forderungen und Gesetze, die Form der Poesie und daher die Anwendung derselben in den Augen des Ungebildeten oder weniger Gewandten von höherem Verdienst.

In China wird das Dichten als gesellschaftliches Spiel betrieben. Wer immer die geringsten Ansprüche auf gesellige Bildung machen will, muß im Stande seyn, seine Gedanken über jedes ihm aufgegebene Thema sogleich in Versen auszudrücken. So lächerlich es uns erscheinen würde, wenn ein Freund uns einladen wollte, gemeinschaftlich mit ihm einen Rausch zu trinken und Verse zu machen; so beruht doch das Letztere auf der richtigen Einsicht, daß die Einkleidung der Gedanken in poetische Form — sobald es auf diese allein ankommt — nichts als eine Kombination verschiedener Redewendungen nach konventionellen Regeln ist; wie das Kartenspiel eine Kombination von Zahlen, das Schachspiel ein-

Digitized by Google

Kombination von Positionen und Verhältnissen nach konventionellen Regeln. Es ist daher allerdings blos Geschmackssache, ob man es vorzieht, zu seiner Unterhaltung Verse zu machen, oder Karten zu spielen. In Europa hat das Lezte um sich gegriffen; und hier wird daher das Versemachen oder Dichten meist mit derselben ehrfurchtvollen Scheu betrachtet, mit welcher der Chinese einer Parthie Whist oder Lhombre zusehen würde. In Deutschland namentlich genießt ein Mann, dessen sämmtliche poetische Werke einmal erschienen sind, unendlicher Achtung; wenn der Gute auch um diese Sammlung zu Stande zu bringen nichts weiter gethan hätte, als sich des Nachmittags etwa oder

beym sinkenden Strahl der Abendsonne

in seinen Lehnstuhl zu setzen und zu einer Anzahl seltener Reime, die er zuvor aus irgend einem Reimlexikon excerpirt hat, die nöthigen Gedanken zusammen zu suchen.

In Italien nimmt man die Sache schon weniger ernst. Wenn auch die Menge einen Improvisatore mit offenem Munde angafft; so gibt es doch unter der lesenden Klasse zu Wenige, die Ariosto und Tasso, und jezt auch, die Dante nicht gelesen hätten, als daß man sich so leicht Rechenpfennige für Dukaten unterschieben lassen sollte. Außerdem ist die italienische Sprache an Reimen so reich, daß diese fast leichter zu finden, als zu vermeiden sind. Selten wird daher ein Italiener von Stande verliebt seyn, ohne daß er ein dutzend Sonnette an Haare, Stirn, Brauen, Augen, Nase, Mund und mit einem Worte an die ganze himmlische Gestalt seiner Schönen richtete; diese Ergüsse aber zu sammeln und in zierlichen Oktav- oder Duodez-Bändchen drucken zu lassen, wird Niemand einfallen, der nicht den einen oder anderen seiner fünf Sinne vermißt. Taschenbücher und Morgen-, Mittag-, Abend- und Mitternacht-Blätter gibt es gar nicht, denn den Corriere di Dame kann man wohl kaum hieher rechnen. — Dagegen herrscht ein anderer Gebrauch, der mir zwischen dem Leichtsinn des Chinesen, der seine Verse zum Spiel macht, und dem mathematischen Ernst des Deutschen, der baare Bezahlung für dieselben verlangt, ungefähr die Mitte zu halten scheint und unstreitig als Ableitungsmittel des Furor poeticus eine große Wohlthat für das Land ist. Sobald in Stadt und Land irgend ein besonderer Glücks oder Unglücksfall sich ereignet — Erdbeben, Feuersbrünste, Aufsteigen eines Luftballons, Tod und Begräbniß, Hochzeit, Geburt und Kindtaufen und was immer im menschlichen Leben Merkwürdiges sich ereignen kann — so regnet es plötzlich von allen Seiten Sonnette, Canzonen, Oden, die gedruckt, vertheilt und an allen Straßenecken angeschlagen werden, so daß sich die Verfasser einige Tage lang einer Publicität erfreuen, wie sie dem berühmtesten Schriftsteller nicht zu Theil wird. Als während meines Aufenthalts in Padua einige Promotionen vorfielen, wurde vielleicht die halbe Stadt mit Maculatur versorgt; was freylich eine sonderbare Liebhaberey ist, aber jedenfalls durch die Vertheilung in alle Kaffeehäuser und Kaufmannsläden auf viel kürzere und zweckmäßigere Weise erreicht wurde, als auf dem Wege des Buchhandels, wie in Deutschland üblich ist. Daß unter diesen Gedichten, die jede Erscheinung des Tages hervorruft, zuweilen einige sich finden, die etwas mehr sind, als versificirte Komplimente oder Nutzanwendungen, ist ein erfreuliches Zeichen des wiedererwachenden Nationalgeistes, der seit der französischen Revolution auch in Italien mächtig seine Schwingen regt. Eines der berühmtesten Gedichte Monti's ist das auf den Tod von Hugo Basseville (Cantica in morte di Ugo Bassville, Italia 1824). Auch Foresti, der vor kurzem zu Bologna gestorben ist, verdankte seinen ersten Ruhm einer Elegie auf den Tod eines Lehrers.

Die Sitte, feyerliche Gelegenheiten durch Gedichte zu verherrlichen, scheint ihren Ursprung im Mittelalter genommen zu haben, als Italien unter einer Menge kleiner Fürsten vertheilt war, die an ihren Höfen ganze Schaaren von Schauspielern, Possenreissern und Poeten unterhielten. Die Pflicht der Lezteren war es, die Großthaten ihrer Gönner zu besingen; und wenn dazu keine Veranlassung war, aus Mangel an Thaten, die kleinen Vorfälle und Ereignisse, welche die Stelle derselben vertraten, durch ihre Muse auf die Nachwelt zu bringen. So selten auch dergleichen Briefe an ihre Adresse gelangten, so hinderte dies doch nicht die Verbreitung der Mode von dem Hofe auf die Umgebung desselben. Jeder fühlte sich geschmeichelt und geehrt, wenn er — gleich dem Fürsten — seinen Namen, sein kleines Privatleben unerwartet als einen Gegenstand poetischer Begeisterung kennen lernte; und selten blieb eine solche Apotheose unbelohnt. Das Lezte war wahrscheinlich der Grund, weshalb die Mode die Existenz aller der Höfe überdauerte, die sie hervorgerufen hatten; und weshalb sie im sechzehnten Jahrhunderte, als die italienische Literatur und die in Italien wieder erweckten Wissenschaften in ganz Europa einen überwiegenden Einfluß erhielten, sich auch über die ultramontanen Regionen ausbreitete. In Deutschland bestand während der sogenannten schlesischen Periode — im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert — der größte Theil der ganzen poetischen Literatur aus Gelegenheitsgedichten, welche in dicken Bänden gesammelt noch jezt eine sehr nahrhafte Speise für diejenigen Insekten sind, die mit anderen Gelehrten ihre Studien in unseren Bibliotheken verfolgen.

Neben der Sitte der Gelegenheitsgedichte, deren Ursprung wir leicht bis auf die Barden der nach Italien

Digitized by Google

übersiedelnden Germanen zurückführen könnten, hat sich eine andere aus den lezten Zeiten des klassischen Alterthums erhalten, welche in einem ähnlichen Verhältnisse zur Rhetorik steht, wie jene zur Poesie. An die Stelle der Staatsreden im Senate und vor dem Volke zur Zeit der Republik waren unter den römischen Kaisern Lobreden auf die Fürsten und rhetorische Exercitien getreten, die in den Schulen vorgelesen wurden. Später wurden auch die Fürsten der Barbaren von den Römern mit sorgfältig ausgearbeiteten Anreden begrüßt; und seitdem hat durch alle Wechsel der Regierungen sich dieser Gebrauch erhalten, der bald von Italien aus über ganz Europa verbreitet wurde. Wenige dieser Redner haben sich freylich eines Erfolges erfreuen können, wie Giannotto Marietti, der Gesandte der Florentiner bey Alphons von Arragonien in Neapel, von dem erzählt wird: seine Anrede habe einen solchen Eindruck auf den König gemacht, daß derselbe nicht einmal seine Hand erhob, um eine Fliege zu verscheuchen, die so keck gewesen war, sich auf seine Nase zu setzen.

(Der Beschluß folgt.)

G e s c h i c h t e.

Historische Erzählungen aus den Pariser Salons von Musset-Pathay, deutsch bearbeitet von Friederich Gleich. 1ster und 2ter Theil. Leipzig 1827.

Eine Schrift, die weniger durch ihre Kunstform, als durch ihren zum Theil äußerst interessanten historischen Inhalt, dem Liebhaber der Geschichte und der Menschenkunde insbesondere, aber auch allen, die überhaupt einer geistigen Erregung fähig sind, merkwürdig bleiben muß.

Nachdem der Verfasser eine Einleitung gegeben, die den Rahmen zu seinen Gemälden bilden soll, und die Geschichte der Familie erzählt hat, bey der, und die Art, wie die im Werke aufgeführte und den Faden desselben fortleitende Gesellschaft sich versammelte, beginnt er an diesen Faden eine Reihe historischer Gemälde anzuschließen, deren Farben aus den besten Zeitschriftstellern genommen und die daher äußerst lebhaft und anziehend sind; wir möchten aber die meisten dieser Gemälde nicht unter dem allgemeinen Titel „Erzählungen" begreifen, da der Sprachgebrauch unter diesem Ausdruck eine gewisse besondere Art von poetischen Erzeugnissen versteht, der Verfasser uns aber nur mit moralischen, literarischen, und politischen Skizzen aus der Geschichte beschenkt. Die erste derselben ist die Allee der Wittwen, wo schon ein vorläufiger Begriff von den Sitten des weiblichen Geschlechts in der Hauptstadt, um deren Leben und Treiben sich das Ganze dreht, vorgelegt wird.

Der Schluß dieses Kapitels, das bekannte galante Abenteuer der Gräfin Shrewsbury mit dem Herzog von Buckingham zur Rechtfertigung der französischen Galanterie gegen die englische erzählend, zeigt zum Voraus, was von dem Inhalt dieser Sittenschilderung zu halten ist, denn wo man sich zur Vertheidigung der französischen Damen auf die S. 109 citirte Stelle aus den Memoiren von Grammon berufen mußte, da konnte die Sittsamkeit des Pariser schönen Geschlechts sich nicht über einen zu engen Spielraum beklagen. In der zweyten Skizze sind die Grundsätze des jetzigen französischen Ministeriums auf eine nicht eben poetisch gut erfundene Weise und ohne eine andere politische Beurtheilung dargelegt, als sie sich in den antiministeriellen Tagesblättern zeigt. Wir sind mit diesem Abschnitt weniger zufrieden, als mit den meisten andern, da nach unserer Ansicht gegen das Ministerium so sehr Parthey genommen und diese Parthey nicht mit großer Ueberzeugungskraft und offenbar unkräftigem Witz behauptet ist. Es ist dies kaum eine vollendete Skizze, viel weniger eine Erzählung zu nennen. Besser, witziger, lebhafter zeigt sich der Abschnitt über die Jesuiten, wo schon die Unterredung zwischen einem Vater, der einer der Obern der Kongregation, und dem Sohne, der ein unbefangener, mit Sinn für Recht und Wahrheit ausgestatteter Jüngling ist, dem ganzen Gemälde, das überdies lustig genug auf dem Postwagen, auf dem sich beyde befinden, gesezt wird, eine Lebhaftigkeit verleiht, die uns das berechnete, alles ergreifende und umspinnende Verfahren dieser weit sich verzweigenden Gesellschaft anschaulich entwickelt. (Diese Skizze erschien in Nro. 43 u. f. des diesjährigen Morgenblatts.) Ueberall aber und auch hier zeigt sich, sobald die Politik zur Sprache kommt, der Verf. als liberaler Parteymann, der vielleicht scharfsinnig genug ist, mehr zu sehen, als was ein Unbefangener zu finden im Stande wäre. Aber bemerkenswerth ist die aus einem Aufsatz des Grafen Montlosier genommene Stelle und ihre Entwicklung S. 157, wo die Verhältnisse der geheimen Macht zum Ministerium angedeutet sind.

Der zweyte Theil betrifft nicht mehr allgemeine Zeitungsgegenstände, sondern gibt Auszüge, aus interessanten, fast vergessenen Büchern über die Sitten und literarischen Verbindungen des 18ten Jahrhunderts, der Glanzperiode der französischen Literatur. Hier wird uns im ersten Kap. eine vollständige Skizze der sogenannten Galanterie und ihres allmählich nüancirten Ueberganges zum wiederkehrenden äußeren Anstand vor Augen gelegt, die um so mehr gefällt, als immer die Hauptsachen mit den Stellen aus gleichzeitigen Schriftstellern selbst belegt werden. Wir finden hier, ohne daß der Verfasser diese

Digitized by Google

Absicht hat, den historischen Beweis, daß die Philosophie der damaligen Zeit eben die Galanterie war, und daß die Diderots und Voltaires nur auf dem Boden der Sittenlosigkeit und Schamlosigkeit ihres Jahrhunderts so frech über alle Gränzen wegschreiten konnten, während sich aus diesem Boden auch die verkehrte Natürlichkeit des unnatürlichen Rousseau bildete. Wir sehen den sternschnuppenartigen Irrlichtsglanz ihrer Philosophie in den brillanten Kreisen, in denen sie sich ausbildete, entstehen, und finden in ihren Schriften den oberflächlichen Schimmer der Antithesensucht wieder, den wir bey den galanten Soupers und Diners ihres Jahrhunderts erblicken. Um so weniger befremdet es uns, nachdem wir im zweyten Kapitel einen ziemlich unwichtigen, zur Sittenschilderung des Jahrhunderts wenig beytragenden Auszug aus Collignys auf den Rand einer Bibel geschriebenen Memoiren und im dritten eine richtige und gute Bemerkung über Mad. Genlis und eine Erzählung gelesen haben, von der wir nicht absehen können, was sie bedeuten soll, uns im vierten Kapitel mitten unter diesen galant-philosophischen Zirkeln zu befinden, welche die Regierung Ludwig XV. so sehr auszeichneten, und die uns leicht zu der Meynung verleiten könnten, die meisten Werke dieser Zeit seyen gemeinschaftlich ausgearbeitet worden, da die Verfasser, wie z. B. Marmontel, ihre meiste Zeit in diesen Gesellschaften zubrachten. Das fünfte Kapitel von den Höfen ist ein Fragment, über dessen Werth die Fortsetzung entscheiden muß, und das sechste von der Einsetzung des bourbonischen Hauses in Spanien eine lesenswerthe Schilderung des Elends, zu dem dieses Königreich seit zwey Jahrhunderten immer verdammt zu seyn schien.

D i c h t k u n s t.

Drey Lustgänge aus Saadi's Rosenhain, aus dem Persischen übersezt von D. Bernhard Dorn. Hamburg 1827 bey Meißner.

Saadi ist einer der ausgezeichnetsten persischen Dichter aus dem zwölften Jahrhundert. Man sehe die Nachrichten über ihn in J. von Hammers Geschichte der schönen Redekünste Persiens. Auch der Verfasser der vorliegenden Uebersetzung hat die Biographie des Dichters als Einleitung vorausgeschickt. Saadi schrieb einen Frucht- und Rosengarten (Bostan und Gulistan); da seine Tendenz aber durchaus eine moralische ist, so sind auch die Rosen eher Früchte zu nennen, wenigstens führen uns die drey Lustgänge durch seinen Rosenhain nur bey ernsthaften und moralischen Exempeln und Sprüchen vorüber. Der Dichter gibt Lehren der Weisheit und Tugend und stellt zuerst ein Beyspiel des Guten oder Bösen in der Form einer Erzählung oder Fabel auf, dann fügt er in Versen die darin enthaltene Lehre oder Sentenz hinzu. Sehr viele dieser Lehren sind so allgemein bekannt, daß uns höchstens die neue Form, in der sie hier vorgetragen werden, interessiren kann; doch finden wir auch viele, die eine seltene Beobachtungsgabe und ein feineres Zartgefühl verrathen, die neu und eigenthümlich sind. Der Leser wird sich über die Manier des Dichters am deutlichsten belehren können, wenn wir aus der Mitte der vielen Exempel einige zur Probe hersetzen:

Der Erste, welcher die Kleiderstickerey, und die Ringe an die Hand gab, war Dschemschid. Diesen fragte man: warum hast du denn alle Zierde und allen Schmuck der linken Hand angewiesen, da doch die rechte den Vorzug verdient? und er entgegnete: die rechte Hand hat dadurch, daß sie die Rechte ist, Schmuck genug.

> Feridun trug den Stickern China's auf,
> In seines Zeltes Umgang einzunähen:
> Den Bösen halt etwas zu Gute, kluger Mann!
> Die Guten sind durch sich glückselig schon und groß.

Galanus sah, wie ein Thor an die Brust eines Gelehrten Hand gelegt hatte, und ihn rücksichtslos behandelte. Er sagte aber: wenn jener weise wäre, so wäre seine Sache mit dem Thoren nie so weit gekommen.

> Zwey Kluge wissen nichts von Haß und Kampf;
> Der Einsichtsvolle reizt den Schwachen nicht.
> Und wenn beleidigend der Thor auch spricht,
> Durch Sanftheit mildert ihn der kluge Mann;
> Zwey Weise reißen nicht ein Haar entzwey.
> So ists beym Sanften und beym Wilden auch,
> Doch sind von beyden Seiten Thoren es,
> Die Kette selbst von Eisen sprengen sie.
> Ein Ungebildeter beleidigte,
> Man trugs, und sprach: gehab dich wohl zulezt!
> Noch schlechter bin ich, als du sagen magst,
> Ich kenne meine Fehler mehr als du.

Ein Sternkundiger kam in seine Wohnung, und fand einen Fremden bey seiner Gattin, worüber er erbittert war, Schmähungen ausstieß, und Anlaß zu Zank und Streit gab. Ein Verständiger, der von der Sache hörte, sprach:

> Du weißt was an dem Himmelsrund geschieht,
> Und weißt nicht, wer in deinem Hause ist.

Ein Fürst übergab seinen Sohn einem Lehrer und sprach: dieser ist mein Sohn; erziehe denselben gerade so wie eines deiner Kinder. Jener mühte sich nun ein Jahr mit ihm ab, kam aber nicht zum Ziele, während seine Söhne die glänzendsten Fortschritte in Bildung und Beredsamkeit machten; der Fürst griff den Lehrer darüber an und sprach: du hast deine Zusage gebrochen, und nicht gehalten, was du versprochen. Da erwiederte derselbe: die Erziehung war dieselbe, aber die Anlagen verschieden.

> Wenn gleich vom Steine Gold und Silber kommt,
> Hat Gold und Silber doch nicht jeder Stein.

Digitized by Google

Nr. 83.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 16. Oktober 1827.



Italienische Literatur.

Gelegenheitsschriften.

(Beschluß).

Als in den Universitäten und gelehrten Gesellschaften des Mittelalters das Andenken des Alterthums auf jede Weise erneut wurde, traten auch die alten rhetorischen Uebungen wieder in ihr Recht ein; und diesen haben wir es zu danken, daß die Ehre der Lobreden nicht blos auf die Häupter des Staates beschränkt geblieben, sondern auch auf die Fürsten der Wissenschaft übergegangen ist; nur mit dem Unterschiede, daß jene mehr bey ihren Lebzeiten, diese nach ihrem Tode gelobt zu werden pflegen. In Italien, wo überhaupt mehr gelobt wird, als in andern Ländern — wenn wir in Deutschland die Abendzeitung ausnehmen — hat sich dieser löbliche Gebrauch in weiterem Umfang, als irgend anderwärts erhalten; und in unsern Tagen, wo, ungeachtet aller hemmenden Fesseln, Alles einen neuen Aufschwung zu nehmen scheint, hat auch er sich veredelt und von niederer, geschmackloser Schmeicheley sich zu würdiger Anerkennung des Verdienstes erhoben. Einen erfreulichen Beweis hievon gab mir, als ich kaum die Schwelle von Italien betreten hatte, die Rede, welche der Abbate Giuseppe Barbieri am 3. Juli d. J. in dem großen Saale des Stadthauses (Palazzo della Ragione) von Padua zu Ehren des berühmten Reisenden Belzoni gehalten hatte:

Delle Lode di Giovanni Belzoni Orazione; Padova, 1827. 8. „Wenn in der weisen Vertheilung ihrer Geschenke, beginnt nach einem kurzen Eingange der Redner, die Natur das Gesetz angenommen hätte, daß sie nach dem Adel der Geschlechter ihre Gaben erhöhte und gegen die, welche von einer längeren und geehrteren Folge von Ahnen abstammen, sich auch freygebiger erzeigte; so würden wir an diesem Tage nicht das Andenken des trefflichen Belzoni zu feyern, sein Verdienst zu ehren haben. Denn geboren unter uns in niederem Stande und erzogen in der Dunkelheit einer eingeschränkten Lage, gab er in den Jahren, welche die Jugend der Menschen messen, kein Zeichen seines Geistes von sich. Aber von hier nach Rom gekommen, woher seine Eltern gebürtig waren, und wo er eine Zeitlang seinen Aufenthalt nahm, als er das Auge auf die bewunderungswürdigen Denkmäler warf, die diese Königin der Welt überall in sich schließt; erhob sich in seiner innersten Brust eine Stimme, die Stimme, welche alle hohen und edlen Seelen hören, der Ruf der Natur zu großen Dingen. — — Die Hülfe der gemeinen Erziehung ist für jene mittelmäßigen Geister nothwendig, die in der Armuth ihrer Wünsche und ihrer Erwerbnisse froh und zufrieden bleiben. Ohne diese würden sie aller Bildung völlig entbehren und, sich und anderen zur Last, in traurige Stumpfheit versinken. Aber die von der Natur privilegirten Geister haben vielleicht nicht nöthig und verschmähen häufig diese methodischen Hülfsmittel; sie überfliegen die Mitte, stürzen sich auf einmal in die Extreme, erstarken in den schwierigsten Verhältnissen und erheben sich durch sich selbst. Und so zeigte Belzoni sich; keinem anderen verdankte er seine Erziehung, keinem anderen, als sich selbst.“

„Von Rom, unterrichtet in den mechanischen Künsten und begierig von seiner Fertigkeit und seinem Talent rühmliche Beweise abzulegen, begab er sich nach Frankreich, Spanien, Portugal, Holland und von da nach England, als dem Orte, welcher der Stapel des Handels aller Nationen ist, und von wo er nach Verlangen die Segel breiten konnte nach jedem Lande, nach jeder Weltgegend, wohin ihn immer seine Wünsche zogen. Denn schon damals trug er die Absicht im Gemüth, sich durch wissenschaftliche Reisen oder kühne Unternehmungen einen Weg zum Ruhme zu bahnen. Und in der That war dies seine Sache; denn, um von seinem Genie zu schweigen, so machten ihn die ausgezeichnete Größe seiner Gestalt, die breiten Schultern, die Stärke des Arms, die Gewandtheit der Glieder und der Füße und diesen Gaben entsprechende Geisteskraft und Muth geschickt, das Ungemach, die Anstrengungen und die Gefahren einer langen und verschiedenartigen Reise zu tragen, während wir mit unserer Zartheit und Zierlichkeit, die wir vielleicht mehr begünstigen, als nöthig wäre, auf

Digitized by Google

sehr enge Gränzen der Länder und Menschen beschränkt sind. Zu Plymouth lichtete er die Anker und ging unter Segel nach Egypten; indem der Geist, seine Zukunft vorahnend, wie sie auch seyn möchte, ihn in dieses berühmte Land zog, dessen Name durch so viele Jahrhunderte wiedertönt."

Der Redner geht hier auf das Lob Egyptens über, und schildert den Eindruck, den die Denkmäler dieses Landes auf Belzoni machten. „Anfangs ging er als Hidrauliker in die Dienste des Pascha; aber bald nahm ihn die Liebe der Kunst und der Entdeckungen ganz in Anspruch. Zweymal durchwanderte er Egypten und Nubien und befragte jeden Stein, durchforschte jeden Winkel." — Aus den Ruinen von Theben, der Stadt mit hundert Thoren, entführte er die ungeheure Riesenbüste des Memnon, an der sich die Kraft der französischen Eroberer vergebens versucht hatte, und die jezt die Bewunderung und der Triumph von England ist (im Museum Britannicum). „Seit der Stolz der Cäsaren jene anderen Riesenwerke nach Rom geführt hatte, welche durch die Gewalt der Zeit in den Staub geworfen, darauf wieder erhoben wurden, um die Brunnen und Plätze der ewigen Stadt zu verschönern, seit dieser Zeit hat kein anderes Denkmal, das mit dem des Memnon sich vergleichen könnte, unsere Meere durchfahren." Außerdem zog er, mitten unter Räubern und Raubthieren, nicht weniger, als 18 Statuen von Göttern oder Heroen, mehrere Sphinxen mit Löwenköpfen und andere Monumente ans Licht, eröffnete Hallen und Heiligthümer, die Jahrhunderte lang verschüttet gewesen waren, drang in die Grabmäler, die in Berge und Felsen gehölt waren, und brachte daraus Mumien von Menschen und Thieren, Papiere, Idole, Gefäße und andere Merkwürdigkeiten zurück, die das vollständigste Bild von der alten Kunst und dem Leben der Egypter geben. „Aber wie groß war die Trunkenheit seiner Freude, als er, in die Aushölungen des Thales Bedan el Malouch viele Fuß tief unter dem Bette eines Flusses eingedrungen, den Eingang in ein Königsgrab, das Grab von Psammetich oder Neko, entdeckte. Dies war, wie er selbst erzählt, der glücklichste Tag seines Lebens, der Tag, der ihn für alle Sorgen und alle Mühen, die er erduldet hatte, auf das reichste belohnte; der glückliche Tag, an dem er, der erste unter allen Lebenden den Fuß in die größte und schönste der uralten egyptischen Catacomben sezte; ein Monument, aus dem Gedächtniß aller Geschichte verloren, und doch unter so vielen, die entdeckt worden sind, einzig, einzig durch das Interesse und die Erhaltung aller seiner Theile, die so unverlezt und frisch sind, daß sie eben erst vollendet zu seyn scheinen." Der Redner folgt Belzoni in die unterirdischen Gänge und Säle des Königsgrabes und in das Innere der zweyten Pyramide, die man noch uneröffnet glaubte, bis er mit unglaublicher Anstrengung hineingekrochen durch eine arabische Inschrift überzeugt wurde, daß er nicht der erste hieher gekommen sey.

Eine der wichtigsten seiner Entdeckungen aber war die der einst berühmten, darauf lange von den bewährtesten Geographen bezweifelten Königsstadt, der Berenice. Nachdem er in Nubien den prächtigen Tempel von Ypsamboul und andere nicht geringere Merkwürdigkeiten an das Licht gebracht hatte; machte er in Gesellschaft muthiger Gefährten den Weg durch die hohe Bergkette, die das Nilthal vom rothen Meere trennt, und drang unter unsäglichen Mühseligkeiten und Gefahren bis zu dem Ufer des lezteren. „Und hier, o wunderbarer Anblick! Hier zeigten sich seinem Blick die prächtigen Trümmer einer Königsstadt, die Straßen, die Häuser, die Plätze, ein egyptischer Tempel, egyptische Sculpturen und ein schöner Hafen, gerade so wie der, den Herodot und Plinius hier beschrieben. Durch alle diese Zeugnisse wurde er überzeugt, daß hier und nirgend anders die berühmte Hauptstadt Berenicea gestanden habe, der Stapelplatz des ganzen Handels des arabischen Meerbusens." — —

„Durch diese und andere Entdeckungen — erhob der Name Belzonis sich zu großem Ruhm, und es regte sich der Neid seiner Nebenbuhler. Einige Franzosen (doch bin ich nicht gemeint dadurch ihre ganze Nation zu beleidigen), aufgeblasen genug, ihre eigenen Verdienste auszuposaunen, und ungerecht genug, fremde sich zuzueignen, brachten ihn in Widerwärtigkeiten, Verlegenheiten und Gefahren; so daß der Großmüthige den Entschluß faßte, dieses Land zu verlassen, das für ihn das Feld so großen Ruhmes war." Nachdem er eine Zeitlang in seinem Vaterlande verweilt und darauf in England die Geschichte seiner Reisen bekannt gemacht hatte, „gedachte er, sich einen Weg in das Herz von Afrika zu bahnen, indem er den Lauf des Flusses Niger verfolgte, und die Geheimnisse dieses Welttheiles zu enthüllen, der uns näher, als jeder andere, doch durch die wilde Natur seiner Bewohner, durch die schroffen und hafenlosen Küsten, durch den ungeheuren Umfang seiner Wüsten und die unerträgliche Hitze seines Klimas der am wenigsten bekannte bleibt; und schon hatte er Fuß gefaßt auf der westlichen Küste und war daran das unbekannte Land zu versuchen, als unerwartet der Tod.... aber was sage ich, meine Herren! die Unsterblichkeit hat ihn zu sich genommen und, in ein Kleid von Licht gehüllt, ihm die Krone des Ruhmes auf das Haupt gesezt."

Der Redner spricht hierauf noch von den häuslichen Tugenden Belzonis, und schließt, indem er das benachbarte Bassano auffordert, dem Beyspiel von Padua zu folgen und, wie dieses seinen Belzoni durch Denkmäler

und Unterstützung seiner Familie geehrt hat, so auch seinen Mitbürger Giovan Battista Brocchi, gleichfalls das Opfer jenes mörderischen Klimas, den Freund des Redners, zu ehren.

An die Stelle der alten Sitte, durch Canzonen, Sonnette oder zierlich gesetzte Reden sein Kompliment zu machen, fängt in neuerer Zeit eine andere an, Eingang zu finden, die — obgleich ohne Zweifel ungleich verdienstlicher — mir doch etwas gar zu abstrakt scheint, als daß sie sich allgemeinere Nachahmung versprechen dürfte. Was würde man in Frankreich oder England, und selbst in Deutschland dazu sagen, wenn ein Vater, der seine Tochter verheirathete, in der Freude schnell — ein gelehrtes Werk drucken ließe, um ihr dasselbe als Hochzeitgeschenk zu überreichen? Ob dies in Italien gegenwärtig häufig der Fall ist, wage ich nicht zu behaupten. Vor mir liegt indeß ein Exemplar der Abhandlung über die Literatur des venetianischen Adels (Della Letteratura della Nobiltà Veneziana Ragionamento di Marco Foscarini, Doge di Venezia. Ven. 1826. 132 S. 4.), die Antonio di Revedin bey der Vermählung seiner Tochter mit Tito de Bastetti ihr nach Trento mitgab. Außerdem hatte die gute Dame das Glück von ihrem Oheim Franzesko di Revedin eine andere nicht weniger gelehrte Schrift zum Geschenk zu erhalten, die sogar einige Beziehung auf den Stand zuließ, in den sie einzutreten im Begriff war: einen Versuch über die Vervollkommnung der menschlichen Gesellschaft (Saggio sul Perfezionamento dell' umano consorzio di B. M. Calura. Ven. 1826. 24 S. 8.), von welchem zu ihrem speciellen Gebrauch 100 Exempl. auf pelle d'uovo — chinesischem Papier — abgedruckt wurden.

Indem wir der liebenswürdigen Frau zu dieser Lektüre, die sie indeß seit ihrer Verehelichung noch nicht ganz vollendet haben soll, alles Glück wünschen; müssen wir zugleich dem Scharfsinn und richtigen Blick des Messagiere Tirolese oder des Boten von und für Tirol Gerechtigkeit widerfahren lassen, der bey Erwähnung der angeführten beyden kleinen Schriften in seinem literarischen Anhange bemerkt, daß nicht weniger zweckmäßig, als die edlen Herren von Revedin auch die Professoren des Gymnasiums von Roveredo gehandelt hätten, als sie zur Feyer der Einführung des Fürstbischofs von Trento aus einem alten Ms. eine Vita di San Girolamo (Testa di Lingua, Roveredo 1826. 4.) abdrucken ließen. Neue Thatsachen aus der Geschichte des heil. Hieronymus möchte der ehrwürdige Prälat in seinem Angebinde schwerlich gefunden haben; doch betrachtet man gegenwärtig auch in Italien ein altes Sprachdenkmal (testa di lingua) weniger von Seiten des innern Verdienstes, als der historischen Merkwürdigkeit, und ist überall — selbst in den kleineren Städten, wie Treviso, Brescia, Bergamo — bemüht, dieselben der Vergessenheit zu entziehen.

Kritische Literatur.

Schillers dramatischer Genius gerechtfertigt gegen den Miß- und Unverstand des Zeitalters, oder: Fr. Schillers Don Karlos, Wallenstein, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina und Wilhelm Tell, ästhetisch, kritisch und psychologisch entwickelt von Johann Friedrich Schink. Drink deep, or taste not the Pierian spring! — Pope. — Dresden und Leipzig in der Arnoldschen Buchhandlung, 1827.

Der Titel dieser kleinen Schrift gibt sammt ihrem Motto die bündigste Auskunft über deren Absicht und über den Sinn, in welchem es Herr Schink unternommen hat, das belletristische Publikum an den bis jetzt noch unübertroffenen Meister der deutschen Tragödie zu erinnern. Das größte und unstreitbare Verdienst des Verfassers besteht eben darin, dies auf eine nachdrückliche Weise gethan zu haben. Während es an der Tagesordnung ist, Schiller'n zu Gunsten Göthe's herabzusetzen und die Ansichten, welche selbst A. W. Schlegel und L. Tieck nicht ohne einiges Vorurtheil über den ersten geäußert, in fratzenhaften Ausführungen und Variationen immer aufs Neue vorzubringen, hat unser Verfasser seit vielen Jahren Schillers Dramen wiederholt gelesen, studirt, sich zu eigen gemacht, aus ihnen selbst zu verstehen gesucht, und nun theilt er uns mit, was er gefunden und was er mit seinen anderweitig noch mehrfach gebildeten ästhetischen Ansichten habe vereinigen können oder nicht. So ist es gekommen, daß er Manches richtiger beurtheilt hat, als gewöhnlich geschieht, und daß, wenn wir auch eben so Vieles angetroffen haben, dem wir unseren Beyfall nicht geben können, wir doch nirgends auf absprechende Behauptungen gestoßen sind. Ja es findet sich im Grunde kein einziges Urtheil vor, welches, wenn es auch falsch wäre, nicht auf entsprechende Voraussetzungen, die dann freylich selbst nicht haltbar erscheinen, zurückgeführt werden könnte. Eine ausführliche Kritik der gegenwärtigen Beurtheilung der Schiller'schen Dramen würde leicht zu einem eigenen Werklein anwachsen, und wir berühren daher nur noch Einzelnes. Im Allgemeinen führt Schink dieselbe, wohlverstandene Ansicht durch, die Schlegel über Schiller aufgestellt hat. Er theilt mit diesem die Verwerfung der Räuber, Fiesko's 2c. und die Verherrlichung Wilhelm Tell's, ohne zu bedenken, daß der letztere

Digitized by Google

gewiß nicht ohne die ersteren entstanden wäre; wie sich denn auch in diesem noch wesentliche Fehler jener, und in jenen wesentliche Tugenden dieses leicht nachweisen ließen. Auch in den Räubern ist Schiller nicht, wie man meint, unselbstständiger Nachahmer Shakespeare's gewesen, so wenig als Göthe etwa im Götz und Egmont. Wäre Schiller nicht durch den eben so wenig geahndeten als gewollten Erfolg seiner Räuber zu sehr auf sich selbst und auf sein um so beängstigteres Gewissen, da er gerade das Gegentheil beabsichtigt hatte, zurückgeworfen worden, so würde er sich freyer und somit zu größerer Objektivität hindurchgebildet haben, zu welcher er in den Räubern geradewegs aus sich selbst hervorbrach; auch ist „Tell“ gewiß darum nur zu loben, daß Schiller in demselben auf jenen zuerst betretenen Weg zurückgekehrt ist, den er bey längerem Leben seines nun ausgebildeten Geistes ohne Zweifel mit dem höchsten Ruhme gewandelt hätte. — Manche Scrupel, die Herr Schink über den Mangel an Wahrscheinlichkeit verschiedener Begebenheiten, Vorfälle und Ereignisse in der „Jungfrau“ vorgetragen hat, würden von selbst verschwinden, wenn er den Begriff der romantischen Tragödie nicht etwas zu eng gefaßt hätte. Was derselbe an der zu großen Herabwürdigung Elisabeth's in Maria Stuart, an der zu ungemessenen Leidenschaftlichkeit Mortimer's ebendaselbst auszusetzen findet, läßt sich nur aus einer Eigenschaft Schillers erklären, ohne welche keine moralisch-poetische Natur, wie er, existiren kann, und ohne welche wir auch die herrlichen Gestalten eines Posa, einer Thekla, eines Max Piccolomini ꝛc. nicht haben würden. Wir meynen die tiefgewurzelte Neigung zur Antithese, die selbst in den Abhandlungen Schillers deren Seele ist. Engelreinheit und teuflische Bosheit treten sich immer entschieden gegenüber, und wenn auch Schiller aus der Erfahrung, so gut und besser als wir alle, wußte, daß kein Mensch ganz vollkommen und ganz verworfen sey, so hat er doch selten umhin gekonnt, was er zum Grundcharakter seiner Personen machte, so vorherrschen zu lassen, daß man leicht die weiteren Modifikationen übersehen kann. Mortimer unter andern ist nun einmal völlige, glühendste, ungezügelte Leidenschaft für Maria; alles andere erscheint dieser untergeordnet und selbst alle anfangs beobachtete Mäßigung ist ihm nur für jene, noch hoffende Leidenschaft möglich; mit der Hoffnung fällt der aufgedrungene Zwang, und es erfolgt, was unser Zartgefühl in der lezten Scene mit Maria verlezt. — Doch, wie gesagt, Herr Schink behauptet nichts desto weniger großen Anspruch auf Anerkennung eines Jeden, der ein aufrichtiger Verehrer Schillers und gewissenhafter, wenn gleich nicht überall glücklicher Würdigung seines erhabenen Genius ist. —

Geschichte.

Neue historische Basreliefs. Schilderungen merkwürdiger Personen und wichtiger Begebenheiten vergangener Zeiten. Für gebildete Lesee aus allen Ständen, dargestellt von °r. Leipzig, 1827. Weygand'sche Buchhandlung.

Schon vor fünf Jahren gab der Verf. zwey Bändchen historischer Basreliefs heraus, und wie diese den Beyfall eines großen Theil des Publikums gefunden, der die Belehrung auf unterhaltende Weise zu empfangen wünscht, so kann ihre gegenwärtige Fortsetzung derselben günstigen Aufnahme gewiß seyn. Der Verf. ist schon in der Wahl solcher Gegenstände glücklich, welche ihrer anekdotenartigen Natur oder den Beziehungen nach, in denen sie mit dem Inhalt ästhetischer, allgemein bekannter Werke oder mit Begebenheiten und Epochen stehen, auf welche die gebildete Unterhaltung häufig zurückkommt, ein immer neues, erhöhtes Interesse erregen. So finden wir z. B. hier den Herzog Alba geschildert, den jeder, wenn auch nur durch Schillers Don Karlos und Goethes Egmont neugierig gemacht, näher kennen zu lernen wünscht. Karls V. Zug nach Afrika, welcher etwa vor zwey Jahren episch dargestellt worden, wird hier geschichtlich beschrieben. Ein Aufsatz über Sitten und Kultur der alten Schotten entspricht auf der einen Seite dem Interesse, welches wir Walter Scott's Romanen nehmen, während er auf der andern Seite sehr zweckmäßig an Ossian's Dichtungen erinnert, aus welchen das Gemälde derselben größtentheils zusammengesezt worden ist. Man kann überdieß diesem Aufsatz sogar geschichtlichen Werth so wenig absprechen, als den Schilderungen des alten griechischen Lebens, welche man besonders seit J. H. Voß aus Homers Dichtungen zu gewinnen gesucht hat. — „Die Eroberung von Neapel 1494 und 95“ erinnert durch die Leichtigkeit, mit welcher sie bey der Feigheit der Neapolitaner gelang, an die neueste, überraschende Besetzung des Königreichs. Die Thaten des Marschall von Villars stehen mit den Kriegen, ja mit der Person Louis XIV. in zu naher Verbindung, um nicht eben hiedurch mannichfaltig zu interessiren, und wer möchte nicht etwas Näheres von dem berüchtigten Duell Karls des fünften und Franz des ersten erfahren, bey welcher Gelegenheit auf das Grellste an den Tag kam, wie schlecht die Grundsätze der Politik sich mit denen der persönlichen Ehre (des Rechts ohnehin) vertrügen. Wir versprechen unsern Lesern, welche diese Darstellungen noch nicht kennen, eine recht angenehme Unterhaltung. Sie sind meist mit klarem, lebendigem Sinn und in angemessener Sprache abgefaßt, und selbst diejenigen, welche den größern Theil derselben schon aus Tagblättern, in welchen sie früher eine Stelle gefunden, kennen sollten, werden sie gern noch einmal lesen.

Digitized by Google

Nr. 84.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 19. Oktober 1827.

Dichtkunst.

Peter Schlemihl's wundersame Geschichte, mitgetheilt von A. v. Chamisso. Zweyte mit den Liedern und Balladen des Verfassers vermehrte Ausgabe. Nürnberg bey J. G. Schrag, 1827.

Wer den Peter Schlemihl nicht gelesen, sondern nur von dem wundersamen Glück gehört hat, das dieses kleine Buch in der Welt machte, der kann sich ordentlich ärgern, daß ein Franzose das einzige deutsche Buch geschrieben hat, das ins Französische, Englische, Holländische und Spanische übersezt wurde, das die Amerikaner den Engländern nachgedruckt haben, und wozu der berühmte Zeichner Cruikshank Bilder entworfen hat, die eines Hogarths würdig wären. Wohl fängt man jezt in England und Frankreich an, unserer Literatur einen Theil jener Aufmerksamkeit zurückzugeben, die wir in beynahe zu reichlichem Maaße längst allem Fremden geschenkt haben; doch sind es bis jezt nur einige glänzende und allberühmte deutsche Namen, die man an der Seine und über dem Kanal nennen hört, und weder dieser in der neuesten Zeit erwachten Nachsicht unserer Nachbarn gegen unsere barbarische Literatur, noch dem Spekulationsgeist englisch-deutscher Buchhändler, hat Peter Schlemihl seine bewunderungswürdige Verbreitung zu verdanken, sondern seiner inneren Vortrefflichkeit, der sonderbaren Idee, die ihm zu Grunde liegt, und der reinmenschlichen Auffassung eines tiefen, herzzerschneidenden Jammers, der natürlichen ungeschmückten Erzählung der abenteuerlichsten Schicksale und Situationen, die dem Verfasser auf so bewunderungswürdige Weise gelungen ist.

Wir wollen versuchen unseren Lesern, die das Büchlein noch nicht kennen, die Geschichte des schattenlosen Schlemihl abzuschatten:

Peter Schlemihl ein guter, ehrlicher Junge, dem eben nichts fehlt als — Geld, lernt im Garten des Herrn Thomas John einen sonderbaren Mann, einen Tausendkünstler kennen, der niemand geringeres ist als der Teufel selbst, wie der Verfolg der Geschichte ausweist. Wie nun bekanntlich dieser Künstler allerley Mittel und Wege kennt, arme Seelen zu angeln, so sucht er diesmal auf recht feine und besondere Weise die Seele des guten Peter Schlemihl zu jenem Grad der Verzweiflung zu verlocken, wo man gewöhnlich gerne des Teufels werden möchte. Er hat dem armen Peter bald abgesehen, wo ihn der Schuh drückt, und schließt einen Handel mit ihm ab, der Herrn Peter zwar sonderbar aber sehr annehmlich erscheint. Er kauft ihm nämlich um einen Fortunatus-Beutel, der nie leer wird, etwas ab, das man freylich nie wieder erkaufen kann — seinen Schatten. Er rollt ihn, was in der zweyten Ausgabe Herr George Cruikshank gar wundersam dargestellt hat, wie ein Stück Leinwand zusammen und steckt ihn in die Tasche.

Hab' ich nur erst seinen Schatten, mochte der Teufel denken, so habe ich ihn bald auch ganz, und es war richtig berechnet, denn Peter Schlemihls Leben ist von jezt an ein ewiges Heimweh nach seinem Schatten. Geht er in der Sonne oder im Mondschein, ist er Abends im Zimmer, wo nur eine Kerze brennt, so ist sein schrecklicher Verlust verrathen, alle Menschen sehen ihn mißtrauisch, als etwas geheimnißvolles, spuckhaftes an, denn so durch Zufall, denken sie, verliert wohl keiner seinen Schatten. Seine immer gefüllte Börse hilft ihm nichts, denn wenn er auch Gold um sich her regnen ließe, er würde nur Hohn und Furcht erkaufen. „Was hülfen Flügel dem in Ketten angeschmiedeten?“ sagt der arme Schlemihl. „Er müßte dennoch und schrecklicher verzweifeln. Ich lag, wie Faffner bey seinem Hort, fern von jedem menschlichen Zuspruch, bey meinem Golde darbend, aber ich hatte nicht das Herz nach ihm, sondern ich fluchte ihm, um dessen willen ich mich von allem Leben abgeschnitten sah. Bey mir allein mein düstres Geheimniß hegend, fürchtete ich mich vor dem lezten meiner Knechte, den ich zugleich beneiden mußte; denn er hatte einen Schatten, durfte sich sehen lassen in der Sonne. Ich vertrauerte einsam in meinen Zimmern die Tag und Nächte, und Gram zehrte an meinem Herzen.“

Digitized by Google

Rührend erscheint in dieser Verlassenheit das einzige Geschöpf, das aus Mitleid sich ihm treu ergibt, sein Diener Bendel. Die Zeichnung dieser Nebenfigur, der Eifer, das unermüdete Wohlwollen, die Treue eines guten Dieners wäre schon hinreichend dem Buch einen hohen Grad von Interesse zu geben. Aber auch er, ob er gleich seinem Herrn wie ein Schatten folgt, kann ihm den fehlenden Schatten nicht ersetzen. Allerley Mißgeschick verfolgt den Unglücklichen. Er will sich einen Schatten malen lassen, aber der Maler erklärt ihm schaudernd, daß dies nicht möglich sey; er wählt eine trübe Nacht um einem schönen Kind im Garten seine Liebe zu erklären, aber gerade vor der Erklärung geht der Mond auf, und das Mädchen entdeckt, daß sie neben einem Schattenlosen wandelt. Am traurigsten gestaltet sich sein Schicksal in einem kleinen Städtchen, wo er als Graf Peter lebt, Nachts unter schattenreichen Bäumen, oder in Sälen, die der treue Bendel kunstreich beleuchtet hat, Besuche annimmt und die schöne, liebliche Mina liebt. Er vergißt in dieser heiß erwiederten Liebe seinen Gram auf Augenblicke, um immer nur zu neuem Jammer zu erwachen. Endlich, am Ziel seines Glückes, an dem Tag, der ihm die Geliebte auf immer geben soll, verräth Rascal, einer seiner Diener, den traurigen Verlust seines Herrn den Eltern Minas, und auch hier wird er verstoßen!

Er flieht von Verzweiflung gejagt ins Feld hinaus und hier tritt ihm der graue Unbekannte, der Tausendkünstler, entgegen. Er bietet ihm seinen verlorenen Schatten wieder an. Um seinen Jammer zu vergrößern, entdeckt er dem Unglücklichen, daß Rascal um seine Geliebte mit Glück werbe. Gegen den Schatten will er nur etwas ganz geringes — Schlemihls Seele. Schlemihl schlägt den Handel aus, auch dann als ihm der Böse den Gegenstand seiner Sehnsucht und Verzweiflung, den verlorenen Schatten zeigt und im schönsten Sonnenlicht, zwey Schatten werfend, auf und nieder geht; eine Scene, die Meister Cruikshank trefflich gezeichnet hat.

So entgeht der arme Schattenlose vielen Lockungen des Schwarzen und bewahrt sein Seelenheil; zum Lohn dafür schenkt ihm aber auch sein guter Engel — — ein Paar Stiefel.

Ein Paar Stiefel? zum Lohn für sein treues Ausharren? Ja, ein Paar Stiefel; aber wie in dieser wundersamen Geschichte alles wundersam ist, so sind es auch die Stiefel, ein altes unscheinbares Paar, das er, aus Mangel an Geld, in einer Trödelbude statt neuer ersteht. Der gute Schlemihl macht in Gedanken versunken mit diesen Stiefeln ein Paar Schritte und siehe — er befindet sich plötzlich hoch oben in den Urwäldern des Norden. Die Kälte treibt ihn wieder einige Schritte vorwärts und er sieht sich in schön bebaute Reisfeldern unter Maulbeerbäume versezt, und hört chinesisch reden; — es war kein Zweifel, er hatte Siebenmeilenstiefel an den Füßen. Und diese Entdeckung reißt ihn zu stummer Andacht nieder. „Durch frühe Schuld," sagt er, „von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, ward ich zum Ersatz an die Natur, die ich stets geliebt, gewiesen." Er wird, was ihm bey dieser wohlfeilen und schnellen Reise-Gelegenheit nicht schwer fällt, ein reisender Naturforscher. Um bey seinen Beobachtungen hin und wieder auch ruhig wandeln zu können, schafft er sich Pantoffel an, die er wie Handschuhe an seine Stiefel legt.

So wandelt, nach Freund Chamisso's Versicherung, Peter Schlemihl noch immer über die Erde, und es wäre leicht möglich, daß er 1827, bey Gelegenheit der Revision seiner zweyten Auflage, von Nürnberg einen kleinen Schritt nach München gemacht hätte, die Herren Naturforscher zu besuchen; doch wird er in den Berichten im Morgenblatt, nebst mehreren andern, nicht genannt.

Als eine freundliche und treffliche Zugabe zu Schlemihl hat der Herausgeber seine Lieder und Balladen beydrucken lassen. Mehrere davon sind in Zeitschriften und Taschenbüchern früher bekannt worden, gesammelt stehen sie hier zum ersten Mal.

Auch in diesen Gedichten spricht sich Chamisso's sinniger, liebenswürdiger Geist, bald in Liebes-, bald in Klage-Liedern, bald in wehmüthigem Ernst, bald in heiterer Laune aus, auch in ihnen zeigt er, daß die deutsche Sitte zu Fühlen und zu Dichten die seinige geworden ist.

Lieder, wie „der Frühling," — auf der Wanderschaft, Morgenthau, zur Antwort, zur Unzeit, der Glücksvogel, Frühling und Herbst, Lebe wohl u. s. w. gehören zu den Besseren und Besten der nicht sehr reichen lyrischen Poesie unserer Tage; Balladen, wie der alte Müller, Ungewitter, die Sterbende, die Sonne bringt es an den Tag, das Schloß Boncourt lassen sich gewiß auch nach Goethe, Tieck und Uhland mit hoher Freude lesen. Für die glückliche Mischung von wehmüthigem Ernst und dem heitersten Scherz im Gemüth des Verfassers können gewiß die beyden Gedichte: die Müllerin und der Müllerin Nachbar, zeugen, die zuerst in den Moosrosen auf 1826 von W. Menzel abgedruckt waren. Wahrhaft ergötzlich und drollig sind — Katzennatur, Polterabend, Don Quixote und Tragische Geschichte.

Noch sind glückliche Uebertragungen und Nachbildungen aus dem Französischen, Neugriechischen, Litthauischen und Malayischen beygefügt.

H. W.

Digitized by Google

Zeitgeschichte.

Historischer Versuch über die Revolution von Paraguay und die Diktatorial-Regierung von D. Francia. Ein Abschnitt der Reise nach Paraguay von J. R. Rengger und M. Longchamp. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827.

Niemand konnte fähiger seyn, über das mysteriöse, der ganzen übrigen Welt verschlossene Paraguay Aufschluß zu geben, als ein einsichtvoller Gelehrter, der sechs Jahre lang in diesem Staate festgehalten wurde. Herr Dr. Rengger besaß alle Eigenschaften eines guten Beobachters, und durfte sich, wie er selber sagt, nicht irren, denn sein Leben hing von seiner Umsicht und Vorsicht ab. Er und Herr Longchamp, in dessen Namen zugleich der ganze Reisebericht abgefaßt ist, langten im Jahr 1819 auf einer naturwissenschaftlichen Reise begriffen im La-Platastrom an und begaben sich nach der Provinz Paraguay, weil hier allein Frieden herrschte, während die übrigen südamerikanischen Freystaaten im Kriege begriffen und so voll Unruhe waren, daß die Reisenden auf ihrem friedlichen Wege zu viel Hindernisse fürchten mußten. Kaum waren sie aber in Paraguay angelangt, als der Beherrscher desselben, Dr. Francia, ihnen die Rückkehr verweigerte und sie bis zum Jahr 1825 festhielt. Auch verdankten sie ihre Rettung nur dem Umstande, daß damals die Engländer die südamerikanischen Freystaaten und auch Paraguay anerkannten und desfalls an Dr. Francia ein zuvorkommendes Schreiben erließen. Diese Anerkennung schmeichelte dem kleinen Despoten dergestalt, daß er die Engländer und einige andere Ausländer, die er bisher zurückgehalten, frey gab, und unsere Reisenden durften diese Gnade theilen. Dagegen behielt Dr. Francia die Franzosen, und unter diesen den berühmten Bonpland, den Reisegefährten Alexander von Humboldts, zurück, weil der König von Frankreich Paraguay noch nicht anerkannt habe. Herr Rengger schildert ausführlich die treulose Gefangennehmung und Mißhandlung des edlen Bonpland, der übrigens jezt auf einem kleinen Gütchen sein Feld bestellen und von seiner eignen Hände Arbeit sein der Wissenschaft so theures Leben fristen muß. Alle Verwendungen für diesen ausgezeichneten Naturkundigen sind vergeblich geblieben; je mehr Gewicht man auf seine Person gelegt hat, desto hartnäckiger verweigert ihn der Diktator, um Europa gegenüber mit seiner Macht und Unabhängigkeit zu prahlen.

Das vorliegende Werk bildet nur einen vorausgeschickten Abschnitt aus dem größern naturwissenschaftlichen Reisebericht des Verfassers, und enthält nur die ausführliche Darstellung der politischen Verhältnisse von Paraguay, welche die Reisenden aufs genaueste kennen lernten. Den Europäern ist fast alles in diesem Berichte neu, denn bisher waren nur sehr unzuverläßige und oft ganz lügenhafte Berichte über Paraguay und Dr. Francia im Umlauf, und der Verfasser behauptet geradezu, daß auch die jüngsten Nachrichten, welche das Mémorial Bordelais gegeben hat, rein erlogen seyen.

Der erste Theil dieses Werks enthält die Geschichte der Revolution von Paraguay und Francias Lebensgeschichte, welches ein und dasselbe ist, da sich die Geschichte des Staats immer um die seiner Person gedreht hat. Der zweyte Theil enthält sodann eine ausführliche Darstellung der Regierung und des Staatshaushalts in Paraguay unter Francias Diktatur.

Dr. Francia ist der Sohn eines geborenen Franzosen, worauf er sehr stolz ist, und einer Creolin. Er studirte die Rechte und zeichnete sich durch seinen Kopf und seine Feder bald vor allen seinen Landsleuten aus. Als die südamerikanischen Provinzen und auch Paraguay das Joch des Mutterlandes abwarfen, trat er zuerst als Sekretär der neuen republikanischen Regierung von Paraguay auf, und trug schon in dieser untergeordneten Stelle das Meiste dazu bey, daß die Provinz Paraguay sich von den übrigen Provinzen trennte und selbst mit Waffengewalt ihre Selbstständigkeit, wie früher gegen die Spanier, so jezt gegen Buenos-Ayres behauptete. Sein Ehrgeiz trachtete nach der Oberherrschaft, und sein überlegner Verstand und fester Charakter imponirte seinen wenig begabten Landsleuten dergestalt, daß er ohne große Mühe in kurzer Zeit zu einer Gewalt gelangte, die selbst in Asien nicht tyrannischer seyn kann. Er nahm sich Napoleon zum Vorbild und stürzte 1813 die alte Regierung, die er durch eine neue Konsular-Regierung ersezte. Darauf als erster Konsul ließ er 1814 seinen Kollegen abdanken und sich zum unumschränkten Diktator auf drey Jahre wählen. Als diese verflossen waren, hatte er bereits sein Regiment dergestalt mit Gewalt und List befestigt, daß ihm Niemand mehr widersprach, als er sich zum Diktator auf Lebenszeit wählen ließ. Seitdem ist er nun der allmächtige Gebieter in seinem Vaterlande, das so groß als Frankreich ist, aber etwa nur 200,000 Einwohner zählt.

Er hat seine Herrschaft nach außen wie nach innen durch sehr energische Mittel befestigt, die zwar oft höchst grausam waren, aber doch von viel Verstand und Kraft zeugen. Da er von den Partheyen im Innern nichts befürchtet, so lange sie sich nicht durch fremden Beystand verstärken, hat er sein Land gegen außen vollkommen ge-

Digitized by Google

schlossen und glücklicher als Napoleon diese Kontinentalsperre durchgesezt. Die Natur selbst ist ihm dabey zu Hülfe gekommen, denn der fruchtreiche Boden des Landes gewährt seinen Bewohnern alles, wessen sie bedürfen, und macht ihnen fremde Produkte und Handel beynah entbehrlich, und die geographische Lage des Landes ist überdem von der Art, daß es ohne große Anstrengung von allen Seiten geschlossen werden kann. Gegen Westen und Süden ist es durch den Fluß Parana begränzt, der mit zahlreichen Wachtposten besezt, jedem den Aus- und Eingang verwehrt. Auf der andern Seite begränzt es der große Fluß Paraguay und jenseits desselben sind unendliche Wildnisse voll barbarischer Indianerstämme, die keinen Flüchtling durchlassen. Auf diese Weise konnte Dr. Francia eine völlige Sperrung von Paraguay bewirken. Auch hat er alle Angriffe von außen glücklich zurückgeschlagen. Die Indianer in Westen hat er durch sehr geschickte und kräftige Maaßregeln beständig im Zaum gehalten; von Süden her hat es Buenos-Ayres nach dem einmal mißlungnen Versuche nicht mehr gewagt, Paraguay anzugreifen, und die wilden Schaaren, die an der westlichen Gränze in der bekannten östlichen Banda ihr Wesen trieben, haben sich, ohne Paraguay zu schaden, immer selbst aufgerieben. Ihr erster Anführer, Artigas, mußte als ein Flüchtling bey Dr. Francia eine Zuflucht suchen, und sein Nachfolger Romirez, der eine feindliche Miene annahm, verlor bald sein Leben. So gegen außen gesichert hat Francia, auch im Innern seine Herrschaft aufs festeste gegründet. Wie Napoleon hat er auf der einen Seite die Royalisten, die alten Spanier, auf der andern die Republikaner, die Creolen, gebändigt, ihre Häupter hinrichten lassen, und das Vermögen der Reichsten konfiscirt. Mit dem Bischof des Landes und der Geistlichkeit ist er ebenfalls umgegangen, wie Napoleon mit Rom. An die Stelle aller alten Autoritäten hat er aber sich selbst und seine Kreaturen, neugeschaffne Beamte und Soldaten gesezt, mit denen er unumschränkt seinen Willen vollstreckt. So grausam er indeß mit Einkerkerungen, Folterungen, Konfiskationen und Hinrichtungen gewüthet, so hat er doch wieder auf der andern Seite viel Gutes für Land und Volk gethan, durch sein Verfahren gegen die Geistlichkeit den alten Aberglauben gewaltsam ausgerottet, durch neue Festungen und Kriegsanstalten seine äußere Sicherheit begründet, durch neue Straßen und Bauten das öffentliche Wohl befördert, und bey der äußeren Sperre durch Verdoppelung der inländischen Industrie das Volk thätiger und das Land reicher gemacht.

Das Privatleben dieses Usurpators ist reich an Sonderbarkeiten, die der Verfasser ausführlich schildert. Da indeß das Morgenblatt vor einiger Zeit schon Auszüge aus dem vorliegenden Werke mitgetheilt hat, welche vorzüglich die persönlichen Verhältnisse Francias betroffen haben, so wollen wir über diesen Punkt nichts weiter hinzufügen.

Einem aufmerksamen Beobachter wird dieses Werk nicht blos in Bezug auf Paraguay wichtig scheinen. Mehr oder weniger sind die Bewohner von Paraguay mit denen der übrigen südamerikanischen Kolonien verwandt, von gleichem Stamm und gleicher Bildung. Erscheinungen, wie die Diktatur des Dr. Francia, dürfen daher auch nicht als etwas Vereinzeltes betrachtet werden, sie geben vielmehr über den Charakter und die Kulturstufe der Südamerikaner überhaupt Aufschluß, und lassen in die Zukunft ihrer Staaten einen Blick thun. Vergleicht man Francias stehende und legitime Diktatur mit der wandelnden eines Bolivar und mit der illegitimen eines Artigas, Romirez, Paez, so gelangt man unwillkührlich zu dem Resultate, daß die Diktatur in Südamerika gewissermaßen klimatisch seyn muß, wie in Nordamerika die Demokratie.

Klassische Literatur in Italien.

Eine wichtige Bereicherung ist der alten klassischen Literatur durch die Herausgabe des zweyten Theiles der Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus edita, Romae 1827 4. (ungefähr 800 S.) geworden. Während der erste Theil nur für den Theologen Interessantes befaßte; liefert dieser zweyte eine Reihe von ungedruckten Fragmenten griechischer Historiker, durch die Angelo Mai gewiß jedem Gebildeten ein angenehmes Geschenk macht. Zuvörderst erhalten wir auf 134 Seiten Excerpte aus dem verlorenen siebenten bis zehnten und zwanzigsten bis vierzigsten Buche des Diodorus von Sicilien; sodann Auszüge aus dem Anfang der römischen Geschichte des Dio Cassius (bis auf die Schlacht bey Cannä (130 Seiten); nächstdem Auszüge aus dem Polybius (sechstes bis neun- und- dreyßigstes Buch, 92 Seiten), aus dem Dionys von Halicarnaß (zwölftes bis zwanzigstes Buch, und vom Ende, 61 Seiten), aus den Geschichten des Eunapius (von Konstantius bis auf die Pulcheria 48 Seiten), aus denen des Dexippus 12 Seiten, des Menander 13 Seiten, des Appianus drey kleine Fragmente und mehrere andere von späteren Schriftstellern.

Digitized by Google

Nr. 85.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 23. Oktober 1827.

Philosophische Literatur.

Wir haben neulich schon auf ein Paar Schriften hingewiesen, welche Zeugniß von erneuerter Opposition in der Philosophie geben. In Ritter's Schrift über den Pantheismus offenbarte sich eine Fehde der kritischen Philosophen gegen die Natur- und Idealphilosophie, welche jene des Pantheismus beschuldigen. Friedrich v. Schlegel stellte in seiner Philosophie des Lebens sich der ganzen neueren Schulphilosophie entgegen, indem er derselben den doppelten Vorwurf machte, daß sie einerseits einem wissenschaftlichen Atheismus ergeben sey, anderseits aber so weit sich verirrt habe, in dem höchsten Grade der Unverständlichkeit den höchsten Verstand verkünden zu wollen. Wir fügen zum Behuf einer vollständigeren Uebersicht der philosophischen Thätigkeit auf dem Gebiete deutscher Literatur noch folgenden Bericht über einige Werke hinzu, die erschienen sind und mehr oder weniger abweichende Tendenzen haben.

1) Ist in diesem Jahre eine neue Ausgabe von Hegels Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften, Heidelberg bey Oswald 1827, erschienen. Wir erkennen hierin ein äußeres Zeichen der zunehmenden Anerkennung dieser Lehre, die ja selbst in ästhetischen Journalen und nicht minder in Zeitungen zur Begründung ästhetischer und politischer Urtheile immer häufiger angewendet zu werden anfängt. Außerdem hat der Verf. in einer geharnischten Vorrede, so wie in mehreren Anmerkungen und sogenannten eroterischen (popularwissenschaftlichen) Ausführungen Gelegenheit genommen, gegen alle diejenigen zu Felde zu ziehen, welche seine Lehre angegriffen haben. Er wirft allen seinen Gegnern Mißverstand oder Seichtigkeit des Urtheils vor, worüber zu entscheiden nicht unsers Ortes ist. Wir bemerken nur noch, daß auch Hegel den Vorwurf des Pantheismus von sich abweisen zu müssen geglaubt hat, und daß er ferner gegen die theologischen Schriften des gelehrten Orientalisten Tholuk, besonders in der Vorrede, polemisirt. Tholuk hat sich nämlich überall für die Religion des Gefühls ausgesprochen und derselben, so fern sie wirklich Religion ist, dieses als alleinige Basis gegeben. Hegel nennt ihn dafür den begeisterten Repräsentanten der pietistischen Richtung und will durchaus den Gedanken an die Stelle des Gefühls gesezt wissen; denn in diesem sey Gott nur auf gleichsam thierische, in jenem erst auf ächtmenschliche Weise zu erkennen, und — zu verehren. Unseres Erachtens tritt so Philosophie an die Stelle der Religion.

2) Versuch einer gedrängten Darstellung der Metaphysik der absoluten Vernunftideen, mit besonderer Beziehung auf das Verhältniß der Philosophie zur Theologie, von Dr. Jos. Gambihler. Würzburg, bey Karl Strecker, 1827. Der Verfasser kommt zu demselben Resultat, wie Hegel, Philosophie als alleinwahre Gotteserkenntniß über alle religiöse im Gefühl zu erheben. Aber er thut dies unumwundener noch und offener, indem er überhaupt das Streben, ja den unerschütterlichen Entschluß ausspricht und bethätigt, von dem durch Kant vorgezeichneten Weg zu philosophiren weder links noch rechts abzuweichen. Dies ist um so merkwürdiger in unsern Tagen, wo selbst die Kriticisten ihrem Meister nur halb treu bleiben, indem sie sich namentlich in Bezug auf Religion dem Glauben, d. h. dem Gefühl in die Arme werfen, sobald sie nur irgend etwas Positives darüber aussprechen. Leider hat der Verfasser mehr behauptet, als erwiesen, und ist überhaupt, wie es scheint, zu sehr noch in philosophischem Enthusiasmus begriffen, um mit der nöthigen Besonnenheit, Ruhe und Umsicht verfahren zu können. Was uns zunächst interessirt, ist, daß der Friede, zu welchem es zwischen Philosophie und Religion durch die Naturphilosophie zu kommen anfing, so wenig als irgend ein anderer, ein dauernder zu werden scheint. Die Unmöglichkeit eines solchen dauernden Friedens hat man neuerdings auch in Rußland eingesehen, wo, wie verlautet, bereits einige philosophische Lehrstühle eingegangen sind und nach und nach alle eingehen sollen.

3) Grundsätze der analytischen Philosophie in metaphysischen Versuchen. (Alles Göttliche auf Erden ist ein Lichtgedanke nur. Schiller.) Leipzig, 1827. Verlag von Johann Ambrosius Barth. — Auch hier wird gleich Eingangs das Verhältniß zwischen Wissen und Glauben,

Digitized by Google

folglich zwischen Philosophie und Religion berührt, und der ungenannte Herr Verfasser statuirt zwischen beyden ein solches Wechselverhältniß, daß ein Wissen eben so wenig ohne Glauben, als ein Glauben ohne Wissen bestehen könne. Ohne Glauben gibt es ihm kein zusammenhängendes Wissen, ohne Wissen keinen stätigen, festbegründeten Glauben. Doch ist hier natürlich von keinem positiven Glauben die Rede. Dem Glauben gehört Alles an, worauf wir nur aus gegebenen Vernunfterkenntnissen nicht mit Nothwendigkeit, sondern nur nach Analogie schließen können. Uns erscheint hierin allerdings das einzig richtige Verhältniß, welches zwischen Philosophie und Religion eintreten kann, ausgesprochen. Eine Identificirung beyder geschieht immer auf Kosten der Einen oder der Andern und ist und bleibt eine Täuschung. So innig diese Ansicht mit der ganzen in gegenwärtiger Schrift aufgestellten Lehre verknüpft ist, so hat sie doch nur als Theil derselben Bedeutung. Der Verfasser hat nämlich einen neuen Weg für alle philosophische Forschung und Untersuchung zu wandeln versucht. Hiezu hat ihn die Betrachtung vermocht, daß weder Kant's Unterscheidung der idealen Erkenntniß menschlicher Vernunft von ihren Gegenständen, wie sie an und für sich sind, noch Fichte's Bestreben aus der Realität des Ichs die der Erkenntnisse oder des Idealen zu bestimmen, noch endlich Schellings Gleich = und Einssetzung des Ichs und Nichtichs, des Subjektiven und Objektiven, des Idealen und Realen zu befriedigenden Ergebnissen geführt habe. Es sey noch übrig, behauptet er, aus dem Idealen, aus der Gesetzmäßigkeit der vernünftigen, subjektiven Erkenntniß, das Reale abzuleiten, ein Versuch, der noch nicht angestellt sey. Wir meynen doch; denn wenn Hegel's Philosophie irgend eine Bedeutung hat, so ist es diese, das Wesen im Begriff zu finden, ja nur diesem Wesenhaftigkeit und wahre Existenz zuzugestehen. Dies thut nun allerdings unser Verfasser nicht. Aber was denn? Wenn wir auf die lezten Ergebnisse der Lehre sehen, so möchten wir sie mit Abel Bürja's holodynamischer Philosophie vergleichen, denn wie diese führt jene alles auf Ich (Seele), Nichtich (Welt) und die diesen beyden übergeordnete Energie (Kraft, Gott) zurück. Die Energie ist dem Verfasser jenes nur in seinen Wirkungen erkennbare Faktum, aus welchem dennoch Alles hervorgegangen ist, und noch hervorgeht, in welchem, mit welchem und durch welches Alles Wesen, Leben, Bestehen hat. Wir erblicken in diesem System einen auf den Gipfel getriebenen Empirismus, dem Alles nur ist, so fern es Thatsache ist. Die ganze Welt der Dinge wie des Denkens, Empfindens, Wollens betrachtet der Verfasser als etwas thatsächlich, in einem Riesenpanorama neben und durch einander Gegebenes, vor das Auge der Erkenntniß Gestelltes. Das Daseyn der Geisteswelt und der materiellen ist etwas nicht zu bezweifelndes, nicht erst zu erweisendes, die Bedingung aller Philosophie, deren einzige Aufgabe ist, das Verhalten beyder Welten im Allgemeinen und in ihren unendlich vielen Theilen immer bestimmter und klarer zu erkennen; denn nur über dieses Verhältnißmäßige kann Zweifel seyn und können Zweifel gelöset werden. Wir sehen, daß der Verfasser nicht zu denen Philosophen gehört, welche Gott und Welt, Geist und Materie bereits im großen Fischnetz unfehlbarer Spekulation eingefangen zu haben meynen. Er geht vielmehr, ehe er sich an metaphysische Spekulation wagt, analytisch zu Werke und findet so durch Absonderung alles Verschiedenartigen die wenigen gleichartigen Elemente der Wissenschaft, als deren Höchstes eben jene Energie sich ergibt. Dann geht er zum synthetischen Verfahren über und wird, indem er nun die gewonnene Einheit überall in der gegebenen Mannichfaltigkeit, als organisches Gesetz derselben nachzuweisen sucht, spekulativ. Aber des Verfassers Spekulation ist in demselben Grade von übermüthiger Allgenugsamkeit fern, als sie einen festen Boden zu gewinnen gesucht hatte und auf diesem sicheren Schrittes wandelt. So unternimmt sie es keineswegs, die jenseits der menschlichbedingten Erkenntniß liegenden, absoluten Gegenstände derselben direkt zu bestimmen, sondern begnügt sich, die Analogieen derselben hervorzuheben, welche in den gewonnenen und über allen Zweifel erhobenen Erkenntnissen gegeben sind. — Wir müssen dieses umsichtige, besonnene, männliche Verfahren loben. In der sprachlichen Darstellung ist der ungenannte Herr Verfasser überdies bemüht gewesen, mit der philosophischen Strenge Klarheit zu verbinden. Meistentheils ist dies ihm gelungen, vorzüglich aber und natürlich in einem praktischen Anhange, welcher philosophische, nur etwas zu kurze, Einleitungen zu besonderen Disciplinen gibt: zur Sittenlehre, Rechtswissenschaft, Gesetzgebung, zum Völkerrechte, zur Geschichte, zur Universal- und Staatsökonomie, und endlich zur Aesthetik. Hieher ist auch zu rechnen, was unter dem Titel: Analogieen des gemeinen Lebens „über Seele, Gott, Fortdauer" gesagt ist. Alle diese Abschnitte sind geeignet, auch dem Layen Zutrauen zu der Theorie einzuflößen, aus welcher sie hervorgegangen. — Das Ziel, welches dem Verfasser des vorliegenden Werkes vorgeschwebt hat, ist ohne Zweifel dieses gewesen, den unfruchtbaren Streit der Idealisten und Realisten, der Spiritualisten und Materialisten, und wie man die Verfechter dieser oder jener einseitigen Ansichten heißen mag, wenn gleich nicht als völlig grundlos darzustellen, doch zu einer billigen Ausgleichung hindurch zu führen, aus welcher sich ergibt, daß die feindlichen Gegensätze nur relative sind, die in einem höheren Principe mit wahrer Geltung auch Einigung finden, wenn wir gleich das Wie? dieser Einigung völlig zu

Digitized by Google

ermessen nicht im Stande sind. — Derselbige Grundgedanke ist es ohne Zweifel, welcher

4) die Fundamentalphilosophie von Jos. Thürmer (Wien bey Anton Edler v. Schmid 1827) ins Leben gerufen hat. Der Herr Verfasser hat seine Lehre, bald Kosmik, bald Real-Idealismus genannt: Kosmik, so fern das Weltall (das Universum, der Kosmos) selbst nach seinen Bestandtheilen, seinen Gesetzen und seinem Urgrunde Gegenstand der Philosophie ist; Real-Idealismus, so fern diese Bestandtheile, Gesetze und dieser Urgrund ihrem Wesen nach weder als blos reale, noch als blos ideale, sondern als theils ideale und theils reale betrachtet werden. Unter dem Realen versteht der Verfasser alles, was man Ding, unter dem Idealen alles, was man Wesen nennt, oder auch, was wie Materie und Geist von einander sich unterscheidet. Das Reale und Ideale (Ding und Wesen, Materie und Geist) sind dem Verfasser die Grundtheile (Elemente) des Weltalls, welches außerdem noch, so fern aus diesen Elementen etwas geworden ist, aus zwey Haupttheilen besteht, und diese sind nichts anderes als die ganze Welt außer uns: das Nicht-Wir, und die Welt in uns: das Wir, dasjenige, was von andern Philosophen schicklicher „das Objektive" und „das Subjektive" genannt worden ist. Wie nun das Weltall zu seinen Elementen das Ideale und Reale (Geist und Materie, Wesen und Dinge) hat, so findet sich auch in dessen Haupttheilen sowohl im „Nichtwir" als auch im „Wir" beydes mit einander verbunden, aber so, daß das Reale im „Nichtwir," das Ideale im „Wir" vorherrschend ist. Den Elementen des Weltalls aber entsprechen sowohl die Gesetze, das heißt, die Art und Weise, wie Alles, als auch der Grund, durch welchen Alles ist, und es gibt demnach im Weltall gleichherrschende ideale und reale Gesetze, und das Weltall hat eben so einen idealen als auch einen realen Grund. Diese idealen und realen Gesetze sind nun ferner die Urgesetze, nach welchen sowohl das „Nichtwir" als auch das „Wir" ist, so aber, daß im „Nichtwir" die realen, im „Wir" die idealen vorherrschen. Dieselbe Bewandtniß hat es endlich mit dem realen und idealen Grunde des Weltalls, welcher der reale und ideale Urgrund des „Nichtwir" und „Wir" ist. Dies ist der einfache Schematismus, nach welchem der Verfasser die Aufgabe der gesammten Philosophie bestimmt hat, die ihm in drey Disciplinen: in Physik, Anthropik und Kosmognosie zerfällt, d. i. in die Lehre vom „Nichtwir" oder der außer uns befindlichen Natur, in die Lehre vom „Wir" oder der Menschheit und endlich in die Lehre von dem im Weltall verknüpften „Nichtwir" und „Wir." Mit vielem Scharfsinn und lobenswürdiger Konsequenz hat der Verfasser alle möglichen Kombinationen durchgeführt, welche aus dem angenommenen Schema hervorgehen, und von besonderem Interesse erschien uns die daraus gewonnene Bestimmung der verschiedenen, philosophischen Systeme, welche alle mit Nothwendigkeit auf diese drey: auf Realismus, Idealismus und Ideal-Realismus zurückgeführt werden müssen; selbst aber wieder je einzeln dreyfachen Modifikation unterworfen seyn können, je nachdem ein Philosoph entweder das „Was," die Haupttheile der Welt, ihr Seyn überhaupt, oder das „Wie," die Gesetze des Was, oder endlich das „Wodurch," den Grund, wodurch das Was in seiner Weise ist, zum Gegenstande seiner Untersuchung macht. Eine nach diesen Bestimmungen mitgetheilte, charakterisirende Uebersicht der Geschichte der Philosophie verdient alle Aufmerksamkeit. Nach derselben befände sich die dritte Hauptperiode, die des Real-Idealismus erst in ihrem Beginn, so daß der Real-Idealismus zunächst blos ausgesprochen, keineswegs aber auch schon der Vollendung nahe wäre. Als erster Versuch des Real-Idealismus wird keineswegs Schelling's oder Hegel's, sondern Krug's Philosophie bezeichnet, der freylich zunächst nur die materiale Seite desselben angebaut, und sich damit begnügt habe, das gleichgeltende Nebeneinanderseyn des „Nichtwir" und des „Wir" der Natur- und der Menschenwelt zuzugestehen, ohne sich um die gemeinschaftlichen Urgesetze und den Urgrund beyder zu bekümmern. Schelling hat nach dem Verfasser einen idealen Urgrund aller Dinge in seiner Idee des Absoluten, der höchsten Intelligenz, aufgestellt.

Wir knüpfen am schicklichsten hier den Bericht an über:

5) Krug's allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften nebst ihrer Geschichte und Literatur. Nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft bearbeitet 2c. Erster Band. A bis E. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1827. — Die Erscheinung dieses philosophischen Wörterbuchs ist bey dem gewiß sehr allgemein verbreiteten Interesse für Philosophie eine eben so nothwendige als erfreuliche zu nennen. Fast auf alle Gegenstände und Gebiete des Wissens und des Könnens sind philosophische Vorstellungen, Begriffe, Principe oder doch mindestens deren Ausdrücke bald dieser bald jener Schule übertragen und angewendet worden. Die rationelle Landwirthschaft ist zum Sprüchwort geworden, und wenn wir auch nicht gerade an jene „Philosophie des Düngers" erinnern möchten, so fällt doch gewiß jedem der „Geist der Kochkunst" ein, der vor einigen Jahren erschienen ist. Ja, was noch mehr, als dieses Eindringen der Philosophie in die Eingeweide der Erde und des — Leibes sagen will, kaum gibt es noch lesbare Gedichte und Romane, die nicht von philosophischen Ideen oder doch Betrachtungen strotzen, nachdem in den Andachtsbüchern kaum mehr Platz für dieselbigen übrig geblieben ist. Endlich haben wir es ja selbst gewagt, unsere Leser und —

Digitized by Google

Leserinnen auf philosophische Literatur hinzuweisen, und mit philosophischen Principien, Gedanken, Ausdrücken, Namen zu unterhalten, als müßte es nur so seyn. Wir hoffen, daß ihnen diese alle bekannt und verständlich gewesen sind; gleichwohl können wir aber, auf den Fall, daß eins und das andere es nicht gewesen wäre, auf vorliegendes Wörterbuch verweisen. Es gibt keinen philosophischen Namen, Ausdruck, Gedanken, kein philosophisches Princip oder System, von welchem in demselben nicht eine sehr verständliche Erklärung und Auseinandersetzung gegeben wäre. Herr Professor Krug hat das Talent, gemeinfaßlich von philosophischen Gegenständen zu reden, und weitverbreitete Kenntnisse genug, um nichts Wichtiges übergangen zu haben. Es kommt eine heitere Gabe des Scherzes, leichter Ironie dazu, welche die Lektüre dieses philosophischen Wörterbuchs in der That unterhaltend macht. Doch dürfen wir nicht vergessen, welcher philosophischen Ansicht Krug ist. In dieser hat er die mathematischen und physikalischen Wissenschaften so gut wie gar nicht berücksichtiget; sie aber von der Philosophie auszuschließen, ist gewiß eben so einseitig, als wenn die Engländer Mathematik, Mechanik, Physik fast allein mit dem Namen Philosophie belegen. Ferner weiß man, daß Herr Professor Krug ein Feind alles Mysticismus ist, und wir sind weit entfernt, ihn deshalb zu tadeln; aber es muß gerügt werden, daß den Mystikern in dem philosophischen Wörterbuche weniger Aufmerksamkeit gewidmet wird, als sie, abgesehn von jeder eignen und immerhin ausgebildeteren philosophischen Ansicht, schon an und für sich verdienen. Es kommt dazu, daß sie heutiges Tages wieder Bedeutung erhalten, und wer ihrem Einfluß begegnen will, thut besser, ihre Lehren ans Licht zu stellen, als sie zu ignoriren und mit einem hergebrachten bon mot abzufertigen. So ist es Jakob Böhme gegangen, dem es freylich an philosophischer und sonst schulgerechter Bildung gefehlt hat, der aber mit dieser alle heutigen Philosophen hinter sich lassen würde, weil er einen eminenten spekulativen Geist besaß. Warum Agrippa von Nettesheim genauere Berücksichtigung erfahren, als J. Böhme, ist nicht abzusehen, da er zwar gelehrter, aber bedeutend geistloser, als dieser, gewesen ist. Eben so wenig haben uns fast alle der Kunst und der Religion gewidmeten Artikel befriedigt. Namentlich gehört ein etwas zu weit getriebener, rationeller Eigensinn dazu, den welthistorischen Einfluß, welchen das Christenthum geübt, in dem Grade gering zu achten, als es in dem dahin gehörigen Artikel geschehen ist. — Dagegen müssen wir bekennen, daß uns andere der praktischen Philosophie angehörige Artikel bey weitem gelungener erschienen sind, und daß auch die, welche der eigentlichen Geschichte der Philosophie gewidmet sind, alles Lob verdienen. Wie kurz, klar und genügend ist nicht z. B. Aristoteles und seine Philosophie geschildert! Hier und in allen ähnlichen Artikeln ist geleistet, was man nur immer von einem philosophischen Handwörterbuch verlangen kann. Besonders fleißig hat der Verfasser auf genaue Verzeichnung der Literatur Bedacht genommen, und so können wir selbst mit Einschluß dessen, was wir daran auszusetzen haben, dieses Handwörterbuch als ein höchst brauchbares empfehlen. (Der Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

La Guzla, ou choix de poésies illyriques, recueillies dans la Dalmatie, la Bosnie, la Croatie et l'Herzegowine. Paris et Strasbourg, chez Levrault. 1827. XII. 257.

Nur mit wenigen Worten werde hier dieser Sammlung illyrischer Volksgesänge gedacht, damit sie denen, die sich für diese Gattung der Poesie interessiren, nicht entgehe. Sie enthält einen nicht zu übersehenden Beytrag zur Kenntniß der Volkspoesie in den auf dem Titel genannten Ländern, und schließt sich um einer gewissen innern Verwandtschaft willen, die durch die Nähe des Landes gleichsam als bedingt erscheint, an Fauriel's Chants populaires de la Grèce moderne an, nur daß jene illyrischen Gesänge allein in einer französischen Uebersetzung gegeben sind. Der Sammler und Herausgeber hat sich nicht genannt, aber er sagt von sich im Vorwort, daß er, ein geborner Italiener, sehr jung die illyrischen Provinzen bewohnt (seine Mutter war eine Morlakin von Spalatro und gehörte also zu den Einwohnern Dalmatiens, welche das Illyrische sprechen), und jede Gelegenheit, das Land, wo die illyrische Sprache in ihrer Reinheit sich erhalten (Bosnien, die Herzegowine), durch Reisen kennen zu lernen, benuzt, und da, bey einem langen Aufenthalte in jenen Ländern, manches wichtige Bruchstück alter Poesien entdeckt habe. Die Gedichte, die er hier in einer franz. Uebersetzung gebe, seyen treu aus dem Illyrischen übersezt — das sey das Hauptverdienst jener Uebersetzung. Zweckmäßig hat er übrigens den einzelnen Gedichten Erklärungen beygefügt, die theils das Allgemeinere derselben betreffen, theils auf das Besondere sich beziehen. Den Namen Guzla, den die Sammlung führt, anlangend, so bedeutet er im Illyrischen eine Art Guitarre, die aber nur eine Haarsaite hat und deren sich die herumziehenden slavischen Sänger beym Absingen alter Nationallieder oder eigener improvisirter Dichtungen (dergleichen auch obige Sammlung hat) bedienen. Ref. wiederholt es, daß die vorliegende Sammlung illyrischer Volksgesänge nicht nur in das Volksleben jener Länder den Leser einführt, sondern auch manche liebliche Blüthe der Volkspoesie derselben enthält, und deshalb glaubte er, da neuerdings das Interesse an der Volkspoesie überhaupt rege geworden ist und sich erhält, darauf aufmerksam machen zu müssen.

Digitized by Google

Nr. 86.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 26. Oktober 1827.

Philosophische Literatur.

(Beschluß).

6) Das Böse im Einklange mit der Weltordnung dargestellt von B. H. Blasche. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1827. — Unter den Versuchen, das Princip des Schellingianismus auf physische und namentlich ethische Fragen anzuwenden, gebührt dem gegenwärtigen eine ausgezeichnete Stelle. Ueberhaupt darf nicht verkannt werden, was auch hier wieder in die Augen springt, daß jenes Princip, seiner eigensten Natur nach, und wenn es nicht mißverstanden oder übel angewendet wird, immer eine reiche, umfassende Betrachtung der für diese ausgewählten Gegenstände hervorruft. Und so ist denn auch unser Verfasser nicht bey dem stehen geblieben, was man vorzugsweise und oft allein das Böse (das Moralischböse nämlich) zu nennen pflegt. Er stellt vielmehr dieses nur in die Mitte der ganzen Welt des Bösen und ordnet die letztere nach ihren Hauptgruppen um eben diese Mitte. Demgemäß handelt derselbe zuerst von dem Physischbösen, worin es bestehe und woher es stamme, und geht dann erst zu dem Psychischbösen über und weiset dasselbe zuerst im reinen Gemüthsleben, theils auf dem religiösen, theils auch auf dem eigentlich sittlichen Gebiete nach. Aber auch hiebey läßt er es nicht bewenden, sondern zeigt noch das Böse auf, wie es in Gestalt des Irrthums in der weiten Welt des Wissens, und endlich nicht minder als Häßlichkeit im Reiche der Kunst hervortritt. Was aber allen diesen an sich schon werthvollen Auseinandersetzungen in unsern Augen noch ein besonderes Interesse verleiht, ist, daß der Verfasser nicht blos eine theoretische Begründung seiner Ansicht gegeben, sondern dieselbe sogleich auch zur Deutung der entsprechenden Erscheinungen im gegenwärtigen Leben angewendet hat. So erhalten wir eine befriedigende Charakteristik des Streites der supranaturalistischen und rationalistischen Theologie, des religiösen Mysticismus, des Pietismus und des Pharisäismus, und auch das Wesen der verschiedenen philosophischen Schulen, und ihr Gegensatz wird uns näher entwickelt. Merkwürdig erschien uns hiebey, daß der Verfasser sich hier bis zu der Freyheit der Ansicht erhoben hat, das Wesen der Naturphilosophie als noch keineswegs vollkommen entwickelt zu bezeichnen und in derselben eine noch vorherrschende Richtung zu philosophischem Mysticismus anzuerkennen. Frey muß diese Ansicht darum genannt werden, weil der Verfasser selbst Naturphilosoph ist, und unsers Dafürhaltens jene mystische Richtung keineswegs ganz überwunden hat. Ueberhaupt dürfte diese Ueberwindung keiner Philosophie jemals gelingen, wenn sie nicht völlig die Erkenntniß des Ewigen im Endlichen aufgibt, die wiederum immer das Schicksal der Quadratur des Cirkels haben muß. — Es ist uns hier eine nähere Würdigung des ganzen, jedem, Bildung und wahre Aufklärung über die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens suchenden Manne gewiß sehr willkommenen Werkes nicht vergönnt. Wir begnügen uns daher, noch anzudeuten, daß der Verfasser der Behandlung seines besondern Gegenstandes eine allgemeine, philosophische Begründung, eine Philosophie in nuce vorangeschickt hat, und daß er das Wesen alles Bösen nur in die Vereinzelung und Absonderung des Mannichfaltigen und Einzelen von der göttlichen Einheit setzt, in welcher Alles Gute, physisches, moralisches und intellektuales, beruhe. Eben daher hat ihm das Böse nur eine relative Geltung, in welcher es nur da ist, um das Gute selbst dadurch vornämlich zu befördern, daß es dieses zu immer neuer, lebendiger Thätigkeit, zu Bekämpfung des Bösen, d. i. des Abfalls, der Absonderung von der Einheit, zur selbstbewußten, Seligkeit in sich tragenden Rückkehr zu Gott herausfordert. Niemand wird läugnen, daß diese Idee selbst eine mystische sey; aber jeder wird auch zugeben, daß ohne einen solchen Mysticismus alle moralische Weltordnung grund- und bodenlos wäre, deren Existenz durchaus nicht aufgegeben werden darf, so wenig als man darum an der Existenz einer allseitig vollendeten Kugel zweifeln wird, weil die Berechnung ihres Cubus immer, wenn auch nur um ein Kleinstes, ungenau bleiben muß. — Uebrigens ist die Klarheit der Darstellung, die dem Verfasser auch in sprachlicher Hinsicht sehr gelungen ist, der größten Anerkennung werth und besonders

Digitized by Google

denen Philosophen zu empfehlen, welche uns Dunkelheit so gern für Tiefe verkaufen möchten. In mancher Beziehung ist mit dem angezeigten Werke verwandt, obschon auch eben so sehr verschieden:

7) Heinroth's Psychologie oder Selbsterkenntnißlehre, welche ebenfalls in diesem Jahre zu Leipzig erschienen ist. Heinroth's Ansichten hangen bekanntlich, so weit sie wissenschaftlich sind, gleicherweise mit dem Princip der Naturphilosophie zusammen; nur wiegt in denselben, wie in denen manches andern Naturphilosophen, ein religiöses, christliches, wir möchten fast sagen, pietistisches Element vor. Letzteres Element nun, welches unter andern bis zur äußersten Consequenz der Augustinischen Gnadenwahlslehre fortgeht, hört eigentlich auf, ein christliches, religiöses zu seyn, und kann also der Wissenschaft und überhaupt so wenig, wie jedes Krankhafte, frommen. Dagegen möchten wir nicht denen beystimmen, welche alle wissenschaftlichen Untersuchungen, die das religiöse, christliche Element zur Basis nehmen, unbedingt verdammen, als unersprießlich für die Wissenschaft gänzlich verwerfen. Selbst wenn wir denselbigen darin Recht geben wollten, daß die Religion nur durch wissenschaftliche Forschungen, namentlich durch Philosophie, vor jeglicher Maaßlosigkeit und Ausartung bewahrt werden könne, so würden wir immer noch und gerade um letzteren Zweckes willen geneigt seyn, Untersuchungen, wie die vorliegenden, in ihrer Art anzuerkennen. In der That scheint es bey unbefangener Betrachtung derselben einzuleuchten, daß sie ganz besonders geeignet seyen, wenn sie auch selbst hie und da wirklich pietistische und mystische Anklänge verrathen, dennoch vor jeder übertriebenen Frömmeley, Kopfhängerey und religiöser Phantasterey durchaus zu bewahren, indem sie den Geist zu umfassenderer Betrachtung der Natur der Dinge, Gottes, der Menschen in ihrem Wechselverhältniß einladen. Denn es kann wohl nicht geläugnet werden, daß durch eine also herbeygeführte Belebung ausgebreiteterer Geistesthätigkeit einem dumpfen Brüten und in sich selbst Versinken des Gemüthes wie der geistlosen Schwelgerey in unbestimmten Gefühlen am sichersten gesteuert wird. In dieser Rücksicht erblicken wir in gegenwärtigem Werke, und ebenso in den übrigen Schriften des Herren Heinroth eine unserer Zeit sehr wohlthätige Erscheinung. Pietismus und Mysticismus sind nun einmal jezt an der Tagesordnung, und ihnen steht noch kräftig genug Pantheismus, Atheismus und Materialismus in der Philosophie entgegen. Beyde Richtungen in Religion und Philosophie sind als Extreme zu betrachten, die nur geeignet sind, einander abzustoßen und immer aufs neue und in stets entschiedenerem Gegensatz hervorzurufen. Heinroth versöhnt in seinen Schriften die Religion in gewissem Grade mit der Philosophie, mögen andere die Philosophie mit der Religion versöhnen, wie es unter andern in Fichte's Vorschule zur Theologie versucht worden ist. — Nach dieser allgemeinen Bezeichnung des Geistes, in welchem Heinroths Psychologie abgefaßt ist, sey uns noch erlaubt, zu erwähnen, daß er jedenfalls die Aufgabe der Psychologie um ein Bedeutendes geistvoller gefaßt und gelöset hat, als es namentlich von den Kriticisten zu geschehen pflegt. Er stellt uns Seele und Geist weder als die disjecta membra poëtae dar, noch ihr Verhältniß zu einander und zum Leibe als ein todtes, unbegreifliches Nebeneinanderseyn, das sich, obwohl es nur dieses seyn soll, doch fortwährend als das lebendigste In- und Miteinanderseyn äußert. Vielmehr faßt er das Gemüth als eine lebendige, durch Liebe getriebene Kraft, von welcher alle Seelenkräfte ausgehen und zu welcher alle Geistesvermögen eingehen, als die wirklichste, realeste Einheit von Leben, Seele und Geist; und wie ihm so das Gemüth die Mitte aller seelischen und geistigen Lebensäußerung ist, so ist ihm der Glaube der Grund und die sich selbst genügende Gewißheit alles Wissens vom Seyn und Daseyn. —

W. B. M.

Vermischte Schriften.

Geschichte der Baslerischen Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, während der ersten fünfzig Jahre ihres Bestehens. Von Karl Burkhardt, Civilgerichtspräsident. Basel bey J. G. Neukirch. 1827. 134 S. 8.

Nach Abfluß eines halben Jahrhunderts sollten am Stiftungstage der ruhmwürdigen Gesellschaft ihre Gründung und Bestand gefeyert werden, und für diese Feyer, die am 30. März 1827 würdig und freudig begangen ward, lieferte eines ihrer nunmehrigen thätigsten Mitglieder den vorliegenden Abriß ihrer Geschichte, Verhandlungen und Leistungen. Er that dies ohne Prunk oder Lobreden in einfacher und edler Haltung, wie sie der Gesellschaft ziemt, die niemals nach Glanz, aber allzeit nach Nutzbarkeit strebte. Wenn schon das Leben eines einzelnen Menschen auch ohne seltene Schicksale oder weit ausgedehnten Wirkungskreis, wofern Geist und Tugenden sich im engeren Kreise mannichfach, wohlthätig und segensreich erzeigt haben, dem tüchtigen Biographen für eine anziehende Darstellung sattsamen Stoff bietet, wie viel mehr muß dies von dem Leben eines Vereines gelten, in welchem sich der Umfang von Gedanken, Wünschen und Bemühungen, die von dem edelsten Theil einer Bürgerschaft während eines halben Jahrhunderts zusam-

Digitized by Google

mengetragen wurden, in seiner stufenweisen Entwicklung verfolgen läßt.

Wie billig, eröffnet sich die Geschichte der Gesellschaft mit Erinnerungen an ihren Stifter, der zugleich einer der ausgezeichnetsten Schweizer des abgeflossenen Jahrhunderts war. Isaak Iselin, Doktor der Rechte und Rathschreiber zu Basel (geb. 1728, gest. 1782. Sein ähnliches Steindruckbild ist dem Buche vorgesezt), „gehörte zu den Männern, deren Herz allem Guten und Schönen, jedem Beginnen für Verbesserung und Veredlung des Zustandes der Menschheit, es mochte geschehen wo immer es wollte, hoch entgegenschlug. Mit vielseitig empfänglichem Geiste, oft mit Begeisterung, eignete er Ideen, die von der Wissenschaft neu gewonnenen Ansichten, die durch die Forschungen oder Erfahrungen der Mitzeit empfohlen waren, sich an, verarbeitete sie mit gesundem Sinne, der auch der Berichtigung stets offen blieb, und legte durch seine vielfältigen Schriften mit edlem Eifer Hand ans Werk zur Verbreitung der ihm werth gewordnen Ideen und Entwürfe; wie er denn z. B. die damaligen neuen Erziehungsansichten, die von Quesnay ausgegangene Umgestaltung der Nationalökonomie, die durch Philosophie und Civilisation herbeygeführte Reform der Kriminalgesetzgebung und die freysinnigen neuern Ansichten über Verfassung und Verwaltung des Staates mit beredter Wärme entwickelte. Mit kraftvoll ausgesprochener Abneigung gegen Vorurtheile und bestehende Mißbräuche, mit entschiedener Liebe zum Recht und zur Freyheit verband er Mäßigung, Milde und Achtung alles wahrhaft Ehrwürdigen; bey einer weltbürgerlichen Begeisterung für alles Löbliche, es mochte in der Nähe oder Ferne vorkommen, war er dem Vaterlande mit getreuem feurigem Gemüthe zugethan. Obwohl in vielfältigen Geschäften des Berufslebens begriffen, schöpfte er in der Pflege der Wissenschaft, in schriftstellerischen Arbeiten und ausgedehnter Verbrüderung mit vielen trefflichen Freunden des In- und Auslandes stets jugendlichen Eifer für alles Gute, und Ermunterung zu unabläßigem, sey es auch nur in kleinern Kreisen thätigem Wirken." Manche Züge aus dem Bilde des Stifters finden sich bey seinen Nachfolgern im Vorstande der Gesellschaft, oder vollends auch in dieser selbst andauernd wieder, und können für ihre eigene Charakterzeichnung gelten, und eben so merkwürdig als ermunternd und erfreulich ist die Wahrnehmung, wie so manches von dem, was vor fünfzig Jahren von den erstern Stiftern des baslerischen gemeinnützigen Vereins, nicht ohne damaligen großen Widerspruch, zum Theil auch nicht ohne Anstoß bey den Angesehensten jener Zeit vorgeschlagen, empfohlen, gewünscht, und ahnend vorgesehen worden ist; sich in dem semisäcularen Zeitraum gleich den früher und später keimenden Saaten, allmählig entwickelt hat, und jezt blühend oder Früchte tragend von Allen gepriesen wird.

Die Leistungen der Gesellschaft selbst hat Hr. Burckhardt nach ihren Hauptfächern zusammengestellt und in jedem derselben die bedeutsameren der Zeitfolge nach geordnet. Ihre einzelne, wenn auch noch so summarische Aufzählung, wäre hier nicht an ziemender Stelle, und wir müssen uns auf wenige Momente derselben beschränken, Unter den Bestrebungen des Vereins war die Beförderung und Verbesserung der Jugenderziehung die erste und eine der hauptsächlichsten. Neben der eigenthümlichen Wirksamkeit durch eigene Stiftungen und Arbeiten hiefür, wandte die Gesellschaft ungemein gerne ihre Thätigkeit und Mithülfe den schon bestehenden Anstalten zu, und ihre Mitglieder traten vielfältig mit Regierungsbehörden zu gemeinschaftlicher Unterhaltung und Pflege derselben zusammen. — Von Zeit zu Zeit schlug die Gesellschaft das Mittel der Preisfragen ein, um auf Gegenstände des öffentlichen Wohls das Nachdenken, und die Thätigkeit derjenigen Köpfe zu lenken, welche die meiste Tüchtigkeit für ihre Bearbeitung besitzen, oder um über irgend ein im Wurfe liegendes Unternehmen recht vielerley und vielfältige Gedanken zu sammeln, oder endlich um gewisse mühsame und doch wichtige Nachforschungen zu veranlassen. Einer der ersten, im Jahr 1779 durch die Freygebigkeit des verewigten Staatsraths Peter Ochs ausgeschriebenen Preise ward dem bald nachher berühmt gewordnen Pestalozzi zu Theil, und zu seinen ersten schriftstellerischen Arbeiten gehört diese gekrönte Beantwortung der Frage: „In wiefern es in einem kleinen Staate, dessen Wohlstand hauptsächlich auf der Handelschaft beruht und dessen Bürger ihre Unabhängigkeit hochschätzen, schicklich sey, dem Aufwande gesetzliche Schranken zu setzen." — Der Ueberblick aller Verhandlungen der Gesellschaft gewährt die angenehme Wahrnehmung, daß dieselbe von dem Geiste, in welchem sie gestiftet ward, und von der ihrer Wirksamkeit ursprünglich bestimmten Richtung nicht abgewichen sey, wohl aber mit der Zeit und bey wachsenden Mitteln ihre Zwecke vielseitiger verfolgt habe. Von Anfang hatte sie ganz vorzüglich, wie schon bemerkt, die Emporhebung und Veredlung der öffentlichen Erziehung im Auge; nebenher versuchte sie manches zur Beförderung des Gewerbswesens. Später kam dazu noch besonders die Sorge für das Armenwesen und die Gründung dahin zielender Einrichtungen; denn die zunehmenden Geldkräfte der Gesellschaft erlaubten ihr, auch für diese allerdings kostspielige Seite ihres Wirkungskreises, vieles zu thun, und der Drang mancher durch Theurung, Krieg und andere Lasten schweren Jahre wies die Bestrebungen der Wohlthätigkeit natürlich dieser Seite zu; doch wurden jene zuvorgenannten Zwecke nie aus dem Auge verloren, und wo es je auf Augenblicke

Digitized by Google

so scheinen möchte, erhoben sich alsbald in der Mitte der Gesellschaft wieder Stimmen, welche vor jeder Einseitigkeit warnten, und daran erinnerten, daß die öffentliche Bildung und insbesondere die Erziehung, welche geistiges Elend mildern, und die Quellen der physischen Armuth ableiten, eben so sehr Wohlthat und Pflicht seyen, als die Sorge für vorhandene Armuth. In ihrem Verhältniß zum Staate dann aber hat die Gesellschaft Lücken, welche die öffentlichen Anstalten ließen, ausgefüllt; auf Mängel und Bedürfnisse anhaltend hingewiesen; Versuche mit Einrichtungen gemacht, welche nachwärts, als mehr Erfahrung erlangt war, von den obrigkeitlichen Behörden entweder kräftiger unterstützt oder ganz übernommen worden sind; überhaupt in dem Felde, worin sie thätig war, ein regsameres und empfänglicheres Aufmerken auf Anforderungen der Zeit und auf Ergebnisse neuerer Einsichten bewirkt. Alles das aber hat sie nicht allein auf dem Wege eigner Unternehmungen und von ihr ausgehender Stiftungen, sondern häufig auch dadurch gethan, daß sie andern eigenthümlichen Vereinen, die eben denselben Bestreben angehörten, das Entstehn erleichterte oder ihre Wirksamkeit unterstüzte. — Der Schlußabschnitt der Geschichte dieser gemeinnützigen Gesellschaft behandelt ihre Finanzen und gibt tabellarische Uebersichten der fünfzigjährigen Einnahmen und Ausgaben.

Biographie.

Schwedischer Plutarch von J. F. von Lundblad. Uebersezt von Friedrich von Schubert. Erster Theil enthaltend: Gustav Horn. Johann Baner. Lennart Torstenson. Stralsund, 1826. Karl Löffler'sche Buchhandlung.

Diese Lebensbeschreibungen der schwedischen Helden des dreyßigjährigen Krieges haben für uns Deutsche ein fast gleiches Interesse als für die Schweden. Die Genossen und Erben von Gustav Adolph's Ruhm sind sogar von welthistorischer Bedeutung. Es kommt hiezu, daß eine Schilderung im schwedischen Sinne uns sowohl über Charaktere als auch über Begebenheiten des dreyßigjährigen Krieges manche neue Ansicht geben oder doch in Anregung bringen muß. Der Verf. flößet überdies in dieser Rücksicht Vertrauen ein, indem er Schillers Darstellung nicht allein kennt, sondern auch anerkannt, und hie und da benuzt hat. Viele einzelne Begebenheiten, welche ein Geschichtschreiber übergehen muß, der sein Hauptaugenmerk auf die allgemeineren Gründe, Veranlassungen und Erfolge einer großen Kette von Ereignissen zu richten hat, kommen hier zur Sprache, indem sie die Person, den Charakter des handelnden Mannes und Feldherrn näher zu bezeichnen geeignet sind. Diese Vorzüge, welche allen guten Biographien zukommen, vermißt man in den gegenwärtigen nicht, und sie werden noch durch eine lebendige und gefällige Darstellung erhöht. Nachdem der Verf. den Kriegsthaten, welche die drey schwedischen Helden in und außer dem Vaterlande, für dessen politische und religiöse Interessen vollbracht, die ausgezeichnetste Aufmerksamkeit gewidmet hat, fügt er gewöhnlich noch die Schilderung ihres Privatlebens und dieser eine allgemeine Charakteristik bey, in welcher die Eigenschaften des Helden und Menschen in Eins gefaßt, und auf einen lezten Ausdruck zurückgebracht werden. So heißt es z. B. von Gustav Horn, dem Milden, Edelmüthigen, dem rechten Arm Gustav Adolph's: Man sagt, Fabius sey das Schild, Marcellus das Schwert Roms gewesen, Horn war den Schweden beydes. — Baner wird schön mit einer Juliussonne voller Flecken verglichen, die aber desto flammender, glühender, leuchtender gewesen. — Von Torstenson endlich wird gesagt: Gleich einem Argus, sah er sich erst mit hundert Augen um, und handelte dann, gleich einem Briareus mit hundert Armen.

Dichtkunst.

Floras lieblichste Kinder, nebst allem, was von ihnen zu wissen noth und wohl thut. Ein Doppelalphabet von Blumen treu nach der Natur gezeichnet und illuminirt. Wien, in H. F. Müllers Kunsthandlung.

Unter den zahlreichen bereits erschienenen Selams oder Blumensprachen zeichnet sich die vorliegende durch ihre kolorirten Blätter aus, auf denen alle die Blumen oder Blüthen, wovon das Buch handelt, in alphabetischer Ordnung abgebildet sind. Nichtsdestoweniger ist der Kunstwerth dieser bunten Blätter sehr gering, und tröstet nur wenig über den elenden Text, der mit einer faden Lieblichkeit den Damen schmeicheln möchte. Was Gutes daran ist, hat der Sammler aus bessern Selams entlehnt, und er recitirt desfalls nur wieder die zuweilen artigen, noch öfter aber albernen Liedchen und Epigramme, die schaarenweis vorhanden sind, und fügt bey jeder Blume eine kleine botanische Beschreibung hinzu. Das Ganze ist eine gemeine Buchhändlerspekulation, äußerlich gleißend, innen leer, und in der schlecht versificirten Vorrede wird dieser Zweck unverschämt genug ausgesprochen, indem der Verfasser, vom Gewissen gerührt, ihn zu beschönigen sucht.

Digitized by Google

Nr. 87.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 30. Oktober 1827.

Aesthetik.

Raphaels Schatten. Aus den Papieren eines großen Malers. Geboren 1802, gestorben 1890. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827.

Wer sich noch an die Phantasien eines kunstliebenden Klosterbruders von Tieck erinnert, wird hier etwas Aehnliches finden, nur daß hier Raphael der altdeutschen Malerschule entgegengestellt wird. Die kleine Schrift ist gegen das zur Mode gewordene Manieriren unsrer jungen Maler gerichtet, und der Verfasser scheint seiner Sache sehr gewiß zu seyn, denn er maßt sich nicht nur an, im Namen der Nachwelt, sondern auch im Namen der künftigen Heroen der deutschen Malerey zu sprechen. Er datirt seine Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Malerey ein halbes Jahrhundert voraus, und gibt sie als Rückerinnerungen eines großen Malers, der in seine Jugend und Jugendfehler zurückblickt. Hören wir ihn selbst: „Die große Schwäche der jetzigen deutschen Kunstleistungen liegt offenbar mehr in Verkehrtheit und verworrener Ansicht ihrer Schule, als an den Künstlern. Bey vielen der jungen Männer, die ich hier (in Rom 1824) gesehen, habe ich so viel Reichthum der Phantasie und Fülle des Gemüthes gefunden, daß ich stets die Armuth ihrer Leistungen nur dem unglücklichen Princip zugeschrieben habe, von dem sie geleitet werden. Wahrscheinlich ist es ein mißverstandenes Streben nach Nationalität, das sie verleitet, die ersten Meister ihrer Schule zu überschätzen, und zu glauben, sie hätten in ihnen den Quell der Wahrheit, die sie immer auf Kosten der Schönheit suchen, gefunden. Da gilt ihnen oft das Kindische für kindlich und gemüthlich — die Armuth der Erfindung für erhabne Einfachheit, und das Unmündige und Beschränkte der Gestalten für reine Natur, die frey von aller Manier ist. Sie suchen und lieben auch in der großen italienischen Schule nur die gleichzeitigen Meister ihrer Lieblinge, schelten alles, was sich frey und groß bewegt, Raphael und seine großen Nachfolger bis auf die spätern Künstler der bolognesischen Schule manierirt, und fühlen nicht, daß sie selbst in der änglichsten und kleinlichsten Manier befangen sind." Der Verfasser gesteht nun im Namen des großen Malers, den er vorstellt, daß er selbst in seiner Jugend, das heißt eben jezt, in dieser altdeutschen Manier festgerannt gewesen sey, bis ihm — Raphaels welke Hand selbst aus dem Grabe heraus seine Bilder ausgestrichen habe. Doch zu seinem Trost sey der große Raphael ihm darauf in verklärter Gestalt erschienen und habe ihn zu einer höhern Kunst geweiht, der er fortan treu geblieben sey, und die ihn zum größten Maler des neunzehnten Jahrhunderts erhoben habe. Er spricht von sich selbst: „Es gibt kein Land, das sich nicht rühmte, Werke meines Pinsels zu besitzen. Mit tiefer Rührung sah ich meine Bilder im Vaterland des Zeuxis geehrt, ja oft über alles geschäzt. — Mir ward vergönnt, den Einzug der Hellenen in Byzanz zu malen. Und wo sonst die Moschee der Barbaren stand, erhebt sich jezt in Konstantinopel ein prächtiger Kunstpallast, und in seinem schönsten Saal glänzt mein Gemälde, das den lezten Sieg der freyen Hellas verewigt. — Wie in den Sälen des vollendeten Louvers, findet ihr meine Gemälde in den Prachthallen Mexicos und Bogotas, und das glückliche Volk zu Lissabon, dem unter Maria da Glorias herrlicher Regierung ein neuer Camoens erstanden ist, feyert seine Nationalfeste vor meinem großen Bilde der Freyheit."

Man muß gestehen, daß diese Phantasien ganz artig und weit kühner und ausschweifender als die des kunstliebenden Klosterbruders sind. Man verkenne jedoch den wahren Sinn derselben nicht! Weit entfernt, nur mit kindischen Träumen zu prahlen, zeigt der Verfasser uns hinter dem Schleyer der Zukunft ein fernes schönes Ziel, wohin die deutsche Kunst zu streben allerdings berufen ist. Wer sollte nicht mit Vergnügen sehen, daß er die vorhandenen Kräfte der Deutschen, und das, was sie für die Folge versprechen, was in ihnen noch wie im Keime schlummert, nach ihrem ganzen Werthe anerkennt, indem er nur die falschen Principe verdammt, durch welche diese

Digitized by Google

Kräfte mißleitet werden. Es sey uns indeß erlaubt, gegen sein eignes Princip einiges einzuwenden. Er sezt doch im Grunde nur ein falsches Princip dem andern, eine Schule und Manier, eine Nachahmung der andern entgegen. Jede solche Nachahmung läßt sich von zwey Seiten betrachten. Sie ist entweder sklavisch, und dann ist sie unbedingt zu verwerfen; oder sie ist frey, und dann verdient das Gute jeder Schule, der altdeutschen so gut, als der Schule Raphaels, berücksichtigt zu werden. Sklavisch soll man nie nachahmen, denn in einer Manier ist nur immer einer groß, und die Nachahmer derselben sind nicht nur in Vergleich mit ihrem Meister nothwendig klein, sondern auch mehr oder weniger unnatürlich, weil sie nicht ihrer eignen, sondern einer fremden Natur folgen. Wie auch Raphael das Höchste der Malerey geleistet hat, so ist doch damit seine Schule, zumal in ihren spätesten und äußersten Verzweigungen und Auswüchsen, keineswegs von den Fehlern aller andern Schulen frey, sondern ganz derselben todten Erstarrung in der sklavischen Treue, und ganz derselben falschen Uebertreibung ausgesezt worden, wie jede andere Schule. Ob die Geistesarmen, die selbst keine Originale werden können, einem Raphael oder Schoreel nachäffen, kommt zulezt ziemlich auf Eins hinaus. Denkt man sich die jungen Maler dagegen als Genies, voll eigner Kraft, so steht ihnen, wie die ganze Natur, so die ganze Kunstwelt offen, und sie werden alle Schulen überschauen, und von allen das Gute sich zum Vorbild, die Fehler sich zur Warnung dienen lassen; und da sie des Vorzugs genießen, überall vergleichen zu können, wird man allerdings von ihnen verlangen dürfen, daß sie alle die Fehler vermeiden, welche die Anfänger der Kunst, vereinzelt und ohne Vorbilder, aus Einseitigkeit begangen haben. Da man in jeder schönen Kunst der Individualität des Künstlers ihr Recht lassen muß, weil je die schönsten Blüthen der Kunst aus der innersten Eigenthümlichkeit der Gemüther hervorkeimen, so kann man auch keinem einzelnen Künstler vorschreiben, welchem alten Meister er vorzüglich nachstreben soll. Er wird schon instinktartig den sich auswählen, dem er in der innersten Natur am nächsten verwandt ist, und diese Natur müssen wir walten lassen, ob sie ihn mehr zu Raphael, oder zu Titian, oder zu Correggio, oder zu wem immer sie ihn hinlenken möge. Wenn indeß zugegeben werden muß, daß nicht nur die einzelnen Individuen, sondern auch ganze Gattungen derselben den verschiedenen Nationen der Kunst ihren eigenthümlichen Charakter ausdrücken, so daß wir hier in der italienischen, dort in der deutschen Schule einen allgemeinen großen, in der Natur beyder Völker und Länder gegründeten Unterschied gewahren; so scheint es billig und nothwendig, nicht zu streng über die jungen deutschen Künstler zu urtheilen, die vom Naturinstinkt getrieben, die altdeutsche nationelle Eigenthümlichkeit bewahren möchten. Wenn sie sich allzusklavisch der bloßen Nachahmung dessen, was nur antiquarisch an den altdeutschen Meisterwerken ist, der bloßen Nachkünsteley von Unvollkommenheiten und Fehlern hingeben, so wird man ihnen allerdings zurufen müssen: Ihr vergeßt, daß ihr nur die Anfänge, die ersten Versuche und Studien der deutschen Kunst vor euch habt, und daß ihr eben berufen seyd, jene ersten Keime zur vollen Blüthe zu entwickeln. Statt das Versprechen jener Meister zu erfüllen, begnügt ihr euch, nur selbst wieder etwas zu versprechen, und statt zu vollenden, wollt ihr nur zum zweyten Mal anfangen. Ihr vergeßt, daß jene alten Meister ihr Versprechen selbst gelöst und ganz so vollendet gemalt haben würden, wie es jezt von euch verlangt wird, wenn sie jezt lebten und eine so umfassende Einsicht in die Fortschritte der Kunst bey den Nachbarvölkern hätten. Ihr wählt willkührlich jene Beschränktheit, Einseitigkeit und Dürftigkeit, die jenen Alten nur als eine herbe Nothwendigkeit sich aufgedrungen. Jene waren in Banden und strebten nach der Freyheit; ihr seyd frey und kehrt engherzig in die alten Fesseln zurück. — So ungefähr müßte man zu diesen Jünglingen reden, aber keineswegs ihnen ihr nationelles Bestreben, das in der Natur gegründet, also kein Vorurtheil ist, verkümmern. Die Geschichte geht ihren großen Gang fort, und läßt den ursprünglichen Nationalcharakter, wenn er auch eine Zeit lang zu schlummern scheint, doch immer zulezt alle wechselnden fremden Moden überdauern, und alle großen neuern Entwicklungen im politischen Leben, wie in der Wissenschaft und Kunst, gehen immer nur von dem neuerwachenden Volksgeist aus. So sehn wir die Poesie der Deutschen, nachdem ihr erstes Blüthenalter mit dem Ritterthum abgewelkt, in der Nachahmung fremder Schulen kümmerlich ihr Daseyn fristen, bis sie im vorigen Jahrhundert plötzlich, und nur durch Verjüngung ihrer ursprünglichen nationellen Eigenthümlichkeit ein neues Blüthenalter erlebte. Kann nun wohl die Malerey auf eine andere Weise sich verjüngen? Gleichen nicht unsere Mengs, und alle die vereinzelten Nachahmer fremder Schulen, wenn sie auch zum Theil sehr glücklich gewesen sind, nur jenen einzelnen Sternen der Gelehrsamkeit und Poesie, die in der Nacht des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts der deutschen Literatur ein schwaches Licht verliehen? Und muß nicht erst von einer neuen großen deutschen Malerschule für die bildende Kunst dieselbe Verjüngung erwartet werden, welche die redenden Künste seit Haller, Klopstock, Lessing und Goethe erfahren haben? Ob diese Verjüngung schon in den nächsten fünfzig Jahren, wie der Verfasser der vorliegenden kleinen Schrift meint, eintreten werde, ist zweifelhaft; gewiß aber ist, daß ein großer Maler, der dann wirklich seine acht- und achtzigjährigen Erfahrungen

Digitized by Google

niederschriebe, und noch manches andere, als was in dieser prophetischen Schrift verzeichnet ist, berichten würde.

W. M.

Reiseliteratur.

Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten See- und Landreisen von der Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Zeiten. Mit Landcharten, Planen, Porträts und andern Abbildungen. Verfaßt von mehreren Gelehrten und herausgegeben von Joachim Heinrich Jäck, königl. Bibliothekar zu Bamberg. Erste Lieferung: der Taschenbibliothek der wichtigsten und interessantesten Reisen nach und durch China. I. Theil, 1. 2. Bändchen. Nürnberg, verlegt von Haubenstricker und von Ebner, 1827.

Es ist derselbe gesunde Sinn für reine, durch keine philosophische, anthropologische und naturwissenschaftliche Theorie und Systemsucht getrübte Erfahrung, welcher uns immer aufs Neue antreibt, eben sowohl Reisen zu unternehmen als zu lesen; denn der Nutzen, welcher aus solcher Erfahrung für die menschliche Gesellschaft oder für das Individuum erwächst, kann wohl das Unternehmen und Lesen von Reisen veranlassen, begünstigen; aber das eigenthümliche, lebendige Interesse dafür entspringt nur aus jenem gesunden Sinne. Daher können auch immer Reisebeschreibungen beym literarischen Publikum einer günstigen Aufnahme gewiß seyn, und man ist eben so oft darauf bedacht gewesen, dem allgemeinen Interesse dafür zu entsprechen. Wir besitzen unzählige Reisebeschreibungen, Journale und Sammlungen von Reisebeschreibungen. Am bekanntesten und gelesensten ist wohl das Zimmermannische Taschenbuch der Reisen unter allen Sammlungen der Art; doch ist in demselben ein großes Moment für Erhöhung und Belebung des Interesses, die Schicksale der Reisenden selbst, vor der Darstellung der geographischen und naturhistorischen Resultate zu sehr in Hintergrund getreten. Neuerdings hat man mehrfach versucht, dem Interesse an den Entdeckungen und an den Schicksalen der Reisenden auf gleiche Weise zu genügen, und man hat sich deßfalls in veranstalteten Sammlungen darauf beschränkt, das in beyden Rücksichten Bedeutendste zusammenzustellen. Wir erinnern unter andern nur an Spiecker's Journal der Reisen und an die neuesten Land- und Seereisen von W. Harnisch. Dieselbige Methode, die ganzen Reisen in die verschiedenen Welttheile, Abenteuer und Schicksale der Reisenden wie deren Ausbeute für die Wissenschaft in einem wohlverbundenen Auszuge mitzutheilen, finden wir in vorliegender, neuer Taschenbibliothek mit vielem Glück angewendet. Was derselben inzwischen vor allen bisherigen Sammlungen, Taschenbüchern rc. der Reisen einen entschiedenen Vorzug gibt, ist der umfassende Plan, welcher auf dem Titel schon angedeutet ist, und von dessen Ausführung wir in vorliegenden Bändchen ein Muster vor uns haben. Alle besonders wichtige und interessante Reisen von und vor der Erfindung der Buchdruckerey (1454), von den Zeiten des Mittelalters an bis auf die unsrigen, werden uns in chronologischer Folge mitgetheilt. Der daraus erwachsende Gewinn ist ein doppelter. Einerseits sehen wir, wie sich die Kenntniß unserer Erde und mit ihr so viele Erfindungen und Entdeckungen in immer weiteren Kreisen entfaltet und eingestellt haben, andererseits gewinnen wir eine anschauliche Vorstellung von der nach und nach wachsenden oder ausartenden Kultur und Entwicklung der Völkerschaften und Länder, zu denen verschiedene Reisende zu verschiedenen Zeiten gekommen sind. Es kommt hinzu, daß wir eben hiedurch Gelegenheit zu einer gewiß nicht uninteressanten Vergleichung bekommen, wie abweichend die Auffassung derselben Gegenstände bey den verschiedenen Individuen, die sie kennen gelernt, sich oft gestaltet hat, und wie umgekehrt die Natur mancher Dinge und Erscheinungen eine so entschiedene gewesen, daß sie jeder individuellen Umgestaltung Trotz geboten hat. — Gegenwärtige erste Lieferung enthält zwey Bändchen mit einer allgemeinen und besondern Einleitung und mit sieben Reisen nach und durch China. Die allgemeine Einleitung gibt uns eine Uebersicht der Reisen und ihrer Literatur von der ältesten Zeit bis zum fünfzehnten Jahrhundert im Allgemeinen und insbesondere derjenigen vom fünfzehnten Jahrhundert bis auf unsere Zeit. Die besondere Einleitung dagegen enthält eine kurze kritische Uebersicht der Reisen in die tatarischen und chinesischen Reiche und außerdem noch der Geographie von China. Durch letztere wird selbst jeder der Geographie Unkundige mit Hülfe der beygefügten Charte von China in Stand gesetzt, sich auf dem Terrain, in welchem sich die nachfolgenden Reisen bewegen, zu orientiren. Die in gegenwärtigen zwey Bändchen mitgetheilten Reisen sind aber folgende:

1) Reise des Franziskaners Johann de Plano Carpini in die Tatarey 1246.
2) Reise der Dominikaner Ascelin, Simon von St. Quentin, Alexander und Albrecht 1247.
3) Reise des französischen Kapuziners Guilelm von Rubruck 1253 — 55.
4) Zwey Reisen der Venezianer Paoli 1260 — 95

an den Hof des tatarischen Chans Hublai. (Welche der Sohn des Nikolaus Paolo, der berühmte Marko Paolo, beschrieben.)

5) Reise einer Gesandtschaft des persischen Schachs Rokh und andrer Fürsten an den Kaiser in Kathay oder China 1419—21.

6) Reise des portugiesischen Jesuiten, Benedikt Götz von Lahor, im Reiche Mogols, nach China 1602.

Alle genannten Reisen sind nach dem Plan der Taschenbibliothek auszugsweise mitgetheilt, jedoch so, daß die Erzählung nie unterbrochen wird und man glauben könnte, der Reisebeschreiber selbst habe neben seiner ausführlicheren Erzählung noch diese kürzere verfaßt, wenn es der Herausgeber nicht zweckmäßig gefunden hätte, aus spätern, beglaubigteren Berichten erwiesene Irrthümer der früheren Reisenden sogleich zu tilgen oder zu verbesseren und die Gründe und Quellen unterm Text kurz anzugeben, aus denen die Berechtigung dazu geflossen. Wenn hiedurch auch hie und da die Illusion gestört wird, so ist der damit verbundene Vortheil doch größer, als jene Störung unangenehm. Noch zweckmäßiger finden wir, daß auch hie und da in Noten auf die Veränderungen hingedeutet wird, welche sich von einer früheren Reise zu einer bedeutend spätern in Sitten und Gebräuchen desselben Volkes, in Natur und Kultur desselben Landes zugetragen haben. Wir bemerken nur noch, daß der Vortrag dieser wohlgetroffenen, in nicht gar zu verjüngten Maaßstabe gefertigten Miniaturdarstellungen der entsprechenden Originalreisen überall klar, angemessen und unterhaltend ist. Wie schon die Einleitungen der Erweckung des wissenschaftlichen Interesses und dem etwaigen Verlangen, sich noch genauer zu unterrichten, gewidmet sind, so geschieht dies noch mehr durch die genauen literarischen Nachweisungen, die unter dem Text einer jeden einzelnen Reise ihre schickliche Stelle gefunden haben.

W. B. M.

G e s ch i ch t e.

Histoire des Suisses par J. J. Dubochet, avocat. Paris 1825.

Der Verfasser ist ein Waadtländer und lebt in schönen Ideen und Wünschen für sein Vaterland, die jezt daselbst nicht ohne einige Wehmuth gelesen werden dürften. Der Verfasser sollte für die Bibliotheque du XIX. Siecle einen Abriß der schweizerischen Geschichte schreiben. Dabey legte er Zschokke's Buch zum Grunde, wurde aber in seiner Arbeit bisweilen gedrängter, bisweilen weitläufiger als der Aargauische Geschichtschreiber. Immer hat es mehr Zeichnung und Farbe da, wo von Landessitte, Religion und politischer Organisation der einzelnen Stämme die Rede ist. Aus jenem Abriß ist vorliegendes Buch geworden. Interessant ist zumal, was er über die liberale Konstitution sagt, die der Graf Peter von Savoyen im Jahr 1263 dem Waadtland gab, und die drey Jahrhunderte lang die Rechte des Volks in Ansehen erhielt. Mit Glück und Geschmack hat der Verfasser alte Chroniken benuzt; aber auch über die neuere und neueste Zeit spricht er mit Anmuth und Würde. Was den heutigen Tag betrifft, so sieht man wohl, daß er fern von seinem Vaterland lebt. Alle Auszeichnung verdient, was er am Schluß seines Buchs über die Stellung der Schweiz sagt: „Nicht nach den verflossenen Zeiten mögen die Schweizer blicken, um die Muster für die Zeit zu finden, in der sie leben, und für das, was in ihr zu thun oder zu gründen ist. Die Freyheit der Waldstädte oder der schweizerischen Städte, die sich zuerst von der Herrschaft der geistlichen oder weltlichen Herren losmachten, und durch eigene Gesetze regierten, diese Freyheit ist mit dem Charakter, mit den Bedürfnissen und den Forderungen unserer Zeit nicht in Einklang. Die Formen dieser alten Republiken sind zu mangelhaft und geben zu wenig Sicherheit, als daß die heutigen Schweizer daran denken dürfen, daraus ein allgemeines, für das ganze Vaterland gültiges Gesetz zu machen. Auch muß die Schweiz Theil nehmen an der großen Bewegung, an dem Fortschreiten der Zeit, das die ganze übrige Welt in Bewegung sezt. Die Schweiz hat Anspruch auf Institutionen, die vollkommner sind, als die bisherigen. Durch sie muß den Gliedern der schweizerischen Familien der freye Gebrauch und die Entwicklung ihrer physischen und intellektuellen Kraft gesichert werden.“ Sehr wahr ist auch, was der Verfasser in Beziehung auf die militärische Stellung der Schweiz sagt: „Wenn wider alles Erwarten ein mächtiger Feind die Unabhängigkeit der Schweiz bedrohte, so würde es viel besser seyn, den Kampf anzunehmen, als sich zu demüthigen. Freywillige Unterwerfung unter die Ungerechtigkeit sezt Nationen wie Männer herab. Ueberdies ist Wilhelm Tell nicht blos der Held der Schweiz. Ebenso gehört er Deutschland und allen edlen Nationen an. Wenn die Schweiz ihr Recht und ihre Unabhängigkeit vertheidigt: so wird sie nicht nur unter den Völkern, sondern auch unter den Königen Freunde und Kampfgenossen finden. Möge sie immer nur ihre Pflicht thun, dann werden Sieg oder Niederlage gleich ehrenvoll für sie seyn.“

Digitized by Google

Nr. 88.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 2. November 1827.

Geschichte.

The life of Napoleon Buonaparte, Emperor of the french, with a prelimininary view of the french revolution by Sir Walter Scott, IX volumes in 8vo. Paris, Strasbourg. Treuttel and Würtz. 1827.

Vie de Napoleon Buonaparte, Empereur des Français, précédée d'un tableau préliminaire de la révolution française; par Sir Walter Scott. 9 Tomes in 8vo. Paris et Strasbourg, Treuttel et Wurtz. 1827.

Leben von Napoleon Buonaparte, Kaisers von Frankreich, mit einer Uebersicht der französischen Revolution, von Walter Scott. Aus dem Englischen übersezt von General J. von Theobald. Stuttgart bei Gebrüder Frankh, 1827.

Leben Napoleon Bonaparte's, Kaisers der Franzosen, nebst einer einleitenden Uebersicht der französischen Revolutions-Geschichte, von Walter Scott. Danzig, 1827. S. Anhut'sche Buchhandlung.

Wer das Leben Napoleons beschreiben will, darf den Mann und seine Zeit nicht mit dem Maaßstab schulmeisterischer Moral und nationeller Vorurtheile ermessen; er muß die Geschichte der leztern vierzig Jahre vollständig verstehen, den zu ihrer Beurtheilung erforderlichen Geist von der Natur empfangen haben, und vor allen Dingen wissen, was Geschichte überhaupt ist und seyn soll. Sir Walter Scott, der berühmte Romanschreiber, meint, „das Hauptgeschäft oder der Zweck der Geschichte „bestehe darin, die Gefühle der Vergangenheit zu vergegenwärtigen, oder die Eindrücke wieder aufzuwecken, „welche die Thatsachen auf die Zeugen und Zeitgenossen „derselben gemacht haben." Hat er nicht dadurch schon seine Unbekanntschaft mit dem Geist der Geschichte ausgesprochen? Die Geschichte soll den höhern Sinn der Kämpfe unter den Nationen erklären, die Gesundheit oder Krankheit in ihren politischen Zuständen darstellen, die Entwicklung im Organismus der bürgerlichen Gesellschaft nachweisen. Dieses ist ihr Hauptgeschäft. — Und zu diesem Zwecke hätte sie nichts weiter zu thun, als die Gefühle derjenigen sich zu vergegenwärtigen, welche zufälligerweise Zeugen von Ereignissen waren, deren Bedeutung sie nicht verstanden? Der Geist dieser Leute war durch Unfähigkeit oder einseitige Interessen geblendet; sie konnten sich nicht bis zur Höhe der Ansicht erheben, welche die Geschichte fordert, und welche leider nur zu gewöhnlich den Zeitgenossen verschlossen ist. Was können ihre Gefühle uns lehren, als die Befangenheit der Menschen, die mit dem Strome schwimmen, ohne zu wissen, woher er kommt, noch wohin er sich fortwälzt? Wird man fragen, welche Empfindung die barbarischen Zeitgenossen bey dem Sturze der Heptarchie in England gehabt, um darnach die Bedeutung dieses großen Ereignisses abzumessen? Und dann — welcher Zeitgenossen Gefühle sollen zu Rathe gezogen werden? — Der Sieger oder der Besiegten? Derer, die zuerst, oder die zulezt fielen? — Heißt es nicht die Unwissenden zu Weltrichtern bestellen, wenn man die Empfindungen aufruft, damit sie die großen Prozesse der Völker entscheiden sollen?

So bedeutungslos indeß die Aufgabe ist, die Hr. Walter Scott der Geschichte anweist, so muß man gestehen, daß er ihr in der Ausführung seines Werkes treu geblieben ist; denn außer der Bezeichnung dessen, was den brittischen Zeitgenossen im Jahrhunderte Napoleons unangenehme Empfindungen erregte, was ihnen fatal war, oder, wo es andere Nationen betraf, allenfalls zum Staunen Anlaß gab, findet man in seiner sogenannten Geschichte nur frostige Schilderungen, man findet nichts, das einen Genius beurkundete, der im Stande wäre, sich über den Aerger oder das kalte Anstaunen altenglischer Gemüther zu erheben, eine fremde Größe uneigennützig anzuerkennen, und einem Zeitalter Gerechtigkeit zu erweisen, das ein Viertheil Jahrhundert hindurch jene stolzen Insulaner zittern machte, was freylich keine angenehme Gefühle waren.

Digitized by Google

Dieser Geschichtschreiber will die bürgerliche Gesellschaft als eine schon fertige, für die Ewigkeit erbaute Pyramide angesehen wissen, auf deren Spitze Englands Fahnen wehen, wo sie auf dem Gerüste des Feudalwesens hinaufgetragen worden. Weil nun in neuerer Zeit gegen die brittische Suprematie gekämpft, weil versucht wurde, die lezten Trümmer des Lehenssystems wegzuräumen, so sieht Hr. Scott darin die Verbrechen der Zeit, gegen welche er die Sprüche seiner Moral, und die etwas verworrenen Begriffe, die er aus der Geschichte aufgelesen, zu Hülfe ruft. Wie geschickt er, in dieser Absicht das Feudalsystem vertheidigt, wollen wir dem Leser nicht verschweigen. Da Anhänglichkeit an das Alte und an die Formen des Feudalwesens der leitende Grundsatz dieses Geschichtschreibers ist, nach welchem er die Revolution und Napoleon beurtheilt, so müssen wir seine Ansicht näher kennen lernen. Im zweyten Kapitel des ersten Buchs (S. 67 des Originals) sagt er: „Das Feudalsystem „in Frankreich, wie im übrigen Europa, trug in seinem „ursprünglichen Wesen alle Keime der Volksfreyheit in „sich.“ — Wie kam es denn, daß in keiner Zeit auch nur ein einziger Keim sich entwickeln und eine öffentliche Freyheit als Frucht aufweisen konnte? Denn die Händel der Barone mit der königlichen Gewalt beabsichteten Oligarchie oder Despotismus, aber keine Freyheit. Vielmehr entsprangen die Freyheiten aus den Versuchen der Fürsten, das Feudalsystem in seinem Wesen zu verletzen. Um sich Stützen gegen den Adel zu geben, ertheilten sie, namentlich in Frankreich, im eigenen Interesse, nicht zur Beförderung der Freyheit, den Gemeinden Privilegien, was als ein offenbarer Angriff gegen das Feudalsystem erscheint, das in seinem ursprünglichen Wesen nur eine militärische Einrichtung der Eroberer war, um die Knechtschaft des eroberten Volkes zu sichern. — In der ganzen Geschichte des Mittelalters ist es nachzuweisen, daß die Barbarey, in welcher keine Freyheit möglich ist, erst nach und nach durch Siege über das Feudalsystem überwunden werden konnte. Hr. Scott selbst muß es anerkennen, „daß die Pairs, welche die allgemeine Vertheidigung in Händen hatten, sich wenig um die Rechte „und Freyheiten ihrer Vasallen bekümmerten, sondern „sich vielmehr gewaltthätige Eingriffe erlaubten.“ — „Aber,“ fügt er hinzu, „diese Handlungen der Willkühr flossen nicht aus dem Feudalsystem, sondern blos „aus dessen Unvollkommenheiten.“ Mit gleicher Bündigkeit könnte man sagen: die Grausamkeiten der Barbarey flossen nicht aus dieser, sondern hatten ihren Grund darin, daß die Barbarey noch nicht vollkommen war. — Weiter heißt es: „die Tendenz und der Geist dieser sonderbaren Institutionen (des Feudalsystems) gingen dahin, jedem Individuum seine legitimen und natürlichen Rechte zu sichern.“ — Warum entfernte man sich von diesem Geiste, von dieser Tendenz? — Hr. Scott antwortet: „Dieses fast rein militärische System war „häufigen Eingriffen von Seiten des mächtigsten Kriegers „ausgesezt, und sonach wenig geeignet (ill fitted) rein „bürgerliche Rechte zu beschützen.“ — Das heißt: die Gewalt des Schwerdtes war der Geist und die Tendenz dieses Militärsystems. Wie können nun der Individuen Rechte und Freyheiten durch Leute verbürgt werden, die wenig oder schlecht geeignet sind, rein bürgerliche Rechte zu beschützen? — Das Feudalsystem ist in einem Roman, wo das Hinsinken einer alten Zeit geschildert wird, wohl dadurch interessant zu machen, daß man das Schicksal seiner lezten redlichen Anhänger rührend erzählt, und das schöne Mitleid der Leser bey dem Untergange eines eigenthümlichen Lebens aufruft. Eine andere Aufgabe aber ist dem Geschichtschreiber gesezt, der die Entwicklungen im großen Gange des Völkerlebens kennen, und aus Vorliebe für das Alte die Tendenz und den Geist des Neuen nicht verachten darf. Von dieser Unpartheylichkeit, die bey dem Historiker unerläßlich ist, hat Hr. Walter Scott keine Ahnung. Weil ihm indeß die Gabe zu Theil wurde, aus den Ruinen alter Schlösser das einst in ihnen herrschende Leben zu errathen, und weil er allenfalls das Ehrenwerthe der Zeit vor der Revolution versteht, so mag er seine Künste an den Träumen der Vergangenheit versuchen; nur erkenne er an, daß sein Ohr taub ist für den Rhythmus der Bewegung in der Gegenwart. Sein Geist erstarrte in der Bewunderung des seltsamen bizarren Kunstwerkes, das in England aus dem Zusammenstoß des Feudalwesens, des Fanatismus der Reformation, und des Freyheitssinnes eines handelnden Volkes hervorging. — Nicht die leiseste Veränderung an diesem Denkmal der Zeiten duldet er, wenn [illegible] nicht durch Englands Interesse gebilligt wird, oder eine Huldigung brittischer Superiorität ist. In dem Besitz solcher starken Anmaßungen hofft er gleichwohl, man werde ihm glauben, wenn er versichert, unpartheyisch zu seyn. „Man wird finden,“ sagte er, „daß der Verfasser kein persönlicher Feind Napoleons ist.“ — Persönlicher Feind! Der Ausdruck ist lächerlich in Beziehung auf die Person des Sir Walter. Eine Fliege, die einen Elephanten stechen will, wird darum von keinem verständigen Menschen für einen Feind der Person des leztern angesehen werden. Nicht einmal die Offiziere und Generale, die tapfer gegen den Kaiser gefochten haben, werden sich seine persönlichen Feinde nennen; wie dürfte man solche Anmaßung einem Romanschreiber erlauben, welcher gegen den Helden keine größere That gewagt hat, als daß er, nach dessen Sturz, den Koth der Briefe Pauls ihm nachwarf, und jezt auf das Interesse der Zeitgenossen an der Geschichte des großen Mannes speculirt, um seine zerrütteten Finanzen in Ordnung zu brin-

Digitized by Google

gen? — Die Welt ist keineswegs begierig zu wissen, ob Hr. Walter Scott den Kaiser Napoleon liebt oder haßt; da er sich aber zu seinem Geschichtschreiber aufwirft, so muß die Kritik fragen, wodurch er seine Fähigkeit beurkundete, einen so großen, außerordentlichen Charakter, wie Napoleon, auffassen und darstellen zu können? In den Romanen des Sir Walter, wo er doch im Gebiete der Dichtung, so weit seine Talente reichten, frey herrschen konnte, ist es ihm nie gelungen, einen wahrhaft großen Charakter zu schildern; seine Helden sind gemüthliche, nach feudalem Zuschnitte tapfere Leute, die sklavisch den Sitten und Gewohnheiten ihrer Zeit unterworfen sind, und wohl gegen die eigene Schwäche kämpfen, von der schöpferischen Kraft aber, die neues Leben erzeugt, keine Ahnung haben. War es etwa zu erwarten, daß die Unfähigkeit des Dichters, große Charaktere zu ersinnen, durch eine wundervolle Wirklichkeit besiegt werden, und ihm im Gebiet der Geschichte gelingen würde, was im Felde des Romans ihm unmöglich war? Nun, dann hätte er diese Wirklichkeit nicht nach seinen und seiner Landsleute Gefühlen, sondern mit einem über diese Wirklichkeit erhabenen Geiste auffassen und beurtheilen, und jedem kleinlichen nationellen Neide entsagen müssen. Statt dessen folgt er nur der Verläumdung, die lange in England für Patriotismus galt, und Napoleon dem leichtgläubigen John Bull als ein Ungeheuer schilderte. Es ist wahr, Hr. Walter Scott sagt an mehreren Stellen viel Gutes von Napoleon, und läßt ihm anscheinend Gerechtigkeit widerfahren; aber sein Napoleon ist darum nicht weniger ein Ungeheuer, denn, bey seinen ausgezeichneten Talenten, ist doch Lüge und Raubsucht der Hauptcharakterzug des Scottischen Napoleons. „Sein „allgemeines System," sagt Sir Walter, „war „auf Gewalt und Betrug gegründet." Gegen den Schöpfer eines heillosen Systems soll jeder persönlich in die Schranken treten. Wirklich war es auch der Glaube, Napoleon sey ein solches Ungeheuer, der die Heere seiner Gegner bevölkerte. Der Geschichtschreiber soll diese einmal weitverbreitete Meynung kennen, ohne ihr dienstbar zu seyn; er soll sich darauf verstehen, ihren Gehalt oder ihre Leerheit nachzuweisen. Er wird fragen, ob es möglich gewesen, daß mit diesem heillosen System Napoleon eine Welt besiegen konnte, deren gesellschaftlicher Zustand auf Recht, Freyheit, Moral und Religion basirt war? Denn das muß sie gewesen seyn, wenn ihr Sturz Bedauern erwecken, oder gar als ein Verbrechen angesehen werden soll! Wen träfe am Ende die Schuld, wenn es einem Betrüger in einem civilisirten moralischen Zeitalter hätte gelingen können, den ganzen gesellschaftlichen Zustand zu erschüttern, und die moralische und physische Macht eines reichen und starken Welttheils an seinen Wagen zu fesseln? Haben die Menschen, die so bereit sind, dem Kaiser der Franzosen eine unsittliche Erbärmlichkeit anzudichten, wohl bedacht, daß sie dadurch ihr Jahrhundert furchtbar herabwürdigen, indem sie eingestehen müssen, daß vor einem Betrüger sich Könige und Nationen in den Staub beugten, und seine Macht vergrößern halfen? — Dem ist nicht so. — Ein Betrüger hätte nur ein geistig und körperlich herabgewürdigtes Geschlecht beherrschen können; denn nur Niedriges kann sich im Völkerleben dem Höhern unterwerfen. An einzelnen Orten konnten, besonders in der Barbarey des Mittelalters, einzelne Verbrecher sich ein augenblickliches Glück erkämpfen; über die neuere europäische Welt konnte, in einem civilisirten Jahrhundert, nur ein großer, auch mit sittlichen Eigenschaften ausgerüsteter Mann in einer langen Reihe von Jahren Herr werden. Bleibt man dem Begriffe treu, den Sir Walter Scott von Napoleon aufstellt, so wird seine Macht ein unauflösliches Räthsel; und den Christen muß es vollends unbegreiflich werden, wie Gott den Sieg der Hölle über den Himmel so lange habe dulden können. Das Geschäft des Geschichtschreibers kann es nie seyn, Unbegreiflichkeiten aufzustellen; er soll bey großen Ereignissen die eben so großen Ursachen aufsuchen, und aus diesen jene erklären. Das Zeitalter, in welchem Napoleon seine Rolle spielen konnte, befand sich in einem ungewöhnlichen Zustande, in der Uebergangsperiode von einer Entwicklungsstufe der bürgerlichen Gesellschaft zur andern. Allerdings waren die Bande größtentheils gelöset und locker geworden; aber wäre es in dieser Zeit der Gährung hinreichend gewesen, sich mit Kühnheit an die Spitze der Gewalt zu stellen, und mit ihr ein System des Betruges durchzusetzen, so würden wir eine ganze Brut von Scottischen Napoleons aus dem Ey der Revolution hervorgehen gesehen haben. Viele Männer des Convents, Robespierre, die Direktoren, hatten solche Kunststücke versucht; wie kam es denn, daß Napoleon, als er dem Reich der Unsittlichkeit und des revolutionären Wahnsinnes ein Ende machte, von Frankreich, ja von Europa, als ein Erlöser empfangen wurde, mit dessen Macht und System sich die mächtigsten und frömmsten Fürsten des Festlandes verbanden? Ist es nicht ehrenvoller zu sagen: „Wir folgten dem Siegeswagen „eines großen, für die Beruhigung Europas nothwendi„gen Mannes," als wenn man sagen müßte: „die größ„ten Mächte gehorchten aus Furcht der Gewalt „eines Betrügers?" — Die Ehre Europas fordert die Anerkennung der Größe des Mannes, dem es Jahre lang gehorchte, dem Königreiche ihr Daseyn verdanken, mit dem sich die edelsten Fürstengeschlechter verschwägerten. — Glaubt aber der Geschichtschreiber von dieser Ehre abstrahiren zu dürfen, so ist ihm doch niemals erlaubt, die großen Entwickelungen im politischen Zustande

Digitized by Google

eines Welttheils als bloße Wirkungen verächtlicher Intrigunen darzustellen, und die Möglichkeit einzuräumen, es könne die ganze Masse der moralischen und religiösen Kräfte, die im christlichen Europa sich seit Jahrhunderten ausbildeten, von einem kühnen Abenteurer und gewissenlosen Betrüger zum Spiel seiner Launen gemacht werden. Dies konnte in der Wirklichkeit so wenig gelingen, als es einem Romanschreiber gelingen wird, die Zeitgenossen über den großen Inhalt ihrer Geschichte dadurch zu täuschen, daß er ihnen ein Gewebe politischer Kurzsichtigkeit, wenn nicht des Blödsinnes, für das treue Gemälde der größten Periode in der Weltgeschichte zu verkaufen sich anschickt.

Walter Scotts Buch ist in keiner Beziehung eine Geschichte. Er hat uns weder die Zeit noch den Mann, der als ihre höchste Frucht hervorragte, in ihrer historischen Bedeutung und vom historischen Gesichtspunkte geschildert; sondern in Rücksicht auf die Zeit und ihren Helden, mit den Liberalen und den Absolutisten, als den beyden in dieser Zeit sich am lautesten hervordrängenden Parteyen, eine Art Absinden zu treffen gesucht, indem er in Fällen, wo es mit brittischem Interesse und mit brittischen Vorurtheilen verträglich war, den Liberalen ganz annehmliche Zugeständnisse machte, dagegen aber den Absolutisten bedeutende Rechte einräumte, sobald diese mit dem Vortheil oder den Gewohnheiten seines Vaterlandes übereinstimmten. Nach den geistigen, sittlichen und politischen Bedürfnissen der europäischen Gesellschaft hat er nie gefragt; er hat nicht einmal diese Gesellschaft als ein großes, in ihrer Entwickelung organisirtes Ganze anerkannt, sondern den gewaltigen Rechtsstreit der Revolution und des Kaiserreichs gegen das alte Europa als eine Art Persönlichkeit oder romantische Composition behandelt, wo auf der einen Seite ein talentvoller Despot und Betrüger, und auf der andern Seite die Gefühle, Gewohnheiten und Ansprüche der Zöglinge des Feudalsystems sich in Fechterspielen übten, ohne eigentlichen Zweck, als höchstens — dem Sir Walter Gelegenheit zu geben, diese Komödie niederzuschreiben, und für schweres Geld dem neugierigen Publikum zu verkaufen.

Zwar sollte es scheinen, als habe er Napoleon aus seiner Zeit erklären und dessen Aufgabe nachweisen wollen; denn er versucht es, in zwey dicken Bänden die Geschichte der dem Konsulat und dem Kaiserreiche vorhergehenden Revolution zu schildern; aber seine Geschichte dieser Periode trägt weder bey, sie selbst, noch den Kaiser Napoleon begreiflich zu machen. Nicht viel besser, als Zeitungen die Ereignisse in der Art, wie sie den nächsten Zeugen erscheinen, ohne innern Zusammenhang und ohne Kenntniß der Tiefe dieser Ursachen, chronikenartig beschrieben, erzählt Hr. Walter Scott, was er sich schon früher bey diesen Ereignissen gedacht, oder was er später aus ungeprüften Quellen darüber gehört hat. Ueber den Zweck, die Natur, und den organischen Verlauf der französischen Revolution erfährt man von ihm nicht nur nichts Neues, nichts, das nicht schon Frau von Staël und andere aristokratische Schriftsteller edler erzählt hätten; sondern man hört die frühern Aussagen auf eine Art vorgetragen, als habe sie der Verstand eines Domestiken dieser Aristokraten zusammengestellt. Es ist in der That, als hätte Hr. Walter Scott die Köchin der Frau von Staël über den Sinn und den Zusammenhang der Revolution befragt, und dann, um ein Urtheil über dieses Possenspiel zu fällen, irgend einen Spruch aus einem schottischen Gesangbuch oder höchstens eines der zehn Gebote auf gut Glück herausgezogen und zum Text langweiliger Homilien gemacht. — Er sagt selbst: „daß die „französische Revolution in ihrem Verlauf und in ihren „Folgen das merkwürdigste Ereigniß in den Jahrbüchern des menschlichen Geschlechts war.“ Wodurch aber wurde sie so merkwürdig? doch nicht durch die Rasereyen und Verbrechen der Parteyen, die für eine kurze Zeit dem Auge des oberflächlichen Beobachters als die Hauptpersonen erscheinen? Die französische Revolution ist merkwürdig, weil sie das von der Natur der Dinge herbeygeführte Mittel war, den gesellschaftlichen Zustand zu verbessern. Die immer, man möchte sagen, im bewußtlosen Organismus der Gesellschaft wohnende Heilkraft schuf sich zuerst in der Armee ein Werkzeug zur Wiederbelebung gelähmter Organe, zur Herstellung des Kreislaufes, zum Schutz der Sicherheit und Gerechtigkeit, d. i. der Funktionen des Staatskörpers. Aus dieser Armee ließ dieselbe Heilkraft sodann den Feldherrn und Fürsten hervorgehen, der mit schöpferischem, allumfassendem Genie die Wiedergeburt des Staats vollendete, die alten und neuen Interessen, nach den Kräften und Bedürfnissen der Zeitgenossen, innig, wenn auch zunächst gewaltsam, verband, und den durch die Revolution beabsichteten Verbesserungen die Krone aufsezte. Diese jezt jedem unbefangenen Beobachter sichtbaren Verbesserungen mußte der Geschichtschreiber in ihren verschiedenen Phasen und Krisen verfolgen und nachweisen; und nicht hinter den Lehren der Zeit zurückbleiben. Die ausführliche, grelle Beschreibung der revolutionären Gräuel, worin sich Sir Walter gefällt, gehören nicht in eine Einleitung zur Geschichte Napoleons; sie sind ein hors d'oeuvre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 89.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 6. November 1827.

Geschichte.

Leben Napoleons von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Was dieser Historiker von den eigentlichen Ursachen und von dem Zwecke der Revolution vorbringt, soll vermuthlich erbaulich seyn. „Der Himmel," sagt er, „zur „Strafe der Sünden Frankreichs und Europas, und „um dem menschlichen Geschlecht eine große Lehre zu „geben, überließ die Macht und Gewalt solchen Menschen, „die nur die Werkzeuge seiner Rache und seiner geheimen Absichten waren." — Wie? — Wenn die Sünden Frankreichs und Europas so groß waren, daß der gerechte Gott die furchtbarste Strafe über den Welttheil verhängte, so wäre ja die Revolution nothwendig und kein neues Verbrechen, sondern nur die gerechte Züchtigung der alten Verbrechen gewesen. — Welcher denkende Geschichtschreiber wird sich solche anmaßende Phrasen erlauben, die einem Kapuziner, der seine Unwissenheit beschönigen will, kaum nachgesehen werden möchte? Man darf ohne Anmaßung versichern, daß Sir Walter Scott von den geheimen Absichten Gottes, bey Zulassung der französischen Revolution, durchaus nichts weiß. Eben so unbekannt scheinen ihm auch die charakteristischen Grundsätze zu seyn, die das Wesen der Revolution bezeichnen, und ihr eine fast unermeßliche Macht über die Gemüther gaben. „Das geistreichste Volk von Europa," (heißt es „vol. I p. 47.) „ließ sich durch die gröbsten Täuschun„gen, durch die verderblichsten Grundsätze verführen." — Es gab solche Täuschungen und Maximen; aber sie waren nicht wesentlich, sondern nur ein Werkzeug, eine Waffe in dem allgemeinen Kriege. Der geistreiche Theil der Nation ließ sich damals durch dergleichen Gaukeleyen eben so wenig verführen, als heutiges Tages besonnene Männer an die Legitimität der hohen Pforte glauben, wenn auch Türkenfreunde in dem Zauberworte einen Schild oder eine Festung gefunden zu haben versichern.

Wie Sir Walter Scott mit den Parteyen handelt, wie er sich nicht über Gemeinheiten erhebt, und seine Moral aus der Vorrathskammer salbadernder Schulmeister entlehnt, davon wollen wir einige Beyspiele anführen.

Er schildert die katholische Kirche mit der Partey-lichkeit eines Protestanten. „Die Geistlichkeit," sagt er, „bekümmerte sich schon seit geraumer Zeit nicht mehr „um ihren Beruf und hatte aufgehört, denselben auf „eine Weise zu erfüllen, der ihr Achtung und Liebe der „Menschen hätte erwerben können. Die katholische Kirche „war veraltet und unglücklicherweise außer Stand ihre „Lehren zu verjüngen, ihre Verfassungen zu vervollkomm„nen. Die Ansprüche auf Unfehlbarkeit, die sie im „Mittelalter erhoben und behauptet hatte, droheten „jezt in einem aufgeklärten Zeitalter, gleich Thürmen, „die zu massiv für ihre Grundlage sind, den Verfall „des Gebäudes, das sie stützen sollten, zu bewirken. Der „ganze alte, für Jahrhunderte der Finsternisse und Un„wissenheit aufgehäufte Plunder von gränzenlosen Ansprü„chen, unglaublichen Behauptungen, ungereimten, den „Verstand verwirrenden Lehren und läppischen Ceremo„nien, mußte beybehalten, nichts davon durfte weg„erkläret oder aufgegeben werden." — — Nur einseitige Protestanten werden mit dieser Schilderung zufrieden seyn. Gleichwohl mögen sie sich vorsehen; denn wenn es ihnen, ja, wenn es einem katholischen Fürsten einfallen sollte, einem solchen Verfall der Geistlichkeit, solchen Ansprüchen der Kirche, entgegen wirken oder nur den überflüßigen Reichthum einer entarteten Hierarchie schmälern zu wollen, so würde ihnen Sir Walter Scott derbe die Moral lesen, und ihnen beweisen, daß es ewig unrecht sey, Leuten ihr Eigenthum zu rauben. Darum ist er denn auch sehr ungehalten auf den Kaiser Joseph II, dessen Reformen er als eine Art Narrheit erklärt, — denn er erinnert mit einer in jeder Rücksicht unanständigen Satyrmiene an das Pasquil, das an das Irrenhaus zu Wien angeheftet war. Dieser Kaiser hatte die Mönchsorden aufgehoben und ihr Einkommen zu allgemeinen Staatszwecken verwendet. Gegen solches Verfahren donnert Hr. Walter Scott als ein begeisterter Sittenprediger. „Aus dem Standpunkt der

Digitized by Google

„Moral," sagt er, „erscheint eine solche Einziehung des „Eigenthums, es mag nun Privatpersonen oder Kör„perschaften angehören, als eine Verletzung der heiligsten „Rechte, als ein Raub, der sich durch keine Berufung „auf dringende Staatsbedürfnisse und das allgemeine „Beste rechtfertigen oder beschönigen läßt, weil es kein „Recht gibt, im höchsten Nothfall unrecht zu thun, und „der Staat durch Verletzung von Treu und Glauben un„möglich gewinnen kann." — Dies muß natürlich den Jesuiten gefallen, weil es Jedem, der an Sir Walter Scott glaubt, mit der Evidenz des siebenten Gebots beweist, daß ihnen ihr Eigenthum geraubt wurde, folglich, wenn man nicht im Unrecht beharren will, wieder zurückgegeben werden müsse. Dies ist denn um so bündiger und ehrlicher von Hr. Walter Scott nachgewiesen, als er dabey sich nicht darauf eingelassen hat, zu untersuchen, wie etwa die hohe englische und schottische Aristokratie, die sich gewaltthätig und eigenmächtig zur Zeit der Reformation in den Besitz der Klostergüter sezte, und, besonders in Irland, recht eigentlich plünderte, jemals ein legitimer Besitzer dieser Güter werden konnte. Oder glaubt unser Moralist, die Erben eines Diebes hätten ein Recht auf gestohlenes Gut? — Dann machte ja die Zeit, die an und für sich nichts Moralisches ist, Unrecht zu Recht? -- Nach welcher Moral gebührt ihr dies Vorrecht? — Wodurch wird solche Usurpation eines fremden Gebiets legitim? — Auf dergleichen Untersuchungen läßt Hr. Walter Scott sich nicht ein, wahrscheinlich weil seine Ehrlichkeit ihm nicht erlaubt, sich in Dinge zu wagen, denen er nicht gewachsen ist. — Noch moralischer und zugleich historischer und philosophischer ist es, daß er die Frage umging: ob es vielleicht mit dem sogenannten Eigenthum der Geistlichkeit eine eigene Bewandtniß habe, so daß ihnen der Genuß desselben nur unter der Bedingung, daß sie gewisse Pflichten erfüllen, zugestanden wurde? Wenn es nun wahr wäre, was Hr. Walter Scott geradezu behauptet, daß die Geistlichkeit aufgehört hatte, sich um ihren erhabenen Beruf zu bekümmern, daß sie ihre Macht nur brauchte, um „ungereimte, den Verstand verwirrende Lehren und „läppische Ceremonien fortwährend in Ansehen zu erhal„ten;" dürfte sie dann noch behaupten, eine wahre Geistlichkeit zu seyn? Dürfte sie die Rechte, die einer solchen angehören, für sich in Anspruch nehmen? Dem Staate, der über die Erfüllung der Bedingungen aller Verträge wacht, gehört das Recht, einen Lohn einzuziehen, der durch Vernachläßigung und Entehrung eines Amtes verwirkt wird. Die Moral des Geschichtschreibers soll diese etwas verwickelte Untersuchung nicht scheuen.

Wir haben von Gemeinheiten gesprochen, die wir in des Hr. Scotts Geschichte zu finden glaubten. Wir müssen sie nachweisen.

Wer die französische Revolution studirt, kann der Frage nicht ausweichen: wie es möglich war, daß in der Schreckenszeit eine durch Civilisation und durch viele Tugenden ausgezeichnete Nation, einer Handvoll blutdürstiger, talentloser, feiger Tyrannen, wie die Schreckensmänner geschildert werden, geduldig sich unterwerfen, und die schauderhafteste und zugleich schändlichste Usurpation derselben sich gefallen lassen konnte? Der denkende Geschichtsforscher wird, um das Phänomen zu erklären, einer Seits die ganz eigenthümliche Lage des Volks, das sich eine neue Regierung schaffen muß, gründlich untersuchen; das große Werk nicht von einem Tage oder Jahre erwarten; die Symptome der Gährung von dem Zwecke der Krisis unterscheiden; und die augenblicklichen Gräuel des Kampfes, wo alle Parteyen auf unbekanntem Boden handgemein wurden, nicht mit Grundsätzen, Gesinnungen und Planen der Nation verwechseln; — so wenig als die einzelnen Metzeleyen der Soldaten in einer Schlacht als Zeichen der Unmoralität des Feldherrn gelten können. Oder möchte Hr. Scott die von ihm selbst eingestandene Trunkenheit und Plünderung der Soldaten in der Armee des Sir John Moore, die sträfliche Unbekanntschaft der Offiziere mit dem Lande, das sie befreyen sollten, und den Mangel an Uebereinstimmung unter den Generalen, als eine Schuld der englischen Nation zur Last legen? — Der besonnene Geschichtsforscher wird anderer Seits alle von den Parteyen vorgebrachten Anschuldigungen gegen die voranstehenden Personen des allgewaltigen Bürgerkrieges nicht gleich und ungeprüft für erwiesen halten. Er wird diese Charaktere für psychologische Probleme anerkennen, die zu lösen seine Aufgabe ist, — was freylich dadurch noch nicht geschieht, daß man die Namen aller wirklichen und imaginären Ungeheuer im plumpen Schimpf gegen sie ausstößt. Er wird sich bemühen, selbst gegen einen Robespierre gerecht zu seyn, damit sein strenges Urtheil desto gründlicher sich ausweise. Allerdings gehört dazu eine mühsame Benützung aller Quellen, eine umfassende Kenntniß des naturgemäßen Ganges, den die Gesellschaft in ihren Krisen nimmt, eine Menschenkenntniß, die weiter sieht, als ins Herz schottischer Räuber; und endlich gehört ein geistvoller Muth dazu, den Vorurtheilen befangener Zeitgenossen, wo es seyn muß, gerade zu widersprechen. — Unser Geschichtschreiber macht sichs bequemer. Die Geduld der Nation unter der Schreckens-Regierung findet er gar natürlich. Er sagt, „daß außer „den Vendeern, die einen edelmüthigen Kampf" (unter andern auch gegen die Diligencen) „versuchten, „und außer den Handelsstädten, der übrige Theil „der Nation sich unter die vorherrschende Gewalt

„fügte, ist nicht mehr zu verwundern, als daß sich, „was täglich geschieht, eine Heerde von stattlichem und „kräftigem Schlachtvieh von einem oder zwey Schlächtern „und eben so viel Fleischerhunden zur Schlachtbank treiben läßt. Wenn die Ochsen dem Schlachthause sich nähern, „und das Blut derjenigen riechen, welche das Schicksal „schon erlitten haben, dem auch sie bestimmt sind, dann „sieht man oft, daß sie zaudern, zurücktreten, brüllen, „ihre Furcht vor dem verhängnißvollen Orte, und einen „instinktartigen Wunsch zeigen, demselben zu entkommen; „aber die Peitschenhiebe ihrer Treiber, die Bisse der „Hunde genügen fast immer, dieselben vorwärts, geifernd, schnaubend und zitternd, dem Schicksal entgegen „zu treiben, das ihrer wartet." Mit diesen erhabenen Bildern vergleiche man, was ein französischer Schriftsteller über die Schreckenszeit sagt: „Die Dinge, die „Ereignisse, die Menschen, — Alles schien die allgemeinen Gesetze abzuschwören, aus der Ordnung der Natur „und aus der Ordnung der Gesellschaft herauszutreten.... „In solcher Zeit macht man durch Schrecken, was man „in anderer Zeit durch ihn vernichtet. Wundervolle „Schöpfungen werden von einer Versammlung zu Stande „gebracht, in deren Mitte eine Faktion Schaffotte errichtet. Was groß ist, wird aufgefaßt; was unmöglich ist, „wird gewagt; und zugleich wird, was ungerecht und „barbarisch ist, ohne Widerstand vollbracht, als ob alle „Welt es gewollt hätte." — Wir überlassen dem Leser die Wahl zwischen diesem in scharfen Zügen entworfenen Croquis und dem ausgeführten Viehstück des schottischen Dichters; und fragen nur, ob nicht möglicherweise die Kenntniß einer Köchin oder eines ihr befreundeten Fleischerknechts dem Sir Walter in seiner Beobachtung des Viehvolks unter die Arme gegriffen haben möchte? — Die französische Nation war halt! eine Heerde von stattlichem und kräftigem Schlachtvieh! — Damit hat der schottische Geschichtschreiber Alles erklärt. — In seiner Schilderung der Schreckensmänner entlehnt er ebenfalls die sprechendsten Züge aus diesem animalischen Bilderkram. „Gleich Hunden über der todten Beute, „welche sie gemeinschaftlich niedergerissen, hatten die „Girondisten und Jakobiner ihre Streitigkeiten auf eine „kurze Zeit ausgesezt." — „Danton hatte das Gesicht „eines Währwolfs auf den Schultern eines Herkules," und nebenbey glich er „der ungeheuern Boa, der „man mit Sicherheit nahen kann, wenn sie ihren Hunger gestillt hat." — „Der Blutdurst des Marats „war wie jener des Blutigels, welcher ruft: Noch „mehr! Noch mehr! — Die mördeeische Wuth Robespierre's glich dem nagenden Wurme, der nicht stirbt „und keine Ruhe gönnt. — Danton war ein Held, „verglichen mit Robespierre; denn seine brutale Wildheit war von einem brutalen Muthe unterstüzt. — „Marat's politische Ermahnungen begannen und endeten „wie das Geheul eines Bluthundes nach Mord, „oder wenn ein Wolf ein Journal hätte schreiben können, so würde der ausgemergelte und ausgehungerte „Elende nicht heftiger nach Mord gelechzt haben." — Einige Seiten weiter ist Marat noch einmal „ein Wolf, „der mit instinktartigem Blutdurst die Verheerung unter „der Heerde fortsezt, nachdem sein Hunger längst gestillet ist." — In Wahrheit ein feiner Charakterzug, der den Unterschied des Wolfs Marat und der Boa Danton bemerklich machen soll. — Die Vergleichungen aus der Thierwelt sind übrigens bey Sir Walter Scott nicht jeder Zeit böse gemeint; sie scheinen nur seinem Geschmacke anzugehören. Die preußische Armee, nach der Schlacht bey Jena, erscheint ihm als eine Brut Auerhühner, „die der Jäger stürzen sieht, und die er einzeln nach Belieben vernichtet." — „Die Superiorität „der englischen Soldaten vor allen andern europäischen," sieht er darin, „daß sie sich auf den Feind wie abgerichtete Doggen auf einen Bären stürzen."

Der Leser wird schon in den obigen thierischen Bildern einige biblische Reminiszenzen bemerkt haben; an solchen ist die Schreibart dieses Historikers ungemein reich. Besonders erbaulich ist folgende Stelle: „Es würde „zum Theil wenigstens das Unglück der Emigranten gemildert haben, hätte irgend ein Seher oder Prophet „ihnen die endliche Wiederherstellung des königlichen Hauses gezeigt, wenn auch nur in einer solchen Entfernung, „wie der Gesetzgeber Israels das gelobte Land „vom Berg Pisgah sah." — Dem Herzog von Braunschweig, mit dessen Proklamation Scott nicht zufrieden ist, ruft er zu: „Stolz kommt vor dem Verderben, und Hochmuth vor dem Falle!" — Hier ist noch eine biblische Stelle: „Napoleon besuchte (in Egypten) „die berühmten Brunnen des Moses, und wäre, durch „Versehen seines Führers, beynahe im rothen Meere ertrunken; dies hätte, wie er selbst uns (im Memorial „von St. Helena) erzählt hat, allen europäischen Predigern einen schönen Text gegeben; aber" (so erzählt Sir Walter,) „die Gottheit, welche diesen „Meerbusen dem Pharao so verderblich werden ließ, hatte für denjenigen, der gleichfalls ihrer Macht trozte, die Felsen einer „wüsten Insel im atlantischen Ozean aufgespart." Man sieht, wie Scott mit den geheimen Gedanken Gottes vertraut ist! — Doch, sein Uebermuth ist zu abscheulich, um Scherz zuzulassen. — An anderen Stellen kann man nur lachen, wenn Moses und die Propheten dem Historiker bey seinen Arbeiten aushelfen müssen. — Auch die englischen Dichter und Seher wurden geplündert, um die Schreibart geschmack-

Digitized by Google

voll zu machen. Selbst der Hexenkessel im Macbeth muß herhalten, um einen Beytrag zur Charakteristik Robespierre's zu geben.

Andere Vergleichungen sind von Bierschenken entlehnt. So spricht Hr. Scott von der Umwandlung der Monarchie in eine Republik und sagt: „Die Namensveränderung der Regierungsform brachte keine größere „Aenderung in der inneren Lage Frankreichs hervor, als „die Aenterung des Schildes eines Gasthofes, wo alles „nach wie vor getrieben wird, obgleich das Bild des Königs aus dem Schilde genommen ist."

An diese Gemeinheiten der Schreibart, welche die Würde der Geschichte verletzen, reihen sich andere, die Zeugniß geben von einer gemeinen, fast blödsinnigen Urtheilskraft des zum Geschichtschreiber sich aufblasenden Romanenfabrikanten. Man findet sie an vielen Stellen, wo Walter Scott von den Mitteln spricht, wodurch die französische Revolution hätte verhindert oder gleich in ihrem Beginnen unterdrückt werden können. Bald hätte Necker anders mit dem König sprechen, bald der König sich zu Pferde setzen und wie Georg III. (unter ganz verschiedenen Umständen) handeln sollen; bald hätte der Adel, bald die Geistlichkeit Muth und sogar Verstand zeigen sollen. — Freylich die Menschen hätten anders seyn sollen, als sie gerade waren.

Wir haben bereits eine Probe von der Moral dieses Geschichtschreibers gegeben. Sein Werk ist reich an salbungsreichen Homilien, mit denen wir die Leser nicht ermüden wollen. Das Merkwürdigste dabey ist, daß alle strenge und biblische Moral, die Hr. Scott gegen Kaiser und Könige schleudert, sogleich einen ganz andern laxen Charakter annimmt, sobald es das Betragen der Engländer gilt. Oestreich und Preußen werden derb gescholten, daß sie den La Fayette und seine Gefährten so hart behandelten; Napoleon wird beschuldiget, sich gegen Moral und Völkerrecht empört zu haben, als er den Aufstand in Pavia bestrafte, — denn die Empörer hätten ein Recht gehabt, dem Eroberer seine Beute abzunehmen; die Preußen verletzten das Völkerrecht, als sie Hannover in Besitz nahmen, — Sir Walter wird nicht müde gegen ihre treulose Politik biblisch und profan zu donnern: Napoleon versündigte sich nicht weniger schreyend gegen Moral und Völkerrecht, als er in Italien Kunstwerke als Kontribution wegnahm, — Sir Walter schreibt acht Seiten aus den Briefen Pauls wieder ab, um diese Schandthat ins vollste Licht zu setzen. Alles dieses ist gar erbaulich in dem bändereichen Werke nachzulesen. Dagegen hört man eine ganz andere Moral, wenn die Engländer Aehnliches oder Schlimmeres thun. Napoleon darf die reisenden Britten nicht verhaften lassen; die Engländer aber üben nur ein altes geheiligtes Recht, wenn sie französische Kauffahrteyschiffe mitten im Frieden wegnehmen, und die Mannschaft in verpesteten Gefängnissen verschmachten lassen. Napoleon handelt in Pavia abscheulich; die Engländer, die unbeleidigt eine neutrale Macht überfallen und Kopenhagen verbrennen, zeigen dadurch „eine erwünschte Energie, und üben „einen Akt der Menschlichkeit aus." Sic! — Jeder, der in Frankreich gefangen gehalten wird, hat das natürliche Recht, wo möglich, sich frey zu machen; wenn aber die englischen Minister den Kaiser Napoleon nach St. Helena einem langsamen Tod entgegensenden: so ist jeder Gedanke des Gefangenen an Flucht ein Verbrechen, das seine Kerkermeister, selbst einen Hudson Lowe zu höchst ehrenwerthen Menschen macht. — Dies ist die Moral des Sir Walter Scott.

Mit solcher Moral verträgt sich denn freylich die Inkonsequenz und der Widerspruch mit sich selbst. Oft vergißt Hr. Scott, was er kurz zuvor gesagt, und verwickelt sich dann in Widersprüche, ohne dadurch an seiner didaktischen Anmaßung irre zu werden. Einmal läßt er die französische Nation, wie wilde Bestien, sich in die Revolution stürzen, und Nebenbuhlerin der Cannibalen seyn; dann erkennt er bald darauf wieder an, daß nur einzelne Verbrecher sich unter das Volk mischten. Einmal behauptet er den Vorzug der englischen Soldaten vor allen andern Truppen; dann rühmt er wieder, in einer wirklich beredten Schilderung, den kriegerischen Geist der Franzosen, und sagt: „Die Engländer können „die vielen Vorzüge ihrer Nebenbuhler nur durch eine „bullenbeißerische (mastiff like) Hartnäckigkeit aufwiegen;" wodurch denn die Britten zu Schülern der großen Hunde herabgewürdiget werden. — Er spricht mit Emphase von den Helden der Bastille, und sagt neun Seiten nachher, sie wären im Begriff gewesen davon zu laufen, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, es sey ein einziges Regiment im Anzuge. So sind die scottischen Helden! — Dies sind, wir gestehen es, Kleinigkeiten; wollten wir es aber unternehmen große Inkonsequenzen in diesem Werke nachzuweisen, so müßten wir ein Buch schreiben. Wir haben überdem schon auf Sir Walters Ansicht der Geschichte von Kopenhagen, so wie auf jene der Besitznahme von Hannover aufmerksam gemacht, und brauchen nur noch hinzuzufügen, daß alle Eroberungen der Britten ihm rechtmäßig, jene der Franzosen aber als Räubereyen erscheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 90.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 9. November 1827.

Geschichte.

Leben Napoleons von Walter Scott.

(Fortsetzung.)

Immer ist es die Vorliebe für seine Landsleute, die diesen unparteyischen Geschichtschreiber beherrscht, und ihn nicht selten zu Lächerlichkeiten verführt. So läßt er den großen Admiral Nelson, bey dem Angriff auf Boulogne, mehrere französische Schiffe nehmen, die aber nicht weggeführt werden konnten. Der französische Uebersetzer bemerkt dagegen: „Wenn man genöthigt ist, dem „Feinde das zu lassen, was man ihm genommen, „so hat man ihm nichts genommen.“ In der That, die Scottische Rede erinnert an die Gasconade eines Korporals, der seinem Hauptmann von Weitem zurief: Kapitän, ich habe sechs Gefangene gemacht. — Führe sie her, antwortet der Offizier. — Sie wollen nicht gehen. — So komme allein. — Kapitän, sie lassen mich nicht fort.

Würden die Leser, durch das bisherige überzeugt, mit uns übereinstimmen, daß dem Sir Walter Scott der Geist und die Moral der Geschichte fremd ist, so dürfte es um so leichter seyn, nachzuweisen, daß auch der technische Theil der Kunst des Geschichtschreibers von ihm nicht gekannt oder nicht geübt wurde. Statt die Materialien erst zu sammeln und zu ordnen, und dann, mit vollständiger Kenntniß des Stoffes, die einzelnen Theile nach einem durchdachten Plan zu einem Ganzen zu fügen, fing unser Geschichtschreiber damit an, daß er sich vorsezte, die Geschichte der französischen Revolution und Napoleons in drey Bändchen zu beschreiben. Unterdessen wuchs ihm der Stoff so sehr unter den Händen an, daß neun große Oktavbände daraus wurden. Diese Geschichte der Entstehung seines Buches erzählt der Verfasser ganz naiv, ohne zu ahnen, daß er dadurch das Bekenntniß ablegt, wie er leichtsinnig und in den Tag hinein ans Werk ging. Kenner der Kompositionen dieses Schriftstellers werden sich nicht darüber wundern; denn in keinem seiner Romane findet man irgend eine Spur eines kunstmäßig angelegten Planes; seine Expositionen sind gewöhnlich schleppend und unsicher, die Theile ohne Proportion und innern Zusammenhang; er scheint selbst nicht zu wissen, wo er eigentlich hinaus will; erst wenn er sich warm geschrieben, gelingen ihm einzelne Schilderungen veralteter Sitten und die Wiedererweckung verklungener Gefühle; nie aber fügen sich die Theile wie Glieder zu einem organischen Ganzen, nie sind sie gehörig gegen einander abgewogen und bilden in sich eine gerundete harmonische Gestalt; selbst die glücklich ersonnenen Charaktere, die interessanten Scenen sind wie auf das Gemälde geklebt, nicht mit demselben verwachsen. War nun die Unfähigkeit Walter Scotts, ein Ganzes zu umfassen und lebendig darzustellen, in seinen Romanen sichtbar, wo er doch frey im Gebiete der Phantasie schalten konnte, so wird es um so weniger auffallen, wenn er in einer Geschichte, wo die Thatsachen und Charaktere gegeben sind, sich nicht zur umfassenden Ansicht des Ganzen erheben und über den Stoff durch planmäßige Anordnung Herr werden konnte. Die wichtigsten Ereignisse behandelt er nachläßig und oberflächlich, während er unbedeutende, für die Geschichte dieser Zeit gleichgültige Begebenheiten mit aller Breite eines kleinlichen Details beschreibt. Gehört wohl z. B. die genaue Beschreibung der Kleidung Robespierre's und seiner Zimmereinrichtung in ein Gemälde der Revolution, das als Einleitung in die Geschichte Napoleons dienen soll? — Den einzigen bindenden Zusammenhang in seiner Komposition findet man in den brittischen Vorurtheilen, die überall sich an die einzelnen Bestandtheile ansetzen, um diese für das beschränkte Bedürfniß gewöhnlicher englischer Leser nothdürftig in eine einförmige Hülle einzuwickeln. Bis zum Lächerlichen deutlich zeigt sich dies in den Beschreibungen der militärischen Operationen. Jedes unbedeutende Gefecht, woran die Engländer Theil nahmen, erhebt er zu einer Schlacht, und spricht dann des Breiteren über den Schrecken, den der bloße Anblick englischer Rekruten auf die französische Armee gemacht, welche den Anblick nicht ertragen konnte, und ohne zu fechten davon lief. Eine solche pomphafte

Digitized by Google

Schilderung der brittischen Tapferkeit findet man in der Erzählung von der Landung, die Sir John Stuart, der mit einem 9000 Mann starken Armeekorps, und im Bunde mit den calabresischen Räubern, den General Reynier, welcher keine 4000 Mann bey sich hatte, zu einem augenblicklichen ordnungsmäßigen Rückzug nöthigte. Diese in der Geschichte Napoleons völlig unbedeutende Affaire, die nicht der Rede werth ist, erzählt Hr. Scott weitläufig zur Belehrung der Zeitgenossen. Um den Heldenmuth der Engländer (den wir übrigens nicht bezweifeln wollen) desto größer zu machen, verkleinert er ihre Anzahl bis auf die Hälfte und läßt die Franzosen ungefähr gleich stark seyn. „Um 9 Uhr Morgens," sagt er, „stellen sich die beyden Armeen in Schlachtordnung. „Die englische Brigade der leichten Infanterie bildet den „rechten Flügel der Frontlinie; das erste leichte Eliten„regiment bildet den linken Flügel der Franzosen. So „einander gegenüber gestellet, greifen beyde Korps, wie „verabredet, nachdem sie zwey- oder dreymal auf einander „gefeuert, sich mit dem Bajonette an. Der englische „Kommandant bemerkt, daß die Decken, welche die „Soldaten auf ihren Rücken trugen, sie in ihren Be„wegungen hinderten; er läßt also Halt machen. So wie „die Franzosen sehen, daß der Feind stille steht, glauben „sie, er zaudere aus Furcht; mit großem Geschrey drin„gen sie im Sturmschritt vorwärts. Ein Offizier, der „mir diese Details mitgetheilt hat, sagte, er hätte sich „einer lebhaften Unruhe nicht erwehren können, als er „das kriegerische Ansehen der Franzosen und die Ordnung, „mit welcher sie vorschritten, bemerkte, und diese alten „Schnurrbärte mit den englischen Truppen verglich, die „größtentheils aus jungen Rekruten bestanden. Aber die „Engländer waren nicht sobald ihrer Last entledigt, als „sie, auf den Befehl voranzugehen, Unerschrockenheit „zeigten, und mit aufgepflanztem Bajonett schnellen „Schritts auf den Feind losstürzten. Die französischen „Offiziere ermunterten jezt ihre Soldaten, deren Muth „zu wanken anfing, als sie sahen, daß sie mit den Eng„ländern die Rollen gewechselt und nicht mehr die An„greifenden waren. Sie hielten an, und alle Bemühun„gen ihrer Offiziere, sie vorwärts zu treiben, waren „vergeblich. Als die Engländer auf Bajonettsweite nahe „gekommen waren, verließen die Gegner ihre Glieder „und ergriffen die Flucht. Vergebens suchte Reynier „mit der Kavallerie den Kampf wieder herzustellen; er „wurde auf allen Punkten geschlagen, und zwar auf eine „solche Art, daß es außer Zweifel gesezt wurde, wie der „englische Soldat, Mann gegen Mann, über seinen „Feind eben solche Ueberlegenheit hat, als der englische „Seemann über die Seeleute der andern Nationen." — Gerade bey dieser Gelegenheit sucht Sir Walter Scott die kriegerische Ueberlegenheit der Engländer über alle andere Nationen zu beweisen. — Was war indeß die Folge dieses Sieges und dieser Ueberlegenheit? Die Engländer schifften sich wieder ein, und kehrten nach Sizilien zurück. Dazu aber zwangen sie nicht etwa die Franzosen, — dergleichen kann der schottische Dichter nicht eingestehen. — „Nur der ungestüme, blutdürstige und unbe„zähmte Charakter der Calabresen ließ die Engländer „urtheilen, daß der Krieg mit solchen Bundesgenossen „unmöglich fortgesezt werden könne. Auch zeigte sich die „Malaria, eine diesem Lande eigene Krankheit, unter „den englischen Truppen. Darum schiffte Sir John „Stuart seine kleine Armee wieder ein." — „Der mora„lische Effekt dieser Schlacht," wo die Engländer die neue Taktik des Wegwerfens der Decken erfunden hatten, war indessen nach Sir Walters Dafürhalten bedeutend, — was nicht zu läugnen ist, da der Beweis der Superiorität des englischen Soldaten dadurch für alle Zeiten von Sir Walter Scott festgestellt werden konnte.

Wir haben diese Stelle angeführt, um ein Beyspiel zu geben von der historischen Kunst dieses Geschichtschreibers, der Dinge weitläufig erzählt, welche nicht zur Sache gehören. Unsere Leser werden davon um so mehr überzeugt seyn, wenn wir ihnen noch mittheilen, warum Sir Walter Scott sich als Schlachtenmaler diesmal so angestrengt hat. Er vertraut uns selbst sein Geheimniß. General Reynier hat nämlich ein Werk „über die Räumung Egyptens" geschrieben, worin er den Engländern jede Art von Talent und Tapferkeit abspricht, und den Verlust dieses Landes nur der Unfähigkeit Menon's zuschreibt. Hr. Scott suchte also eine Gelegenheit, dem General Reynier zu beweisen, daß er selbst von den Engländern war geschlagen worden. Wie glücklich, daß er einen Offizier fand, der ihm das Decken-Manöver mittheilte! Diese heroische Episode durfte in einer Geschichte Napoleons nicht fehlen.

Wir könnten mehrere Stellen anführen zum Beweise, daß Sir Walter Scott den Raum nicht spart, die unbedeutendsten Scharmützel, worin die Engländer Vortheil gewannen, weitläufig und mit romantischem Bombast zu beschreiben. Namentlich in der Geschichte der spanischen Feldzüge überläßt er sich ohne Maaß und Ziel seiner fliessenden Beredsamkeit, um die englische Ueberlegenheit herauszustreichen. Man lese das neunte Kapitel des sechsten Bandes. Er kopirt die Berichte seiner Landsleute, ohne sich um die der Gegner zu bekümmern, und lobt militärische Manöver, die von Napoleon unumstößlich als fehlerhaft nachgewiesen wurden. Bey dieser Gelegenheit sezt sich Sir Walter Scott auf sein großes Pferd, d. h. er rafft alle seine pomphaften Redensarten zusammen, um den Lord Wellington, der unstreitig ein anderer Held ist — denn Napoleon, „als „einen der begünstigten Lieblinge des Him-

Digitized by Google

„meis“ darzustellen, „um welchen das Schicksal „der Welt, wie die Thür um ihre Angeln, „sich dreht.“ „Sein Geist war nie erschöpft durch die „gegenwärtigen Ereignisse, wie wichtig sie auch seyn „mochten. Vergangenheit und Zukunft beschäftigten ihn „nicht minder.“ — „Der Geist dieses einzigen Man„nes schien unzugänglich für Irrthümer und falsche An„sichten, wodurch gewöhnliche Denker verwirrt werden. „Die Stärke seines Urtheils stieß sie zurück, wie ein un„glücklicher Boden parasitische Pflanzen weder erzeugen, „noch ernähren kann.“ — Man sieht, Sir Walter Scott ist in botanischen Vergleichungen weniger glücklich, als in animalischen. Er vergißt, daß im fetten Boden das Unkraut am besten wuchert. — Sir Walter Scott fährt in der Ruhmpredigt für Lord Wellington fort: „Man kann von ihm sagen, daß die Meynung, welche „er sich von einem Gegenstand bildet, auf welchen er „seine Aufmerksamkeit heftet, vielleicht der Vollkommen„heit der menschlichen Vernunft nahe kommt, so viel „als die Schwäche unserer Natur es erlaubt.“ — Dieses unwidersprechliche Lob geht noch mehrere Seiten so fort. Wir schließen daraus, daß Sir Walter dem Leben Napoleons nicht blos neun Bände gewidmet haben würde, wenn dieser sich bis zur Höhe eines Wellington hätte emporschwingen können; er hätte neunzig Bände von ihm vollgeschrieben.

Während unser Geschichtschreiber ganze Bogen füllt, um unbedeutende Gefechte im Posaunenton zu besingen, weiß er den Strom seiner Rede nach Belieben zu hemmen, wo die Wahrheit ihn nöthigen sollte, die militärische Größe Napoleons in ihrem ganzen Detail nachzuweisen. Die schwierigen Operationen bey Eröffnung des Feldzuges von 1809, welche alle Elemente zur Aufstellung eines der schönsten und lehrreichsten Gemälde aus der neuern Kriegsgeschichte in sich vereinten, geben diesem unparteyischen Geschichtschreiber nur Stoff einige Seiten seines weitläufigen Werks zu füllen. Doch fand er hier schon fertige Arbeit; er durfte nur die klassische Memoiren des General Pelet mit Verstand ausziehen. Er hat sie auch benutzt; aber so stückweise und abgerissen, daß aus Scotts Darstellung keinem Leser die Größe dieses Feldzuges klar werden kann. Diese Bemerkung ist lediglich im Interesse der Geschichte gemacht, und nicht etwa aus dem Glauben hervorgegangen, als werde Napoleon nicht hinreichend von dem Scottischen Schriftsteller gelobt. Sir Walter Scott wird diesmal wirklich, weil die Engländer nicht dabey waren, von dem Genie des Feldherrn begeistert, der in wenigen Tagen so große Dinge zu Stande brachte. Aber es kam darauf an, den Zusammenhang der Operationen ausführlich nachzuweisen, und dazu war es unerläßlich, die Schrift des General Pelet gründlich zu studiren, nicht blos auf gut Glück auszuziehen.

Sollen wir noch von den vielen Unrichtigkeiten sprechen, von denen das Werk voll ist? Hr. Scott verwechselt Orte, Dinge, Menschen und Zeiten. Ob eine Stadt am rechten oder linken Ufer eines Flusses liegt, kümmert ihn wenig, wie denn die Terrainlehre nicht seine Sache ist. Die Ebene von Brotteaux macht er zu „einem der schönsten Plätze von Lyon;“ und auf diesem schönen Platze läßt er 3000 Menschen mit Kartätschen „verstümmeln, nicht tödten.“ Vom Marschall Davoust erzählt er, er hätte am 25. December bey Pultusk die Russen angegriffen, während man weiß, daß der Marschall an diesem Tage bey Golymin war. In dergleichen Fällen nimmt es dieser Geschichtschreiber nicht so genau, er mag von älteren oder neuern Zeiten schreiben. So beschuldigt er den Marschall Villars, aus Aengstlichkeit die Siege des Marschalls von Coigny bey Parma und Guastalla nicht benuzt zu haben, und bedenkt nicht, daß Villars schon todt war, als diese Siege erfochten wurden. — Er läßt am 6. Oktober 1789 den Maire von Paris, Bailly, zum Könige sagen, Paris habe an diesem schönen Tag seinen König erobert. Dies wäre am 6. Oktober eine scheußliche Ironie gewesen, deren sich der schwache, aber ehrliche Bailly nicht schuldig machen konnte. Er hielt jene Rede am 17. Juli, wo der König freywillig nach Paris kam. — Endlich bemerken wir noch, daß Sir Walter einmal Tyrol zu einer Provinz des Königreichs Westphalen macht, während er ein andermal ganz wohl weiß, daß Tyrol zu Baiern gehörte.

Und so hätten wir denn, hoffentlich zur Genüge, bewiesen, daß es dem Werke an allen Elementen einer Geschichte fehlt. Da ist kein historischer Geist und keine den Sinn der Ereignisse darstellende Wahrheit, kein Zusammenhang, keine Ordnung, keine Genauigkeit, keine historische Kunst und keine Würde auszufinden; es ist nichts als ein vollständiger Beweis, daß Sir Walter Scott ein seichter Kopf ist, der nie bis in die Tiefe des großen Weltlebens, nie bis zur Höhe der Aufgabe des menschlichen Geschlechts gedrungen ist.

Nach dieser Auseinandersetzung können wir uns über den Hauptgegenstand des Werkes um so kürzer fassen. Sir Walter Scott war nicht im Stande, die Geschichte Napoleons zu schreiben; am allerwenigsten konnte ihm solche Riesenarbeit in dem kurzen Zeitraum einer sächsischen Frist gelingen. Es ist wahr, er läßt ihm bisweilen Gerechtigkeit widerfahren, er bemüht sich, unparteyisch zu seyn, und versteht sich dazu, an mehreren Stellen den Kaiser Napoleon zu loben; es finden sich sogar Schilderungen, mit denen die entschiedendsten Anhänger des Kaisers zufrieden seyn werden. Gleichwohl

Digitized by Google

wimmelt das Werk auch von Aeußerungen, die nur von leidenschaftlichem Hasse, von nationellen Vorurtheilen, ja sogar von einem dummdreisten Blödsinne diktirt seyn können. Den erhabensten Conceptionen des Kaisers sezt der Verfasser grinzend und schielend die Sprüchelchen seiner jämmerlichen Moral entgegen.

Uns in eine Widerlegung der einzelnen Irrthümer, Entstellungen und Verläumdungen einzulassen, wodurch Sir Walter Scotts Geschichte Napoleons sich auszeichnet, würde uns als eine Art von Verrath an der Größe des Helden erscheinen: Napoleon gegen einen Walter Scott vertheidigen, hieße den Shakespeare gegen einen Schikaneder oder Claneen in Schutz nehmen.

(Der Beschluß folgt.)

Neugriechische Literatur.

Eunomia. Darstellungen und Fragmente neugriechischer Poesie und Prosa. In Originalen und Uebersetzungen. Aus englischen und französischen Werken, und aus dem Munde geborner Griechen entlehnt. Mit Beyträgen von verschiedenen Verfassern. Für Gelehrte und Nichtgelehrte gesammelt von D. Karl Iken. Drey Bände, kl. 8. Grimma, bey Hoschenbeyer, 1827. (Der dritte Band auch besonders unter dem Titel:

Τραγῴδια τῶν νεωτέρων Ἑλλήνων, συλλεχθέντα καὶ μεταφρασθέντα εἰς τὰ Γερμανικὰ καὶ ἐξηγηθέντα διὰ σημειώσεων ὑπὸ Καρόλου Θεοδώρου Κινδ.

Neugriechische Volkslieder, gesammelt und mit deutscher Uebersetzung, nebst Sach- und Worterklärungen, herausgeben von Karl Theodor Kind in Leipzig.)

Der Herausgeber der Eunomia wollte darin einen Beytrag zur Kenntniß der neugriechischen Poesie und der wissenschaftlichen Bildung in Griechenland überhaupt geben, und er hielt es zu diesem Grunde für besonders an der Zeit, aus Leake Researches in Greece (1814), einem Werke, das viel Neues, viel nicht einmal Geordnetes enthält (S. XXXII.), die beyden Abschnitte über neugriechische Poesie und Prosa zu entlehnen, obgleich er mit den Urtheilen desselben über einzelne neugriechische Werke nicht ganz zufrieden ist, und wiewohl die Proben, die L. davon gibt, nichts weniger als immer genügend und erschöpfend sind. Aber er hat nun einmal L's. Werk, das sich weniger mit der neuern, als mit der ältern Literatur der Neugriechen beschäftigt, zum Grunde gelegt, wo er es vielleicht nur hätte zum geringern Theile benützen sollen, und er gibt jene Abschnitte in einer Uebersetzung wieder, da er aus ihnen nur das wahrhaft Brauchbare zu seinem Zwecke hätte entlehnen sollen. Diese Auszüge aus Leake, denen der Hr. Dr. J. hier und da Worterklärungen, zum Theil auch störend, beygefügt hat, umfassen indeß nur den ersten Band der Eunomia. Der zweyte dagegen gibt die neugriechischen Dichtungen, welche dem Herausgeber von Griechen selbst, obgleich sie weder eigne Dichtungen, noch ungedruckt, eben so wenig alle Nationalgesänge der Griechen sind, mitgetheilt worden, und er hat sowohl linguistische als andere Bemerkungen hinzugefügt, besonders auch noch die mündlichen Mittheilungen jener Griechen, nach denen sie hier oft ganz am unpassenden Orte, manche ganz unbedeutend, wieder gegeben worden sind. Es wäre indeß sehr zu beklagen, wenn deshalb, und weil nur Bruchstücke, in Originalen und in Uebersetzungen, in der Eunomia gegeben worden sind, diese die Anerkennung nicht fände, welche sie gleichwohl verdient. Denn immer bleibt dieselbe ein schätzbarer Beytrag zur Kenntniß der neugriechischen Literatur. — Nicht uninteressant ist im zweyten Bande die „Rede über den Ursprung der neugriechischen Sprache und die Vortheile ihres Studiums," von Hase in Paris im J. 1816 gehalten, welche Friedemann in Braunschweig aus dem Französischen übersezt hat; ferner ein Aufsatz von demselben Friedemann „Ueber die prosodischen und metrischen Eigenthümlichkeiten der neugriechischen Sprache." — Der dritte Band bildet ein Ganzes für sich. Er enthält eine Sammlung von vier und zwanzig neugriechischen Volksgesängen, die, bisher größtentheils ungedruckt, aus mündlichen Mittheilungen von Griechen selbst geschöpft sind. Sie schließt sich also insofern an Fauriel's Sammlung an, obgleich das Original jener Volksgesänge (diese sind übrigens sowohl κλεφτικὰ als ἱστορικὰ und ἐρωτικὰ) in einer bessern Orthographie gegeben worden ist, als bey Fauriel. Ueber die Grundsätze, die der Herausgeber dabey befolgt hat, spricht er sich in der Vorrede aus. Auch ist eine metrische Uebersetzung der Gedichte gegeben, und diese selbst sind durch Sachanmerkungen und Worterklärungen nicht unpassend erläutert worden.

Digitized by Google

Nr. 91.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 13. November 1827.

Geschichte.

Leben Napoleons von Walter Scott.

(Beschluß).

Nur eine Bemerkung erlauben wir uns noch. Hätte der Romanschreiber den Kaiser verstehen können, so würde er die Nothwendigkeit erkannt haben, nicht blos die ihm vorausgehende Revolution in ihrem Wesen darzustellen, sondern auch die politischen Schöpfungen, die seinen Sturz rechtfertigen sollten, in einem zehnten Band als nothwendige Ergänzung dieser unermeßlichen Geschichte der Welt klar vor Augen zu legen; denn jene Schöpfungen muß man, nicht weniger als die Revolution, in Betrachtung ziehen, um Napoleon unpartheyisch beurtheilen zu können.

Wie wenig jedoch Walter Scott den Kaiser verstehen konnte, so hat ihn diese Unfähigkeit nicht gehindert, einzusehen, daß die Ehre der Franzosen dabey interessirt war, ihren Fürsten nicht zu verlassen. In dieser Beziehung ist Sir Walter Scott ein Heros gegen Herrn Benjamin Constant, welcher die Schamlosigkeit oder Imbecillität so weit trieb, in der Kammer der Abgeordneten damit zu prahlen, daß sie — die Liberalen — zuerst den Kaiser verlassen, und dadurch mehr als die Alliirten seinen Fall befördert hätten. — Nun, diese Helden der Rede können selbst von Sir Walter Scott noch mancherley lernen; auch haben sie das Recht verwirkt, sich über sein Werk zu beklagen. Ihr Verrath war größer als die Sünde dieses Geschichtschreibers.

Wir haben im Interesse der Geschichte, nicht nach der Ansicht und zu Gunsten einer Partey, den Werth oder Unwerth dieser Schrift nachzuweisen gesucht. Keine Eigennützige Rücksicht hat unser Urtheil bestochen, das, wie wir hoffen, von dem gesunden Theil der Zeitgenossen bestätiget werden wird.

Es ist von Seiten der Buchhändler, welche die verschiedenen Ausgaben der Walter Scottischen Geschichte Napoleons übernommen hatten, das Mögliche gethan, in England, Frankreich und Deutschland das Publikum auf dieses Werk aufmerksam, und die Leser auf dasselbe begierig zu machen. Auch ist die Spekulation vollkommen gelungen. Die wenigen Stimmen, welche Zweifel gegen den historischen Beruf Scotts erhoben, wurden nicht gehört oder nicht verstanden. Der berühmte Romandichter hatte durch ein wahrhaft ausgezeichnetes Talent zu lange das Staunen einer müßigen Lesewelt in Europa gefesselt, als daß man ihm nicht hätte zutrauen sollen, er werde den Mann, über dessen Charakter und Wirken die Leute sich allerley romantische Ideen gebildet hatten, am treffendsten unter allen Zeitgenossen zu schildern wissen. Ueberall also sah man mit Sehnsucht dem endlichen Erscheinen des als ein Meisterstück angekündigten Werkes entgegen; und als es endlich erschien, waren in wenigen Tagen viele tausend Exemplare abgesezt. Es zeigte sich, die Buchhändler hatten richtig gerechnet. Ein nambafter, sehr reeller Gewinn wird sonach auch dem Verfasser die Mühe belohnt haben, ein Jahr lang und etwas darüber die merkwürdigste Geschichte unserer, und vielleicht aller Zeiten, zwar nicht studirt, aber doch in neun Bänden schlecht beschrieben zu haben. Ein solcher Lohn ist Hrn. Walter Scott zu gönnen, der vor einigen Jahren, durch den Bankerot seines Buchhändlers, ein bedeutendes Vermögen einbüßte. War es ihm nun um Ersatz zu thun, so ist sein Werk, das wie jedes andere nach seinem Zweck beurtheilt werden muß, als ganz vortrefflich anzupreisen. Ging sein Streben aber höher, wünschte er die Vermuthung, er werde ein guter Geschichtschreiber seyn, zur Ueberzeugung durch die That zu erheben; trachtete er darnach, den frivolen Ruhm des Romanschreibers mit dem solideren des Historikers zu vertauschen, dann freylich muß das Urtheil anders ausfallen, und mit aller liebenden Sehnsucht und Wehmuth werden die zahlreichen Verehrer des Dichters das Loos nicht von ihm abwenden, daß sein Ruhm das gleiche Schicksal seines ehemaligen Buchhändlers erfährt, und zur Befriedigung der Ansprüche des Publikums, seines Gläubigers, nur schlechtes Papier, eine den spanischen Cortes-Bons ähnliche Valuta, anzubieten hat. In der That, es ist nicht zu läugnen, es kann keinen Tag mehr

Digitized by Google

verborgen werden, daß Walter Scott als Historiker vollkommen Bankerot gemacht hat, und zwar am ersten Tage, da er auf der Börse der Geschichte seine Wechselbriefe verkaufte. Die gutmüthigen Käufer sahen sich getäuscht, und konnten ihm zwar das Verdienst eines schlauen Spekulanten nicht absprechen, doch fanden sie, statt Geschichte, nichts als seichtes, leeres Geschwätz, nicht einmal einen erträglichen Roman. — Der geistreiche Hr. Heine hatte es vorausgesagt: er besorgte, „diese Geschichte werde der russische Feldzug des Scott'schen Ruhmes seyn." Es war schlimmer: der französischen Armee und ihrem Feldherrn blieb nach dem russischen Feldzuge, nach allem materiellen Verlust, noch der Ruhm; dem schottischen Dichter aber ging, in der kalten Erstarrung der Leser, gerade sein Ruhm verloren, und es blieb ihm nichts als das Honorar seiner Buchhändler.

Zum Schluß mögen hier noch ein Paar Worte über die Uebersetzungen stehen.

Die französische hat den Vorzug, daß sie mehrere grobe Irrthümer des Verfassers in kurzen Anmerkungen berichtiget.

Die deutsche Uebersetzung vom Herrn General von Theobald, so weit wir sie mit dem Original vergleichen konnten, was freylich nur bey den ersten Bänden der Fall war, hat nicht selten mit vielem Takt das Original veredelt, und ist ihm übrigens treu gefolgt. Gleiches können wir nicht von der Danziger Uebersetzung rühmen, die schon in der Einleitung den Verfasser Unsinn sagen läßt. Seite IV. heißt es: „da der Verfasser unter einer „angenommenen Firma arbeitete, so durfte er von den„jenigen, welche in dem zu schildernden Schauspiele thä„tig gewesen waren, weder Nachrichten erlangen noch „erwarten; aber sein Vorsatz war auch nicht so anspruchs„voll, um nur Berichte aus gewöhnlichen Quellen zu„sammenzutragen und zu verarbeiten." Das Original sagt: „As the Author composed under an anonymous „title, he could neither seek nor expect information „from those who had been actively engaged in the „changefull scenes which he was attempting to record; „nor was his object more ambitious than that of com„pressing and arranging such information as the or„dinary authorities afforded." Das heißt: Da der Verfasser (in seinen frühern, in dem Journal the Edinburgh Annual Register, abgedruckten Aufsätzen über Napoleon) unter dem Titel der Anonymität schrieb, so konnte er bey Personen, die in dem ereignißvollen Schauspiel, das er darstellen wollte, thätig gewesen waren, nähere Auskunft weder suchen noch erwarten; sein Ehrgeitz ging nicht weiter, als die gewöhnlichen, allgemein bekannten Berichte auszuziehen und zu ordnen. — Man sieht, wie der Danziger Uebersetzer den einfachen Gedanken des Originals durch den Schwulst des anspruchvollen Vorsatzes verwirrt hat. — Sonderbar ist der grobe Sprachfehler in dem Titel der von Theobald'schen Uebersetzung: Leben von Napoleon Buonaparte, Kaisers von Frankreich!! Der Ablativ und der Genitiv sind im Deutschen zweyerley. Auch heißt Emperor of the french, Kaiser der Franzosen, nicht Kaiser von Frankreich. — Es scheint über dem Titel dieses Werks ein eigenes ominöses Schicksal gewaltet zu haben. Die französische Uebersetzung hat: précédée d'un tableau préliminaire, was so viel heißt, als précédée d'un tableau, qui précède. — Zum Ueberfluß erzählt der Verfasser selbst, daß auf dem Titel und im Verlauf des Originals durch einen sonderbaren Druckfehler (an original error of the press), der zu spät wahrgenommen wurde, jederzeit Buonaparte statt Bonaparte gesezt worden wäre. Sir Walter thut wohl, dieses für einen Druckfehler auszugeben; da aber viele kleine Geister des Glaubens waren und sind, Buonaparte sey noch weniger legitim als Bonaparte, und daher den ersten Namen vorziehen, so könnte die Schreibart mit dem u auch wohl eine Gefälligkeit für jene Geister gewesen seyn, deren sich Scott später, als gar zu armselig, zu schämen anfing. Die Uebersetzer haben diesen Originaldruckfehler nicht zu verbessern gewagt. — Man findet die gehörige Würdigung des Streites um a und u in „Thibaudeau's Geschichte Napoleons," — ein historisches Werk, dem wir nicht den Schimpf anthun wollen, es mit der Arbeit des Sir Walter Scott zu vergleichen.

Dr. F. L. Lindner.

Literargeschichte.

Notices sur la littérature et les beaux arts en Suède, par Marianne d'Ehrenstroem. Stockholm. De l'imprimerie d'Eckstein, 1826.

Bey dem größeren Interesse, welches besonders Tegner's Frithiofssage in Deutschland auf die schwedische Literatur gelenkt hat, dürfen auch gegenwärtige Notizen über schwedische Literatur und Kunst einer beyfälligen Aufnahme gewiß seyn. Frau von Ehrenström ist überdies bemüht gewesen, ihre Notizen in Form eines literatur- und kunstgeschichtlichen Ueberblicks mitzutheilen. Sie beginnt die übersichtliche Darstellung der schwedischen Literatur mit Erinnerungen an die älteste scandinavische Dichtkunst, und geht von da raschen Schrittes zu den Erscheinungen der neueren und neuesten Zeit über, bey denen sie, wie billig, am längsten verweilt. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß die Frau Verfasserin, die in diesem Einzelnen feinen Sinn und Takt

Digitized by Google

verräth, eingedenk der hohen Bedeutung, die jeder literarischen Entwicklung eines Volkes darum zukommt, weil in dieser eine Geschichte des Geistes der Nation offenbar wird, eben diesen Geist auf seinen verschiedenen Entwickelungsstufen zu charakterisiren wenigstens versucht hätte. Aber kaum wird das schwedische Mittelalter im Gegensatz gegen die alte Zeit als solches aufgeführt, und wenn es freylich nicht umgangen werden konnte, der Reformation und des dreyßigjährigen Krieges zu erwähnen, so finden wir doch keineswegs herausgestellt, welches die Eigenthümlichkeit der Folgen gewesen sey, welche durch diese für Schweden, wie für das ganze Europa wichtigen Epochen in der schwedischen Literatur bewirkt worden sind. Selbst da, wo die neue Gestaltung, welche die schwedische Literatur seit der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bekommen hat, mit einigem Nachdruck bemerklich gemacht wird, ist die Verfasserin mehr bemüht gewesen, die Pflege und Begünstigung zu preisen, welche Gustav der Dritte aller Kultur des Geistes in Schweden zugewendet habe, als das Charakteristische, das eigenthümliche Wesen der neuen Literatur zu bezeichnen, wodurch dieselbe sich von jeder früheren und anderen unterscheidet. Wenn wir hiemit einen unumwundenen Tadel des vorliegenden Werkes aussprechen, so wird die Strenge, welche darin liegen mag, dadurch bedeutend gemildert, daß er fast alle literatur-historische Schriftsteller trifft. Wie diese, begnügt sich die Frau Verfasserin mit sorgfältiger Angabe der Autorennamen und Büchertitel, und damit ein solches Verzeichniß nicht zu trocken ausfalle, hat sie ebenfalls nicht versäumt, einiges Anekdotenartige über die Lebensverhältnisse der betreffenden Personen und einige Bemerkungen über Gegenstand, Styl und Ton der einzelnen Produktionen beyzufügen. Besonders die lezteren sind äußerst dürftig und unbefriedigend, und da sie noch dazu fast alle Lob und Anerkennung aussprechen, so sehen sie einander so ähnlich, wie ein Ey dem andern. Etwas mehr Leben und Interesse wird der sonst überall gewählten, oft affektirten, Darstellung zu Theil, wo dieselbe auf Werke und Autoren der neuesten Zeit, welche der Verfasserin persönlich bekannt sind, übergeht. Hier steigert dieselbe sich bis zu poetischen Apostrophirungen, und es fehlt dabey nicht an den zierlichsten Verbeugungen, die theils von Blicken begeisterter Bewunderung, theils von Gönnermienen zuvorkommender Gutheißung und wohlwollender Anerkennung begleitet sind. Alles, was auf tieferes Verständniß, auf eigenthümlichen Geist und Charakter irgend eines Literaturzweiges oder Autors Bezug haben könnte, fehlt dagegen. Es liegt in diesen unsern Aussprüchen weniger Tadel als Lob, wenn man bedenkt, daß es der Verfasserin hauptsächlich darum zu thun gewesen seyn dürfte, durchaus nicht gegen den guten und feinen Ton der gebildeten, höheren Gesellschaft anzustoßen. In dieser aber muß man bekanntlich jede genauere Kenntniß und tiefere Einsicht voraussetzen und nur Andeutungen geben, welche hübsch auf der Oberfläche bleiben und kein eigenthümliches Urtheil beschränken. Dies geht so weit, daß selbst bey Erwähnung des Streites, der zwischen zwey verschiedenen Geschmacksschulen in Schweden obwaltet, durchaus nicht klar wird, worüber denn eigentlich die Streitenden sich ereifern. Wir können nur ahnen, daß hier auf den überall wiederkehrenden Streit von Romantikern und Klassischen angespielt werde. Die ersteren, welche in Schweden Phosphoriker heißen, sind, nach der Verfasserin, so gut wie aus dem Felde geschlagen. Doch können wir nach dem, was hier erwähnt wird, durchaus nicht sagen, ob unter Phosphoriker wirklich unsere Romantikern oder etwa nur phantastische und nebelhafte Idealisten zu verstehen sind. — Troß allen diesen Aussetzungen müssen wir doch unsere Anzeige mit der aufrichtigen Versicherung schließen, daß alle diejenigen, welche bisher etwa von dem literarischen Schweden so gut wie gar keine Vorstellung gehabt und etwa die Meynung gehegt haben, es existire so gut wie gar keine schwedische Literatur, hier eines anderen belehrt werden können. Sie werden hier inne werden, daß auf allen Gebieten nicht allein literarischer, sondern auch künstlerischer und überhaupt humaner Geistesbeschäftigung, ein großes, mannichfaltiges und sehr ersprießliches Leben und Handeln in Schweden herrsche.

W. B. M.

Dichtkunst.

William Shakespeare's sämmtliche Gedichte übers. von E. v. Bauernfeld und A. Schumacher. Wien 1827.

Die Uebersetzung dieser Gedichte ist ein Werk, wofür wir unsrer Alles übersetzenden Zeit dankbar seyn dürfen. Denn wer die Flüchtigsten der kleinen Sonnette des Meisters liest, wird an der Klaue den Löwen erkennen. Und nicht blos aus dem hohen Grade poetischen Reichthums und gemüthlicher Anschaulichkeit, der auch diese kleinern Poesien auszeichnet, sondern aus der gewaltigen Eigenthümlichkeit des Dichters, derselben Eigenthümlichkeit, aus der die schöne Welt seiner dramatischen Dichtungen hervorsproßte, erkennen wir ihn als den Dichter der vorliegenden Sonnette, lyrischen und besonders elegischen Gedichte. Denn zu dieser leztern Gattung, wenn zu irgend einer unsrer gewöhnlich aufgeführten, gehören die Gedichte: „Venus und Adonis“ und: „Tarquin und Lukretia.“ Jenes erstere zeugt von seinem Genie sowohl

Digitized by Google

durch die Blitze, die oft in wenigen Worten aufflammen und in das Gemüth schlagen, durch die königliche Fülle und den Reichthum der Gedanken und Bilder, die den Verfasser oft fast nicht enden lassen, als auch durch die unendlich kraftvolle, natürliche und dennoch, zwar vielleicht nicht dem Konversationszimmer aber doch der Poesie herrlich zusagende, zarte Auffassung des Mythus von Venus und Adonis, wo dieser, ein Jüngling in den Jahren erwachender Kraft und heroischer Lust, die schöne, zart hingebende, natürlich liebende Götterkönigin verschmäht und endlich, aus ihren Armen gerissen, der tödlichen Eberjagd zueilt. Keinem Dichter ist wohl noch eine so ächte, liebliche Zeichnung einer griechischen Liebesgöttin gelungen, ohne daß er sie zugleich ihrer Götterkraft beraubt hätte. Eben so ist in Lukretia die keusche, reine Frau, nur fast zu wenig die Römerin gemalt, unübertrefflich aber der Wahnsinn ihres schuldbewußten Schmerzes, der in ihrer innern Unschuld wurzelt. Hier ist es, wo Shakespeare wieder es nicht unterlassen kann, das Zerreißende, nicht mehr blos elegische, sondern höchst tragische durch seine komischen Funken zu erleuchten und von den Dingen die Kehrseite sehen zu lassen; hier ist es, wo er, das Kostüm vergessend, die Kraft der Poesie über alles sich heben läßt, so daß die Römerin in jedem Gewande Römerin, mehr aber noch in jedem Gewande die edle, beleidigte, unschuldige Frau bleibt, die hier das Herz weit mehr rührt, als die strenge Richterin ihrer selbst.

Weitschweifigkeit in Ausführung einzelner Gedanken ist in beyden Gedichten zwar nicht zu verkennen, er hat aber dieses lange Kleid mit so mannichfachen, vielfarbigen Edelsteinen besezt, daß wir über die unerschöpfliche Phantasie erstaunen und nichts weniger wünschen, als eine größere Kürze. Der Dichter kann, so zu sagen, wegen des reichen Stroms seiner Bilder, von einem Gedanken nicht loskommen, ohne ihm mehrere Gewänder angezogen zu haben. Eben deswegen aber erhalten seine Bilder auch eine volle Abrundung von allen Seiten, daß sie so überraschend und ganz hervorspringen, wie eine Marmorstatue. Mit solchen hat er sein ganzes Gebäude so geziert, daß das Einzelne wie das Ganze von ihm zeugen muß. In seinen Sonnetten aber, die meist erotische Fluggedichtchen sind, machen sie den Hauptkern aus. Es kann jedoch dem aufmerksamen Auge nicht entgehen, wie gerade in dieser Art von Bildern, Gedanken, Bemerkungen, der fast keinem lyrischen Dichter aus Shakespeares Zeit fehlende Witz, der nur zu häufig spielend und geziert wird, am leichtesten sich äußert. In dem schon angeführten Hervortreten einzelner Bilder als lebender Gestalten ist der Beweis gegeben, wie des Dichters dramatisches Genie seinem lyrischen Eintrag gethan und dessen Reinheit verhindert hat. — Die Uebersetzung ist geläufig und überhaupt lobenswerth, nur dürfte der deutschen Sprache oft zu viel Gewalt geschehen, um den Gedanken des Originals voller zu geben, was wohl aus dem Mangel an Politur der Uebersetzung, aus zu flüchtiger Arbeit entspringen kann.

D i c h t k u n s t.

Stimmen der Andacht, der Sehnsucht und der Liebe. In lyrischen Dichtungen von Ernst Christian Friedrich Kraus, Doktor der Philosophie. Stuttgart, C. A. Sonnewald'sche Buchhandlung, 1827.

Die vorliegende Sammlung lyrischer Gedichte spricht einen edeln, gebildeten Sinn, fromme Erhebung des Geistes zum Unendlichen, reine Freude an der Natur und an allem Großen und Göttlichen im Menschenleben, besonders ein warmes Gefühl für Freundschaft, Heimweh nach vorangegangenen Theuren, mehr Sehnsucht nach Frauenliebe, als Gefühl ihres Besitzes aus. Poetisches Talent für das Gebiet der Lyrik ist an Hrn. Kraus nicht zu verkennen, obwohl es zu eigenthümlicher Entfaltung noch nicht gelangt ist, sondern dem Epheu gleich an fremden Mustern sich emporbildet. Bald finden wir uns hier an Novalis, bald an Klopstock, bald an Matthisson erinnert; auch Voßens Weise begegnete uns mehrmals, und diese Nachbildungen gehören wohl zu den besseren, z. B. S. 17 die Mahnung beginnt so:

> Vergiß nicht, was das Leben von dir heischt,
> Und säume nicht, zu zollen, was du schuldest.
> Dem Manne weh', den falscher Irrthum täuscht!
> Weh dir, wenn du ein Knecht der Lüge duldest.
>
> Des Lasters Tünche gram, zum Guten kühn
> Sey stets des Mannes Will und seine Thaten;
> Das ist der Ruhm, für den er soll erglüh'n,
> Der Weg, auf dem der Gottheit Viele nah'ten.

Nicht überall ist die Diktion so rein und richtig, wie in dem angezogenen Gedichte. Oft bewegt sich der Gedanke nur mühsam in den Formen des Rhythmus, des Reims und der Stanze, was besonders bey den größeren Gedichten, wie z. B. die Macht der Musik, Nachgerufen einem hochverehrten und geliebten Lehrer, den Manen des Dichters Karl Philipp Conz, u. a. der Fall ist. Aber wo in kürzern Ergießungen unmittelbar das angeregte Gefühl des Verfassers sich kund gibt, da vernehmen wir reine und willkommene Klänge. Wir können uns nicht enthalten, zum Schluß dieser Anzeige das Gedichtchen S. 40 „die regenträufelnde Thränenweide im Sonnenschein" herzusetzen:

> Also spiegelt sich, Freund, in den Thränen der Erde der Himmel,
> Wie vom Regen beträuft dort du die Weide gewahrest.
> (Weide der Thränen genannt und sinnig auf Hügel der Todten
> Hingepflanzet, sie neigt über die Urne sich hin)
> Und schön glänzend in Helios Strahl, dem verklärenden; fasse,
> Fühle das freundliche Bild, lerne den tröstenden Sinn.

G.

Digitized by Google

Nr. 92.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 16. November 1827.

Taschenbücher auf 1828.

Wir hatten heuer einen erträglichen Herbst, wenn auch wenig, doch gehaltvollen Wein, nur bey den Taschenbüchern ist er schlecht ausgefallen, vielleicht nur, weil ihnen noch nicht, wie unsern Weingärtnern, von Polizeywegen verboten ist, ihre Kufen drey Tage dem Regen auszusetzen, um mehr an Quantität zu gewinnen, weil doch längst nach der Qualität nicht mehr so strenge gefragt wird. — Aber gerade darum, weil das Publikum so außerordentlich nachsichtig ist, und Almanach um Almanach kauft, wenn nur der Titel wohlklingt oder das Titelkupfer anzieht, so ist Nachsicht genung geübt worden, und die Literaturzeitungen haben gar nicht nöthig mit Versteckens zu spielen, sondern dürfen sich öffentlich ärgern, daß ein solcher Unfug in der Literatur und auf deutschem Gelehrten-Markt aufgeführt werden darf. Denn so jämmerlich ist es mit dem größten Theil der 360 Almanachsmitarbeiter und Arbeiterinnen beschaffen, daß jeder, dem von einer unwahrscheinlichen Herengeschichte einmal geträumt hat, jeder, der es versteht, eine Chronik, mit Auslassung ungehöriger Stellen abzuschreiben und etwa seine beyden schönen Nachbarskinder hineinzuflicken, sich nicht nur für einen Van der Velde oder Scott hält, sondern auch seine „historische Novelle," d. h. sein Chronikstücklein in einen der 30 oder 40 Almanache abdrucken läßt, die es geben soll.

Damit aber keiner dieser Schwachen allzuempfindlich sich getroffen fühlte, wenn wir jezt anfingen, z. B. dieser T. oder dieser B. so gehen wir lieber zu einem Almanach über, den solches gerade gar nichts angeht. Ohne dies gebührt Ludwig Tieck schon der Ehre wegen die erste Stelle. Also:

1) Taschenbuch für 1828, herausgegeben von L. Tieck. Berlin, Räumer.

Nach seiner genialen und doch so bequemen Weise führt uns Tieck in der ersten Novelle — doch wir sehen so eben im Meßkatalog, daß dieses Taschenbuch unter den zukünftigen Schriften aufgeführt, also noch nicht fertig ist; es wäre daher höchst indiscret von uns, Tiecks Novellen, ehe sie noch gedruckt sind, recensiren zu wollen.

2) Urania, ist schon in Nro. 73 dieser Blätter beurtheilt worden, und wir stimmen im Ganzen mit jenem Urtheil vollkommen überein; nur erlauben wir uns noch einige Zusätze.

Wir können nämlich Clara von Cossuergue von W. v. Lüdemann nicht so ohne Gruß hingehen lassen. Dieser Herr nennt seine Geschichte eine Novelle. O du heiliger Gott Apoll! was soll nicht alles noch Novelle heißen in deinem Reich! Alte abgedroschene Liebesgeschichten, Todtschläge, Klostergelübde u. s. w. Scenen, die man schon von Spieß und Cramer auswendig wußte, gibt man als Novellen! Leset doch einmal eine Tieckische Novelle, und ich frage, ob derselbe Name Novelle auf jene und diese zugleich passe? Allerdings, wie der Name Mensch auf einen Antonius und einen Cretin. Ein merkwürdiges Beyspiel von der Besonnenheit des Verfassers möge diese Novelle bezeichnen. In alter Zeit, wo im Süden von Frankreich noch keine andere als die Sprache von Oc gesprochen wird, veranstaltet ein Graf Isaure eine jährliche Zusammenkunft aller Minnesänger, die er nur auftreiben kann. Aber es kommen da nicht nur die Troubadours der Provence, sondern auch die Minstrels Englands, die Meistersänger Deutschlands, die Barden Irlands und des Nordlands, die Romanzeros von Spanien u. s. w. Diese singen nun, jeder in seiner vaterländischen Sprache um den Preis, wie in der Propaganda Reden in allen Sprachen gehalten werden, und Hr. v. Lüdemann läßt uns also voraussetzen, daß man im Schloß Coroaze nicht nur die Sprache von Oc und Oil, sondern auch spanisch, italienisch, englisch, schottisch, schwedisch, deutsch und noch viele andere Sprachen nicht nur trefflich verstanden, sondern sogar den Geist der verschiedenen Poesien zu würdigen gewußt habe. Wo ist jezt ein Schloß in allen Reichen Europas, wo die Dame des Hauses dies alles versteht?

Merkwürdig ist auch Hr. v. Lüdemanns zierliche Sprache; er sagt von einem Trappisten-Abt, statt:

Digitized by Google

ihm war es erlaubt zu sprechen: „Das Gesetz des Schweigens war dem Willen des Abts unterthan.“

3) *Orphea.*

a) *Fürst und Bürger* im sechszehnten Jahrhunderte. Eine historische-romantische Skizze. Von Wilhelm Blumenhagen. Herr B. hat wieder einmal einen Fetzen der braunschweigischen Chronik vorgenommen, und das harte Leder zu einer h. r.*) Skizze auseinander geklopft. Wollte uns doch der gute Doktor lieber die Geschichte dieses oder jenes menschlichen Herzens in seiner Nähe geben, er hat als Psycholog und Arzt einen so richtigen Blick und versteht *solche* Geschichten recht natürlich und anmuthig zu erzählen. Aber, mein Gott, nur mit der braunschweigischen Chronik soll er uns nicht plagen, denn von *seinem* Publikum kann er nicht einmal erwarten, daß es beurtheile, ob dieser oder jener Chronikmann richtig gehalten sey. Ueberhaupt, wollte er Fürst und Bürger im sechszehnten Jahrhundert zeichnen, so mußte er sich auf einen geschichtlichen und höhern Standpunkt als — Braunschweig stellen, dessen partielle Chronik nicht interessant genug für das allgemeine deutsche Publikum ist, für das nicht Hr. Blumenhagen seine Skizze, wohl aber Herr Fleischer seine Orphea bestimmte.

Sehr interessant war es uns übrigens S. 19 zu vernehmen, daß im sechszehnten Jahrhundert die Blumenhagen von Adel waren, was der Verfasser durch Rippentrobbs Geschichte von Braunschweig I. LXXIII. darthut.

b) *Zwiefache Treue*, von L. Kruse. In dieser Krusischen Erzählung finden wir als alte Bekannte Minna und Brenda Troil, des alten Udallers Töchter, aus W. Scotts Piraten wieder. Wenigstens tragen Fanny und Anna nicht nur in ihrem ganzen Wesen, sondern selbst in ihrer körperlichen Ausstattung die größte Aehnlichkeit mit jenen beyden Damen. Herr K. hat dazu aus seinen „Sieben Jahren“ nicht nur die bekannte alte *Finnenfrau*, sondern auch allen Aberglauben, alle Hexerey mit „Ringen“ und dergl. alten bindenden Prophezeihungen, Vorzeichen, kurz allen „Thor- und Schicksalsschluß,“ wie *Pedro* sagt, mit in die zweyfache Treue herüber gebracht. Nun lieben wir solche Dinge, wenn sie gut erzählt sind, *einmal*. Die Frauen schaudern dabey, die Männer werden ernst, pflegen aber hernach über dies sogenannte „reizende, hochnordische Nebelgewand der Phantasie“ zu lächeln. Aber zweymal dieselben widerlichen Spuckgeschichten, mit bezauberten Ringen, Rosmarin und Myrthenkränzen u. s. w. — das ist zuviel, für *unsere* Geduld wenigstens. Es ist zu bedauern, daß in solchem Spinnstubendampf solche zarte Liebe, solche erhabene Lebenshaltung vorkommen kann, wie Fanny sie uns zeigt; wir wurden durch die schlagenden Motive des Kummers dieser edlen Frau beynahe zur Bewunderung des Dichters hingerissen, aber — da läßt er den verstorbenen Geliebten spuckhaft an das Kammerfenster Fannys pochen, warum? weil er ansagen will, daß ihre Kinder sterben müssen. Vernünftiger wäre es gewesen, wenn er angezeigt hätte, wie sie zu retten seyen; denn was hilft den Leser und der armen Frau das „gespenstische Klopfen?“

Wir bedauern Herrn Kruse ungemein, daß er sich von dem Geschrey einer geschmacklosen Menge verleiten ließ, zu glauben, sein wirklich schönes Talent passe vorzüglich für die schauderhaftesten Mordgeschichten oder für Spuckscenen und Geisterschauer. Wie weit man dadurch vom Wahren abirren kann, zeigt diese zwiefache Treue, die, losgetrennt von jenen thörichten Elementen, wirklichen Adel und Gediegenheit in sich trägt.

cde) der Wettstreit von *Prätzel*, Gelegenheitsgedichte von *Langbein*, Hoffnung von *Tiedge*, und Wahlspruch, Romaneske von *Kind*, die gereimten Gaben der Orphea, sind in dem bekannten, oft belobten Geschmack der bekannten Herren Verfasser. Am Ende, f) stoßen wir auf eine Novelle von *Tieck*, *der Gelehrte*. Eine reinliche, gemüthliche, bequeme Geschichte, die erzählt, wie ein junges, zartfühlendes, fleißiges Frauenzimmer, die nur an guten Büchern und Gedanken eine Freude hat, in die heilige Sonntagsstille einer Gelehrten-Behausung im obern Stock ihres Hauses, und, als sie jene heimlich gemustert hat, in den Gelehrten selbst sich verliebt. Dem ältlichen Mann wird von seinem Arzt als Mittel gegen Hypochondrie angerathen zu heyrathen, und er — verspricht sich durch eine kleine Verwechslung, statt mit der *älteren* Schwester, mit obgedachtem Engel, heyrathet, verliert die Hypochondrie und wird ein ganz vernünftiger Mann.

Aus diesen kleinen und scheinbar geringfügigen Mitteln, die mancher unserer historisch-romantischen Novellisten, vornehm verachtete, vielleicht auch nicht zu handhaben verstünde, macht Tieck ein so wunderhübsches Stillleben, ein so kunstreiches und doch so ungekünsteltes Bild, daß wir die wunderliche Persönlichkeit des Gelehrten sogar im höchsten Grad achten müssen. Denn das ist ja die wahre Kunst, daß der Meister auch dann noch, wenn er das Ungewöhnliche, selbst das Komische malt, die menschliche Natur nie zum Gemeinen herabzieht, sondern auch dann noch veredelt, wenn er uns ein Lächeln abgewinnen will.

Diese hohe Reinlichkeit strahlt uns von allen Wänden dieser ächten Novelle entgegen, nur scheint sie uns in dem materiellen Betrieb des gelehrten Hagestolzen

*) Soll nicht heißen heiligen römischen, auch nicht hochromantischen.

Digitized by Google

beynahe zu ängstlich, ja peinigend zu werden. Wir können gewiß jene Gelehrten herzlich bemitleiden, denen nur in einem gewissen epicuräischen Schmutz heimlich wird, aber die Argusblicke dieses Gelehrten, womit er seine kleinen Papiere, die Reinheit seiner Zimmerdielen bewacht, ist beynahe eben so bemitleidenswerth und, wenn wir es sagen dürfen, beynahe unnatürlich; wenigstens ist diese Aengstlichkeit in der Novelle selbst durch die Hypochondrie des Professors nicht genugsam motivirt und führt so, was Tieck nicht wollte, zu jenem unbequemen, holländischen, blank gescheuerten Wesen, was jedem natürlichen Menschen lästig, einem Gelehrten drückend seyn müßte. Um so erfreulicher ist die Kehrseite des Bildes, welche den, durch die Heyrath gänzlich umgestimmten, humoristischen Professor und seinen lauten, liberalen, menschlichen Haushalt darstellt. Eine Bemerkung, die sich uns am Schluß aufdrängt, können wir nicht unterdrücken. Wir glauben nämlich, wenn der Gelehrte geraucht hätte, würde entweder Tieck diese Skizze aus seinem Leben nicht geschrieben haben, oder er hätte ihm wenigstens die schöne Helena nicht zur Frau gegeben. (S. Tiecks Phantasus. II. Thl.)

Die acht Kupfer dieses Jahrgangs sind aus Preciosa, von Ramberg in sehr lebendigen Gruppen, doch mit der gewöhnlichen Uebertreibung gezeichnet. Einer der singenden Zigeuner z. B. auf der zweyten Platte sperrt so schrecklich und krampfhaft den Mund auf, daß man versucht ist zu glauben, das Kind zur Rechten wolle ihm einen Bratspieß mit gerösteten Fröschen hinein schieben. Ein unnatürlicher Aufwand wird auch mit den Augen getrieben.

4) Frauentaschenbuch.

Statt der schrecklichen, gespenstischen Scenen aus Calderon, womit uns dieses Taschenbuch eine geraume Zeit hindurch heimsuchte, hat man jezt eine Gallerie aus Van der Velde begonnen. Die Idee ist nicht übel. V. hat für Effektscenen viel gethan und verdankt ihrer weislichen Benützung sogar einen Theil seines Rufs, aber diese Auffassung seiner Bilder scheint uns weit unter Velde's Worten zu stehen. Es sind wieder dieselben hohen und schmalen Kupfer, dieselben hagern, langbeinigten Figuren, dieselben Gräslein und Blümlein im altdeutschen Geschmack wie in den Calderon'schen Kupfern. Kurz man riecht diesen Bildern das alte Nürnberg an. Am besten sind noch die Schloß-Ansichten gerathen; doch sind diese für ein Frauentaschenbuch bey weitem nicht fein genug.

Wenden wir uns zu den Erzählungen u. s. w., so begegnen wir zuerst den sinnlosen Adepten des Herrn Weißflog, der umsonst seit sieben Jahren sich abmüht im dem Stuhl, den der Kammergerichtsrath Hoffmann verließ, sich zurecht zu setzen. Wie arm und klein erscheint doch solches Nachahmen und Nachcirkeln! Ach ja, Fratzen kann jeder zeichnen, aber hauche diesen Fratzen Leben ein, daß man glaubt sie wandeln! Schauergeschichten kann jeder erdenken, doch nur bey den ächten schauert uns die Haut, und mit diesen Adepten macht man kein Kind fürchten!

II. Die Frau des Rebellen von G. Döring. Man kann Herrn Döring das Talent nicht absprechen, daß er das Gerippe seiner Erzählungen immer recht gut zu erfinden und anzuordnen weiß, er berechnet dabey sehr richtig die Effektscenen, er weiß das Interesse auf den Hauptschlag vorzubereiten, und gewinnt sogar unsere wärmere Theilnahme für die eine oder die andere seiner Figuren. So auch hier wieder. Aber eben dieses Sichtbare der Berechnung thut unserem Auge wehe, und es ist uns leid sagen zu müssen, daß uns das Ganze matt erscheint, weil wir im Einzelnen nur den berechnenden Künstler, aber keine Phantasie erblicken. Es sind die Situationen, worin sich seine Menschen befinden, aber nicht die Menschen selbst, wodurch er uns anzieht, ein Resultat, das zwar die bedeutenden technischen Talente Herrn Döring's, aber nicht den poetischen Werth seiner Erzählung beurkundet. Jedenfalls ist aber sein falscher Zaar fünfzig Mal besser als jener verzerrte und abscheuliche Peter III. eines Herrn Herlossohn, der uns unter dem Titel der Montenegriner Häuptling zu Gesicht kam.

III. Die lezten Ritter von Marienburg, Novelle von W. Hauff. Auch wieder einmal eine Novelle, doch Gottlob keine historische, wie wir beym ersten Anblick geargwohnt hatten; lieber wäre es uns gewesen, wenn Herr Hauff seinen Stoff, wie es im ersten Kapitel geschieht, durchaus zu einer Satyre der historischen Romane, nicht aber zu einer ziemlich unnöthigen Belobung derselben benüzt hätte. Auch ist es nicht sehr bescheiden, daß der Herr Verf. den Roman, die lezten Ritter von Marienburg, so oft als trefflich und unvergleichlich schildert, da er doch selbst es ist, der die Skizze davon entworfen hat.

Die lezten Partbieen der Novelle sind abgerissener und eilender, als die ersten, und verfehlen dadurch den Charakter der besonnenen Ruhe und Rundung, den die Novelle haben soll. Herr Hauff scheint sich zwar diesmal in Hinsicht auf Sprache und Anordnung mehr Mühe gegeben zu haben, als im vorjährigen Frauentaschenbuch; aber auch hier sind die Figuren nur skizzirt, flüchtig angedeutet und gelangen somit nicht zu ächterm, farbigem Leben. Das Motiv, aus welchem Fräulein Elise den Dichter Palvi aufgibt, ist, wenn ein natürliches, doch jedenfalls kein poetisches.

Digitized by Google

Treue und Wankelmuth, Erzählung von Meth. Müller, eine jener einfachen Geschichten, die man seit 1815 zu dutzenden gelesen; ein Lieutenant zieht aus den Armen der Geliebten nach Rußland zu Feld und läßt nichts mehr von sich hören, die Geliebte schlägt aus Treue die Werbung eines Predigers aus — erfährt aber bald, daß ihr Lieutenant untreu geworden. Endlich kömmt er selbst zurück, zerlumpt und krank, und stirbt in ihren Armen, nachdem sie ihm vergeben. Zwey Jahre nachher hat der abgewiesene Prediger zufällig das Vergnügen, die Getreue aus dem Wasser zu ziehen und verheirathet sich mit ihr. Ist mir doch, als habe ich diese Historie schon zwanzig Mal gelesen!

Kindestreue, Novelle (?) von Wilh. von Studnitz. Alle Stränge sind losgelassen, Grausamkeit, Pfaffenthum, ein Stück aus der römischen Chronik, Gift, Dolch, geheime Treppen, Tapferkeit, Aufopferung, Großmuth und rührender Tod, und diese schönen Mittel und Arkana geben doch einen so schaalen, trüben Trank, daß wir unsern Lesern rathen, den Becher, welchen Hr. v. Studnitz dietet, höflichst abzuweisen.

Poetische Beylagen dieses Taschenbuches sind Walamir, Romanze von dem nie versiegenden, ewigvollen Krug von Nidda, die Ferne von Manfred. Zwey Lieder von G. Döring, wovon das eine anfängt „Pfeif, mein muntres Stückelein" ꝛc. Woher Herr Döring diese Endung habe, möchten wir wohl wissen. In den süddeutschen Dialekten findet man Stückli, Stückle, Stückla, Stücklen, Stücklein, aber nirgends Stückelein. Sonderbar scheint uns auch, daß er den „lustigen Burschen," der so gerne pfeift, durchaus zum singen nöthigt.

Madonna di Sisto von A. Baron v. Simolin, Jägerhaus und Gruß von W. Kilzer sind fromme, sentimentale Kleinigkeiten, arabisches Todtenlied und Tassos Tod bietet zum Schluß der alte Dichter Conz, während über seinen Hügel schon der Herbstwind weht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kritische Literatur.

Neue dramaturgische Blätter von Fr. G. Zimmermann. Hamburg, bey Hoffmann und Campe, 1827.

Es verdient Beachtung, daß Hamburg, seines alten Ruhmes eingedenk, in der gegenwärtigen theatralischen Sprachverwirrung auch seine Stimme erhebt und uns wieder an die Zeiten eines Lessing mahnt. Mit Recht erinnert der Herausgeber der vorliegenden Blätter, daß einst von Hamburg aus der bessere Bühnengeschmack über Deutschland sich verbreitet, daß hier Lessing seine Dramaturgie schrieb, daß hier die größten Schauspieler, der spätere Stolz fremder Bühnen, gebildet wurden; und mit eben so viel Recht macht der Herausgeber den Umstand geltend, daß auch jezt noch Hamburg für das deutsche Theater bedeutungsvoll seyn müsse, weil hier ein wahres Nationaltheater bestehe, das keinerley Konvenienzen und Beschränkungen, wie fast überall die Hoftheater, unterworfen sey, daß also hier der ächte Volksgeist, der Geschmack der Mittelklasse wohlthätig die vielerley Verirrungen der nicht auf Vaterlandsgefühl und ächte Bildung, sondern nur auf Zeitvertreid und Sinnenreiz ausgehenden Hofbühnen entgegenarbeiten können. Das alles sind nicht blos sehr patriotische, sondern auch sehr richtige Bemerkungen, und es hätte sich noch mehr darüber sagen lassen, als der Herausgeber wirklich gesagt hat. Zu einer eigentlichen Opposition scheinen aber die Kräfte, wenn auch nicht der gute Wille, zu mangeln. Weder das Repertorium des Hamburgischen Theaters, noch diese kritischen Blätter erheben sich bedeutend über das, was auch anderwärts geleistet und verfehlt wird. Sie ahnen nur etwas von dem Bedürfniß jener Opposition, aber der rechte Trieb und auch wohl das Vermögen läßt sie im Stich. Sie würden sich sonst sogleich näher an Ludwig Tieck haben anschließen müssen, der als ein zweyter spätgeborner Lessing die deutsche Bühne von der Entartung und Versunkenheit zu retten und zu reinigen sucht, wie der erste Lessing sie aus der ursprünglichen Rohheit erst hervorzubilden bemüht war. Auch fehlt den hier vorliegenden Kritiken der Geist, der scharf und durchgreifend, wie Lessings Geist, in dem dramatischen Wust und Chaos aufzuräumen im Stande wäre. Unser Endurtheil über diese Blätter ist daher: Wenn sie mit dem großen Strome schwimmen wollen, so sollen sie sich nicht die Miene von Restauratoren geben und den Geist Lessings nicht zum thörichten Gauckelspiel heraufbeschwören; wofern sie aber die durch ein ehrwürdiges Andenken und durch die freye Stellung ihnen sich gleichsam aufdrängende Opposition gegen den falschen und fremden Prunk und Tand der entarteten deutschen Bühne durchführen wollen, so müssen sie eine gewaltige Kraft entwickeln oder sich wenigstens an schon vorhandene größere Kräfte, wie diejenige Tiecks ist, dienend anschließen, damit eine gute Sache, wie fast jede in Deutschland, nicht wieder durch vereinzelte, schwache und inkonsequente Verfechter lächerlich werde.

Nr. 93.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 20. November 1827.

Die Leipziger Büchermesse im Herbst 1827.

Ein Gespräch.

A. Was haben Sie denn da für ein Buch?

B. Ach, es ist der neue Meßkatalog.

A. Nun, und Sie seufzen darüber?

B. O nein, lieber Freund, nur über mich selbst, nur darüber, daß ich mit meinem vielen Fleiße doch diese vielen Bücher zulezt nicht mehr einhole, daß die Kunst immer länger, und das Leben daher verhältnißmäßig immer kürzer wird.

A. Sie dauern mich. Warum machen Sie sich aber auch so viel mit den Büchern zu schaffen? Ich weiß, dieses Buch der Bücher, das von so vielen tausend Titeln anschwellt, erschreckt Sie immer, wie der Quartiermeister einer großen Armee den Bürgermeister einer kleinen Stadt, die so viele Gäste nicht beherbergen kann. Darum entschließen Sie sich einmal, und schaffen Sie sich das fatale Buch gänzlich aus den Augen; dann werden Sie es vielleicht gar nicht mehr merken, daß alle diese Bücher existiren.

B. Ich bitte Sie, wenn alle so dächten, so wäre es ja aus mit dieser herrlichen, weltumfassenden, himmelanstrebenden Literatur, so würden wir in die alten Wälder zurückkehren und wieder Barbaren werden. Sie haben eine Aversion gegen alles Gedruckte, aber müssen Sie nicht gestehn, daß Sie, wenn Sie dennoch kein Barbar sind, dies nur den Büchern und dem Einfluß der übrigen durch Bücher gebildeten Welt verdanken? Könnten Sie wirklich wie ein Omar denken und alle die schönen Bücher in den Flammen wünschen?

A. Ich wünsche nichts, was ich nicht für ausführbar halte; aber ich denke, wenn ich einen solchen Wunsch hegte, so würde er nicht viel thörichter seyn, als der Ihrige, wenn es wirklich Ihr Wunsch ist, alle diese Bücher lesen zu können. Ich ziehe wenigstens das Erstere vor, und würde lieber die Bücher vernichten, als mich von ihnen vernichten lassen.

B. Zum Glück denkt Deutschland anders, und das tröstet mich, daß, wenn ich Einzelner auch nicht im Stande bin, alle Bücher zu lesen, doch alle Leser zusammengenommen es thun. Sehn Sie einmal her. Dieser Meßkatalog vom lezten halben Jahre enthält 3148 Artikel, davon sind nur 204 fremde Kommissionsartikel, die übrigen alle von deutschen Buchhandlungen verlegt, und ziehen wir die 31 Musikbücher, 54 Landcharten und 303 Werke, die erst künftig erscheinen sollen, ab, so bleiben 2610 wirklich fertig gewordene deutsche Bücher übrig. Rechnen wir dann die im lezten Osterkatalog enthaltenen 2486 dazu, so bekommen wir die Summe von 5014 Werken, die im Lauf des verflossenen Jahres in Deutschland gedruckt worden sind. Wie würden Sie erstaunen, Bester, und entzückt werden, wenn Sie mit dem Gange der Literatur vertrauter wären, und aus einer sorgfältig vergleichenden Berechnung ersähen, welche Riesenschritte unsere Literatur macht. Billig sollten wir ein typographisches Nationalfest veranstalten, denn Deutschland hat in diesem Jahr **zum ersten Mal über 5000 Werke** gedruckt, also binnen fünf Jahren seine literarische Produktion um den vierten Theil vermehrt, denn im Jahr 1822 wurden zum ersten Mal über 4000 Werke gedruckt, und früher immer nur über drey- und zweytausend *). Bemerken Sie diese Progression und werfen Sie einen bescheidenen Blick in die Zukunft. Bald, bald vielleicht drucken wir sechs, sieben, zehntausend Werke, und die ganze Nation liest und schreibt, die Aufklärung theilt sich allen mit, die geistige Bildung verschlingt die alte Barbarey gänzlich. Stellen Sie sich einmal das künftige Leben in Deutschland vor, wenn alle Wind- und Wassermühlen zugleich Druckerpressen regieren. Ist das nicht eine ganz herrliche Aussicht?

A. Für den Liebhaber gewiß.

B. Und wie können wir um Leser verlegen seyn, da ja die Bauern noch in einem unermeßlichen Horizont den Hintergrund des Publikums ausmachen, und die Literatur endlich auch bis zu ihnen einmal durchdringen muß.

---

*) Vergl. Nr. 90. des Literaturbl. von 1826.

Digitized by Google

Dann könnten wohl ohne Schaden, statt der 5000 jetzt nur für die höhern Klassen der Gesellschaft geschriebenen Werke, ihrer 50,000 Absatz finden.

A. Ihre Phantasie schweift aus. Wenn ich auch einer patriotischen Gesammtanstrengung der Nation Kräfte genug zutraue, diese Bücherlast zu tragen, so sagen Sie mir doch nur, wozu sie sich diese Mühe geben soll? Will denn das Publikum nur Bücher, oder will es nicht vielmehr Ideen, die in den Büchern stehen, und lassen sich diese Ideen, Belehrungen, Unterhaltungen, oder was immer die Bücher mit sich bringen, nicht auch durch einen gewissen Condensationsprozeß in weniger Bücher zusammendrängen? Wenn Sie es mir nicht übel nehmen, so kommt mir unsere Literatur nur wie eine große bunte Seifenblase vor, die inwendig hohl ist. Zerplazt sie einmal, so wird ein kleines Tröpfchen Wasser übrig bleiben.

B. Daß Sie leider Recht haben müssen! Das ist es eben, was mich selber so sehr bekümmert. Ich als Leser und alle Leser wünschen diese Verdichtung, wie Sie es nennen, wenn sie nur möglich wäre. Wer möchte nicht gerne auf einem Kartenblatt finden, was er mühsam in dicken Bänden suchen muß. Aber Sie vergessen über dem Interesse des Lesers ein anderes, weit wichtigeres, das der Autoren, der Buchhändler. Diese wünschen gerade umgekehrt aus einem Kartenblatt dicke Bände, aus einem Buch hundert zu machen, und gerade durch einen Ausdunsungsprozeß aus einem Tröpfchen Wasser jene ungeheure Seifenblase auszuhöhlen.

A. Sie geben also doch zu, daß dieses Bemühen verderblich ist?

B. Ohne Uebereilung, liebster Freund. Als Leser darf ich mich wohl über den Uebelstand in andern Schriften beklagen, aber ich bin ja, Gott sey Dank, auch ein Autor, und muß auf das Recht meines Standes halten. Wie, Verehrtester, hat denn nicht jeder Autor das Recht, zu schreiben, was er will, und wer sollte zulezt den Censor abgeben und entscheiden, wer schreiben darf, und wer nicht? Selbst das Gewissen kann dieser Censor nicht seyn, denn, ich bitte Sie, wie viele Autoren haben ein Gewissen? und wenn ich Ihnen auch schamhaft bekenne, daß ich ein solches in mir verspüre, so muß ich doch hinzufügen, daß ich es damit unmöglich immer sehr genau nehmen kann. Denn, welche Hölle wärs für den armen Autor, bey jedem Worte, das er niederschreibt, ängstlich erst überlegen zu müssen: vermehr' ich auch dadurch unnütz die Büchermasse? hat es nicht schon dieser und jener gesagt? Das wäre der Tod aller Schriftstellerey, und zum Glück fällt es auch den wenigsten ein, sich so ängstlichen Scrupeln zu überlassen.

A. Möchte die Natur es dann doch so eingerichtet haben, daß immer nur die besten Menschen und originellsten Köpfe den Trieb fühlten, sich dieses Rechts der freyen Rede zu bedienen.

B. Ei nun, jeder hält sich auch öffentlich für originell und heimlich für den Besten, sonst würde freylich keiner schreiben. Oder glauben Sie nicht, daß die fünf bis sechshundert geistlichen Herrn, die jährlich über theologische Gegenstände schreiben, es in aller Unschuld thun, ohne zu ahnen, wie oft schon derselbe Gegenstand mit denselben Worten im vorigen, in allen frühern Jahrgängen behandelt worden ist und in demselben Augenblick von dreyßig Kollegen behandelt wird. Können Sie einem Superintendenten, der so viel andres zu thun hat, und einem armen Landpfarrer, der sich keine Bücher anschaffen kann, wohl zumuthen, sich vor einem Plagium in Acht zu nehmen? Und was wollen Sie zu den Romanschreibern sagen, die den ganzen Tag schwitzen müssen, wenn sie jährlich ihre vier, sechs, vielleicht zehn Bände in die Druckerey liefern sollen? Haben diese wohl Zeit, die 3—400 jährlich erscheinenden Romane durchzusehn, um sich vor Reminiszenzen zu hüten? Und sind sie nicht auch, trotz aller Aehnlichkeit, dennoch jeder für sich originell, besonders die Nachahmer des Walter Scott, die keiner vom andern, sondern alle nur von Scott abschreiben, und die Damen, die immerfort das alte Lied von gebrochnen Herzen und Ehen singen, aber doch keine von der andern abschreiben, sondern nur alle ihre Federn von der nämlichen Gans rupfen.

A. Es wäre demnach wohl hinreichend, wenn wir von diesen kostbaren Federn, und überhaupt aus jeder Gattung von gleichartigen Schriftstellern, aus dem ganzen literarischen Thierkreis nur immer ein Exemplar in einer neuen Arche Noä aufbewahrten, und die Uebrigen in Gottesnamen der Sündfluth überließen.

B. Es kommt auf den Versuch an, aber um Ihre Meynung nur bekannt zu machen, müßten Sie selbst erst ein Buch schreiben, sonst erfährt es Niemand.

A. Gott soll mich bewahren. Am Ende ging' es mir, wie dem guten Mann in Halle, der neulich gegen die europäische Uebervölkerung geschrieben und entsetzlich ausgelacht worden ist. Auch ließe sich der Deutsche wohl eher alles abschwatzen, als die Schreibfedern. — Nein, nein! treib' es jeder, wie er mag. Mögen die Andern sich blind lesen, ich drücke nur die Augen zu.

B. Sie sind in einem Vorurtheil befangen. Gerade was Sie tadeln, ist der größte Triumph unsrer Literatur. Früher befand sich die Nation offenbar noch in einem Zustand der Kindlichkeit und Unmündigkeit, da sie sich alles gefallen ließ, was einige aristokratische Geister ihr vorredeten und vorschrieben. Jezt ist sie aus dieser Vormundschaft herausgewachsen, denkt selbst, und will nun auch mitreden und mitschreiben. Die Talente, sonst nur an wenige Individuen gefesselt, brechen jezt von allen

Digitized by Google

Seiten aus der Masse des Volkes selbst hervor. Die Monopole verschwinden auch im Reiche der Geister, und die Industrie des Denkens, Dichtens und Schreibens ist überall frey gegeben. Die unermeßliche Concurrenz, die nun entsteht, muß Wissenschaft und Kunst nothwendig befördern, und der Schwung, in den auf diese Weise die ganze Nation kommt, muß ihr Selbstgefühl, ihren gerechten Stolz und ihre Thatkraft immer mehr erhöhen. Es ist wahr, man kann in diesem literarischen Lärmen kaum mehr sein eigenes Wort hören, aber das thut nichts, man fühlt sich doch von der allgemeinen Begeisterung ergriffen und theilt die Energie der Nation.

A. Diese Anstrengung ist unnatürlich und bezeichnet nur einen anarchischen Zustand, der gewisse Stadien durchläuft und, wenn er die Krisis überstanden hat, wieder aufhört. Es kommt aber noch sehr darauf an, ob diese Krisis uns Heil oder gänzliches Verderben bringen wird.

B. Der Wein muß immer gähren, eh' er sich abklärt.

A. Der Essig auch, und ich glaube, mancher gute Wein in Deutschland ist zu Essig geworden.

B. Sie machen ein viel zu saures Gesicht. Sehen Sie die Bemühungen eines der gebildetsten europäischen Völker in einer der glücklichsten Friedensepochen mit ein wenig mehr Anerkennung, Billigung, Freundlichkeit, wenn nicht mit Bewunderung an.

A. Gebildet sagen Sie? Wohl, ich geb es zu, gebildet sind die Deutschen gewiß, aber nur eben die Gebildeten unter ihnen, nicht jene Hunderttausende, die den Walter Scott für den größten Dichter nehmen, und in Millionen Bänden verschlingen, nicht jene Hunderte, bald Tausende, die ihn nachahmen und zu jenen Millionen Bänden immer neue Millionen hinzufügen. Diese Industrie, mein Herr, droht, unter der Last eines rastlos und unduldsam um sich wuchernden Unkrautes, bald jeden edlern Keim zu ersticken. Und der Frieden, von dem Sie reden, theilt ihn denn auch die Literatur? Wüthet in der Bücherwelt der Krieg aller gegen alle nicht toller als je? Und möcht' es immer seyn, wenn es sich nur um Ideen stritte; aber auch jede noch so unbedeutende Persönlichkeit macht sich geltend. Nicht die Wissenschaft zankt, sondern die Eitelkeit. Trifft man die Sache nicht, doch sicher den Mann. Wie frech werden die Angriffe, wie anmaßend die Vertheidigungen! Auch der Geringste brüstet sich, gleich einem ci-devant Citoyen, mit aller Gravität der in ihm beleidigten Volksmajestät. Keiner mehr will sein Nichts fühlen und stillschweigen. Schon daß sie nur mitsprechen, ist Beweis genug, in welcher Anarchie wir leben, und obgleich sich die Eitelkeit auch der Rohesten in einem erkünstelten Anstand gefällt, so möchte ich doch die dahinter lauernde Pöbelherrschaft beym rechten Namen nennen.

B. Sie sehen nur die Schattenseite. Würden einige Schreyer nicht das Recht haben, ihre Stimmen hören zu lassen, so wäre überhaupt keine Freyheit. Man läßt sie schreyen und am Ende verstummen sie.

A. Aber die seichten Dichter und Halbgelehrten, die jetzt alle Kunst und Wissenschaft ins Gemeine hinabziehen, werden sie auch verstummen? Werden alle die verstummen, die aus Eigennutz fabrikmäßig Bücher machen, und, um für ihre schlechte Waare immer mehr Absatz zu bekommen, das Publikum geflissentlich verderben, und jedes höhere Bedürfniß in ihm ersticken? Diese Unzahl von wohlfeilen Handbüchern, populären Bearbeitungen, Konversations- und Taschenbibliotheken, sind sie nicht geistlos und oberflächlich bis zur Ungebühr, und nimmt nicht ihr innerer Werth um dieselben Procente ab, um welche sie an äußerer Masse beständig zunehmen? Ich fürchte sehr, daß die Gesundbrunnen durch die zu starke Beymischung des wilden Wassers je länger je mehr die alte Heilkraft einbüßen werden.

B. Sie werden aber doch immer finden, daß diese populären Bearbeiter die Ideen größerer Männer benutzen und erst recht verbreiten.

A. Natürlich, weil sie keine eigenen Ideen haben; aber das ist es eben, was ich schlechterdings verdamme, daß die Nation jene Ideen nicht lieber aus der ersten Hand nimmt, daß sie sich dieselben verflachen, verdrehen, verwirren läßt. In sich aufnehmen soll man diese Ideen, aber sie nicht in gänzlicher Verunstaltung wieder von sich geben. Alle diese Schwachköpfe, die fremde Ideen wiederkauen, sollten nur lernen, nicht aber auch lehren wollen.

B. So wollen Sie immer und ewig eine Kluft ziehn zwischen wenigen Genien, Gottbegabten Propheten auf der einen, und dem rohen Volk auf der andern Seite, so zweifeln Sie gänzlich an einer Vermischung der Geister in einer gemeinsamen Nationalintelligenz?

A. Allerdings. Ich bin der Meynung, daß unsere Zeit, wie jede frühere und spätere, eine kleine Auswahl wahrhaft großer Schriftsteller besitzt, die den Beruf haben, ihre Entdeckungen, ihre Lehren und Dichtungen dem übrigen Volke mitzutheilen, während eben dieses Volk sich von ihnen belehren lassen, aber nicht in demokratischem Uebermuth ihnen ins Wort fallen und durch seine tausendzungige Stentorstimme sie überschreyen soll. Das eben scheint mir das Neue, Außerordentliche, und zugleich das Verderbliche in unsrer jetzigen Literatur, daß die natürliche Aristokratie der großen Geister verdrängt wird von jener demokratischen Anarchie, und ich sehe darin keineswegs den Triumph der Kultur, vielmehr nur

Digitized by Google

den Beginn einer neuen Barbarey. Wie weit ist es nicht schon gekommen! Welche Männer, ja welche Frauen sind seit dem lezten Jahrzehend berühmt worden, die noch vor zwanzig oder dreyßig Jahren nie hätten hoffen dürfen, einen Namen zu erhalten. Da es den Leuten so leicht gemacht wird, drängen sie sich auch in Schaaren zum Tempel des Ruhms, und ein Pöbel besticht den andern um Lob, und mit einer lächerlichen Ehrfurcht tragen sie die Insignien der alten geplünderten Aristokratie. Die meisten halten sich schon im Voraus für unsterblich, und nur die Klügsten suchen sich, unbekümmert um Nachruhm, der augenblicklichen Vortheile des ephemeren Moderuhms zu versichern. Wirklich unsterblich aber dürften vielleicht nur solche werden, die Karrikatur genug sind, um als Gegensatz irgend eines frühern Ideals Interesse zu erwecken.

B. Sie sind ein Misanthrop, und man wird es Ihnen nie zu Danke machen.

A. Finden Sie die Gaben dieser berühmten Modegenies dankenswerth, wenn Sie es können. Ich aber nehme nicht gern Geschenke an, die mich erniedrigen.

B. Ich gebe zu, daß mancher unverdiente Achtung genießt, daß überhaupt das Urtheil des Publikums verwirrt ist; dies ist eine ganz natürliche Folge der raschen Entwicklungen, die unsere mannichfaltigen Kräfte nach allen Seiten genommen haben. Es wird indeß alles sich wieder sammeln und setzen. Das Urtheil wird sich aufklären, der Deutsche wird sich über sich selbst, über seine reiche Geisterwelt verständigen. Auch beginnt man schon, den verwickelten Knoten der Lösung näher zu bringen. Schon sahen sie eine würdige Gesellschaft von Gelehrten zusammentreten, um der literarischen Seeräuberey im Gebiete der Kritik ein erwünschtes Ende zu bereiten; und nicht minder können Sie bemerken, daß im Buchhandel ein größerer Geist sich regt, daß Unternehmungen eingeleitet werden, die ein vielseitiges Zusammenwirken herbeyführen, daß sich das Getrennte verbindet, daß die vereinzelt irrenden Kräfte auf ein Ziel hingelenkt werden. Dieser kombinirende Geist wird, glauben Sie mir, immer weiter um sich greifen und allmählich die widerspenstigen Elemente versöhnen, die Ueberschwemmungen der Literatur in ein sicheres Bette leiten und das Unziemliche ausrotten. Statt daß jezt noch alles im Kleinen mit einander concurrirt, sich hemmt, anfeindet und zerstört, wird bald alles im Großen wie in einer wohlgeordneten Maschine in einander wirken, und diese Zeit des Ueberganges, der Krisis wird sich, das hoff' ich von der gesunden Natur der Deutschen zuverläßig, zum allgemeinen Besten wenden.

A. So hoffen Sie es denn, und ich will es erwarten. Läßt der Erfolg auch nicht mit völliger Gewißheit sich voraussagen, so verdient doch eine so gute Hoffnung, als die Ihrige, unter jeder Bedingung in Erfüllung zu gehn.

W. M.

Aesthetik.

Die französische Dichtkunst, durchaus durch klassische Beyspiele erläutert von N. B. Schmitz, Professor am Jesuitengymnasium. Kölln 1827.

Wir sind, Gottlob! so ziemlich der Zeit hölzerner Theorien der Poesie nach französischem Zuschnitt entkommen. Nur hier wandert noch eine zu diesem Troß gehörige Schrift daher. — So sehr die Auswahl der Beyspiele von des Verfassers ausgebreiteter Gelehrsamkeit in seinem Fache zeugt, so ist doch seine überall gegebene Poetik kein Zeugniß für seinen guten Geschmack. Die Zeichen der Zeit, die er so sehr fürchtet und deßwegen Oden zu Napoleons Ruhm nach eignem Geständniß troz ihrer sonstigen Schönheit nicht als Beyspiele gebraucht, scheinen ihn doch auf dem Felde poetischer Kritik nicht sehr gerührt zu haben. Eine Theorie der Poesie so allgemein als gültig mit Berufung auf den infalliblen Boilean aufzustellen, mag doch, nachdem Schlegel u. a. aufgetreten sind, nicht so ganz am Orte seyn. Wie weit diese Theorie aber zurücksteht, müssen einige Stellen beweisen; Seite 8 schreibt er die Erscheinung nationaler Poesien unter den nicht zum klassischen Alterthum gehörigen Völkern der Eifersucht auf eigne Erfindung oder dem Unvermögen zu, jenen ähnlich zu werden, glaubt aber, daß wegen Erschöpfung der Natur durch die Alten nur unwesentliche Veränderungen haben angebracht werden können. Dies mag zum Theil von den Franzosen wahr seyn, sonst aber nirgends. Außerdem zählt er das Volkslied zu der anacreontischen Ode, und gibt ihm überhaupt den Charakter kaustischen Witzes und verlangt die Einführung mythologischer Personificationen von Lastern, Tugenden und dergl. in die christliche Poesie. Das innere Leben der Poesie scheint ihm ein unbekanntes Land zu seyn, desto fleißiger und genauer erklärt er durch alle grammatischen Figuren hindurch das Extérieur und den Mechanismus der französischen Verskunst. Manches Belehrende jedoch ist auf jeden Fall in seinem Werk enthalten und manches schöne Gedicht, neben mancher frostigen Verseley, die ihm oft auch für schön gilt, dem Leser zum Besten gegeben.

Digitized by Google

Nr. 94.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 23. November 1827.

Taschenbücher auf 1828.

(Fortsetzung.)

5) Rosen, für 1828. Seit einem Jahr bietet dieselbe Handlung, die sonst nur Vergißmeinnicht führte, auch Rosen aus;. wir wissen nicht ob aus Geschmack an der Botanik oder um wieder frische Blumen zu haben, wenn etwa Vergißmeinnicht welk wäre. Die Kupfer sind nach derselben Manier angelegt, wie die des Vergißmeinnicht, nämlich schöne Frauenköpfe im größten Format, mit ungeheuren Augen und „kußlichen" Lippen. Herr Th. Hell hat sich Mühe gegeben, wie das Vergißmeinnicht, so auch die Rosen mit einer Widmung zu versehen, und wir finden es angenehm, daß außer seinen gelungenen Versen keine geringeren im Büchlein vorkommen. Was den Inhalt betrifft, so hält sich dieser einen Grad über dem Mittelmäßigen der Taschenliteratur, vorzüglich durch zwey Erzählungen, die uns von einiger Bedeutung schienen; nämlich Künstlerehe, ein Stillleben von L. Schefer, und der Musensohn von Blumenhagen. Aber lieber Leopold Schefer, glaubt Ihr denn wirklich, daß Euer trefflicher Albrecht Dürer in ein Taschenbuch auf 1828 tauge? Ihr habt ihn ja so ruhig und tief geschildert, daß unsere ängstlichen Leser nicht mit Euch hinabsteigen mögen, aus Angst sich zu erkälten; Ihr lasset ihn so reiche und gehaltvolle Sprüche thun über alles, was in der Kunst und Natur, was im Leben und in der Welt groß und herrlich ist, und wie unbequem ist dies für die an der Longue unserer historisch-romantischen Skizzenmacher gallopirenden Leser! Geb't acht, sie setzen Euch jach über Eure besten Blätter hinweg, bis sie durch die 140 Seiten durchgerannt sind, und sprechen, „nein, das ist uns einmal eine fade und alltägliche Geschichte, die in den Rosen gar nicht vorkommen sollte; ein böses Weib, ein schüchterner Mann und sonst gar keine Handlung, keine kühne Charakterzeichnung, selbst die Reformation, die doch immer ein historisches Stück bleibt, berührt er nur, statt sie recht interessant" — an den Haaren zu fassen und hin und herzuzerren und zu beschreiben, was Melanchton für Strümpfe, und ob Luther ein Unterkinn gehabt und einen dicken Kopf. Dann wäre es Euch recht gewesen, Ihr lieben Seelen.

Von dem allem steht aber nichts darin. Die einfache und ungesuchte Erzählung ist nur die Chronik eines Künstlerlebens, dessen lezter, ungetrübter Tag der Tag vor der Hochzeit war. Es ist Albrecht Dürers Ehestandsgeschichte, und L. Sch. läßt den herrlichen Meister in einem Geheimbüchlein alle Leiden, die er in diesem Stand genossen, erzählen. Wir erinnern uns nicht, die schwierige Charakteristik einer Frau, die ihrem Mann, aus Liebe zu ihm, das Leben verbittert, so sicher gezeichnet gesehen zu haben. Frau Agnes Dürerin lebt. Albrechts hohe Gestalt, seine edlen, aber von Gram frühe gebleichten Züge treten uns klar hervor, und so sehr wir seine Schwachheit bemitleiden, fühlen wir doch einen hohen Sinn in seiner stillen Ergebung; und alle Nebengestalten von Sabina bis hinauf zu der stillliebenden Clara tragen hohe Wahrheit in sich. Ein Hauch ächter Rührung ist über das Ganze verbreitet, um so bedeutungsvoller, als wir die Geschichte neben Albrechts Sterbebett lesen. Und wäre es für einen Recensenten nicht im höchsten Grade unschicklich, so hätten wir wohl gerne geweint, als unter dem Flötenklange der fremden Kunstjünger Albrechts unsterblicher Geist hinüber ging.

Der Musensohn, Novelle von W. Blumenhagen. Obgleich Herr Bl. auch hier nicht von dem Hause Braunschweig lassen kann, so ist er uns doch in dieser Novelle bey weitem erfreulicher als in der Orphea. Was wir dort über sein wahres Gebiet angedeutet haben, trifft hier ein, und wenn auch diese Novelle gerade von keiner großen Bedeutung ist, und dem Stoff wie der Erfindung nach unter die mittelguten Herrn Blumenhagen's gerechnet werden muß, so ist doch ihr Ton so traulich und ansprechend, die Manier so heiter und natürlich, daß man gerne bey seinem Musensohn weilt. Der Musensohn selbst und seine Frau sind gut, wenn auch etwas leicht gezeichnet. Die übrigen Gestalten hat Hr. Bl. mit Bedacht in ein wirkliches Dunkel gestellt, so daß wir zwar von ihnen hören, aber nur flüchtig an ihnen theilnehmen.

Digitized by Google

der Streifzug des Herzogs von Braunschweig-Oels über Braunschweig und Hannover ist, ohne zuviele Seiten zu füllen, glücklich eingeschoben und lebendig gehalten. Möchte uns Hr. Blumenhagen statt seiner Hasper a Spada's immer nur solche einfache und ansprechende Bilder geben!

Der Fall von Missolunghi, von Tromlitz. (Siehe Vielliebchen.)

Alexandrina von J. *Satori*, eine in Erfindung und Anlage gleich verfehlte Erzählung. Eine natürliche Tochter der Kaiserin Elisabeth von Rußland wird von einem Fürsten, der durch sie nach der russ. Krone speculirt, nach Rom geführt. Sie werden von Katharina verfolgt, der Freyer findet es gerathener von ihr abzufallen, sie sinkt in tiefe Armuth. Damit Katharina sich ihrer ganz versichere, schickt sie Orloffs Bruder nach Rom, sich ihrer zu bemächtigen. Er heyrathet sie, sie werden aber von einem falschen Priester getraut. Er lockt sie ans Meer, sie folgt ihm sorglos auf ein russ. Schiff, wird in Ketten geschlagen und ertrinkt endlich 6 Jahre nachher in einem unterirrdischen Kerker. Dieser Stoff trägt genug in sich um eine gute Novelle zu geben, aber Hr. S. hat aus Alex. unbewußt ein träges, phlegmatisches Weib gemacht, die uns weder in der Höhe des Glücks, noch in der Armuth anzieht. Namentlich in ihrer dürftigen Lage, nachdem sie der Fürst verlassen, hätte ihr Charakter sehr gehoben werden können. Bey ihrer zweyten Erhöhung ist sie dieselbe träge und einfältige Dame, und nachdem sie im unterirrdischen Kerker angekommen ist, schnappt die Geschichte plötzlich ab, wir erfahren, daß Alex. sechs Jahre dort gefangen saß, aber ihr Seelenzustand wie ihr Ende sind nur flüchtig und obenhin angedeutet. Wie kommt denn dieser Saul neben den Propheten Schefer. Etwa als Lückenbüßer?

Bey dem Porträt der Mlle. Sophie Müller merken wir nur an, daß Hr. Stöber den Schein des polirten Elfenbeins, den sein Vorbild von sich strahlte, in seinem Kupferstich hätte mildern und zu dem schöneren, weicheren Glanz der Haut zurückführen sollen.

6) *Cornelia*. Taschenbuch für deutsche Frauen auf 1828. Herausgegeben von A. Schreiber. Daß dieses Taschenbuch keine andere, als deutsche Frauen lesen werden, dafür bürgt uns nicht nur die Sprache und die geringe Verbreitung unserer Almanachsliteratur, sondern auch das schreckliche Titelkupfer. „Maria mit den Engeln" nach Ghirlandajo. Suchet Ihr denn das Deutschthümliche der Frauen noch immer in diesen magern, verzerrten Figuren, welche die dürren Hände falten, die Augen so weit niederschlagen, daß man den Apfel nicht mehr sieht, und die dabey überaus seelig-nüchtern anzuschauen sind? Die übrigen, etwas menschlicheren Kupfer gehören zu den rheinischen Sagen von E. Geib, von welchen und auch in diesem Jahrgang aufgetischt wird. Auch drey Mosel-Romanzen „Theolinde" gibt derselbe Verfasser, und wird, wie es scheint, alle süddeutschen Gewässer durch seine Romanzen leiten, denn dem Neckar hat er sich schon bey Weinsberg genähert. Das Taschenbuch eröffnet Florine, ein Gedicht von A. Schumacher in 89 Stanzen. Darauf folgt der Vikar, recht hübsch erzählt, ohne neu und originell zu seyn. Alle Figuren sind unbestimmt und ohne Vorliebe gezeichnet, fallen daher auch nicht ins Auge, nur die edlen Züge des Vikar sind von eigenthümlichem und überraschendem Ausdruck. Zu bedauern ist, daß die Verfasserin die nicht ohne Interesse zusammengefügte Fabel des Stücks auf so unwahrscheinliche Weise sich entwickeln läßt.

Die Wallfahrt nach Rom. Wenn diese Geschichte nicht ein Bruchstück von einer andern ist, die wir später irgendwo zu lesen bekommen, so ist sie schrecklich verfehlt. Denn wir lernen in aller Schnelligkeit 5—6 Maler und bedeutsame Personen kennen, welche *diese* Erzählung im geringsten nichts angehen. Soll aber diese Historie einen Zipfel von einem Kunstroman vorstellen, worin uns Franz Perrier, Callot, Claude Lorrain und Andere vorgeführt und ihre Bildung, ihre Bestrebungen, ihre Schicksale und ihre Kunstgesprächsweise geschildert werden, so ist es unverzeihlich vom Herrn Hofrath S., daß er so *unkünstlerisch* ein solches, an sich armseliges Bruchstück in ein Taschenbuch hinwirft, für dessen innere Rundung und Vortrefflichkeit er als Herausgeber einstehen muß. Uebrigens hat es bekanntlich H. Clauren auch gethan.

Der Gang ins feindliche Lager, romantisches Gemälde aus der Zeit des dreyßigjährigen Krieges, von C. Spindler. Diese Erzählung spielt in und um Hanau, während seiner Belagerung von den Kaiserlichen unter Lamboy. Wie die Verschmelzung des Historischen mit der Erzählung für den engen Raum einer Almanachsgeschichte überhaupt nicht taugt, und in künstlerischer Hinsicht und abgesehen von der augenblicklichen Mode, immer nur zu etwas mittelmäßigem führen muß; so hat auch Hr. Sp., dessen aus dem Ganzen leuchtender Einsicht wir zutrauen müssen, daß ihm diese Ansicht selbst schon gekommen sey, den engen Raum nur dazu benützt, ein wenig Krieg- und Kampfgetümmel auf den Hintergrund zu werfen, einige Gestalten in flüchtigen Umrissen zu zeichnen, und sein Hauptaugenmerk dann der Hauptperson des Stücks, einem klugen, heiteren, schnippischen, muthigen Hanauer Stadtkind zuzuwenden. Er erreicht auf diese, wenn auch einseitige Weise, den Zweck, den sich Almanachserzählungen nothwendig vorsetzen müssen, ihre Leser zu spannen und gut zu schließen. Bey dem Gang ins Lager, wohin wir dem kühnen Mädchen folgten, haben wir alte Bekannte aus Wallensteins Lager getroffen.

Digitized by Google

Der Sieg des Gefangenen, von **C. Stille**, ist eine jener stillen Frauen-Erzählungen, die man weder Fisch noch Fleisch nennen kann.

Von gereimten Gedichten heben wir folgende aus, **Legende** von Schreiber, **das Leben** von Haug, welches unter seine besten Gedichte gezählt werden darf. Als zugedehnt um einen schönen Eindruck zu geben ist Neuffers „goldner Harnisch.“ Hr. Haug und Hr. G. Schwab haben, wohl ohne von einander zu wissen, dieselbe Sage bearbeitet: denn das Christuskind von F. Haug in der Cornelia und G. Schwabs „Muttergottesbild“ in der Urania sind nur in der Bearbeitung verschieden.

7) **Das Taschenbuch zum geselligen Vergnügen** beginnt sonderbarer Weise ebenfalls mit einer Madonna. Doch ist diese nach Raphael Sanzio, und erregt deshalb nicht die Schauer in uns, wie die im Taschenbuch Cornelia. Die übrigen Kupfer gehören zu Erzählungen und Gedichten und machen einen harten unangenehmen Eindruck. Ausgezeichnet sind dagegen vier römische Bilder, die wirklich genial behandelt sind. — **Erzählungen**: 1) Dorothea Cappel von Friederike Lohmann. Eine Anekdote aus Friedrich des Großen Leben, (ob wahr oder erdichtet, ist uns unbekannt,) hat die Verfasserin zu einer Erzählung ausgeführt. Ein Baron, öffentlich des Königs Freund, will ihn den Oestreichern ausliefern. Er zieht seinen Jäger ins Geheimniß, und dieser übertäubt, von Noth gedrungen, sein Gewissen. In einer entscheidenden Nacht stürzt der Jäger mit dem Pferd und beschwört seine herbeyeilende Frau, die Papiere, die er bey sich führt, dem Pfarrer zu bringen. Der Pfarrer schickt sie an den König selbst, der auf diese Art das Geheimniß erfährt. Der stille, fromme und anmuthige Charakter dieser Frau ist gut gehalten, aber das Ganze wird zu langsam und schläfrig erzählt.

Das Hospizium des Bernhardsberges, von Alex. Bronikowsky, ist eine Novelle, wie wir sie gerne haben. Interessant erfunden, mit Ruhe und Besonnenheit erzählt *).

---

*) Wir müssen uns der traurigen Pflicht entledigen, unsern Lesern anzuzeigen, daß der Verfasser des hier abbrechenden Aufsatzes über die Taschenbücher, Herr Dr. Wilhelm Hauff, heute gestorben ist. Dieser Aufsatz wurde von ihm erst während seiner kurzen Kranheit begonnen und ist als die lezte Gabe seines liebenswürdigen Humors zu betrachten. Sanft ruhe die Asche des früh Vollendeten!

Stuttgart, den 18. Nov. 1827.

Die Redaktion des Literaturblatts.

Streitschriften.

Lettre de Sir Walter Scott et réponse du général Gourgaud, avec notes et pièces justificatives. Paris, 1827.

Die Fehde, welche sich zwischen Walter Scott und Gourgaud erhoben hat, beschäftigt seit mehreren Monaten die öffentliche Aufmerksamkeit. Gewisse Publicisten in Frankreich, die, wo es gegen einen Bonapartisten geht, gerne auf ihre Eigenschaft als Franzosen verzichten, haben die ihnen von Walter Scott dargebotene Gelegenheit eifrigst benützt, um die Tugend des Bonapartismus, die in den freywilligen Theilnehmern des Exils von St. Helena bewundert worden ist, wenigstens an Einem dieser Märtyrer der Treue verdächtig zu machen. Sir Walter hingegen scheint weiter an nichts gedacht zu haben, als auf Kosten der Ehre Gourgauds die Ehre des englischen Ministeriums zu retten, indem er die gegen Napoleon ergriffenen Einschränkungsmaßregeln als Folge wichtiger von Seiten des Generals an die englische Regierung und an die Kommissäre der heil. Allianz gemachter Eröffnungen darzustellen sucht. Er beruft sich auf sechszehn Quartanten, die ihm aus den Archiven des Kolonialministeriums zur Einsicht der in Betreff des erlauchten Gefangenen geführten Korrespondenzen mitgetheilt worden seyen. Um die Erlaubniß zur direkten Rückkehr nach Europa zu erhalten und nicht den Weg über das Kap einschlagen zu müssen, hätte Gourgaud sich den schwärzesten Undank, die ehrloseste Verrätherey zu Schulden kommen lassen. Die Mißhandlungen, welche die Gefangenschaft des gefallenen Helden unerträglich und zu einer langsamen Todesqual machten, sind bekannt; um so abscheulicher müßte uns der Mann erscheinen, der einem so unbedeutenden Zwecke das Schicksal seines kaiserlichen Wohlthäters aufgeopfert, der das tückisch erschlichene Zutrauen als Mittel gebraucht hätte, um den Feinden Napoleons Vorwände an die Hand zu geben, dessen Fesseln zu erschweren.

Nach Sir Walter Scott sind es drey Punkte, die dem General Gourgaud zur Last fallen:

Erstens, er hätte den Gesundheitszustand des Kaisers als gut dargestellt; zweytens, er hätte angezeigt, daß derselbe eine Summe von 240,000 Franken in Reserve habe; drittens er hätte auf die Unzulänglichkeit der Maaßregeln, die seine Flucht verhindern sollten, aufmerksam gemacht.

Bey diesen Eröffnungen eines der vertrautesten Diener Napoleons, meint Sir Walter, habe natürlich das englische Ministerium nichts anderes thun können, als seine Strenge und Wachsamkeit verdoppeln. Gewiß!

Digitized by Google

Dagegen beweist Gourgaud, daß die Maßregeln der Strenge sich vom 9. Okt. 1816 datiren, während er vor 1818, dem Jahre seiner Rückkehr, keinerley Kommunikation mit Mitgliedern des Gouvernements gehabt, und so kann er mit Recht sagen, es sey eine ausgezeichnete Perfidie, daß W. Scott keine Zeit angebe, wann die vermeintlichen Eröffnungen geschehen seyen. Damit könnte Gourgaud seine Rechtfertigung für geschlossen halten. Er zeigt aber zum Ueberfluß, daß jene Angaben, die er gemacht haben soll, entweder gar nicht wahr oder entstellt seyen, daß sie aber keines Falls auf die Entschließung des englischen Ministeriums Einfluß gehabt haben. Die am 14. Nov. 1818 erfolgte Anwendung der Alienbill auf den damals in London befindlichen Gourgaud, so wie die damit verbundenen groben Mißhandlungen, lassen uns kaum die Möglichkeit eines Einverständnisses, das zwischen jenem und dem Ministerium bestanden hätte, annehmen. Er theilt handgreifliche Proben mit. Wie ganz anders erscheint, was Gourgaud über den Gesundheitszustand des Kaisers gesagt hat, wenn man ihn selbst und wenn man W. Scott hört. Gourgaud, sagt Sir Walter, erklärte: Napoleon fingire eine Krankheit, während er sich ganz wohl befinde. Gourgaud erwiedert: Nach meiner Abreise aus Longwood hörte ich, wie man sich in den Cirkeln von Plantation-House über die Möglichkeit unterhielt, daß sich bey Napoleon die Anfänge einer Krankheit des Magenkrebses zeigten, die seinem Vater das Leben gekostet hatte. Dagegen wandte ich die Festigkeit seiner Konstitution ein, und sagte, seine gegenwärtige Körperleiden seyen blos eine Folge jener Beschränkungen, die man ohne zureichenden Grund über ihn verhänge. „In diesem Sinn schrieb er den 2. August 1818 an die Kaiserin Marie Louise: Le supplice de l'Empereur peut durer encore long-temps; il est temps de le sauver. Was den zweyten Punkt betrifft, so zeigt Gourgaud, daß jene Summe von 240,000 Franken es nicht seyn konnte, welche die englische Regierung fürchtete, da sie vom Bellerophon her wußte, daß Napoleon wohl über das Doppelte zu disponiren hatte, da er im Besitze seiner Kleinodien, worunter ein Halsband der Königin Hortensie, über 200,000 Franken an Werth, geblieben war. Die Illusionen über das ungeheure Privatvermögen Napoleons, die seit dem Erscheinen seines Testaments verschwunden sind, waren damals noch vorhanden, und darauf bezog sich die Rede des Lord Bathurst, die er im Oberhaus den 18. März 1817 gehalten, und gegen die Napoleon selbst seine Bemerkungen gemacht hat (Recueil des pièces sur Sainte-Helène Tom. I. pag. 57). Die Würdigung des dritten Anschuldigungspunkts gibt der Bericht des Baron Stürmer, dessen Sinn dahin geht, daß Gourgaud in den freyen Unterhaltungen, die von den Bewohnern Longwoods mit den Kommissären gepflogen wurden, meinte, wenn Napoleon wollte, hätte er doch Mittel genug zu entkommen, aber hinzusetzte: „Wir alle haben ihm dazu gerathen; allein er will nichts davon hören. Er ist stolz auf die Wichtigkeit, womit man die Bewachung seiner Person behandelt, und auf das Interesse, das man an seinem Schicksale nimmt. Er hat oftmals gesagt: Ich kann nicht mehr Privatmann seyn. Ich will lieber hier als Gefangener, denn in den Vereinigten Staaten als Freyer leben."

Aus dem Angeführten ergibt sich: einmal, daß W. Scotts Werk theilweise wenigstens als ein Echo des Castlereagh'schen Ministeriums zu betrachten ist; zweytens, daß Gourgaud, der wahrscheinlich den Vorwurf unvorsichtiger Aeußerungen nicht ganz von sich ablehnen kann, als Mittel zur Rechtfertigung jenes Ministeriums gebraucht werden sollte; drittens, daß diese Rechtfertigung selbst fehlgeschlagen ist.

Mebold.

Italienische Literatur.

Annali d'Italia dal 1750, compilati da A. Coppi. Roma. 1827. Tomo 4to.

Wenn nicht als Geschichte, doch als historische Quellensammlung verdient dies bisher selbst in Italien nicht allgemein bekannte Werk die ungetheilteste Anerkennung, und sollte neben dem englischen Annual Register in jeder Bibliothek aufgestellt seyn. So wenig wir uns zu den Ansichten des Verfassers bekennen, der jede Neuerung zum voraus als Frevel betrachtet, so müssen wir doch der Unpartheylichkeit, die er in der Darstellung der Thatsachen beobachtet, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Und ungeachtet des Vorzugs einer schönen Darstellung, der sich Botta's Storia d'Italia nicht absprechen läßt, stehen wir nicht an, jedem, dem es mehr um Belehrung, als Unterhaltung zu thun ist, die nüchterne Erzählung Coppi's mit ihrer chronologischen Genauigkeit und durchgehender Anführung der Quellen und officiellen Documente zu empfehlen. — Der so eben erschienene vierte Band umfaßt die Jahre 1810 bis 1819, einen für Italien, wie die ganze Menschheit, wichtigen Zeitraum, reich an Ereignissen, deren Folgen noch jezt in allen Begegnissen des Tages sichtbar sind, und deren Veranlassungen in ihrem genauesten Detail kennen zu lernen der Staatsmann, der Philosoph und der Bürger gleich sehr wünschen muß. Die Fortsetzung von dem Jahre 1820 bis auf die neueste Zeit wird der Zukunft vorbehalten; aus Gründen, die sich leicht errathen lassen.

Digitized by Google

Nr. 95.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 27. November 1827.

Romane.

1) Die Heyrath. Vom Verfasser der Erbschaft. Aus dem Englischen übersezt.
2) Waldemar, der Sieger. Vier Bändchen von Ingemann. Aus dem Dänischen übersezt von Kruse.
3) Die Deportirten. Von Schefer. Im dritten Theil seiner Novellen.
4) Chinesische Erzählungen. Drey Bändchen. Aus dem Chinesischen übersezt von Hrn. Abel Remusat und verdeutscht von °°r°.

Der Roman hat eine Seite, in welcher die der verschiedensten Nationen, absichtlich oder unwillkührlich, mit einander übereinstimmen: — sie schildern den Stand der sittlichen Bildung des Volks, welches sie darstellen, oder dessen, für welches sie geschrieben sind. Diese gemeinsame Eigenschaft erlaubt uns die Produkte der verschiedensten Völker neben einander zu stellen. So schildern die arabischen Feenmährchen das Volk, dem sie erzählt werden, wie es in seiner beschränkten, aber nicht bedürftigen Wirklichkeit sich an der Beschreibung unerhörter Begebenheiten und unermeßlicher Schätze ergözt. So malte hingegen Fielding und Richardson den Engländern seiner Lebenszeit, die Engländer dieser Zeit, als Sittenspiegel und Lehrbuch. Die Phantasien eines Klosterbruders, Heinrich von Ofterdingen, die Mimelis — wir protestiren sehr ernst gegen jede unwürdige Zusammenstellungen jener mit diesen — Wahl und Führung und was diesen allen ohne sie zu erreichen nachahmt, sind das treue Bild unsrer Bildungsstufe, auf der Sehnsucht, Lüsteley, Uebersinnliches, Zügelloses, die Menge treibt, verwirrt und an gedeihlicher Entwicklung verhindert. Die Charaktere dieser verschiednen Gattungen finden sich, wenn gleich sehr harmlos, in den oben genannten vier Dichtungen vier gänzlich verschiedner Nationen zusammengestellt.

1) Der Verfasser der **Heyrath**, von der schon vor zwey oder drey Jahren eine Uebersetzung erschien, schildert uns eine Bergschotten-Familie mit aller Seltsamkeit und aller Geistesbeschränkung, welche gänzliche Weltunkunde vorausbedingt, aber auch mit allen Tugenden des Familienlebens und der Heimath und Vaterlandsliebe; im Gegensatz mit dem übersatten Luxus, der herzlosen Kälte und Sittenerschlaffung eines hochadeligen englischen Hauses. Beyde Schilderungen sind übertrieben, doch nicht unwahr; die Hochländer, obschon ihre Eigenthümlichkeiten immer Lachen erregen, leben in einem so sittlichen Element, daß sie nie unsre Achtung verscherzen, und, um uns gänzlich mit ihnen zu versöhnen, zeigt der Verf. in der Heldin der Geschichte, wie schön sich ihre nationelle Anlagen unter günstigen Umständen entwickeln. Er trug auch Sorge darzuthun, daß in der Unnatur des vornehmsten Lebens selbst ein schöner Geistesfunken nicht immer erstickt, — eine Zwillingsschwester der Heldin, früh dem Hochlande entführt, in dem Hause ihres herzoglichen Oheims erzogen, entwickelt in sich die Opposition gegen das Schlechte, und lernt später von ihrer hochländischen Schwester, daß diese Opposition, um besser wie das Schlechte zu seyn, als Tugend, als Pflichtgefühl erscheinen müsse. Beyde Uebersetzungen betrachtend, wissen wir nicht, warum Hr. B. eine zweyte für nothwendig hielt. War sie ein Buchhändler-Bedürfniß, so hätte er andere Verbesserungen anbringen können, als die Verdeutschung englischer, bedeutsamer Eigennamen. Diese Namen verrathen auch im Englischen einen Mangel an Geschmack, dessen elegante Schriftsteller sich heut zu Tage nicht mehr schuldig machen. Wo es geschieht, finden diese Namen, die den Leser „mit der Nase" auf die Absicht des Verfassers stoßen zu wollen scheinen, ihre Bedeutung in dem Charakter, der dem Namensträger in der Geschichte zugetheilt ist; erleichtern also die Aufmerksamkeit des Lesers. Wenn aber Hr. B. einen einfältigen Engländer von Stande, Lord Wachtelpeter nennt, stört er des Lesers Aufmerksamkeit durch diesen allbekannten niedrig komischen Namen, und hat dieser Leser einigen Geschmack, so wünscht er solch einen Mißgriff vor allen Nachbarn zu verbergen. Da das Uebersetzen von solchen Lesebüchern einige Willkühr erlaubt, würde Hr. B. seiner

Digitized by Google

Uebersetzung einen wirklichen Vorzug gegeben haben, wenn er die langweiligen Auftritte mit dem niederträchtigen Familien-Doktor bis auf das Nothdürftigste gestrichen hätte. Bey den Fehlern des Originals und den Mißgriffen des Uebersetzers behalten dennoch beyde so viel Werth, daß wir diese Heyrath zur Bereicherung der Leihbibliotheken Dutzenden von deutschen Originalromanen vorgezogen wünschen. Sie hat Humor, lebhafte Schilderungen und sittliche Würde, welches Alles jenen gar zu oft abgeht.

2) Herr Ingemann, den sein Vaterland, und wir durch Uebersetzungen, als Trauerspieldichter kennen, tritt, unsers Wissens hier zum ersten Mal, als Erzähler auf. Er hatte bey der Geschichte „Waldemars des Siegers" einen Reichthum von Volksliedern, Sagen und Chroniken zur Hand, die er mit männlicher Gesinnung, aber oft ungeschickt benuzt hat. Er wußte die vorliegenden Farben nicht zu verschmelzen, die ihm gegebnen Heldengestalten nicht der Anlage angemessen auszumalen, und somit stört die Erinnerung an die herrlichen alten Volkslieder und Sagen, anstatt Täuschung zu befördern. Wenn er seine ernsten Helden, seine holdseligen Frauen ihre Empfindungen aussprechen läßt, sehen sie oft aus, als sey die edle Gestalt der Vorzeit mit modernen Bänderchen und Mäntelchen gepuzt. Des sichtlich Alterthümlichen bleibt aber so vieles, H. J. faßt es mit so männlichem Sinn auf, daß wir während der ersten drey Bände die Störung, durch empfindsame Redensarten, nicht geachtet haben. Doch der vierte Theil erweckte die Idee in uns, die alten Sagen haben hier dem Erzähler gemangelt, und die Entwicklung von Karl und Rugmorens Schicksal, welche nach dem tableauartigen Effekt unsrer gemeinen Dramen zu streben scheint, that uns recht weh. Waldemars Stern mußte ja untergehen. Das empfindsame Wetterleuchten der Versöhnungsscene macht sein ernstes Schicksal nicht vergessen. Vielleicht gibt uns der dänische Dichter Recht bey unserer Bemerkung, und wählt bey einer neuen Gabe, aus dem Schatz der nordischen Volkssagen, zu der Ausmalung seiner Gestalten angemessenere Farben. Hr. Kruse hat bey seiner Uebersetzung das Deutsche geschickter gehandhabt, als es ihm oft bey eignen Werken gelang, denn eine Zahl ganz widersinniger Hauptwörter sind gewiß nicht ihm, sondern dem Korrektor beyzumessen, und die Nachläßigkeit dieser Herren wird — besonders bey den zunehmenden Schnellpressen — unsern Druck noch lange durch Inkorrektheit bezeichnen.

3) Die Deportirten. Vor ein paar Jahren zog uns eine Taschenbuchserzählung desselben Verfassers, das Weihnachtsfest, durch die innige Frömmigkeit ihrer Schilderung ganz besonders an. Indeß fürchteten wir sehr, der Mann möchte, in die Irrgänge der Modefrömmeley gerathend, für das heitere Leben verloren gehen. Um so erfreuter waren wir, diese Deportirten in dem dritten Bändchen seiner gesammelten Novellen (?) zu finden. Kräftiger Humor, Jugendfrische, Geistesfreyheit, reiner Sinn für die Herrlichkeiten der Natur treten uns in der kleinen Erzählung entgegen. Der arme Lankaster Schulmeister, der durch ein Ungefähr in einem Schiff voll Deportirter nach Neuholland segeln muß, erregt das harmloseste Lachen, und die kühnen, frommen, erhabnen Gedanken, die oft aus kindischem Scherz entsprossen, erheben das Gemüth. Neben dem wahrhaft entzückenden Naturgemälde von Van-Diemens-Insel, ertönt Patriks Predigt vor den neu ausgeschifften Deportirten, wie ein Donnersturm nach Zephir-Geflüster, und des Lesers Gemüth fühlt sich nach ihr gereinigt und belebt, wie der Luftkreis nach verhalltem Gewitter. Warum mußte der Verfasser den Schluß dieser Erzählung so verfehlen? Von dem Augenblick an, wo er Van-Diemens-Insel verläßt, zerfließt der Zauber, und von seiner erhabnen, kindlichen und kindischen australischen Welt ausgestoßen, wenden wir unmuthig den Blick von den Guckkasten-Bildern der in England spielenden Schlußscene ab.

4) Chinesische Erzählungen. Das französische Original dieser Verdeutschung ist uns nicht zu Händen gekommen. Wir hätten es gerne gesehen, da einige Stellen der lezten uns sehr in Zweifel lassen, indeß der deutsche Uebersetzer bey andern Anstoß nimmt, die uns, französisch gesagt, sehr klar scheinen. Wir wünschen deshalb, daß die Veränderungen, die er, wie er sagt, gemacht hat, nur in Abkürzungen bestehen mögen. Wir sind weit entfernt, diese ausländischen Produkte mit unsern Novellen — denn so sagt man jezt — zu vergleichen. — Hr. **r. meint, daß sie dabey verlieren würden, verwechselt aber, wie uns dünkt, damit die Darstellung mit dem Dargestellten. Jene scheint uns bey den Chinesen lebendiger, einfacher, wahrer, als die Mehrzahl unsrer heutigen Geschichtchen; allein dem Dargestellten sind wir in unserer Art um ein paar Jahrhunderte voraus. Diese chinesischen Erzählungen haben in den sichern Umrissen ihrer Gestalten etwas von der Bestimmtheit der italienischen Lustspiels-Charaktere, die auch von der ehemaligen französischen Komödie aufgenommen waren. Durch die Sitten bestimmt, sind sie aber von diesen verschieden. Salomonische und schurkische Richter, treue und untreue Wittwen (der Leser findet hier die Wittwe von Ephesus, Voltaires Wittwe, die ihrem todten Mann dem lebenden Liebhaber zu gefallen die Nase abschneidet u. s. w., wieder, doch recht drollig zu sehen, ganz in chinesischem Kostüm; auch manches Andere, was neuere Dichter schon benuzt haben, so wie Vieles, was für kleine Theaterstücke noch benuzt werden könnte.) Liebreiche und eigennützige Väter, liederliche und ehrenfeste Ge-

Digitized by Google

lehrte sind stehende Charaktere, die in mannichfaltiger Zusammenstellung abwechseln. An handgreiflicher Moral gleichen sie manchen indischen Mährchen, und bey ihrem einfachen Vortrag bot die vorliegende Sammlung mehr wie eine Erzählung, die in Kinderbücher aufzunehmen wäre. Der sämmtliche Inhalt dieser drey Bändchen, so wie die früher von Herrn Abel Remusat bekannt gemachten drey Basen, (les trois cousines) schildern uns ein herabgewürdigtes, gesetzlos und von blutiger Willkühr beherrschtes Volk, dessen Familienleben alles zarte Gefühl so wie sein öffentliches allen Ehrbegriff (nach unsrer Ansicht) unmöglich macht.

Den wissenschaftlich Strebenden gewähren diese Erzählungen eine so detaillirte Ansicht chinesischen Volkslebens, daß durch sie die Geschichte und jetzigen Verhältnisse dieses erstarrten, entarteten, gesunknen, und unvergänglichen Volkes an Begreiflichkeit gewinnt, allein als eine Bereicherung der Leihbibliotheken möchten wir sie nicht empfehlen, noch weniger zu unseligen Nachahmungen, wie andre Originale sie herbeygezogen haben. — diese chinesischen Volksgeschichten so wenig, wie unsere Eulenspiegel, Simpler u. a., oder die spanischen Räuber und Schelmengeschichten, welche nachdenkende Leser über das Zeitalter ihrer Entstehung unterrichten, in denen aber die Menge nur von der Rohheit der Schilderung angezogen wird. Preßfreyheit schließt Lesefreyheit in sich, fern sey daher von uns jede Beschränkung! — Uns bedünkt nur, die Kritik sollte den Gesichtspunkt der Leser für diese Gattung der Literatur festsetzen, um die Menge vor Abwegen zu hüten. Sie sollte nicht, was ungeregelt ist, für seelenkräftig, was unflätbig, für freymüthig, nicht für religiös ausgeben, was der kranke und grobsinnliche Mensch vom Uebersinnlichen erträumt. — Doch auch hier wird die Zeit helfen, und wir müssen, wie jede Gegenwart, die Zukunft bereiten.

Italienische Literatur.

Discorso sopra un' iscrizione Trentina del Tempo degli Antonini, publicato dal Conte B. Giovanelli, Podestà di Trento; und

Trento, Città de' Rezj e Colònia Romana, dal stesso autore.

Wie der Reichthum an Gelegenheitsgedichten und Reden in Italien uns zum Beweise für die allgemeine Verbreitung einer gewissen formellen Geistesbildung dient; so auf der andern Seite der eben so große Reichthum an gelehrten Abhandlungen, die wie Pilze aus der Erde aufschießen, sobald man nur einen alten Stein umgewendet und auf demselben etwa einige Schriftzüge entdeckt hat, eben so sicher für eine Verbreitung antiquarischer Kenntnisse, der nicht leicht irgend ein anderes Land die Wage halten dürfte. Aber wo wird auch, so wie hier, der Geist durch so gewaltige Denkmäler der Vergangenheit mitten in einer thatenlosen Gegenwart auf das Alterthum hingewiesen? Wen kann es wundern, der die Ruinen des Tempels in Brescia sieht, wenn der zerlumpte Bube, der den Schlüssel zum Eingang verwahrt, ihm von Herkules und den zwölf Göttern vorschwatzt? oder das alte Weib in den tullischen Gefängnissen in Rom von der Verschwörung und dem Ende des Catilina? der Bettler auf dem capitolinischen Berg von dem Sturme der Gallier?

Daß diese Kenntnisse nicht blos bey der großen Masse des Volks, sondern auch bey der Mehrheit der Gebildeten nicht anders, als oberflächlich seyn können, versteht sich zwar von selbst, wird aber zum Ueberfluß noch durch die meisten der erwähnten gelehrten Abhandlungen bewiesen, in denen mit der größten Mühe und Anstrengung oft die bekanntesten Dinge von der Welt in das Licht gesezt werden. Ungerecht würde es indessen seyn, was so vielen deutschen Gelehrten in Italien begegnet ist, dies Urtheil, weil es sich häufig bestätigt findet, allgemein zu machen. Es erscheinen täglich — und keinesweges blos durch Gelehrte vom Fach, sondern auch durch Männer, die nur ihre Musestunden den Wissenschaften widmen können, — Werke, die von eben so gründlicher Gelehrsamkeit, als gesundem und scharfem Blick zeugen. Und daß dies nicht längst allgemein auch im Auslande anerkannt wird, ist nur die Schuld des kleinen Kreises, den die meisten — auf Kosten der Verfasser gedruckt und nur unter ihre persönlichen Freunde vertheilt — zu durchlaufen pflegen. So verdanken wir es nur einem günstigen Zufall, daß zwey kleine Schriften, die der Podesta von Trento, Graf Giovanelli, bey Gelegenheit der Aufstellung einer alten römischen Inschrift im Stadthause drucken ließ, in unsere Hände kamen; und doch fanden wir in denselben mehrere scharfsinnige historische Konjekturen, von denen eine einzige hinreichend gewesen wäre, einem deutschen Subrektor zu einer sechsmonatlichen Unsterblichkeit in der Jenaer oder Leipziger Literaturzeitung zu verhelfen.

Der Beweis, daß Trento nicht von Cänomanischen Galliern, sondern von den Rhätiern erbaut, aber bereits vor der Unterjochung derselben, durch August, eine römische Kolonie war, kann nur den Archäologen interessiren. Wichtig dagegen für jeden, der die Geschichte des Alterthums nicht blos aus Kompendien kennen lernt, ist die Behauptung: Trento sey der Ort, wo Catulus von den Cimbern geschlagen worden sey, und der Dos di Trento ein steiler runder Hügel auf dem rechten Ufer der Etsch,

Digitized by Google

der die Stadt beherrscht, und auf dem früher eine römische, von Theoderich hergestellte und im Mittelalter von Benediktiner-Mönchen zerstörte Burg lag, das Castellum editum ad Athesin, das die Römer besetzt hielten und aufgaben, um nicht von dem Hauptheer abgeschnitten zu werden.

Der Anzug der Cimbern war lange vorher bekannt, und Catulus, der Italien gegen sie verwahren sollte, konnte, um seinen Zweck zu erreichen, keine vortheilhaftere Stellung wählen, als die in dem Paß von Trento auf dem linken Ufer der Etsch und auf dem Hügel, welcher auf dem rechten eine natürliche Festung bildet. Weiter aufwärts war das Thal, theils durch die Felsen, theils durch die Sümpfe der Etsch zu sehr eingeengt, um Raum für das Lager des Heeres zu gewähren; auch fand sich nirgends ein zur Befestigung so trefflich geeigneter Punkt, als der Dos di Trento. Und überdieß saßen hier kriegerische Bergvölker, die erst hätten bekämpft werden müssen, wenn die Römer unter ihnen hätten lagern wollen. — Weiter abwärts seine Stellung zu nehmen, wäre eben so wenig räthlich gewesen, da der Feind dieselbe von Trento aus durch das Val di Sugana oder durch die Thäler des Gardasees hätte umgehen können.

Daß Catulus in der That diese Stellung wählte, wird um so wahrscheinlicher, da Ampelius erzählt, in saltu Tridentino habe Opimius einen Cimbern im Zweykampf erlegt. Und wem wäre nicht die Anekdote aus dem Valerius Maximus bekannt, von dem römischen Ritter, der sich selbst ermordete, weil sein Vater ihn von seinem Tisch verwiesen hatte, nachdem er in den tridentinischen Alpen vor den Cimbern geflohen war?

Nachdem die Cimbern Catulus geschlagen hatten, drangen sie ohne Widerstand in Italien ein, verweilten aber so lange in dem Gebiete der Venetier, bis Marius mit neuen römischen Heeren gegen sie heranzog und sie in der großen Schlacht in campo Raudio vernichtete. Wo dies Schlachtfeld gelegen war, möchte bey der großen Ungenauigkeit der Angaben der Alten gegenwärtig unmöglich zu bestimmen seyn; wahrscheinlich irgendwo in der venetianischen Ebene, gewiß nicht bey Vercelli im Piemontesischen. Denn wie hätten dann wohl die Tiguriner, welche die Nachhut hatten, in den norischen Bergen stehen können? Sollte vielleicht statt ad Vercellas zu lesen seyn ad Veronam? — Dies bestärkte noch mehr Giovanellis Vermuthung, daß Catulus sein erstes Lager gegen die Cimbern bey Trento gehabt habe. Er hätte, nachdem er gezwungen worden war, dasselbe aufzugeben, sich nach Verona herabgezogen, und, während die Cimbern sich im Venetianischen ausbreiteten, die Linie der Etsch gehalten, bis Marius ankam.

Wie große Wichtigkeit die Römer später auf Trento legten, geht schon aus den Festungswerken hervor, von denen sich noch in den heutigen Stadtmauern Reste finden. Hier vereinigten sich die beyden Straßen, von denen die eine das Etschthal herauf von Verona, die andere durch das Valsugana von Aquileja kam, nach der Claudia Augusta. Hier wurden wahrscheinlich unter Augustus die Vorbereitungen zur Unterjochung der freyen Rhätier getroffen, an dem Zusammenfluß der Eisach und der Etsch schlug Drusus zuerst die Alpenvölker, die Italien und Gallien bedrohten.

„Bald entriß er dem Feind die unzugänglichen Alpen:
Zeuge die Alpenthäler und Enus und der Isargus,
Mißgefärbt durch die Fluth, die mit schwarzem Blute sich mischte."

Entfernt von allen philologischen Hülfsmitteln, die dem deutschen Alterthumsforscher zu Gebot stehen, und, zu unserer Schande müssen wir es bekennen, nicht einmal mit Thiersch Abhandlung über denselben Gegenstand (in seiner Reise durch Italien) bekannt, in wiefern die Konjekturen des Grafen Giovanelli wirklich neu sind, oder vielleicht sammt allen weiteren Folgerungen, zu denen wir durch dieselben veranlaßt wurden, nur uns aus Unkenntniß neu erscheinen.

Aber nicht blos das klassische Alterthum ist es, das dem Italiener beständige Aufforderungen zu wissenschaftlicher Thätigkeit darbietet. Wir dürfen vielmehr nur die Titel der bey den verschiedensten Veranlassungen in zahlreicher Menge erscheinenden Abhandlungen sehen, um uns zu überzeugen, daß neben den antiquarischen, auch eine nicht unbedeutende Masse anderer Kenntnisse aller Art in Italien selbst bey jenen Ständen Eingang gefunden hat, die durch ihre geselligen Verhältnisse von den Wissenschaften eher entfernt, als zu ihnen hingezogen werden. Mehr als die Titel zu sehen, ist aber freylich nur Wenigen vergönnt; da fast alle diese Versuche, nur in einer geringen Anzahl von Exemplaren für die nächste Umgebung des Verfassers gedruckt, aus dem Buchhandel ausgeschlossen bleiben. Ein Urtheil über den Werth derselben können wir daher nur aus der Menge fällen; und dies kann nicht ungünstig ausfallen, wenn wir anführen, daß von 754 größeren und kleineren Schriften, die im Jahr 1826 allein in Venedig und den ehemaligen venetianischen Provinzen gedruckt wurden, 223, von 490, die bis Anfang September dieses Jahres in denselben erschienen sind, 154 auf Kosten der Verfasser gedruckt und gratis vertheilt wurden *).

*) S. den Elenco delle Opere stampate e pubblicate in Venezia e nelle Provincie Venete nell' anno 1826 e nell' anno 1827. (Ven. Imperiale Regio Ufficio di Revisione dei libri e stampe.)

Digitized by Google

Nr. 96.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 30. November 1827.

Biographie.

Mémoires et mélanges historiques et littéraires par le Prince de Ligne, ornés de son portrait etc. Paris, chez Dupont 1827.

Karl Joseph, Fürst von Ligne, 1735 zu Brüssel geboren, aus einer niederländischen Familie von altem Adel, Sohn eines östreichischen Feldmarschalls, hatte von Jugend auf Neigung zum Kriegsleben, in welchem ihm seine Ahnen als Beyspiel vorangingen. In seinem achten Jahre, erzählt er, war er Zuschauer einer Schlacht, im fünfzehnten kam er mit einem französischen Hauptmann überein, daß, wenn der Krieg ausbräche, er aus dem väterlichen Hause entlaufen und sich unter einem angenommenen Namen anwerben werde, denn er wolle sein Glück nur dem eigenen Verdienst zu danken haben. Schon 1752 ward er Fahnenträger im Regimente seines Vaters, nach Verlauf von 4 Jahren Hauptmann. 1757 machte er seinen ersten Feldzug, zeichnete sich mehrmals aus, namentlich zu Breslau und Leuthen, wo er, der jüngste Hauptmann, in Abwesenheit des Obersten die Anführung des Bataillons übernahm. Er war 1758 beym Siege zu Hochkirchen, wurde zur Belohnung seiner Tapferkeit Oberst und leistete nun die ausgezeichnetsten Dienste in dem siebenjährigen Kriege, dessen Hauptbegebenheiten er auf eine so anziehende und originelle Weise geschildert hat. 1770 begleitete er Joseph II. zu Friedrich II., und man findet in seinen Briefen viel Merkwürdiges, was den Charakter der beyden Fürsten und jenen Besuch betrifft. Seinen weiteren nützlichen Diensten verdankte er den Generallieutenants-Titel; erst als der Frieden fast allgemein ward und er seiner Kriegslust entsagen mußte, wandte er sich zu den Künsten des Friedens und vervollkommnete seine früheren Studien durch Lektüre und durch Reisen in Italien, der Schweiz und Frankreich. Zu Versailles, wo er schon 1759 als Abgesandter bey Ludwig XV. erschienen war, fand er außerordentlichen Beyfall, und hier lernte er die Marquisin von Coigny kennen, eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit, an welche er später von den Ufern des Borysthenes aus die Briefe richtete, welche zu den interessantesten Theilen seiner Korrespondenz gehören. Ganz besonderen Beyfall fand er in Rußland bey Katharina II., zu welcher er seit 1782, mit wichtigen Angelegenheiten beauftragt, geschickt war; sie ernannte ihn zum Feldmarschall, gab ihm Ländereyen in der Krimm und ließ sich von ihm begleiten, als sie sich mit Joseph II. eben dahin begab. In seinen Briefen findet man eine anziehende Beschreibung dieser Reise und die originelle Zeichnung der hohen Personen, die er ganz aus der Nähe sah. Später wurde er als General der Artillerie von Joseph II. zu Potemkin gesandt, dem er bey der Belagerung von Oczakow unter den größten Gefahren beystand, ohne darum zu vergessen, seinem Fürsten außer den nöthigen Berichten ein schriftliches Gemälde des russischen Feldherrn zu schicken, das Jedermann mit Vergnügen lesen wird. 1789 theilte er mit Laudon den Ruhm der Einnahme von Belgrad.

„Mit Joseph II. bin ich gestorben,“ sagt er mehr als einmal. Als er nach dessen Tode in sein Vaterland kam, that er vergeblich sein Möglichstes, den schon zu weit gediehenen Aufruhr zu stillen. 1792 verlor er seinen ältesten Sohn in der Champagne. Erst Kaiser Franz bot ihm für seine erlittenen Unfälle mehr als eine Entschädigung. Die Zeit, im Felde zu glänzen, war für ihn vorüber, aber in den Büchern, die er nun schrieb, spricht er über nichts mit größerer Lust, als über seine brennende Leidenschaft für die Waffen. „Er schreibt die Sachen,“ sagt er selbst, „so wie sie ihm in den Sinn kommen,“ und sie kommen ihm auf eine sehr ungeordnete, unzusammenhängende Weise in den Sinn, er läßt sich auch in seinen Abschweifungen gar nicht irre machen, und kaum gibt er sich die Mühe, Sprachfehler zu vermeiden. Als General soll er seinen witzigen Worten viel zu verdanken gehabt haben, die von Glied zu Glied bey den Soldaten wiederholt wurden und ihn zum Abgotte derselben machten, aber durch seine Epigramme verdarb ers mit Vielen, und besonders mit dem Minister Thugut, der ihm vielleicht sonst 1796 das Kommando in Italien überlassen hätte. Er glaubte keine Memoiren geschrie-

Digitized by Google

ben zu haben, und doch können seine militärischen und sentimentalen Schriften (er nennt sie sentimentaires) für nichts Anderes angesehen werden. Er sah noch den Wiener Congreß. Da er ohne Vermögen starb und doch dem Herkommen gemäß seiner Kompagnie etwas verschreiben wollte, so gab er ihr die Sammlung seiner Handschriften, die er auf 100,000 Gulden schätzte, — seine Erben überließen sie freylich dem Buchhändler um ein Geringes. So erschienen i. J. 1817 die Oeuvres posthumes des Fürsten von Ligne zu Wien und Dresden, 6 Oktavbände, welchen seine von ihm selbst in denselben Städten herausgegebenen Werke, 30 Bände in 8., schon im Jahre 1807 vorausgegangen waren.

Frau von Staël gab i. J. 1809 die Lettres et Pensées du maréchal prince de Ligne heraus (1 in 8.); diese Sammlung ist meist aus der Korrespondenz desselben entnommen, welche ihr Gelegenheit genug gab, ihre Bewunderung zu rechtfertigen. Sie hat aber Meynungen und Urtheile hineingebracht, die der Verfasser seitdem zurückgenommen hatte. Auch de Propiac und Malte-Brun haben Auszüge aus den Werken des Fürsten gegeben. Mit allen diesen Sammlungen und Auszügen war er so unzufrieden, daß er sich laut darüber beklagte, und daß er selbst eine Sammlung von Auszügen drucken lassen wollte; doch starb er zu frühe, als daß er diesen Plan noch hätte ausführen können.

Graf Segur, der lange in sehr innigem Verhältnisse mit dem Fürsten von Ligne stand, drückt sich in seinen Memoiren folgendermaßen über ihn aus: „Er ließ nicht die geringste Niedergeschlagenheit in unsern kleinen Zirkel eindringen, erzählte hundert lustige Geschichten, und war bey jeder Gelegenheit mit einem Madrigal oder Liede bey der Hand. Indem er allein sich das Recht nahm, Alles zu sagen, was ihm in den Sinn kam, mischte er unter Charaden und Bilder etwas Politik, und wenn er auch sein lustiges Wesen manchmal übertrieb, so kam doch mitten im Lärm ein nützliches und anziehendes moralisches Wort aus seinem Munde. Er war Hofmann aus Gewohnheit, Schmeichler aus System, gut von Herzen und Philosoph aus Geschmack; seine Späße brachten zum Lachen und verwundeten niemals." Die Worte Segur's, daß der Fürst sein lustiges Wesen manchmal übertreibe, sind einerseits wahr, andrerseits wird man sich, auch abgesehen von der Wahrheit, nicht darüber wundern, wenn man gelesen hat, was der Fürst über seinen Freund Segur schreibt.

Daß die Schriften des Fürsten nichts anders sind als Memoiren, darf uns nicht leid thun. Ein witziger, immer abschweifender, Kopf soll lieber Memoiren schreiben als Geschichte. Auch gehören Memoiren unstreitig zu den wichtigsten historischen Quellen: „sie enthüllen," wie sich der geistreiche Heeren ausdrückt, „den verborgenen psychologischen Zusammenhang der Begebenheiten, und sind zugleich die wahre Schule für den sich bildenden Staatsmann. Aber der kritische Forscher," setzt derselbe Gelehrte hinzu, „wird bey ihrem Gebrauche nie vergessen, daß ihre Verfasser stets ihre Ansichten, nicht selten ihre Leidenschaften mit dazu brachten..." Das ist am Ende auch bey fast allen Geschichtswerken, die sich nicht blos auf die trockne Angabe der Thatsachen beschränken, der Fall; aber beym Lesen der Memoiren gehen wir eben kritischer zu Werke, als wenn wir eine rein geschichtliche Erzählung vor uns haben.

Memoiren bieten überdies für die meisten eine anziehendere Lektüre, zumal wenn sie aus der Feder eines Mannes, wie der Fürst von Ligne, geflossen sind, der über ein ganzes Jahrhundert beynahe Bericht erstattet, und der uns vom glänzenden Hofe der unglücklichen Marie Antoinette nach dem von Joseph II., vom Hofe Friedrichs des Großen zu Katharina und Napoleon geleitet; der selbst mehr als einmal für die hohen Personen, deren öffentliches und Privatleben er schildert, die wichtigsten Angelegenheiten zu besorgen hatte; der erzählen kann, was er gesehen, gethan und gehört, und dem seine Talente eine hohe Stelle in dem langen Zeitraume, den er durchlebte, anweisen.

Auch gibt sich das Werk, dessen Titel wir oben angeführt haben, für nichts anderes aus als für Memoiren, historische und literarische Miscellen. In nicht mehr als vier Bänden (in 8., jeder zu 6½ Franken), wovon der zweyte als erste Lieferung so eben erschienen ist, bezweckt es, dasjenige aus den Werken des Fürsten zugänglicher zu machen, was als besonders anziehend anerkannt ist, oder der Circonstance halber Jedem erwünscht seyn wird. Die sogenannte Circonstance ist und bleibt die Haupttriebfeder der Regsamkeit in der westeuropäischen Literatur, zumal in England und Frankreich. Die heterogensten Sachen finden sich beysammen in einem und demselben Werke durch weiter nichts als die Circonstance. Eine Giraffe kömmt nach Paris, und zu gleicher Zeit die Osagen, und allerley Neuerungen treten daselbst ein im Bereiche der Politik, und alsbald erscheinen Büchlein wie der Discours de la Girafe au chef des six Osages, traduit de l'arabe par Alibassan, interprète de la girafe etc. Tolle Hunde beißen einige Menschen, eine allgemeine Verfolgung der Hunde wird ausgeschrieben, und alsbald richten die Hunde der Hauptstadt und Departemente Briefe an einander in jedem Format, worin gar mancher politische Fingerzeig, wie man ihn kaum von einem Hunde erwarten sollte, gegeben wird. Aerzte arbeiteten sogleich ihre Materialien aus, die Bezug auf die Wasserscheu haben, Geographen beschreiben das Land der Osagen, ihre Sitten und Gebräuche, und nehmen in Ermangelung andrer Quellen

Digitized by Google

mehr als einmal ihre Zuflucht zu dem längst wiederlegten Hunter; die Anzüglichkeiten in den Schriften führen Prozesse herbey, Juristen schreiben Konsultationen, geben ihre Plaidoyers heraus; und um nicht den Schriftstellern und Buchhändlern allen Gewinn zu lassen, malen, lithographiren, sticken, wirken, graviren u. s. w. Maler, Quincailleriehändler, Modehändlerinnen, Tapezirer ꝛc. die Circonstance auf ihre respektiven Kunstwerke und Waaren. So ist es in der lezten Zeit in der Hauptstadt Frankreichs Circonstance geworden, die auswärtige Literatur, namentlich die englische und deutsche, nach Paris zu verpflanzen. Der erste Antrieb, scheint es fast, ging von denjenigen aus, deren Bestreben es ist, englische Grundsätze ins französische Herz zu okuliren, daher es auch kömmt, daß gerade die, welche in sonstiger Hinsicht ganz und gar nicht zur Opposition gehören, sich ganz besonders diesmal opponiren. Diese Opposition der sogenannten Classiques fruchtet aber nicht, und der Franzose, der zwar in Vielem nicht am Alten hängt, aber doch bisher seine alten Schriftsteller für unübertrefflich gehalten hatte, ist mit seinem Motto: Une fois lancé je ne m'arrête point bereits dermaßen ins Romantische hineingerathen, daß schon manche der eifrigsten Anrather des Auswärtigen — wiewohl zu spät — dem Drange der Verhältnisse Einhalt thun möchten. Zu spät! denn schon ist das englische Drama mit Enthusiasmus aufgenommen; das spanische, das deutsche wird nachrücken, und während bisher einzelne der gelehrtesten franz. Dichter und Prosaiker die zartesten Blüthen unserer deutschen Literatur pflückten und auf ihre Weise nach ihrer Heimath verpflanzten, ohne auch nur mit einem Worte der Quelle Erwähnung zu thun, nennen sie jezt angelegentlich die auswärtige Quelle und kennen kein besseres Mittel, ihren Bearbeitungen Zugang und Beyfall zu verschaffen. Und ihr Vorhaben gelingt ihnen um so besser, als die Opposition die niedrigsten Wege zum Gegenwirken gebraucht; denn so wie früher französische Witzlinge die erste und herrliche Produktion unseres großen deutschen Dichters in eine Karrikatur zur Belustigung des Volkes verwandelten, wagt es jezt noch die Opposition, sein gelungenstes Werk, den Faust, durch eine Bearbeitung nach ihrer Art zu einer Vaudeville-Farce zu erniedrigen.

Circonstance ist es also gegenwärtig in Frankreich, das Auswärtige — ob nun auf eine anständige Weise oder verstümmelt — ins Land einzuführen. Hat nun gar ein Fremder mit besonderem Wohlwollen über die Franzosen gesprochen, hat er sich gar der französischen Sprache bedient, so greifen Bearbeiter und Buchhändler eifrig nach seinen Werken. So verhält es sich mit denen des Fürsten von Ligne. Dazu kömmt, daß seine Schriften selbst zum Theil der Circonstance angehören. Er hat über die Griechen, über die Kapuziner, über Voltaire geschrieben, von den Frauen, den Engländern, dem Adel gesprochen, er hat Maurokordato, Segur (dreymal), den Dr. Gall, er hat Chateaubriand geschildert, und alles dies ist neben vielem Anderen der ersten Lieferung, welche wir hier anzeigen, einverleibt. Wer nun in Frankreich die Ansichten des prince de Ligne theilt, liest seine Werke, da sich Jedermann freut, bey seiner Lektüre die eigenen Ansichten wieder zu finden; und wer die entgegengesezte Ansicht über dies und jenes hat, liest sie desto eifriger, weil sie ihm zu Diskussionen Anlaß geben. In diesem Lande wird fast jedes Buch, eben weil es der Circonstance gemäß herausgegeben wird, als ein Ineditum betrachtet, und wäre es tausend Jahre alt. In sofern wird das angezeigte Werk auch in Deutschland nicht ohne Interesse seyn, einmal weil es wirklich die Quintessenz aus 36 Bänden, die neben vielem Guten manches Weitschweifige enthalten, herauszieht, dann weil man sich daraus einen Begriff über die Gegenstände machen kann, welche in diesem Augenblick den Franzosen am meisten am Herzen liegen. Der erste Aufsatz der ersten Lieferung handelt von den Griechen.

Irländische Zeitungen.

Im Laufe der lezten dreyßig Jahre haben die Erzeugnisse der irländischen Druckereyen bedeutend zugenommen. Vor der Vereinigung des Landes mit Großbritannien gab es in der Hauptstadt blos zwey täglich (des Morgens) erscheinende Blätter, gegenwärtig gibt es daselbst vier, und bis vor Kurzem erschienen sechs. In dem denkwürdigen Jahre 1798 hatte Dublin nur ein Abendblatt, jezt vier oder fünf. Wochenblätter bestehen erst seit neun Jahren in Irland, und doch kommen jezt in Dublin allein fünf solche jeden Sonnabend heraus. Auch in dem übrigen Irland wuchs die Anzahl der Journale mit großer Schnelligkeit.

Anfangs standen die irländischen Journalisten in so üblem Rufe, daß bey jeder wichtigen Angelegenheit, mit deren Diskussion die Regierung näher bekannt werden wollte, ein Schreiber zu diesem besonderen Zwecke über den Kanal abgefertigt wurde; und stand irgend einmal der Vortrag eines Redners in leidlichem Style in einer irländischen Zeitung, so konnte man daraus geradezu schließen, daß die Rede vom Parlamentsmitglied selbst an die Redaktion eingesandt war. Das beliebteste Tageblatt war damals das Freeman's Journal, ursprünglich von Dr. Lucas redigirt, dessen Freunde ihm nach seinem Tode eine Bildsäule errichteten — ohne aber im geringsten für seine verwaiste Tochter zu sorgen, — dann von einem gewissen Higgins, der den Mantel nach dem Winde hän-

Digitized by Google

gen ließ, eine reiche Frau bekam, sie zu Tode ärgerte, mit ihrem Geld das Freeman's Journal kaufte und auf solche Weise ein Mann von einiger Bedeutung wurde. Besonders beliebt wurde aber das Blatt durch den vorigen Besitzer Harvey (1806 — 1813), es war das ausschließliche Organ der Whigs, gemäßigt in seinem Ton, fest in seinen Grundsätzen, noch jezt wird es wegen seiner ruhigen Ansichten in Staats- und Glaubenssachen, wegen seiner Toleranz und weil es alle Persönlichkeiten vermeidet, von den gemäßigten Katholiken und den rechtlichen Protestanten viel gelesen. Gleichweit entfernt vom Protestantismus des Evening Mail und vom Papismus des Morning Register ist es, wie sich ein englisches Blatt ausdrückt: „weder die Zeitung von Sir Harcourt Lees, noch von Hrn. O'Connell, sondern die Zeitung des Publikums."

Die Zeitung von Hrn. O'Connell und der katholischen Parthey ist das Dublin Morning Register. Sie besteht erst seit drey Jahren und verdankt ihr schnelles Gedeihen ihrem Systeme, großentheils aber auch der Vollständigkeit, womit sie zuerst — namentlich von den Zusammenkünften des katholischen Klubs — Berichte erstattete, und der wahrhaft irländischen Indignation, welche sie in ihren Artikeln herrschen läßt.

Noch vor vierzehn Jahren druckte man zu Dublin die Ankündigungen der Kaufleute auf Papierstreifchen und gab sie so ungefähr wie die pariser petites affiches heraus. Man machte aber endlich die Entdeckung, es sey bequemer, alle jene sogenannten day-notes auf ein großes Blatt Papier zu bringen, und vervollkommnete bald die Entdeckung in sofern, als man einsah, ein Theil des Blattes könne jedesmal zu Neuigkeiten benuzt werden. So entstand die Morning Post, die immerfort den Charakter einer Handelszeitung trägt, zuweilen aber auch einen kühnen politischen Ton annimmt und zur Führerin einer besonderen, wiewohl nicht zahlreichen Parthey in Irland (der Radikalen) geworden ist. In Bezug auf Lokalsachen ist sie das beste dubliner Blatt.

Saunders's News Letter gibt sich, ungefähr wie the Morning Herald zu London, für ganz neutral aus; scheut sich aber dabey eben so wenig als dies Londoner Blatt, jede der Freyheit zuwiderlaufende Maßregel zu verfechten. Für fünf Schilling und einige kleinere Münze kann Jedermann in diesem Blatte dem Publikum seine geistigen und körperlichen Eigenschaften auseinandersetzen oder sonstige Anzeigen einrücken lassen; der Besitzer kömmt hierdurch zu bedeutendem Vermögen, und um so mehr, als unter den Artikeln des Blattes nie ein Original-Aufsaz zu finden ist.

Unter den alle drey Tage erscheinenden Blättern steht obenan die Dublin Evening Post, welche der Sache der Katholiken durch kraftvolle Beredsamkeit bedeutende Dienste geleistet hat; ihr feindlich gegenüber the Evening Mail, welches Blatt in vier Jahren erstaunlichen Erfolg gehabt hat. Es wird darin viel gegen die Regierung gesprochen, und das Privatleben wird ebendarin nicht geschont. In dem Maaße als die Anzahl seiner Leser zunahm, wurde die des Patriot, welcher das Organ der Regierung ist, geringer. The Irishman, ein volksthümliches Blatt in asiatischem Styl, besteht noch nicht lange; der Correspondent findet besonders Vergnügen an den sesquipedalia verba; der Weekly Freeman und Weekly Register schreiben die erwähnten Zeitungen, deren Namen sie auch angenommen haben, aus, und sind sehr in den Provinzen verbreitet. Im Warder sind Artikel von Harcourt Lees.

Zu den vorzüglichsten Provinzialzeitungen gehören the Cork Southern Reporter, the Leinster Journal, the Carlow Post, the Connaught Journal und the Northern Whig. Die irländischen Blätter sind noch nicht mit denen in England zu vergleichen, haben sich aber in den lezten Jahren sehr gebessert.

Italienische Literatur.

M. Tullii Ciceronis Opera ex rec. Chr. G. Schuztii additis commentaris. Aug. Taurin. 1826.

Unter den sehr korrekten Ausgaben der römischen Klassiker, die in Turin veranstaltet werden, ist die des Cicero auch für unsere deutschen Philologen wichtig, weniger wegen der zahlreichen Konjekturen des Korrektors, als weil im fünften Bande Varianten aus einem in Turin gefundenen Kodex rescriptus geliefert werden. Außerdem hat der Herausgeber die Entdeckungen von Niebuhr und A. May in Rom, so wie die von Peyron in Turin, benuzt und bey der Rede pro Plancio von den Arbeiten des berühmten Garatone Gebrauch machen können.

Bücher-Anzeige.

In Bengalen ist erschienen:

Theatre of the Hindus, Nr. 5., containing the Signet of the Minister, translated from the original Sanscrit, by H. H. Wilson, Esq.

The history of Armenia, by Father Michael Chamich, translated by Joh. Avdall, Esq. 2 vols. 8vo.

In Neuholland:

Aurora australis; or specimens of sacred poetry for the colonists of Australia. By J. D. Lang.

Sermons, by Laurence Halloran, D. D.

Digitized by Google

Nr. 97.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 4. December 1827.

Epische Literatur.

Den größten und vorzüglichsten Theil unsrer epischen Literatur bilden noch immer Uebersetzungen oder neue Ausgaben der besten ältern Dichtungen in dieser Gattung, und selbst, was die neuern und neusten Dichter an epischen Werken hervorbringen, ist mehr oder weniger nur Nachahmung jener Alten, bald des Homer und Theokrit, bald des Tasso und Ariost, bald der Nibelungen und nordischen Sagen. Wir haben keine eigenthümliche moderne epische Literatur, statt derselben aber den Roman und die Geschichtschreibung. Nur die krankhafte Anhänglichkeit an die alten Formen verführt zuweilen noch einen gelehrten schulmeisterlichen Poeten, die alten Heldengedichte kümmerlich nachzuahmen, während ein gesundes Gefühl uns lehrt, daß der epische Geist unsrer Zeit nicht in solchen verblaßten Erinnerungen, sondern in der lebendigen Auffassung unsrer eignen Geschichte und ihrer Helden beruht. In diesem Sinne hat H. Heine vollkommen Recht, wenn er Segurs Geschichte des russischen Feldzugs für das beste neuere Epos hält. Lord Byron dürfte die einzige Ausnahme unter den modernen Dichtern machen, die von den Geschichtschreibern an epischer Wirkung beständig übertroffen werden.

Der deutsche Kunstfleiß hat in dem lezten Jahre mehrere sehr schäzbare neue Ausgaben und Uebersetzungen älterer Epiker geliefert. Unter den ersteren verdienen vorzüglich die typographischen Prachtwerke des Herrn Ernst Fleischer die rühmlichste Anerkennung. Die beyden kostbar gedruckten Bände des Parnasso Italiano, Lipsia pr. Ernesto Fleischer, 1826 und 1827, enthalten Ariost, Dante, Petrarka und Tasso, und gehören zu den schönsten Druckwerken, die je in Deutschland erschienen sind. Bey Ariost müssen wir hier zugleich der neuen Auflage seiner Uebersetzung von Gries erwähnen, die bis jezt noch immer die beste vollständige Uebersetzung ist, welche wir von diesem Dichter haben, obgleich sie den einzelnen Fragmenten, welche Herr Ludwig A. Follen vor einigen Jahren in den in Zürich erschienenen europäischen Blättern hat abdrucken lassen, an poetischem Werthe nachstehn. Petrarka und Tasso sind auch prosaisch übersezt worden, jener bey Lindauer in München 1827, dieser bey Michaelis in München 1827, und man hat bey diesen Uebersetzungen immer den Vortheil der Treue, wenn auch der Mangel des Verses vielfältig den poetischen Schwung des Lesers hemmt.

Auch bey Dante müssen wir der zweyten Auflage seiner Uebersetzung von Kannegießer (Leipzig bey Brockhaus 1825) erwähnen, und beziehen uns deßfalls auf die in Nr. 28 unseres Blatts enthaltene Beurtheilung des vierten Theils dieser Uebersetzung. Ist Kannegießer auch sehr hart, und hat er die Uebersetzung vielleicht zu schwer genommen, so hat sie dagegen Streckfuß zu leicht genommen, und Härte eignet sich besser für Dante, als Glätte. Die große Schwierigkeit, Dante zu übersetzen, entschuldigt aber sowohl diese Uebersetzungen, als überhaupt den Mangel an einer besseren. Den zahlreichen Verehrern Dantes glauben wir einen Gefallen zu erweisen, wenn wir zwey Berichte des Herrn Dr. Hermes aus Italien hier einfügen.

1) Ueber den Plan und Zweck Dante's in der Divina Kommedia.

Wie zur Zeit der französischen Herrschaft in Deutschland die Zeit des altgermanischen Heidenthums, wie seit der Rückkehr der Bourbons in Frankreich die Zeit der großen Armee; so ist in Italien in unsern Tagen die Zeit der italienischen Republiken des Mittelalters der Haltpunkt, an dem sich die Hoffnung der Gegenwart aufrankt. Das deutlichste Zeichen dieser Richtung ist die Verehrung, die immer allgemeiner Dante findet, dessen göttliches Gedicht noch vor wenigen Jahren als eine Arbeit betrachtet wurde, die der Dichter „zum Zeitvertreib für sich und ohne die geringste Absicht, Ruhm dadurch zu erlangen" gemacht habe *). Die Ansicht, die man von

*) Bettinelli, Risorgimento d'Italia: un lavoro di passatempo, ch'egli compose per suo solazzo e d'altrui, non per alcuna gloria illustre; und: Dante non fece

dem Plane desselben hatte, war etwa, daß Dante eine seiner Reisen darin beschrieben, und auf derselben, wie Bettinelli sagte, mehr Grillen und Leidenschaften, als der Virgilius zu wahren Führern und Begleitern gehabt habe. Wer daran zweifelt, daß diese Ansicht vor dreyßig Jahren in Italien die allgemeine war, der lese Andres, oder schlage Tiraboschi auf; von denen der erste in seinem Werke Della origine e progressi e dello stato attuale d'ogni letteratura fragt: Warum hat Dante ein Gedicht ohne Handlung und ohne Charakter, ohne Ordnung und ohne Regelmäßigkeit machen wollen? Warum schweift er ohne Zweck in der Hölle, im Fegfeuer und im Himmel herum? Warum wählt er Virgilius zum Führer, in Lande, die dieser nie gesehen, und läßt ihn Dinge erklären, von denen er nichts gewußt hat? Warum vereint er Aeneas und das Gefäß der Erwählung, die poetische Hölle mit der christlichen, und Schlangen mit Vögeln? Warum gibt er statt eines regelmäßigen Gedichtes eine ausschweifende und alberne Reisebeschreibung? Kurz, warum führt er uns statt in einen angenehmen Ort des Pindus (a qualche delizia di Pindo) in dunkle Büsche und Labyrinthe ohne Ausgang? Und Tiraboschi ruft aus: die Komödie Dante's ist kein regelmäßiges Gedicht. Häufig stößt man darin auf unwahrscheinliche und befremdliche Dinge; die Bilder sind nicht selten ganz gegen alle Natur; viele Stellen sind langweilig und manche Gesänge kann man sich kaum überwinden zu lesen. Die Verse haben zuweilen eine unerträgliche Härte, und die Reime sind oft so gezwungen und gesucht, daß man sich des Lachens nicht enthalten kann.

Aber wie gewöhnlich bey heftiger Bewegung man von einem Extrem in das andere fällt und den Mittelpunkt verfehlt; so scheint es den Italienern auch mit ihrem Dante gegangen zu seyn. Während die Pedanten des vergangenen Jahrhunderts nichts in ihm fanden, als abgeschmackte Fabeleyen; so suchen dagegen die überspannten Köpfe des jetzigen mehr in seinem Gedichte, als er je hineinlegen wollte, und Ugo Foscolo in seinem Dante illustrato geht gar so weit zu behaupten: Dante hatte die Absicht eine neue Religion in Europa, oder wenigstens in Italien zu stiften! (Dante aspirava a fondare una nuova scuola di religione in Europa, o almeno in Italia).

Die gesunde Vernunft, sollte man denken, forderte doch vor allen Dingen, nachzusehen, ob der Dichter sich nicht selbst über seine Absicht ausspräche. Aber kaum hat man dies nöthig, da man nur die ersten Strophen der drey Theile, in die sein Gedicht zerfällt, gelesen zu haben braucht, um jedes Zweifels über dieselbe enthoben zu seyn.

Daß er im Paradiso das Reich des Himmels beschreibt, wie es seiner Phantasie und Spekulation erschien, sagt er im vierten Terzett:

> Veramente quant' io del regno santo
> Nella mia mente potei far tesoro,
> Sarà ora materia del mio canto.

Und welche andere Absicht konnte er haben, indem er dieses Gemälde entwarf, als die Menschen aufzufordern, dies Reich sich anzueignen; wozu er ihnen den Weg zeigte, indem er dasselbe der Tugend zum Lohne anwies. Dies war aber nichts weniger, als eine neue Lehre, sondern nur die alte christliche; von der er sich auch dann nicht entfernt hätte, wenn er durch diesen „Schatten des heiligen Reiches" die Menschen hätte belehren wollen, daß sie ihr wahres Glück nicht in der Befriedigung ihrer Leidenschaften, sondern in der Ruhe, zu der die Tugend führt, zu suchen haben. Etwas Neues lehrte er damit auf keine Weise, selbst seinen Zeitgenossen nicht; denn dasselbe predigte Fra Giordano: das rechte Glück und die wahre Seligkeit ist im ewigen Leben, wo alle Guten und alle Geliebten Gottes vereinigt sind; aber wer zu diesem kommen will, der muß hier bereits den Anfang machen. Und deshalb sind die Heiligen bereits in diesem Leben selig. Sie sind nicht in jener Seligkeit, welche im ewigen Leben seyn wird; aber sie fangen bereits an, und fühlen in diesem Leben einen Theil der Freude und Süßigkeit und einen Vorschmack jener Seligkeit. Daher ist es nothwendig, daß der Zustand der Seligkeit bereits hier seinen Anfang nimmt.

Eben so deutlich spricht Dante die Absicht aus, die er in den Gesängen des Purgatorio hat; man liest im zweyten Terzett:

> E canterò di quel secondo regno,
> Ove l'umano spirito si purga,
> E di salire al Ciel diventa degno.

Er wollte lehren, wie der menschliche Geist gereinigt und würdig werde, in den Himmel zu kommen; den Weg zeigen, auf dem man sich von Lastern und Fehlern befreyt, und zur Tugend gelangt, und durch die Hoffnung, die er vor Augen stellte, in den Mühen und Beschwerden stärken, die man auf diesem Wege nothwendig zu erdulden hat. Zugleich wollte er durch das Gemälde der Schmerzen, die selbst der Büßende zu überstehen hat, schrecken und auffordern, die göttliche Gerechtigkeit noch in diesem Leben zu versöhnen.

Nicht weniger offen ist sein Zweck in dem ersten Ge-

---

altro che descrivere un suo viaggio ed il capriccio non meno che le passioni, più che Virgilio, furono sue vere guide e compagne in tal via.

Digitized by Google

sang des Inferno dargelegt, (v. 114 — 117) wo Virgilius zu Dante sagt:

> E trarroti di qui per loco eterno,
> Ove udirai le disperate strida,
> Vedrai gli antichi spiriti dolenti,
> Che la, seconda morte ciascun grida,

Mit Recht sagte daher schon Boccaccio; er habe in der Hölle die Schlechten und Lasterhaften mit den schwersten Strafen belegt, um vor der Sünde und dem Laster zu warnen. Indem er alle Bosheit, Verruchtheit, Schlechtigkeit der Welt in einem großen Gemälde zusammenfaßte, indem jeder seiner Zeitgenossen bekannte Züge wieder fand, und alles Elend, alle Qual, allen Jammer, welche daraus hervorgehen, in den lebendigsten Farben schilderte, erregte er zugleich Abscheu in den Besseren und Furcht in den Schlechteren, und erreichte so auf doppelte Weise seinen Zweck, die Menschen aus dem Reiche des Lasters dem der Tugend zuzuführen. Nicht unwürdig wäre es Dantes, anzunehmen, daß er selbst an materielle Höllenstrafen nicht glaubte, sondern dieselben nur als ein Bild für die inneren Qualen brauchte, welche die Seele des Bösen zerreißen; während heitere Ruhe und Seligkeit in dem Gemüth des Guten, Tugendhaften, Vollendeten, herrscht, und der nach Besserung strebende, ringende, arbeitende Geist des Gefallenen, aber nicht ganz Verlorenen in seinen Leiden durch die Aussicht auf das Ziel aufrecht gehalten wird.

2) Ueber eine Episode der Divina Kommedia.

Lettera del professore G. Carmignani all' amico e collega suo G. Rosini, sul vero senso di quel verso di Dante. Poscia più che'l dolor potè il digiunto. Infern. Cant. XXXIII. v. 75. Pisa 1826. 8.

Riposta del Prof. Rosini alla lettera del P. Carmignani. Pisa 1826. 8.

G. Pepe, già Colonello Napolitano, Cenno sulla vera intelligenza del stesso verso di Dante. Firenze 1826. 8.

Considerazioni del Prof. Gazzeri etc. Firenze. 1826. 8.

Antologia di Firenze. Tom. XXXI. pag. 138 ff. (del celebre Monti).

Giornale sulle Scienze a Lettere delle Provincie Venete. Treviso. Guglio, p. 16.

In der ganzen Divina Kommedia, die außer dem tiefen Grundgedanken, durch den dies Gedicht eine Schule der Weisheit für Italien wird, wie Homer es im Gegensatz durch seine Objektivität für Griechenland war, so reich an eigenthümlichen einzelnen Schönheiten ist, wie außer Homer und dem deutschen Nibelungenlied, kein anderes episches Gedicht der alten und neuen Zeit, ist wieder vielleicht keine andere einzelne Stelle so berühmt, und so bewundert, als die Episode des 33sten Gesanges der Hölle, in der Ugolino sein grausames Schicksal erzählt.

> Den Mund erhub vom grausenvollen Mahle
> Jezt dieser Sünder, wischt ihn an den Haaren
> Des Haupts, das er von hinten halt' verwüstet.
> Drauf fing er an: Du willst, daß ich erneue
> Den wilden Schmerz, der mir das Herz erdrücket,
> Beym bloßen Denken, eh' ich noch gesprochen? *)
> Doch wenn zum Samen meine Worte werden,
> Der Schmach zeugt dem Verräther, den ich nage,
> So siehe sprechen mich zugleich und weinen.
> Ich weiß nicht, wer du seyst, noch um weswillen
> Hieher gekommen; doch ein Florentiner
> Erscheinst du mir fürwahr, wenn ich dich höre.
> So wisse denn: Ich war Graf Ugolino,
> Und dieser hier der Erzbischof Ruggieri;
> Nun sag ich dir, weshalb ich ihm so nahe,
> Daß durch die Wirkung seiner argen Listen,
> Mich anvertrauend ihm, ich ward gefangen
> Und drauf getödtet, ist nicht noth zu sagen.
> Doch das, was du nicht kannst vernommen haben,
> Nämlich wie grausam daß mein Tod gewesen,
> Das hör' und urtheil, ob er mich beleidigt.
> Ein kleiner Spalt im Innern jener Falle,
> Die jezt von mir den Namen hat des Hungers,
> Und drin auch andre noch verschlossen werden,
> Durch seine Oeffnung hatte mir gewiesen
> Mehrere Monden schon **), als mir der Traum ward,
> Der die Verhüllung mir zerriß der Zukunft.
> Dieser erschien, als Herr mir und als Führer,
> Die Wölflein und den Wolf zum Berge jagend,
> Der Pisa hindert, Lucca zu erblicken;
> Mit magern, gier'gen und geschickten Hunden,
> Hatt' er Gualandi mit Gismond und Lanfranc
> Vorn an der Spitze sich vorausgesendet.
> Nach kurzem Laufe schienen mir ermattet
> Der Vater und die Söhn' und spitze Zähne
> Glaubt' ich zu sehn, in ihre Seiten schlagen.

---

*) Erinnerung an das Virgilische: Infandum, regina, jubes renovare dolorem; aber wie viel einfältiger, wahrer, tiefer ist Dantes: Tu voi che i' rinnovelli disperato dolor, che il cuor mi preme, già pur pensando, pria che i' ne favelli?

**) Nach der Lesart più lune già, welche allein einen vernünftigen Sinn gibt und mit der Geschichte übereinstimmt. Die gewöhnlichen Ausgaben haben più lume, mehr Licht; aber es war vor Anbruch des Tages und folglich heut noch gar kein Licht eingedrungen. Lume für Tage überhaupt zu nehmen, ohne besonders dabey an das Licht zu denken, ist unpassend, weil der Tag in Italien mit Einbruch der Nacht anfängt. Auch ist es bekannt, daß Ugolino bereits mehrere Monate, nicht blos Tage, im Kerker lag, als er zum Hungertode verurtheilt ward; nach Villanis Florentiner Geschichte (Buch VII., Kap 127) vom März bis August 1288.

Digitized by Google

Als ich erwachte, vor Anbruch des Tages,
Hört' ich im Schlafe weinen meine Söhnlein,
Die mit mir waren, und nach Brod verlangen.
Wohl bist du hart, fühlst du nicht jezt schon Mitleid,
Wenn du bedenkst, was meinem Herzen ahnte;
Und weinst du nicht, um was pflegst du zu weinen?
Schon waren wir erwacht und nah' die Stunde,
Wo man die Speisen uns zu bringen pflegte,
Und jeder war in Furcht nach seinem Traume;
Und ich hör' schließen unter uns die Pforte
Des fürchterlichen Thurm's. Darüber schaut ich
Den Kindern in's Gesicht, ohne zu reden.
Ich weinte nicht, so ward mein Herz versteint;
Sie weinten und mein klein Anselmo sagte:
Du siehst so, Vater, sage, was dir fehlt!
Dennoch vergoß ich keine Thrän' und sprach auch
Nicht diesen ganzen Tag, und auch die Nacht,
Bis eine zweyte Sonn' aufging der Erde.
Und als ein schwacher Strahl war eingedrungen
In den schmerzvollen Kerker, und ich schaute
In vier Gesichtern meinen eignen Anblick,
Da biß ich mir vor Schmerz in beyde Hände;
Und sie, die glaubten, daß ich's um zu essen,
Aus Hunger thäte, standen plötzlich auf
Und sagten: Vater, minder wird's uns schmerzen,
Wenn du von uns ißt. Du hast uns bekleidet
Mit diesem Fleisch; du magst es uns auch nehmen!
Ich ward jezt ruhig, sie nicht mehr zu quälen?
Den Tag waren wir, und den zweyten, stumm;
O harte Erde, daß du dich nicht aufthatst!
Drauf als zum vierten Tage wir gekommen,
Warf Geddo ausgestreckt sich mir zu Füßen:
Und sprach: mein Vater, warum hülfst mir nicht?
Hier starb er. Und gleichwie du mich jezt siehest,
Sah ich die drey hinsinken, nach einander,
Am fünften Tag und sechsten. Dann bemühte
Ich mich, schon blind, auf jedem' rum zu tasten.
Drey Tage rief ich sie, nachdem sie starben,
Darauf vermochte, mehr als Schmerz, das Fasten.

Im untersten Kreise der Hölle vernimmt Dante diese entsetzensvolle That, und nachdem er die grausesten Schrecken bereits bestanden hat; aber hier bricht er, außer sich selbst, in den Fluch aus:

O Pisa, Schmach du aller, welche wohnen
Im schönen Lande, wo das Si erklingt, *)
Sind deine Nachbarn langsam, dir zu lohnen;
So steh, Capraja, auf! Gorgona! dringt
Zum Arno hin und schließet seine Mündung,
Daß er, was Leben in dir hat, verschlingt!

Wenn Dante auch nur diese einzige Episode gedichtet hätte; so wäre sie hinreichend, ihm eine Stelle neben den größten Dichtern aller Zeiten anzuweisen. Wir nahmen keinen Anstand; dieselbe — so bekannt sie auch bereits ist — in einer fast wörtlich treuen Uebersetzung in diesen Blättern nochmals abdrucken zu lassen; denn nur der Witz verliert durch Wiederholung, das Erhabne bleibt ewig gleich groß und neu.

*) Si, ital. ja. Es war Sitte, zu Dante's Zeit, die Länder oder vielmehr Sprachgebiete durch dieses Wort zu bezeichnen: Langue d'oc und Langue d'oui.

Wer zagt nicht in banger Ahnung, wenn Dante seinen bösen Traum erzählt? wem erstarrt nicht das Blut in den Adern, wenn die Schlüssel an der Pforte sich drehen und — statt der Speise — die Deutung des Traumes bringen? Und wer hat Thränen, der sie nicht vergösse, wenn die unschuldigen Kleinen sich um den Vater drängen und ihn bitten, lieber von ihnen, als seinem eigenen Fleisch zu essen?

Aber nicht Ugolino weint. Der wüthende Schmerz über das jammervolle Schicksal, das seinen Geliebten bevorsteht, jezt durch den rührenden Beweis kindlicher Zuneigung, den sie ihm geben, noch wilder entzündet, brennt mit Höllenflammen die Quelle seiner Thränen aus. Seine Augen erblinden, sie weinen nicht; und doch bezwingt er seine Qual, sie den Kindern zu verbergen! Und wenn nun sein Jüngstes sterbend ihn um Hülfe fleht, mit dem Kindesvertrauen, das auch in dieser Noth dem Vater alles möglich glaubt; wenn alle, einer nach dem andern, vor ihm hinschmachten, bis er ganz allein ist, ganz blind schon die Namen der Todten ruft, mit den Händen ihre Leichname betastet; — welche höhere Stufe kann das menschliche Elend noch erreichen, welch grausenhafteres Bild die menschliche Phantasie fassen?

Niobe ward zu Stein, als ihre Kinder vor ihren Augen in den Tod sanken, Hecuba bellte als Hündin die entsetzten Griechen an, als ihre Tochter geopfert war und die Wellen den Leichnam ihres lezten Sohnes an das Ufer warfen. — Dante zeigt uns größeren Jammer: Ugolino, der im Schmerz sich selbst zerfleischt hat, zerreißt im Wahnsinn der Wuth, im Todeskampfe des Hungers die Leichen seiner geliebten Kinder; denn

mehr vermochte, als der Schmerz, das Fasten.

Aber hier sind bereits alle Gränzen des Menschlichen überschritten; so wüthet der Tiger, der seine Jungen zerreißt, wenn sie die Mutter nicht beschüzt; der Scorpion, der seinen Stachel, mit welchem er den Feind nicht vergiften kann, gegen sich selbst kehrt. Und wenn Dante diesen Bestien einen Menschen gleichstellt, so ist zu besorgen, daß er das Interesse, welches seine Schilderung erregt hat, durch diese Uebertreibung selbst vernichte.

Wohl fühlte dies der weise Dichter; und ähnlich jenem Maler, der bey dem Opfer der Iphigenie in den Gesichtern der Umstehenden alle Stufen des Schmerzes und des Mitleides ausdrückte, das des Vaters aber verhüllte, schildert Dante uns das klägliche Ende der Kinder, welches Menschen beweinen können, das gräßliche aber des Vaters, das an Scheußlichkeit die Qualen der Hölle überbietet, läßt er uns nur errathen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nr. 98.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 7. December 1827.

Epische Literatur.

(Fortsetzung.)

Nicht dem Dichter können wir, wenn unsere Phantasie den Schleyer hebt, den er über diese Scene des Grausens breitete, den Vorwurf machen, daß er unser Gefühl durch eine allzu gräßliche Schilderung beleidigt habe. Er übertritt das Gebot des Maßes nicht, das in der Kunst, wie im Leben, das erste ist; wo die rohe Wirklichkeit dasselbe bricht, wendet er entsezt den Blick ab, wie Helios die Sonnenpferde wandte, als seine Augen das gräuliche Mahl des Thyestes schauten. Daß wir dennoch in unserm Geiste sehen, was der Dichter uns verschweigt, ist nur ein Beweis, daß dieser Jammer in der Natur des Menschen begründet ist; uns selbst müssen wir anklagen, daß unsere Brust in ihrer Tiefe diese Schrecken hegt, vor denen wir zurückschaudern. Denn wie konnten wir verstehen, was nicht ausgesprochen, sehen, was äußerlich nicht dargestellt wird; wenn wir nicht durch das Bewußtseyn, wessen wir selbst fähig sind, im Stande wären, das mangelhafte Bild zu ergänzen, was uns von dem Thun eines anderen entworfen wird?

Was ist es, was Dante sagt?

> Dann bemühte
> Ich mich, schon blind, auf jedem 'rum zu tasten,
> Drey Tage rief ich sie, nachdem sie starben,
> Darauf vermochte mehr, als Schmerz, das Fasten.

(Poscia più che il dolor potè il digiuno.)

Dazu macht der älteste Kommentar die Anmerkung: Qui mostra tra, che poichè funno morti, lo digiuno vinse lo dolore, ch'egli mangio alcuni di quelli, infine morì pur di fame, perchè non durò che non si putrefacesseno le carni loro *); und eine alte Ausgabe hat die Randglosse: quia necessitas plus quam pietas posse solet. Auch Michel Angelo in den Skizzen, die er zur Divina Kommedia zeichnete, läßt Ugolino zwischen den Leichen seiner Kinder auf dem bloßen Boden liegen, die Arme über sie ausgebreitet, Blindheit in dem starren Auge, Todesangst und Entsetzen im aufgesträubten Haar, indeß er mit dem Munde den Rücken von einem der Leichname gepackt hat.

In neuerer Zeit hat man, nach dem Vorgang Landinis, der sich sehr über den einfältigen Kommentator erboßte, Zweifel aufgeworfen, ob Dante mit dem Ausdruck: Poscia più che il dolor potè il digiuno auch wirklich habe andeuten wollen, daß Ugolino von dem Fleisch seiner Kinder gegessen habe. Und vortheilhaft war diesen Zweifeln die augenscheinliche Albernheit der Behauptung: Ugolino habe, da sie doch einmal todt waren, seinen Schmerz bey Seite gesezt, und einige seiner Kinder verzehrt, sey zulezt aber auch umgekommen, weil der Hunger ihm seine scheußliche Nahrung entzog. Dagegen erklärte man jene Stelle nun: Darauf that der Hunger, was der Schmerz nicht vermocht hatte, und machte meinem Leben und meinen Leiden ein Ende, oder, gezwungener, mit Monti: darauf wirkte die Gewalt des Hungers mir den Tod zu geben stärker, als die Macht des Schmerzes, mich im Leben zu erhalten (Finalmente più che la forza del dolore e del furore a tenermi vivo fu potente la forza della fame a darmi la morte); oder mit anderen: Darauf wurde der Hunger so stark, daß ich über diesen jeden anderen Schmerz vergaß, bis der Tod meinen Leiden ein Ende machte.

Von den Gründen, die man für die Verwerfung der alten Auslegung anführt, ist der wichtigste unstreitig: Daß Dante, wenn er uns hätte zwingen wollen, eine so ungeheure, widernatürliche That zu denken, dies uns auf irgend eine Weise zu verstehen gegeben haben müßte, was aber nicht geschehen sey. (In ogni caso qualora Dante avesse voluto far pensare un atto si alla natura contrario, il poeta l' avrebbe fatto in qualche modo comprendere) *).

*) Hier zeigt der Dichter, daß — nachdem sie gestorben waren — der Hunger den Schmerz besiegte, daß er einige von ihnen aß, zulezt aber auch vor Hunger starb, weil es nicht anders seyn konnte, als daß ihr Fleisch in Fäulniß überging.

*) Rosini pag. 29.

Digitized by Google

Minder bedeutend oder vielmehr ohne alles Gewicht sind die Nebengründe: eine solche That sey zu schrecklich, als daß sie zum Gegenstande der Poesie hätte gewählt werden können; und dann werde durch dieselbe alles Mitleid vernichtet, was die frühere Schilderung erweckt habe. Beyde Einwürfe fallen völlig in sich selbst zusammen. Denn erstens ist es nicht das Material, der Stoff, sondern die Behandlung desselben, wodurch ein Gegenstand poetisch oder unpoetisch wird. Was kann wohl schrecklicher seyn, als der Gedanke der Hölle überhaupt; und welches einzelne Schreckniß hätte Dante ausschließen müssen, nachdem er das ganze Reich der Schrecken zum Gegenstande seiner Darstellung genommen hatte? Und was zweytens das Mitleiden betrifft, das dadurch aufgehoben werden soll; so hätte vor allen Dingen bewiesen werden müssen, daß es Dante's Absicht war, dies Gefühl zu erwecken.

Doch wenn zum Samen meine Worte werden,
Der Schmach bringt, dem Verräther, den ich nage,
So siehe sprechen mich zugleich und weinen;

sagt Ugolino. Nicht Mitleiden mit den Unglücklichen, sondern Entsetzen, Indignation, Haß gegen die Urheber ihres Verderbens zu erregen, spricht der Dichter als seinen Zweck aus; und daher bricht er, nachdem die Erzählung Ugolinos geendigt ist, nicht in Klagen aus, sondern in den Fluch: der Arno möge die Stadt in seinen Wellen begraben, die solchen Frevel gesehen habe. — Außerdem war Dante nicht der Erfinder dieser Geschichte, und er hatte nicht die Wahl, sie in der Erzählung zu gestalten, wie er es für gut fand; sondern er war der Berichter einer in ganz Italien bekannten Begebenheit, und konnte daher von der geschichtlichen Wahrheit nicht abgehen, ohne die Kraft seiner ganzen Darstellung unwirksam zu machen. Ugolino sagt:

Daß durch die Wirkung seiner argen Listen,
Mich anvertrauend ihm, ich ward gefangen
Und drauf getödtet, ist nicht noth zu sagen.
Doch das, was du nicht kannst vernommen haben,
Nämlich, wie grausam, daß mein Tod gewesen,
Das hör':

Schwerer zu beseitigen scheint der Haupteinwurf: Dante habe nicht die geringste Andeutung gegeben, daß etwas so Ungeheures geschehen sey; und wenn diese Behauptung begründet wäre, so würde es uns in der That nicht leicht möglich werden, unsere und die gewöhnliche alte Deutung zu rechtfertigen. Denn da jedes Kunstwerk seine Erklärung in sich selbst tragen muß; so würden wir wenig damit gewinnen, wenn wir uns darauf beriefen, daß Dante die Bekanntschaft mit der That bey den Lesern seines Gedichts voraussetze, und daher nicht nöthig gehabt habe alle einzelnen Züge derselben herauszuheben, sondern nur die, von denen er die meiste Wirkung erwarten konnte. Dies waren gewiß nicht die lezten Augenblicke thierischer Wuth, sondern die Hingebung und das langsame Hinschmachten der Kinder und alle die fürchterlichen Stufen der Verzweiflung des Vaters, ehe er die lezte des bewußtlosen Wahnsinnes erreichte. Man versuche an die Stelle des lezten dunkeln Verses — wie es verlangt wird — die klaren Worte zu setzen: „Darauf verstummte mein Schmerz vor der Gewalt des Hungers, und ich zerriß in der Raserey die Leichen meiner Kinder, mich zu sättigen." Wird das Entsetzen, das Dante erregen will, dadurch gesteigert? oder wird dasselbe nicht vielmehr in bloßen Eckel verwandelt vor dem scheußlichen Bild, und dadurch der ursprüngliche Eindruck des Zornes, des Hasses gegen den grausamen Ruggieri, gegen die unmenschlichen Pisaner nur geschwächt? Nachdem das Härteste gesagt ist, kann jeder weitere Zusatz nur die Wirkung vermindern; und hier würde der von den Kritikern verlangte, sogar die Empörung, die gegen Ruggieri erregt werden soll, auf Ugolino ableiten. Und Ugolino selber spricht!

Es gibt Dinge, die man thun kann, aber nicht sagen. In der Bewußtlosigkeit der Raserey seine Kinder zu zerreißen, war dem liebenden Vater möglich, die entsetzliche That zu erzählen nicht. Monti verlangt, wenn Ugolino so gräßlich gehandelt habe, müsse er sich entschuldigen; die einzige wahre Entschuldigung ist aber eben der tiefe Schmerz des Schweigens und die bittere Selbstanklage, die in den Worten liegt: „Darauf ward der Hunger mächtiger, als der Schmerz." — Dies eine Wort ist beredter, als die rührendste Schilderung. Mit demselben verstummt er und kehrt mit der alten Wuth zu seinem grausen Mahle zurück. Und dadurch gibt er mimisch selbst die unzweydeutigste Erklärung von dem, was seine Rede nur dunkel anzudeuten vermochte: der Hunger, den Ruggieri ihn gezwungen hatte, an den Leibern seiner geliebten Kinder zu stillen, wüthet ewig in Ugolinos Eingeweiden, und ihn stillt er jezt an dem Fleisch Ruggieri's.

Indem der Dichter auf diese Weise die Greuelthat selbst symbolisch darstellte, vermehrte er durch das Gewicht derselben unsere Indignation gegen Ruggieri, die er durch eine Erzählung getheilt und geschwächt haben würde. Denn Ugolino in seiner thierischen Stumpfheit, in der er mitten unter den Qualen der Hölle seinen Feind zerfleischt, muß uns nicht als der Urheber, sondern nur als das willenlose Werkzeug erscheinen, durch welches das Verbrechen verübt ward und jezt bestraft wird*).

*) Daß diese Strafe keine willkührliche sey, sondern durch die Anlage der ganzen Episode bedingt, geht aus dem obigen klar genug hervor; und man würde daher Dante durch die Nothwendigkeit, in die er sich freylich selbst versezt hatte, entschuldigen können, wenn der Tadel be-

Digitized by Google

Ruggieri, nicht Ugolino, hat seine Zähne in die Leichen der unschuldigen Kinder des Unglücklichen geschlagen! Und so wird durch eine kühne Verwechslung der moralischen, mit der physischen Ursache der That, der Traum vollständig erfüllt, der Ugolino sein Schicksal bedeutete:

Nach kurzem Laufe schienen mir ermattet
Der Vater und die Söhn', und spitze Zähne
Glaubt' ich zu sehn in ihre Seiten schlagen.

Dante verweilt nicht umsonst in diesem Bilde bey den Zähnen der Hunde; er ist nicht gewohnt müßige Beywörter zu gebrauchen — etwa zur Ausfüllung des Verses, wie Homer nach der vortrefflichen Entscheidung unserer alten Philologen seine Partikeln. Ugolino sieht mit Entsetzen die Zähne, welche die Leiber seiner Kinder zerfleischen; diese sind todt, aber er fühlt statt ihrer den Schmerz, und darum sagt er: sie sind spitz, die Zähne der Hunde! Es sind nicht meine, es sind Ruggieris Zähne!

Hat Ugolino nicht gesagt:

ein böser Traum
Zerriß mir die Verhüllung unsrer Zukunft.

Dieser Traum darf daher nichts verkünden, was nicht auch geschieht. Hungrige, beutegierige Hunde jagen unter Ruggieris Führung den Wolf und seine Jungen. Bald sind diese ermüdet, und schon gefangen; da zerfleischten spitze Zähne ihre Seiten. An tragischer Wirkung kann mit diesem Traume des gefangenen Ugolino nur entfernt der Traum Chriemhildens in den Nibelungen verglichen werden, wie sie den Aar hegt, den darauf zwey Falken ihr rauben, aber jene Wirkung ginge bey Dante verloren, wenn der Traum nicht erfüllt würde, wenn die Zähne, die spitzen, die er zeigt, nicht wirklich die Wölflein zerrissen.

Aber welche Zähne konnten dies, — wenn wir die Metapher aufgeben, die der Traum und der Wahnwitz Ugolinos braucht — welche andere Zähne konnten dies seyn, als die Ugolinos selbst. Denn außer ihm war Niemand mit den Kleinen in dem Thurm. Auch geht an ihm selbst schon am ersten Tage der Traum in volle Erfüllung; der alte Wolf fühlt zuerst die Zähne der Hunde. Ugolino zerfleischt in der Wuth des Schmerzes sich selbst, wie er im lezten Todeskampfe seine Kinder zerfleischt.

So vorbereitet kann wohl Niemand, der nicht durch vorgefaßte Meynung bestochen wird, an dem Sinn der Worte:

Darauf vermochte, mehr als Schmerz, der Hunger,

irre werden; so wenig, als an der in ihrer Art eben so schönen und ergreifenden, wenn auch nicht so erhabenen Verschweigung in der Geschichte der Francesca da Rimini:

An diesem Tage lasen wir nicht weiter *).

Mailand, den 15. Oktober 1827.

K. H. Hermes.

gründet wäre, den Schlegel gegen ihn erhebt: er habe den viel größeren Verbrecher Ruggieri nicht härter bestraft, als Ugolino. Aber die Strafen in Dante's Hölle sind allegorisch; die physischen Martern sollen nur die geistigen andeuten, welche das Gewissen jedem Uebelthäter nach dem Maaßstab seiner Schuld auferlegt: Ruggieri fühlte bereits im Leben den scharfen Zahn Ugolinos; denn wie wäre es möglich gewesen, daß das Jammerbild, welches sich seinen Blicken bey Eröffnung des Thurmes dargeboten haben mußte, je aus seinen Sinnen gewichen wäre? Und dies ist die wahre Strafe Ruggieri's, gegen welche Ugolinos bestialische Wuth, da sie ihre Befriedigung findet, uns noch als Glück erscheint.

*) Und als wir lasen, wie das süße Lächeln
Von solchem Liebenden geküßet wurde,
Da küßte dieser, der nie mehr geschieden
Von mir soll werden, mir den Mund ganz zitternd;
Galeotte hieß das Buch und der's geschrieben. —
An diesem Tage lasen wir nicht weiter.

Wie Herr Ernst Fleischer sich um die italienischen Dichter verdient gemacht, so auch um Milton durch eine nicht minder prächtige, nur vielleicht im Format zu oblonge Ausgabe seiner poetischen Werke: the Poetical Works of John Milton, printed from the text of Todd, Hawkins and Others; to which is prefixed the poet's life by Edward Philips. Complete in one volume. Leipsic, printed for Ernest Fleischer, 1827. Desgleichen hat er eine sehr schöne Ausgabe von Miltons de doctrina christiana unter Sumners Redaktion, veranstaltet.

Auch Camoens, der treffliche portugiesische Sänger, ist den Deutschen endlich wieder in Erinnerung gebracht worden. Herr Donner hat den ersten Gesang der Lusiade des Luis de Camoens, (Stuttgart bey Franckh, 1827) und Proben vom zweyten im Morgenblatt (Juli 1827) verdeutscht, und, wie der erste vergleichende Blick zeigt, weit besser als der frühere Uebersetzer Heise. Man vergleiche selbst.

Heise.

Es eignet sich der Hymnen Feyerklänge
Nicht unwerth das geliebte Vaterland.
Vereinen die Zahl! Im Leben der Gesänge,
Die bey der Sterne Chor den Tempel fand,
Vernimm den Ruhm der hochgesinnten Menge!
Das Schicksal legte sie in deine Hand.
Und schöner, wie des Weltenalls Gebieter,
Glänzt dieser Heldenschaar getreuer Hüter.

Digitized by Google

D o n n e r.

Das Vaterland, nicht Gold, stimmt meine Saiten:
 Mir ist ein hoher, ewger Ruhm gegeben,
Nicht eitel ist der Lohn, wenn ferne Zeiten
 Als meines Landes Herold mich erheben.
So höre mich! Aus deines Reiches Weiten
 Werd' ich von allen Helden Kunde geben:
Dann wirst du froh, was höher ist, gewahren,
Ob König seyn der Welt, ob solcher Schaaren.

Ueberhaupt aber ist das Unternehmen, die Lusiade bekannter zu machen, sehr zu loben, und es wäre zu wünschen, daß der Uebersetzer bald das Ganze vollendete. Noch immer ist Camoens unter uns nicht so bekannt und so beliebt, als Tasso und Ariost, und er verdiente doch gleiche Theilnahme, denn seine Lusiade steht jenen italienischen Kunstgebilden keineswegs nach, vielmehr zeichnet sie sich sogar noch durch ihr besonderes historische und patriotische Interesse vor denselben aus. Er schildert bekanntlich die Thaten des portugiesischen Helden Vasco de Gama, des ersten Seefahrers, welcher Afrika umschiffte, die ostindischen Küsten auffand und hier die ersten Kolonien gründete. Diese Entdeckung gehört nicht nur Portugal, sie gehört ganz Europa an, und ist sowohl durch das Außerordentliche des Heldenabentheuers, als durch das Wunderbare und Ueberraschende der Seefahrt und der fremden Länder, ein höchst dankbarer Gegenstand für die Poesie. Auch ist der Dichter ganz Gluth und Flamme, und hat, wie Lord Byron, von jenseits des Meeres ein fremdes tiefes Feuer mitgebracht.

Wir müssen nun auch mehrere neue Produkte der epischen Muse betrachten; leider aber bestätigen sie nur, was wir oben im Eingange sagten. Sie erscheinen nur als etwas Kümmerliches und Erkünsteltes in unsrer Zeit und ahmen immer auf irgend eine Weise die alten uns längst entfremdeten Formen nach. Mag dies absprechende Urtheil in Bezug auf die Dichter selbst hart klingen, es ist und bleibt doch gerecht, sobald wir nur erwägen, daß diese Dichter ihr untadelhaftes Talent auf eine dem Zeitgeist mehr angemessene Weise hätten gebrauchen können. Sind sie reich an schönen Stellen, einzelnen Gedanken und Schilderungen, so erscheinen doch ihre Kompositionen im Ganzen als der Zeit entfremdet. Das Epos kann immer nur lebendig aus dem Volk entspringen, nicht künstlich erzeugt werden, oder dann verfehlt es die Wirkung, und dringt nicht wieder ins Volk, sondern bleibt eine gelehrte Spielerey. Homers Gedichte gingen aus dem Volk hervor, so Ossians Gesänge, so die Niebelungen, darum behaupten sie auch ewig ihre große einfache Wirkung und sprechen das Herz an; alle spätern erkünstelten Nachahmungen dieser Dichtungen aber bleiben ewig nur müßige Spielereyen.

W l a d i m i r d e r G r o ß e, ein episches Gedicht in drey Gesängen von E. J. S t a g n e l i u s, aus dem Schwedischen übersetzt von Olof Berg (Königsberg bey Bornträger 1827) zeichnet sich durch seine einfache Komposition, durch reizende Züge und durch größtentheils wohlklingende Hexameter als eine der gelungensten Nachahmungen des Homerischen Styls aus, aber freylich immer nur als eine Nachahmung. Es ist eigentlich ein Lobgedicht auf Rußland und vorzüglich auf dessen junge schöne Kaiserin, und der geschichtliche Stoff, den es zu Grunde legt, wird nur benuzt, der Huldigung des Dichters eine schimmernde Folie zu geben. Der Held des Epos ist Wladimir der Große, die Heldin Anna, Schwester des griechischen Kaisers Basilius. Wladimir ist noch ein Heide und nimmt die schöne Anna im Kriege gefangen, wird durch sie bekehrt, erhebt sie auf seinen Thron und führt das Christenthum ein. Der geschichtliche Gang ist äußerst einfach und um so schöner. Die fromme und schöne fremde Fürstentochter erscheint als der Segen Rußlands, und so ist die Huldigung des Dichters allerdings sehr gut motivirt. Um das Vergangne schicklich auch an die Gegenwart anzuknüpfen, läßt der Dichter den bekannten heiligen Antonius als Anachoreten auftreten, und der frommen Anna in einer Vision das künftige Schicksal Rußlands offenbaren.

B a c c h u s, ein Epos von Karl Baron v. N o r d e c k (Berlin bey Dunker und Humblot, 1827), scheint eine wichtige Lücke in der antiken griechischen Poesie ausfüllen zu wollen, denn allerdings bietet die Mythe des Bacchus einen so reichhaltigen poetischen Stoff dar, daß wir uns wundern müssen, warum ihn die Griechen selbst nicht in ein großes Epos gebracht haben, das gewiß unsterblichen Ruhm errungen haben würde. Einem modernen Dichter stehen dabey große Schwierigkeiten im Wege, vor allem die, daß die Mythe nicht mehr populär, sondern längst antiquarisch geworden ist. Er muß sie modernisiren, wenn sie gefallen soll, aber dann muß er sie auch verfälschen. Ein richtiges Gefühl hat den Baron von Nordeck geleitet, indem er die Formen und den Ton des Ariost gewählt, worein die heitere Mythe sich wirklich auch am heitersten einkleiden läßt; doch bleibt bey seiner Ausführung noch immer sehr viel zu wünschen übrig. Namentlich war ihm durch die Mythe selbst, so wie durch die antiken Basreliefs, worin sie so häufig dargestellt ist, und endlich durch die so tief gedachten Bemerkungen Winkelmanns über diesen Gegenstand, ein hinreichender Fingerzeig gegeben, vor allem niemals die Grazie aus den Augen zu verlieren, selbst nicht bey der Behandlung des Silen, den die Alten sich keineswegs wie einen alten betrunkenen Sancho Pansa vorgestellt haben.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Nr. 99.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 11. December 1827.

Epische Literatur.

(Beschluß).

Diesen Winken aber ist der Verfasser nicht gefolgt, vielmehr hat er sich das Beyspiel Ariosts verführen lassen, Frivolitäten einzumischen, die nun ganz und gar nicht zu den griechischen Grazien stimmen, und in eine solche deutsche Plumpheit ausarten, daß selbst Ariost sie nicht im mindesten entschuldigt. Einem Dichter, der so wenig Zartgefühl besizt, daß er dem Publikum Scenen, wie die zwischen dem trunkenen Silen und einem eckelhaften alten Weibe, bietet, einem solchen läßt sich freylich nichts anderes sagen, als: schüttle den Staub von deinen Füßen und wasche dich rein, ehe du die blanken Marmorhallen eines heitern Griechentempels betrittst. Auch hat es der Dichter mit den Versen nicht immer sehr genau genommen, und sich auch in dieser Beziehung einige vornehme Freyheiten erlaubt, wofür er sich denn von der kritischen Polizey zurechtweisen lassen muß. So reimt er unter andern:

Als nun vor Dionysos goldnem Throne
Der Reiter hielt mit seiner Nymphen Schaar,
Und schon den Mund eröffnete, dem Sohne
Des Zeus zu bieten seine Dienste dar.

Der Verlobungstag von Karl Vogel (Neustadt an der Orla, bey Wagner 1827) ist eine moderne Idylle in antiken Herametern und eine sklavische Nachahmung der Voßischen Louise. Der bekannte Pfarrer von Grünau ist hier in einen alten ehrbaren Förster umgewandelt, und das Pfarrhaus in ein Jägerhaus. Der Hausvater ist aber auch in dem grünen Rocke so gutmüthig pedantisch, wie im schwarzen, und auch die wirthliche Hausfrau und das artige Töchterchen ist ganz dieselbe. Nur heißt diese hier nicht Louise, sondern Röschen. Auch der edle bescheidene Walter erscheint als Bräutigam und Gehülfe des Vaters, und natürlich, nicht als Kandidat, sondern als Jägerbursche, weil der Vater selbst nicht Pfarrer, sondern Förster ist. Gleichfalls zeigt sich im Hintergrunde eine gnädige Gutsherrschaft, und um die Parodie vollständig zu machen, so schließt das Vogelsche Gedicht wie das Voßische mit einem muntern geselligen Gläserklirren, wenn nicht am Hochzeits-, doch am Verlobungstage des jungen Paars. Die Aehnlichkeit mit der Voßischen Louise wird um so auffallender, als auch die Herameter mit sichtbarem Fleiß nach dem Muster der Voßischen zugeschnitten sind, und, wenn sie nicht überall deren klassische Regelmäßigkeit erreichen, doch gewiß deren geschraubte und pedantische Wortstellung treulich nachahmen.

Da wir einmal bey Jägern stehen, so müssen wir doch auch eines Lehrgedichts erwähnen, das nach dem Muster von Virgils Gedicht über den Landbau, die Jägerey in Versen lehrt. Es führt den Titel: Der Jäger, ein Lehrgedicht in drey Gesängen, München 1827. Der Dichter hat sich Mühe gegeben, alle waidmännischen Kunstausdrücke anzubringen, und die Wissenschaft über der Poesie nicht zu vernachläßigen, die leztere ist daher nicht sonderlich. Das Metrum besteht durchgängig aus ungereimten Jamben.

Merkwürdig ist das Epos Gustav Adolph und Maximilian in neun Gesängen. München 1827, bey Lindauer. Der anonyme Dichter hat nicht die Absicht gehabt, ein langausgesponnenes Epos in der herkömmlichen Weise zu schreiben, er hätte sonst wohl den ganzen dreyßigjährigen Krieg oder wenigstens die Abenteuer des Schwedenkönigs im Zusammenhange darstellen müssen. Er begnügt sich, wie der Titel schon anzeigt, mit einer Episode aus jenem ewig denkwürdigen Kampfe, mit dem Zusammentreffen der Schweden und Baiern am Lech. Mit Einsicht hat er diese Scene gewählt, in welcher die eifrigsten Protestanten und die eifrigsten Katholiken sich gegenüberstanden. Es ist ihm um diesen Kontrast zu thun, denn er sieht in ihm nur das Vorbild des noch jezt nicht erloschenen Parteyenkampfs, und indem er Worte der Versöhnung reden will, beschwört er die Geister der untergegangenen Kämpfer. Seine friedliche Absicht gibt sich zunächst in der Gerechtigkeit zu erkennen, die er beyden Kämpfern widerfahren läßt. In Gustav Adolph schildert er den edeln Muth der Freyheit, in Maximilian die unerschütterliche Treue und Frömmigkeit, und hierin er-

Digitized by Google

füllt er wie Homer alle Pflichten des Dichters, denn dem Dichter muß Achill und Hektor gleich werth seyn. Um seine Absicht der Versöhnung noch deutlicher zu machen, begeht indeß der Dichter einen kleinen Fehler, indem er sich für sein Epos göttliche oder überirdische Wesen schafft, die in keiner Mythe und in keinem Volksglauben heimisch, vielmehr nur allegorisirte Verstandsbegriffe, darum ein wenig unpoetisch sind. Er läßt nämlich über dem Ganzen die personificirte Göttin Deutschlands, gleich der alten Göttin Roma, schweben und nennt sie Teuteia, ein neuerfundener, griechisch klingender, ganz unpopulärer Name. Dieser gesellt er als Kinder den Jüngling Thorning und die Jungfrau Idale zu. Der erstere bedeutet den Freyheitssinn, die zweyte die fromme Anhänglichkeit, oder wenn man sie in Bezug auf das Gedicht näher erklären will, jener bedeutet als Schutzgeist der Schweden den Protestantismus, diese als Schutzgeist der Baiern den Katholicismus. Indeß ist trotz der Unnatürlichkeit dieser poetischen Figuren doch der Gedanke, die feindlichen Parteyen als Geschwister und Kinder einer Mutter darzustellen, sehr glücklich zu nennen. Das Gedicht endet mit der Flucht der Baierfürsten und mit der Ankunft der Schweden vor München. In einer Vision wird aber die Zukunft vorherverkündet und auf die endliche Versöhnung hingewiesen. Der Ton des Ganzen erinnert einigermaßen an Ossian, wie gleich der Anfang, den wir zur Probe hersetzen wollen, beweisen wird:

> Sinnend wandelt am Ufer des Lech,
> So wie der Löwe am rauschenden Strom,
> Wenn sein Herz nach Blute begehrt,
> Schwedens Adolph.
> Niedergesunken ist die Nacht, einzeln flammen die Feuer ꝛc.

Ebenfalls von einem religiösen, doch von keinem so allgemeinen Interesse ist das Gedicht: **St. Otto**, Bischof von Bamberg oder **die Kreuzfahrt nach Pommern**, ein romantisch-religiöses Epos in zehn Gesängen von **Wilhelm Meinhold**. Greifswald in Kommission bey Koch, 1826. Der Gegenstand dieses Gedichtes ist die friedliche Bekehrung Pommerns durch den Bischof Otto. Was den kriegerischen Waffen der polnischen Herzoge nicht vollkommen gelungen war, vollendete der sanfte versöhnende Zuspruch des heiligen Mannes, der deßfalls der Apostel der Pommern genannt wird. Da weder der frühere Kampf, noch die spätere friedliche Bekehrung ein großes welthistorisches, vielmehr nur ein lokales Interesse gewährt, und auch nicht einmal für die Poesie einen hinlänglichen Stoff darbietet, so konnte der Dichter auch nur die Absicht haben, für sein specielles Vaterland Pommern zu schreiben, und er mußte aus seinem Patriotismus und aus seiner Phantasie die lebendigen Farben für sein Gemälde entlehnen, die der gegebene Stoff ihm versagte. Er hat sich deßfalls alle Mühe gegeben, und auch die Ottaverimen, in welchen das Gedicht abgefaßt ist, sind im Ganzen rein und wohlklingend, doch müssen wir bekennen, daß für so viele Mühe und für ein so glückliches Talent der Gegenstand zu wenig dankbar ist.

Ein sonderbares Lehrgedicht ist unter dem Titel erschienen: **der Tempel der Natur** oder **der Ursprung der menschlichen Gesellschaft**, ein Gedicht in vier Gesängen, frey nach Erasmus Darwin bearbeitet von Dr. A. **Clemens**, Frankfurt a. M. bey Wesché, 1827. Der als Naturforscher berühmte Erasmus Darwin ist den Deutschen nicht mehr unbekannt. Seine Zoonomie wurde schon vor dreyßig Jahren von Brandis, seine Phytologie von Hebenstreit, seine Anleitung zur physischen und moralischen Erziehung des weiblichen Geschlechts von Hufeland übersezt. Eines seiner ausgezeichnetsten Werke, den botanischen Garten, verspricht der berühmte Naturphilosoph G. H. Schubert (laut einer Bemerkung desselben in der dritten Auflage seiner Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft) nächstens zu übersetzen. Dieser botanische Garten ist ungleich den frühern wissenschaftlichen Werken ein Lehrgedicht, und eben so der Tempel der Natur, dessen freye Uebersetzung Herr Dr. Clemens uns vorlegt. Jedes solche Gedicht läßt sich aus einem doppelten Standpunkt, aus dem der Wissenschaft und aus dem der Poesie betrachten. Was den wissenschaftlichen Werth des vorliegenden Gedichtes anlangt, so läßt schon die Autorität eines so ausgezeichneten Naturforschers, wie Schubert, keinen Zweifel übrig, daß Darwins Ideen über die Natur gehaltvoll sind, und jeder Leser wird dies an dem gegebenen Gedicht selbst erproben können. Insbesondere ist der philosophische Geist des Gedichts wie der Lehre zu rühmen, denn Darwin sucht überall nicht vereinzelte Naturbilder, sondern einen lebendigen Zusammenhang des Naturganzen darzustellen, und sein Gedicht ist seit Jahrtausenden das erste wieder, das gleich den alten Kosmogonien die Natur von einem tiefen Mittelpunkt aus zu construiren unternimmt, während bisher von Aratos Himmelserscheinungen und Virgils Landbau bis auf Brokes irdisches Vergnügen in Gott und Tiedges Urania die Lehrgedichte über die Natur immer nur die einzelnen äußern und malerischen Erscheinungen derselben auffaßten. Doch ist dieses Gedicht Darwins nur insofern das erste naturphilosophische, als wir es seines Versmaßes wegen zum Unterschied vor andern naturphilosophischen Werken der neuern Zeit vorzugsweise ein Gedicht nennen dürfen; denn sonst sind allerdings naturphilosophische Gedichte in Prosa schon in großer Anzahl vorhanden. Da der ächtpoetische Werth eines solchen Gedichts nothwendig nur aus der Tiefe und Wahrheit der Lehre entspringen kann und von der Wissenschaft selbst unzertrennlich ist, so

Digitized by Google

scheint auch wohl die prosaische Form demselben am zuträglichsten. Das Versmaß eignet sich höchstens zu kurzen Sentenzen, nicht aber zu langausgesponnenen wissenschaftlichen Lehren. Demzufolge ist wirklich der poetische Gehalt des vorliegenden Gedichts nicht sehr hoch anzuschlagen, und es würde in Prosa vielleicht besser gefallen haben. Die metrische Form stört den Gang der wissenschaftlichen Betrachtung, oder steht ihr als ein ganz unpassendes Kleid an, worin sie oft sogar lächerlich erscheint. Wer möchte z. B. folgendes nicht lieber in Prosa, als in Versen lesen?

> Association, auch dich muß ich besingen,
> Die du Gedanken an Gedanken reihst,
> Die du den Tönen, die zum Ohre dringen,
> Im flüchtigen Tanz, Begriff, Gehalt verleihst.
> Was That und Wort, was Zeit und Raum bedingen,
> Dein Kind, die Sprache, zeiget es dem Geist. —
> Analogie mit dir im schönen Bunde
> Senkt ordnend sich in der Gedanken Reih'n &c.

Diese bekannte Lehre von der Association oder Vergesellschaftung der Gedanken nach gewissen Analogien oder Verwandtschaften der Gegenstände befindet sich in einem prosaischen Lehrbuch der Psychologie und Logik mehr an ihrem Orte, als in einem gereimten Gedicht. Dergleichen philosophische Paragraphen sind aber hier nur allzuviele in das widerstrebende Metrum gezwungen worden.

Hier gedenken wir noch eines Lehrgedichts über den weisen Genuß der Jugendfreuden, allen edlen Jünglingen Deutschlands gewidmet von Friedrich Helms, (Holzminden, bey Bohn, 1827.) Es ist durch keinen poetischen, dagegen aber durch seinen moralischen Werth ausgezeichnet, und da es zum Besten der Griechen herausgegeben ist, so muß man ihm recht viele Leser wünschen.

Die Ruhrfahrt, ein historisches Gemälde von Fr. Rauteet (Essen, bey Bädecker, 1827) ist ein geschichtliches Lehrgedicht, denn indem es eine Fahrt auf dem westphälischen Flüßchen Ruhr beschreibt, erwähnt es im versificirten Text selbst oder doch in den gelehrten Noten alle mögliche historische Merkwürdigkeiten, welche die Ufer jenes Flüßchens von den Römerzeiten her ausgezeichnet haben. Als Poesie betrachtet ist das Gedicht nicht viel werth, doch enthält es manche Notiz, die dem Freund specieller vaterländischer Geschichtsforschung von Interesse seyn kann.

Schließlich müssen wir noch der epischen Dichtungen von Ludwig Giesebrecht (Stettin, bey Morin, 1827) erwähnen. Sie bestehen in vier kürzern oder längern Romanzen, die sich durch poetische Ideen, noch mehr aber durch eine höchst wohllautende Sprache auszeichnen.

Dramatische Dichtkunst.

Liebe, Macht und Ehre. Die Kreuzerhöhung. Von Don Pedro Calderon de la Barca, übers. von Schumacher. Wien, bey Sollinger 1827.

Diese zwey Produkte eines der größten und herrlichsten Dichtergenien verdienen einige Worte zur Beurtheilung. Dem herrlichen Calderon ist unter den Dichtern des Abendlands eine ganz eigne Stelle anzuweisen. Nicht die reine Entwicklung eines menschlichen Charakters sucht er dramatisch in den Scheidemomenten seines Lebens zu entfalten, nicht das Schicksal das in der eignen Seele schlummert, will er sich selbst vernichten oder der höhern Vorsicht sich hingeben lassen, sondern mit beschaulicher, poetischer Klarheit stellt er die größten Ideen, die im Grunde des Geistes ruhen, symbolisch dar. Denn eben das ist der Grundcharakter seiner Poesie, daß sein unmittelbar auffassendes Gemüth die Idee so ergreift, daß sie in dramatischer Gestaltung nicht anders mehr, denn als Symbol erscheinen kann. Er zeigt uns nicht den Menschen mehr mit dem, was in ihm ist und aus ihm hervortritt, sondern nur als die Erscheinung einer in ihm verwirklichten Idee, oder mit dem, in was der Mensch ist und aus dem er hervortritt. So gränzt seine der Form nach wahrhaft occidentalische Poesie doch an die Beschauung des Orientalen, dem alle einzelne in Kunstform erscheinende Natur nur ein Symbol ist. Daher denn auch seine lyrisch glühende Sprache, die sich nicht mehr in die überlegte, mehr den Eindruck des ganzen Kunstwerks, als des Einzelnen beachtende dramatische Form fügen kann. Sein Drama ist mit Fug das symbolische, natürlich im edleren Sinne zu nennen. Nicht als ob seine Kunstschöpfungen den bewußten Zweck hätten, uns die Ideen darzustellen, die er symbolisirt, sondern seine ganze Anschauung der Welt ist von der Art, daß sein Genie nicht anders schaffen kann. So ist denn in „Liebe, Macht und Ehre,“ wirklich in den handelnden Personen die volle alle Rücksicht vergessende Allgewalt der Liebe, unterstützt durch die zur Frechheit reizende Macht von dem treuen Festhalten des liebenden Weibes an der ihrem Wesen so tief eingesenkten Ehre überwunden und es zeigt sich in diesem Schauspiel das schöne Symbol der edlen Liebe, mit der noch edleren Ehre im glorreichen Siege gegen alle weltliche Rücksichten. Eine an Calderon nicht minder lobenswerthe Eigenheit ist seine zarte Haltung besonders weiblicher Charaktere, die er gerade so weit durch äußere Verhältnisse beherrschen läßt, um eine Reihe wahrhaft dramatischer Situationen hervorzubringen, als dies möglich ist, ohne der reinen Natur Abbruch zu thun. Wenig zu verwundern ist es dagegen aber auch, wenn er hie und da, so wie ihr Geist

Digitized by Google

und ihre Gluth in ihm lebt, in die Steifheiten der orientalischen Lyrik verfällt, was in diesem Stück noch häufiger geschieht, als in dem Zweyten.

Dieses leztre ist überhaupt von größrem Umfang in geistiger Hinsicht, weil die hier dargestellte Idee, die freudige Hingebung des Schönsten und Höchsten, was die Erde beut, als Opfer des Glaubens, auch eine größere ist, als die im vorigen hervortretende war. Der Sieg des Christenthums über die Ungläubigen sowohl in Gestalt des Krieges, den Gott selbst unterstüzt, als in der Bekehrung des Zauberers Anastasio, und in dem Losreißen des Kaisers Heraclio aus den Banden der Liebe, um das heilige Kreuz zu erobern, alles dies ist eines so übernatürlichen Schlusses, wie des Gesangs der Engel würdig. Es ist das Innerste was Calderons begeisterte Seele ausströmt. Hier fließt auch am vollendetsten sein lyrischer Schwung, freyer von allen Fehlern der Steifheit oder Dunkelheit und minder als Reflexion über den dramatischen Gehalt der Situationen, denn als nothwendiger Ausdruck einer geistigen Stimmung der Handelnden. So sehr die Catastrophe des Schauspiels durch die Untreue und den Einbruch des Siroës ins Lager, so sehr der Charakter des Morlaco, beyden, Livius und Persius in der „großen Zenobia“ unsers Dichters gleichen, doch bleibt die Kreuzerhöhung eines der schönsten Werke des spanischen Meisters. Auch hat uns hier die im Ganzen gelungene Uebersetzung weit mehr befriedigt als im ersten Stück, wo sie sich oft erlaubt, die Dunkelheiten des Originals noch mehr zu verdunkeln.

D i c h t k u n s t.

Leben und Begebenheiten des Escudero Marcos Obregon oder Autobiographie des spanischen Dichters Vincente Espinel aus dem Spanischen von Ludwig Tieck. Breslau, bey Max 1827.

Das große Verdienst, das sich die deutsche Nation in neuerer Zeit, um ihre eigne frühere und um die ausländische Literatur erwirbt, gibt unserm Zeitalter überhaupt im literarischen Felde den Charakter historischer Forschung und kritischer Sichtung. Selbst einer unserer größten Dichter erfreut uns neuestens nur selten mit einem eignen Erzeugniß, desto fleißiger aber mit Meisterübersetzungen von ausländischen Meisterwerken, mit Einführung der ohne seinen großen Namen minder beachteten Schriftsteller auf die Bühne der Literatur und Hervorziehung vergeßner Werke aus dem Staub der Bibliotheken. So hat Ludwig Tieck auch mit diesem Werk uns nicht nur die Gelegenheit verschafft, eines der schönsten Werke komischer Prosa, welche die spanische Nation besizt, das uns aber zugleich das abenteuerliche Leben vieler Spanier im sechszehnten Jahrhundert, die seltsamen, bunten Sitten dieses halborientalischen Volkes und die Lebensumstände eines bekannten Dichters vor das Auge rückt, näher kennen zu lernen, sondern auch in seiner Einleitung zu dieser Uebersetzung einen von einem andern berühmten Manne unsrer Zeit bestärkten Irrthum aufgeklärt. Denn wirklich finden wir bey Vergleichung des Gil Blas von Le Sage mit dem Leben des Marcos Obregon, viele in lezterem enthaltene Erzählungen und Episoden fast wörtlich oder mit Abänderungen dem Werke des Franzosen eingefügt und wenn, wie wir unmöglich zweifeln können, außer der von Le Sage selbst eingestandnen Quellen, ihm auch die spanischen Schauspiele und Novellen so viel geschenkt haben wie Tiecks Gelehrsamkeit uns zeigt, so steht es schlecht um die gerühmte Originalität des Verfassers von Gil Blas. Ein eben so nachtheiliges Licht fällt dadurch auf die Kritik des W. Scott, der jenen vertheidigt, ohne die Quellen studirt zu haben. Das Buch des Spaniers selbst ist fließend und wohlklingend geschrieben, voll muntern Witzes und Lebensweisheit, die freylich oft in trockne, abgeschmackte Moral übergehen will, wo Tieck ihr aber häufig den Faden weislich abschneidet. Unser Marcos Obregon ist übrigens weit ehrlicher als Gil Blas, der bey aller Offenherzigkeit doch nicht selten die schönsten Picarostreiche ausübt, und eben deswegen auch dem Ton einer Lebensbeschreibung weit näher, dagegen aber Gil Blas mit größerem Romanglanz eine der interessantesten Unterhaltungen gibt und nicht selten die witzigsten Anzüglichkeiten enthält, auch viele Lebenskreise in Spanien weit reicher und voller zeigt und von jeder Seite kennen läßt, als das nur wirkliche Abenteuer schildernde Leben des Dichters. — Doch ist vielleicht Herr Tieck bey manchem Einzelnen zu streng gegen den armen Le Sage gewesen.

Literarische Notiz.

Halle, im Oktober. Die hiesige Hemmerde und Schwetschkesche Buchhandlung ist mit einer großen literarischen Unternehmung beschäftigt. In ihrem Verlage wird nämlich der Gen.-Superintendent Bretschneider zu Gotha, ein Corpus Reformatorum erscheinen lassen. Diese Sammlung soll die Werke aller Reformatoren ersten und zweyten Ranges enthalten, d. h. nicht blos die Schriften Luther's, Melanchton's, Zwingli's, Calv'n's, sondern auch die eines Hutten, Oecolampadius u. A. Sie wird in fünf Sektionen getheilt, von denen vier auf die Reformation ersten Ranges kommen, die fünfte aber die zweyten Ranges enthalten wird. Den Werken eines jeden Reformators soll sein Bildniß, ein fac-simile seiner Handschrift, eine kurze Chronik seines Lebens, eine Angabe der gebrauchten literarischen Hülfsmittel und ein vollständiges Sachregister beygefügt werden.

Digitized by Google

Nr. 100.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 14. December 1827.

Almanachs Literatur.

Taschenbuch für Damen. Auf das Jahr 1828. Mit 10 englischen Kupfern. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. XXVI. und 454 S. (3 Thlr. 4 gGr.)

Es ist eine eigne Sache um alle Palingenesien und Wiedererweckungen. Aber so viel ist gewiß, der neue Phönix muß frischer und schöner glänzen. Man verzeihe uns die Anwendung auf ein kleines Taschenbuch. Wer überhaupt über den Bücherschwall, der uns alljährig überflutet, nicht alle Erinnerung an das Verflossene verloren hat, weiß, daß das in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung früher erschienene Taschenbuch für Damen, in mehr als fünfzehn Jahrgängen, des Preiswürdigen vieles enthielt. Hier gab Goethe zuerst ein Bruchstück seiner Wanderjahre. Hier spendete Jean Paul oft aus der Fülle seiner humoristischen Bilderwelt und Bilderjagd. Aber es wurde der Verlagshandlung immer schwerer, bey dem Sturme, der von so vielen andern Herausgebern und Verlegern auf die wenigen Zeichner und Kupferstecher von erprobter Tüchtigkeit gemacht wurde, Bilder herbeyzuschaffen, die ihr genügten. Man kennt ja die chalkographischen Drangsale und Verzweiflungslitaneyen aller Taschenbuch-Herausgeber. Darum trat sie lieber ganz zurück. Neu erscheint aber wieder dasselbe Taschenbuch für Damen fürs Jahr 1828 in verjüngter Pracht und Herrlichkeit, in Format, Druck und Papier untadelhaft, mit wenigen, aber gewichtigen Beyträgen dichtender und erzählender Darstellung ausgestattet, und — wie es schon das Titelblatt ankündigt — mit zehn englischen Kupfern. Und wenn man irgend etwas einen glücklichen Fund nennen kann, so ist es dieser. Unser wackerer und seine Unternehmungen stets verständig berechnender Landsmann Ackermann in London (aus einem wandernden Sattlerburschen von Schneeberg im sächsischen Erzgebirge und dann aus einem Wagnergesellen in Brüssel zu einem der ersten Londoner Kunsthändler emporgewachsen und jezt durch wohlgerathene Söhne sein Geschäft bis nach Ostindien und Mexiko erstreckend) hat vor sechs Jahren, wie bekannt, zuerst das deutsche Taschenbuchwesen an die Themse verpflanzt. Sein Forget me not gewann sogleich die Gunst der schönen, sentimentalen Brittinnen und fand bald auch herüber zu uns nach Deutschland seinen Weg. Dichter und Dichterinnen der Seeschulen und der Moor'schen Sippschaft banden die zierlichsten Blümchen an dies Vergißmeinnicht. Am meisten Noth machte dem Herausgeber, Schoberl, auch einem Deutschen, die Erzählung in Prosa. Doch auch dafür wurde bald Rath. Die ersten Kupferstecher in London: Finden, Davenport, Wallis, Warren, Freebairn, Le Keur wurden für die Zeichnungen eines Stothard, Smirke, Corbould, Stephanoff, Owen, Westall gewonnen. Eigenthümer ausgezeichneter Gemälde und Zeichnungen erlaubten Kopien, alles vereinte sich, um etwas Ausgezeichnetes zu leisten. Denn bald lockte das Vergißmeinnicht eine Menge Nebenbuhler, so daß ihre Zahl jezt schon auf 10 gestiegen ist, das Amulet, Keepsake u. s. w. traten als gefährliche Mitbewerber um die Gunst des Publikums auf, aber das Vergißmeinnicht von 1828 überstrahlte sie alle in Zierlichkeit der Bilder und Mannichfaltigkeit des Gehalts. Aber welche Mittel konnte auch ein Verleger aufbieten, der bey dem diesjährigen Taschenbuch auf sechszehntausend Käufer — so hoch gibt ein Brief des übrigens bescheidnen Mannes die Zahl der Abnehmer in allen Welttheilen an, wohin der brittische Dreyzack reicht, — rechnen konnte. Die Bilder, welche dies neueste Vergißmeinnicht zieren, überbieten in der That alles früher geleistete. Dreyzehn Bildertafeln sind, wenn auch von verschiedenem Werthe, doch als Meisterwerke, mit einer unbeschreiblichen Feinheit und Zartheit in der Vollendung, die man wohl nach dem Maaßstab, den wir in Deutschland anzulegen gewohnt sind, hier und da einer nebulistischen Tendenz und überverfeinerten Verblaßenheit bezüchtigen mag, aber schwerlich bey uns je übertroffen wird. Von 10 dieser bewundernswürdigen Leistungen wußte sich nun die Cotta'sche Buchhandlung für ihr Taschenbuch die Abdrücke zu verschaffen und schmückte damit ihr so kräftig erneuertes Unternehmen. Dabey mag die Versicherung hier wohl an

Digitized by Google

ihrer Stelle seyn, daß diese Abdrücke die ungeschwächte Klarheit und Kraft derer, die in dem Forget me not vor uns liegen, vollkommen behaupten, und daß man zwischen diesen und jenen keinen Unterschied bemerkt. Wir können uns das Unbegreifliche dieser Ausdauer nur durch das erklären, was wir von besonderer Härtung der Kupferplatten in England, aber auch von dem Alles an Dauerhaftigkeit überbietenden *Eisenstich* uns haben erzählen lassen. Auch muß die kluge Behandlung beym Abdruck hier wohl in Anschlag gebracht werden, die ja schon beym gewöhnlichen Kupferstich die guten Drucke um mehrere Hundert zu vervielfältigen vermag. Doch bis Kundigere uns darüber weitere Aufschlüsse mittheilen, genüge es hier, das Vollendete, wie es vor unsern Augen liegt, anzuerkennen. Mit Recht wählt der deutsche Herausgeber das gleichsam mit Geisterhand uns berührende Bild, „wo Todte leben in der Schwester Traum," wo drey früher verstorbene Schwestern in ätherischer Klarheit zur noch lebenden Schwester, die ins neue Jahr hinüber schlummert, herabschweben, den Sister's dream, zum Titelblatt, während im Englischen, was hier das dritte Bild ausmacht, die zum Altar sich schmückende Braut, the Bridal Morning, als Titelbild erscheint, welches uns trotz aller Zartheit, welche Finden dieser in den Spiegel blickenden Braut, und den sie umgebenden Brautfräulein und Zofen zu geben verstand, doch als eine eitle Putzscene kalt läßt. Wir wollen, statt alle übrigen Bilder einzeln durchzugehen — vergebene Mühe, wo nur das Auge glauben kann — auf das vorletzte Bild, *die siebente Plage von Aegypten*, wie Moses die prachtvolle Nilstadt mit Hagel und Feuer überschüttet, die Aufmerksamkeit derer zu leiten suchen, welche es noch nicht sahen. Es ist nach einem berühmten Vorbild von Martin, welches der Besitzer, ein Herr Lupton, zu diesem Zweck mittheilte, von Le Keux unübertrefflich gestochen. So viel Schrecknis in so kleinem Raum. Ueber die wundervolle Ausführung bedienen wir uns gerne der Worte des kundigen Kommentators. „Immer neue Schaaren stürzen sich dem Obdach dieses Riesentempels zu. Wenn sich unsre Leser die Mühe geben wollen, dieses Blatt durch ein gutes Vergrößerungsglas zu betrachten und die menschlichen Figuren einzeln zu mustern, so werden sie deren in diesem kleinen Raum mehr als *Hundert* zählen können, die Gestalten der ägyptischen Mythologie ungerechnet, die der Künstler (an den Sockelfriesen und Architraven) eben so getreu gezeichnet hat, als er sie sinnreich benüzt, einen erhabenen Gegensatz anzudeuten."

Und das bringt uns nun auf die diesen Bildern beygefügten Erklärungen, wodurch sie einen entschiedenen Vorzug vor allen jenen kleinen Songs und poetischen Ergießungen erhalten, womit der englische Leser sich bey Betrachtung der Bilder abspeisen lassen muß. Auch ohne daß er sich genannt hat, wird man in ihm sogleich den ungenannten Ordner des ganzen Taschenbuchs, W. *Hauff*, erkennen. Nur einem so schönen Talente konnte die Zusammenstellung des zweyten Bildes, welches das verschämte Mädchen, beym Juwelier sich den Brautring suchend, so ergreifend uns vorführt, mit der durch Putz verblendeten Braut im dritten Bilde so gelingen, daß die Erklärung nun selbst schon ein kleiner, wehmüthig genug redender Roman geworden ist. Und um von W. *Hauff* sogleich das Beste anzusehen, er beschenkt auch dies Taschenbuch selbst mit einer Novelle, *das Bild des Kaisers* überschrieben, die wir unbedenklich zu dem Geistreichsten und Gelungensten zählen, was in dieser Herbstflora so vieler Taschenbücher und vornehmbenamter Almanache im Felde der Erzählung aufgesproßt und abgeblüht ist. Ein märkischer Junker kommt auf eine schwäbische Ritterburg und wird von einem ächten schwäbischen Mädchen, der neckend-besonnenen Anna, in die er sterblich verliebt ist, endlich zum Brautführer gemacht zu einer Ehe, wo eine Kopie von Napoleons Bild, wie er den Simplon hinauf reitet, nach David, zum Talisman wird, der allen Mißklang in Wohllaut auflöset. Doch die Geschichte ist es nicht, die hier berücksichtigt werden soll, wiewohl der fein spottende Satyr, der dem trefflichen *Hauff* über und unter dem Monde so treu zur Seite stand, schon in dieser Zusammenführung des Ungleichartigsten und dem Siege des Schwaben über den Märker überall schalkhaft genug hervorguckt, sondern die geistreiche Abwägung des Für und Wider in den hier so anmuthig eingewebten Konversationen, das leichte Spiel der Rede und Gegenrede, die tiefen Blicke ins Menschenherz und in Weltverhältnisse, die sich hier kund geben, das ist es, was uns in dieser, alles Wunderhaften glücklich entkleideten, einfach-leichten Darstellung so anzieht und uns das Urtheil erlaubt, daß in dieser Novelle die ganze Kraft seiner Eigenthümlichkeit hervortritt, und daß *Hauff* auch in dieser so schwierigen Form ganz Vorzügliches geleistet haben würde, wenn ihm nicht — mit tiefer Trauer schreiben wirs nieder — die neidische Parze so schnell den Faden durchschnitten hätte. Von ganz anderm Metall ist die fast die Hälfte des Buchs ausfüllende Novelle: *Venus in Rom* gegossen. Ihr Verf. *Alexis Wilibald* beurkundet darin aufs neue die seltne Macht seiner Phantasie, die uns nicht blos ein Walladmor und Schloß Avalon vorzuzaubern versteht, sondern auch einen deutschen Ritter, Hubert von Stein, der unter Papst Leo X. zu seinem indeß wahnsinnig gewordenen Savelli nach Rom wallfahrtet, und in den grausen Abenteuern, die den Ketzer dort erwarten, die Sage des treuen Eckart, und des deutschen Venusberges mit einem antiken Venusbilde und einem dieser Statue angesteckten Ringe auf die genialste Weise zusammen zu

Digitized by Google

schmelzen wußte. Das Feuer, das hier zum Guß angeschürt wurde, wird freylich mit allem genährt, was Deutschland unter Maximilian I. in Italien zu Anfang des 16ten Jahrhunderts üppig genug darbot, und in dem Widerschein seiner Flammen spiegelt sich die seltsamste Groteske. Georg Döring's Amerikanerin mit den Neugierigen im deutschen Kaffeehause und dem drolligen Weinhändler, dem Schwippermann, wird auch seine Liebhaber finden. Aber ausgezeichnet sind auch die hier aufgenommenen Gedichte. Eduard von Schenk hat Nachtviolen in 12 Sonnetten beygetragen, die er im 20sten Lebensjahre in wahrhaft petrarchischen Anklängen sang. Michael Beer's Stammbuchblätter, Matthisson's Jubelruf der Würtemberger, des Neckars Treue von Karl Grüneisen, das Gastmahl des Theoderich von Streckfuß, zwey gewiß fortlebende Romanzen, die geistreichen Umdeutschungen der drey Tage Colombs von Delavigne durch den trefflichen G. Schwab, werden hoffentlich selbst von denen nicht überschlagen werden, die schon lange gewohnt sind, alles, was wie ein Vers aussieht, in unsern Taschenbüchern als eine lose Speise für überfüllte Mägen zu überspringen. Endlich hat auch der Verfasser der bekannten Schicksalsgabel, Graf Platen-Hallermünde, ein einaktiges Drama, der Thurm mit sieben Pforten (abwechselnd in reimfreyen und gereimten Jamben) mitgetheilt, worin ein Dey von Tripolis, dem ein neapolitanischer Ritter seine unter sieben Pforten verriegelte Rosalba entführt, zugleich mit seinem Mohren aufs unbarmherzigste gefoppt und genöthigt wird, die von ihm mit rasender Eifersucht Bewachte dem Entführer selbst in den Hafen und ans Schiff zuzuführen. Die Frage darüber wird immer die bleiben, ob der Gimpel von einem Dey oder die Zuschauer, die wir uns doch vor der Bühne sitzen denken müssen, mehr dadurch mystifizirt werden sollen. Wenigstens halten wir die Schlußworte des Mohren, womit er die verblüfften und geduldigen Zuschauer entläßt:

> Ja thut das Möglichste: verzeiht den Schwank,
> Dann wascht ihr wirklich einen Mohren blank,

für das Nüchternste und Wahrste im ganzen sehr leicht und angenehm versifizirten Stück.

Böttiger.

Philosophie.

Elementi di filosofia di P. Galuppi. Tomi cinque. Messina, 1821 al 1827. 8.

In einem Blatt, das für die gemischte Lesewelt bestimmt ist, und zumal des Beyfalls der Damen sich erfreut, wird man keine kritische Beurtheilung eines philosophischen Systems erwarten; aber überraschen wird es gewiß Manchen, der Italien nur aus den Berichten unserer Reisebeschreiber kennt, zu vernehmen, daß ein solches System in dem ungastlichen Lande der Cyclopen erscheinen und, was noch mehr ist, von einem Ende der Halbinsel bis zum andern gelesen werden kann. Erfreut sich doch kaum in Deutschland ein Philosoph des Glücks einen andern Leser zu finden, als sich selbst; und dann ist er nicht immer sicher, verstanden zu werden. Das Letztere haben indeß ausländische Philosophen bey weitem leichter; da man selten von ihnen Belehrung über Dinge verlangt, die sie selbst nicht wissen, und namentlich in Frankreich und Italien lieber zu der Armuth seine Zuflucht nimmt, die aber ihre geringen Vorräthe gut geordnet hat, und in jedem Moment das Bedürftige daraus mittheilen kann, als zu dem Reichthum, der seine Schätze theils in unergründlichen Tiefen vergraben, theils in einer unendlichen Reihe von Kisten und Kasten verwahret hat, in denen er sich selbst nicht zurecht finden kann.

Galuppi gab im Jahr 1819 sein Saggio filosofico sulla critica della conoscenza (philosoph. Versuch über die Kritik des Wissens) heraus: eine Analysis des menschlichen Denkens, mit einer Untersuchung der wichtigsten Lehren der Ideologie, des Kantismus (kantismo) und der Transcendentalphilosophie. Seitdem sind seine Elemente der Philosophie in folgender Ordnung erschienen: erster Theil: Elementi della logica pura, im Jahr 1821; zweyter: Elementi della psicologia, im J. 1823; dritter: Elementi dell' ideologia, im J. 1824, vierter: Elementi della logica mista, im J. 1825, und der letzte Elementi della filosofia morale im J. 1827.

Vielleicht interessirt es unsere Leser, eine kurze Anzeige des Inhalts der Elemente der „reinen Logik", mit denen dies Werk eröffnet wird, in den eigenen Worten des Verfassers zu erhalten: „Es ist die reine Logik, die in dem kleinen Bändchen (120 S.) enthalten ist, welches ich die Ehre habe, Ihnen vorzulegen; dasselbe ist, obgleich von unbedeutendem Umfang, bestimmt, Denker zu bilden. Jedes der fünf Kapitel, aus denen es besteht, soll, meiner Absicht nach, vereinigt mit seinen übrigen Lehren einen Hauptsatz enthalten, mit welchem die Unterschiede der Meynungen, welche heute im Gebiete der Philosophie herrschen, in der innigsten Verbindung stehen. In dem ersten Kapitel gebe ich den Unterschied zwischen der reinen Erkenntniß und der aus der Erfahrung abgeleiteten Erkenntniß an. Weil Destutt Tracy diesen wichtigen Unterschied nicht berücksichtigte, ist er in den Empirismus gefallen; indeß auf dem Mißbrauch desselben die Transcendentalphilosophie gegründet ist, die gegenwärtig in Deutschland herrscht. Das zweyte Kapitel untersucht die berühmte Streitfrage von den synthetischen Urtheilen

Digitized by Google

a priori, von welcher die Revolution ausging, die Kant in der Philosophie hervorgebracht hat. Ausserdem untersucht dasselbe die verschiedenen Arten, Definitionen zu machen; eine Untersuchung, welche die Vorbereitung zu der in der gemischten Logik (logica mista) über den Einfluß der Sprache auf die Urtheile enthält, worüber in unsern Tagen viel geschrieben worden ist. Das dritte Kapitel löst eine der Hauptaufgaben der neuern Logik, nämlich, wie das speculative Urtheil, obschon es auf der Identität beruht, nichts desto weniger belehrend seyn kann. Das vierte Kapitel gibt den Unterschied zwischen der Art der Ableitung unserer Ideen und der der Ableitung unserer Kenntnisse an. Das fünfte und lezte Kapitel bestimmt die noch keineswegs allgemein gekannten Gesetze der analytischen und der synthetischen Methode."

Italienische Literatur.

Lettere Bibliografiche di Costanzo Gazzera. prof. etc. Torino. 8.

Nicht ohne Interesse war uns diese kleine Schrift, welche vor Kurzem, ohne Angabe des Datums, in Turin erschienen ist; da der erste der beyden Briefe, welche sie enthält, Nachrichten über mehrere seltene italienische und französische Bücher des fünfzehnten Jahrhunderts gibt, z. B. das Doctrinal des filles, den Roman von Pontus und der schönen Sidonia u. a., und der zweyte Beyträge zu der Kritik eines Werkes lieferte, mit dem wir uns eben beschäftigten: der Storia della letteratura ligure von G. B. Spotorno.

Spotorno wird mit allem Glimpf auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, die er bey seinem Versuche antrifft, Alba den Ruhm zu entziehen, den Imperator Pertinax geboren zu haben; da in dieser Hinsicht der Text des Xiphilinus zu unzweydeutiges Urtheil ablegt. Es wird zugegeben, daß der im eilften Jahrhundert so berühmte Bischof Grossolano kein Lombarde gewesen sey, aber behauptet, daß daraus noch keineswegs folge, daß er Genueser gewesen seyn müsse; vielmehr scheine seine Kenntniß des Griechischen die allgemeine Annahme, daß er ein Calabrese — aus dem alten Großgriechenland — gewesen. Und außer mehreren anderen ähnlichen Berichtigungen — von denen indessen die angedeuteten hinreichend sind, um zu zeigen, wie sehr Spotorno den gewöhnlichen Fehler der Italiener einer oft lächerlichen Eingenommenheit für ihre Vaterstadt und Provinz theilt — wird Mailand die Ehre erhalten, die Vaterstadt des bekannten Buchdruckers Filippo Lavagna gewesen zu seyn. Alles dieses kann in der angeführten kleinen Schrift des breiteren ersehen werden.

Literarische Notiz.

Von geschichtlichen Werken sind zu London erschienen:

Eines ungenannten Augenzeugen historische Uebersicht der portugiesischen Umwälzungen seit dem Schlusse des Krieges der Halbinsel, mit einem vollständigen Berichte über die Begebenheiten, welche zu dem gegenwärtigen Zustande des Landes führten; — Emma Roberts, Memoirs of the rival houses of York and Lancaster (Geschichte Englands von Eduard III. bis zum Falle Richards III.) 2 Bde.; 1 Pf. Sterl. 6 Sch.; — der erste Theil einer neuen Geschichte von London mit vielen Darstellungen der dortigen Alterthümer ꝛc., von Thomas Allen (8 Sch. 6 D.; — Historic doubts relative to Napoleon Buonaparte (2 Sch.).

Novellen und Poesie: London in the olden Time, 2ter Theil, besteht aus Erzählungen, welche die Sitten, Bräuche und den Aberglauben der alten Londoner darzustellen bestimmt sind, und sich auf nähere Beschreibung mancher Lokalitäten des alten Londons vom 12ten bis zum 16ten Jahrhundert einlassen; — drey Feengeschichten aus dem Deutschen, von Grimm; — W. St. Rose's Uebersetzung des Orlando Furioso, 5ter Band; — der fünfzehnjährigen Dichterin Maria Anna Browne Mont Blanc u. a. Gedichte; — Hood, the Plea of Midsummer Fairies u. dgl. m.; — J. Montgomery, the Pelican Island u. a. Gedichte (8 Sch.)

Stray Leaves, including translations from the lyric poets of Germany, London 1827, beginnt, eine Lücke in der Kenntniß, welche die Engländer von unserer Literatur haben, zu füllen. Das Drama, Epos und die Novellen sind schneller aus Deutschland nach England gewandert, als die kleineren Erzeugnisse unserer Muse. In dem genannten Buche wird unter andern Mehreres von Herder auf eine gelungene Weise zum ersten Mal in England bekannt gemacht. Gute Aufnahme fand in London eine von G. F. Richardson bearbeitete Auswahl aus Körner's Werken, begleitet von der durch Körner's Vater verfaßten Lebensbeschreibung des zu frühe hingeschiedenen deutschen Dichters.

Bredow's Weltgeschichte ist englisch bey Treuttel und Würtz erschienen. Ueberhaupt finden die deutschen Schulbücher immer mehr Eingang in England.

Digitized by Google

Nr. 101.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 18. December 1827.

Dichtkunst.

Phantasien im Bremer Rathskeller; ein Herbstgeschenk für Freunde des Weines von Wilhelm Hauff. Stuttgart, bey Gebrüder Franckh, 1827. (Guter Wein ist ein gutes, gefälliges Ding, und jeder Mensch kann sich wohl einmal davon begeistern lassen. Shakespeare.)

Ein schönes und würdiges Denkmal hat der früh vollendete Dichter durch dieses an Umfang kleine, aber an Inhalt desto reichere Werk seinem Namen gesetzt. Es verdient unstreitig unter allen seinen Arbeiten den Vorzug, nicht nur, weil uns in demselben seine vielseitige Laune, seine lebendige Darstellungsgabe in weit höherem Grade noch begegnen, sondern weil er darin, unabhängig von fremden Individualitäten, durchaus seine eigene uns aufgeschlossen hat. Zu welchen Aussichten diese Dichtung berechtigte, wenn dem jungen, lebenskräftigen Dichter seine Tage unter uns wären gefristet worden, mag der Freund des Schönen aus dem hier geöffneten Garten voll heiterer Blumen und phantastisch-lieblicher, sinnreicher Gebilde selbst entnehmen.

Doch, wir können unsere Leser für die vorliegende Schrift auf keine passendere Weise gewinnen, als durch einen kurzen Ueberblick über das Ganze. Die angezogenen Stellen sollen zugleich ein Beweis für die Reinheit des Styls und die Gewandtheit der Sprache seyn.

„Der Dichter hatte, so beginnt die Erzählung, die Aufforderung seiner Freunde, sie zu einem der glänzendsten, musikalischen, tanzenden und deklamirenden Butterbrode in der Stadt Bremen zu begleiten, abgelehnt. Was ihn zurückhielt, war, außer der Gewißheit, daß er in der Gesellschaft seine Geliebte nicht finden, und daß er mit seinem Trübsinn und finstern Wesen, das er heute nicht verbannen wollte, die Freunde langweilen würde, ein vom Rathe der freyen Stadt auf seine Person ausgestelltes Patent, in dem hochberühmten Rathskeller die alten Rheinweine zu kosten, und der besondere Wunsch, dies allein zu thun, nicht aus schnöder Trinklust, sondern weil heute — am ersten September — sein Schalttag war. Er hat nämlich von seinem Großvater die Sitte angenommen, von Zeit zu Zeit Einschnitte in den Baum seines Lebens zu machen, an einzelen Tagen in abgeschiedener Ruhe seine Vergangenheit zu überschauen und sich ihrer Gaben zu erfreuen. Um zehn Uhr Abends tritt er in den Keller, der erstaunte Rathsdiener führt ihn mit Widerstreben, weil diese Nacht eine gefährliche, weil der erste September Jahrestag der Rose sey, wo die Weingeister alle bey der Nacht aufstehen und einander besuchen sollen, durch die weiten Räume und langen Gänge des unterirdischen Weinpallastes zu dem Gewölbe des Bacchusfasses, zu der Halle der zwölf Apostel, wo er die Proben des hundertjährigen und älteren Rheinweins trinkt und den feyerlich stillen Katakomben dieser Fürsten des Weins einen dithyrambischen Gruß darbringt, und endlich zu der Königin des tiefen Schlosses. „Da lag sie, die alte Rose; groß, ungeheuer, mit einer Art von gebietender Hoheit. Welch ungeheures Faß; und jeder Römer ein Stück Geldes werth! Anno 1615! Wo sind die Hände, die dich pflanzten! wo die Augen, die sich an deiner Blüthe erfreuten? wo die fröhlichen Menschen alle, die dir zujauchzten, edle Traube, als man dich abschnitt auf den Höhen des Rheingaus, als man deine Hüllen abstreifte und du als goldener Born in die Kufen strömtest? Sie sind dahin, wie die Wellen des Stromes, der an deinem Rebenhügel hinabzog. Wo sind sie, jene alten Herren der Hansa, jene würdigen Senatoren dieser alten Stadt, die dich pflückten, duftende Rose, dich verpflanzten in diese kühlen Räume zum Labsal ihrer Enkel? Gehet hinaus auf Ansgarii Friedhof, gehet hinauf zur Kirche Unserer lieben Frauen, und gießet Wein auf ihre Grabsteine! Sie sind hinunter, und zwey Jahrhunderte mit ihnen.“ (S. 28. 29.) Der ängstliche Rathsdiener läßt nach langem Kampf und Zögern endlich den Begeisterten in einer geräumigen Halle zurück, die er hinter sich verschließt, und nun beginnt bey neun Kerzen mit der ersten von drey Flaschen 23ger Rheinweins der Schalttag, die selige Einkehr des Dichters in sich selbst und die

Digitized by Google

liebliche Zusammenreihung der schönen Bilder, die in seinem Jugendleben an ihm, dem Glücklichen, vorübergezogen waren. Mit jedem neuen Glase hält er sich einen neuen Abschnitt seiner Vergangenheit vor, die wenigen süßen Erinnerungen der Kindheit, die arglosen Spiele des Knaben, die geheiligten Plätze der frühesten Thätigkeit und Wonne, die Genossen jener goldenen Tage, drauf die Neigungen, Gedanken und Schicksale des Jünglings, die erste Lektüre und Lust an Poesie, dann jenes „hohe, edle, rohe, barbarische, liebliche, unharmonische, gesangvolle, zurückstoßende und doch so mild erquickende Leben der Burschenjahre", die Gegenstände seiner Liebe — dies Alles gleitet an seinem inneren Auge vorüber. Nun ist es Mitternacht, die Thüre geht auf. Es kommen in sonderbare, altfränkische Tracht gekleidete Männer, erst zwey, dann viere. An ihrem Aeußeren, ihrer Sprache, ihrem Benehmen geben sie sich als die Geister der Apostelfässer zu erkennen. Endlich erscheint im Gefolge des hölzernen Bacchus und der übrigen Apostel Jungfrau Rose, im Kostüme der ehrbaren Frauen von Kölln oder Mainz, Anno 1618. Nun halten sie bey der Bedienung des knöchernen Kellermeisters ein Trinkgelage nach Weise der deutschen Ahnen. Eine eifersüchtige Scene zwischen Rose und Bacchus läßt uns die Vorwürfe gegen den Letzteren hören, er gebe sich mit den Französinnen von Bordeaux und Champagne, ja selbst mit den süßlichen Spanierinnen ab, worauf Bacchus die Verwandtschaft der Sennora Ximenes mit den Rheinländern geschichtlich darthut. Der Dichter wird nun mit Einem Male erst erkannt. Er insinuirt sich bald bey den alten Herrschaften, wie durch seine kurzen, derben Antworten, so besonders durch seine Liebe zum Rheinwein. Die Alten ergießen sich in Klage über den Verfall der Zeiten, über den jetzigen Geschmack an süßen Weinen und namentlich an Thee, Bier u. s. w. Die Rose erzählt von der Kraft der Vorfahren im Trinken eine Geschichte aus dem dreyßigjährigen Kriege, woran sich die schauerliche Kunde des Kellermeisters von sich selber reiht, der, um zu seinem Posten zu gelangen, seine Seele dem Teufel verschrieben hatte, und eben im Begriffe ist, das Loos seiner Seele nach dem Tode zu erzählen, als mit fürchterlichem Pochen — der steinerne Roland vom Bremer Markte hereintritt. Er sezt sich in die Gesellschaft, und die gemeißelten Züge verschönert ein sanftes Lächeln und sein Mund wird voll des Lobes alter Tage, nachdem er einen Becher Engelheimer geleert. Nun wird von Bacchus die Pflanzung der Reben durch Karln d. G. im Rheingau erzählt, und in Wahrheit sind seine Worte voll Duftes und Kraft, wie gesprochen von dem Geiste des alten Rheinweins. Lieder gehen in die Runde. Nach dem Rheinweinliede von Klaudius wird der Dichter aufgefordert, aus der neuen Zeit zu erzählen, und als der für die Griechensache begeisterte Paladin die hülflose Lage dieses Volkes erfährt, stürmt er wild aus der Halle. Die anderen erheben sich zum Tanz, und am Ende wird sogar der arme Dichter — gepreßt, am Ende sagen wir, denn von dem ungeheuren Schwunge stürzt er auf den Boden und erwacht nach langer Betäubung. Rings sieht er Spuren des nächtlichen Besuchs, er eilt, sobald der Diener geöffnet, fort, und von der Geliebten des Morgens schnöde abgewiesen, bestellt er Post und verläßt die Stadt, einen Abschiedsgruß des steinernen Riesenhauptes auf dem Markte mit sich auf den Weg nehmend.

So leicht das Ganze hingeworfen ist, so tief und sinnig ist die zum Grunde liegende Idee, die Begeisterung des Trinkers nach allen ihren Seiten, in ihren weichen Regungen und in ihren wilden, grellen Ausbrüchen, mit ihren fröhlichen Bildern und Klängen, und mit ihren schwarzen Phantasien, ihren dumpfhohlen Tönen darzustellen *). Dazu kommt, daß sich der Dichter zur Aufgabe gemacht, die Geister der verschiedenen Rheinweinsorten des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts mit allen ihren Eigenthümlichkeiten im Geschmack und Stärke zu objektiviren und in ihnen, namentlich auch in der Erscheinung des Helden der deutschen Mythe, Rolands, den kräftigen, mannhaften Charakter alter Zeiten vornämlich unterm deutschen Volke lebendig darzustellen. Es ist in dem Gedichte nicht nur eine durchgängige Allegorie des edeln Gewächses in den geweihten Fässern des Rathskellers zu Bremen, mit richtiger, feiner Unterscheidung des zarten Andreas, des muthigen Judas, des feurigen Petrus, des fröhlichen Jakobus u. A. in ihrem ganzen äußeren Wesen und Benehmen, und vor Allen das Sinnbild des Weingeistes überhaupt in dem lustigen, kleinen Gott Bacchus zu finden; wir lesen darin zugleich ein Bild alter Sitte; wir lernen manche nicht uninteressante, wenn gleich den gegenwärtigen Sitten und Ansichten fremde Seite der edeln Bremer und schönen Bremerinnen vor hundert und mehreren Jahren kennen, und mögen sowohl in dieser Beziehung, als auch, weil es zu den frühesten Spuren der Geschichte des Rheinweins zurückführt, das Büchlein ein historisch-poetisches Denkmal des bremischen Rathskellers nennen. Der Süddeutsche hat im Namen seiner Landsleute und

---

*) Die gemüthliche Beschauung des inneren und äußeren Lebens bey den ersten Gläsern ist eben so rührend, als die mancherley Begegnisse, Verhandlungen, Gruppen und Verschlingungen der vom Weingeist völlig Besessenen komisch sind. Thränen und Lächeln, Lust und Grausen, Kuß und Wortwechsel, Liebe und Eifersucht, Gesang und Tanz, — das Alles reiht sich eben so schön in diesem Bilde an einander, als es die wahre, natürliche Wirkung der Begeisterung vom Weine ist.

Digitized by Google

aller Fremden zugleich den Ruhm der bremischen Gastlichkeit, des heiligen Erbes väterlicher Tugenden und Sitten verherrlicht. — Um der züchtigen Frauen willen aber in jener gepriesenen Stadt, ja um der Sache selbst willen wünschen wir, das erste Zwiegespräch zwischen Bacchus und Rose in diesen sonst in jeder Beziehung so ansprechenden, gemüthlichen, reinen Phantasien zu vermissen.

Darstellung und Sprache ist, wie aus einzelnen von uns angeführten Stellen ersehen worden seyn mag, klar, lebendig und fließend, ein Gewebe von süßen Harmonien, man schwebt gleichsam auf Flügeln des Wohllauts dahin. Wie sehr hat sich hierin Wilhelm Hauff, besonders aber auch in der Korrektheit des Styls, seit seinem ersten Auftreten in kurzer Zeit gebessert und geläutert! Zwey Lieder von individuellem Charakter und musikalischem Rhythmus sind eingeflochten. Möchten doch in den hinterlassenen Papieren des Dichters ähnliche Dichtungen — und wären sie auch nur ganz fragmentarisch hingeworfen — zu finden seyn. Schade, daß auch er schon seinen lezten Schalttag und diesen so frühe gehalten! G.

Statistik.

1) Geographisch-statistische Darstellung der Staatskräfte von den sämmtlichen, zum deutschen Staatenbunde gehörigen Ländern rc. Von D. A. F. W. Crome, großherzogl. hess. geheimen Regierungsrath, Professor der Staats- und Cameralwissenschaft zu Gießen rc. — Bis jezt 3 Thle. Leipzig, Gerhard Fleischer, 1820—1827.

Wir haben in den lezten anderthalb Decennien genug patriotische und unpatriotische Phantastereyen zu sehen, zu hören und — zu lesen bekommen, um ein fleißiges, besonnenes Werk, wie das vorliegende, welches uns eine geographisch-statistische Darstellung der Staatskräfte von ganz Deutschland gibt, mit doppeltem Interesse und Nuzzen zur Hand zu nehmen. Der würdige Herr Verfasser, der fast schon ein halbes Jahrhundert als Schriftsteller im staatswissenschaftlichen Fache eine rühmliche und glückliche Thätigkeit bewiesen hat, behandelt auch hier seinen Gegenstand mit umsichtigem und sicherem Blick. Namentlich bleibt er nicht, wie so viele Statistiker bey Auseinandersezung der materiellen Staatskräfte allein stehen, sondern, indem er auch den moralisch-politischen, die sich in Lebensart und Kulturstufe der Nation nicht minder als in den herrschenden Gesezen und Verfassungen offenbaren, seine besondere Aufmerksamkeit zuwendet, weiset er jenen ihre nebengeordnete, aber eben dadurch nur um so bedeutendere Stelle an. So wird es uns möglich, einen Blick auf die nothwendige Wechselwirkung zu werfen, welche anregend oder lähmend zwischen den physischen und moralischen, materialen und intellektualen Kräften unseres Nationallebens statt findet. Es ergibt sich auch hier wieder nach sorgfältiger Erwägung aller Thatbestände, daß z. B. unserm Nationalwohlstande nicht anders als durch völlige Handelsfreyheit zu helfen sey, daß zunächst der Binnenhandel von einem drückenden Mauthsysteme befreyt, daß ferner die Meere uns geöffnet werden müssen, damit wir wieder am Welthandel Theil nehmen können; daß aber dann auch Deutschland in Gewerben, Industrie und Handel mit jedem andern Lande wetteifern werde, weil es uns weder an Fleiß, noch an industriellem Sinne mangelt, und weil wir noch dazu, ohne alle Ruhmredigkeit, sondern nach der ruhigsten Vergleichung des Thatbestandes, in allgemeiner durch alle Klassen verbreiteter Bildung einen höheren Grad als die meisten andern Nationen erreicht haben. Ein zweyter Punkt allgemeiner Klagen in Deutschland, Steuerbedrückung, dürfte mit gewonnener Handelsfreyheit von selbst gehoben werden, weil erhöhter Verkehr, erhöhten Absaz und erhöhte Preise selbst der Naturalien mit sich führen und hiemit schon die Steuerlast erleichtern würde; ohne Handelsfreyheit aber dürfte der Steuerdruck zulezt zu völliger Erschöpfung führen. Dieses traurige Resultat, welches sich uns bey Lesung vorliegenden Werkes aufgedrungen hat, wird übrigens von dem Verfasser selbst gezogen. Ein siebzigjähriger Greis, wie er, dessen ganzes Leben noch dazu dem Nachdenken über die Bedingungen des bürgerlichen und finanziellen Wohles der Völker und Staaten gewidmet gewesen, möchte schwerlich zu sanguinische Hoffnungen und — Befürchtungen hegen; aber Thatsachen und die Vergleichung der verschiedenen Ursachen verschiedener Zustände lassen weder zu, daß man sie läugne, noch auch, daß man nicht die entsprechenden Schlußfolgerungen ziehe. Was z. B. ist der Grund des großen Wohlstandes ostfriesischer Bauern? Es ist wahr, sie wohnen in einem äußerst fruchtbaren Lande. Aber es gibt noch andere eben so fruchtbare Striche in Deutschland, wo sich nicht ein gleicher Wohlstand der Bauersame findet, weil dieselben nicht ein eben so freyes und mäßig besteuertes Erbeigenthum seit langen Zeiten besizen, weil ihnen nicht in demselben Maaße bürgerliche Ehre und Geltung zuerkannt worden ist. Was die leztere im Verein mit freyem Eigenthum vermag, zeigen unter andern auch die Bauern in den Lippischen Ländern, die sich durchaus nicht jener großen Fruchtbarkeit zu erfreuen haben und doch äußerst wohlständig sind und, was noch unendlich mehr werth ist, gleich den Friesen, sich durch ein ehrenhaftes Betragen auszeichnen, dessen Möglichkeit man dem bäuerlichen Daseyn und Geschäft abzusprechen gewohnt ist. — Solche und ähnliche Beobachtungen, die der Verfasser bey den Zuständen aller Klassen der bürgerlichen Gesellschaft anzustellen Gelegenheit fand, mögen

Digitized by Google

ihn veranlaßt haben, auf gesetzmäßige, bürgerliche Freyheit ein großes Gewicht zu legen, und dieselbe als nothwendige Bedingung physischer und moralischer Wohlständigkeit wie jeder, so auch der deutschen Nation zu bezeichnen. Er hat daher mit Sorgfalt die Verfassungen, wo solche bereits deutschen Ländern zu Theil geworden, ihren Grundzügen nach dargestellt und, wo es nöthig schien, auf Mängel wie auf Vorzüge desselben mit vieler Freymüthigkeit aufmerksam gemacht. Auch hierin haben wir eben so wenig Extravagantes gefunden als erwartet. Es gehört überdies zu den Eigenschaften des ehrwürdigen Herrn Verfassers, wo es nur immer angeht, eher die Licht- als die Schattenseiten in's Auge zu fassen. Besonders auffallend geschieht dies bey der Schilderung des moralischen Charakters der verschiedenen deutschen Völkerschaften. Hier ist fast immer nur die vortheilhafte Seite herausgestellt. Ohne Zweifel ist überall diese Seite wirklich vorhanden, aber das Gegentheil gewiß eben so sehr, und häufig ist dieses gerade das Entscheidende der allgemeinen Wirkung nach. Wir verdenken es übrigens dem Greise nicht, daß er am Abend seines Lebens unwillkührlich den angenehmeren Vorstellungen hier und da Raum gegeben. Kleine Irrthümer im Einzelnen, die sich meist im Werke selbst widerlegen, haben sich manchmal eingeschlichen, noch mehr werden am Ende des Werkes zu berichtigen seyn, da seit Erscheinung des ersten Theiles manche genauere Bestimmungen bekannt geworden sind, manches sich in der That verändert und in anderer Gestalt gezeigt hat. — Wir sehen der Beendigung des Werkes um so begieriger entgegen, da die beyden größesten deutschen Bundesstaaten, Oestreich und Preußen, noch nicht dargestellt worden sind *).

2) Geographisch-statistisches Tableau der Staaten und Länder aller Welttheile, von Prof. D. G. N. Schnabel, in der Calve'schen Buchhandlung, 1828.

Dieses Werk enthält in zweckmäßig eingerichteten Tabellen die Angaben der politischen Eintheilung, der Gränzen, des Areals, der Einwohnerzahl überhaupt und nach der Dichtigkeit auf die Qdr.M., der Religion, der Rangstufe nach Areal und Bevölkerung und der Regenten europäischer Länder und Staaten; bey den außereuropäischen Staaten ist statt der Angabe ihrer Rangstufe nach Areal und Bevölkerung die der Landesprodukte gemacht worden. Die Angaben der Lezteren, so wie der — industriellen und finanziellen Verhältnisse wäre doch für Europa von eben so großer, wenn nicht von größerer Wichtigkeit gewesen, als jene. Die Taschenbuchform, die allerdings sehr bequem gewählt ist, hätte dabey nicht einmal aufgegeben werden dürfen, wenn die Rubrik, welche der politischen Eintheilung gewidmet ist, eine schmälere Kolumne erhalten oder die Gränzenangabe in sich aufgenommen hätte. Zweckmäßig ist der dem Ganzen gegebene Anhang, welcher eine Klassifikation der Erdbewohner nach ihren Sprachen gibt, eine Totalvergleichung der Erdtheile nach Umfang und Bevölkerung mittheilt und sieben an Umfang wie sieben an Volksmenge größeste Staaten der Erde nebeneinanderstellt. Rußland z. B. ist an Umfang (371,500 Quadr.-M.) der erste Staat, an Bevölkerung (50,324,000) der dritte; China an Bevölkerung (242,000,000) der erste, an Umfang (247,361 Quadr.-M.) der zweyte, in doppelter Hinsicht also bedeutender als Europa, welches auf nur 153,865 Quadr.-M. 210,815,500 Ew. hat; das brittische Reich ist aber an Umfang (228,774 Quadr.-M.) das dritte, an Volksmenge (148,553,000) das zweyte. China also, Brittannien und Rußland sind in dieser zwiefachen Beziehung die drey mächtigsten Staaten der Erde; Brittannien aber würde wohl, wenn noch Verkehr, Handel, Industrie, Verfassung in Anschlag gebracht würden, als das mächtigste Reich erscheinen, wenn gleich die Concentration der Kräfte nicht minder zu berücksichtigen ist. Wir gestehen, ein besonderes Vergnügen an diesen zwar spielenden, aber zugleich doch auch nicht unwichtigen Vergleichungen gefunden zu haben, zu welchen diese tabellarische Uebersicht einladet. Dieselben werden natürlich um so interessanter, je wichtiger die in Vergleichung gestellten Verhältnisse sind, z. B. Kriegsmacht, Staatseinnahme, Literatur, Gelehrsamkeit, Schulen, Handels- und andere Institute ꝛc. Doch davon ist in gegenwärtiger Uebersicht nicht die Rede. Die Rubrik: Religion gibt nur für die europäischen Länder das Verhältniß der Bekenner verschiedener Religionen und Konfessionen genauer an. So finden sich in Deutschland 15,000,000 Kathol. und 14,500,000 Protest.; daneben 300,000 Juden. Doch scheint diese Zählung nicht vollständig, da als Gesammtzahl der Bewohner Deutschlands, d. h. aller deutschen Bundesländer, 32,510,000 angegeben sind. Zwar könnte man sich durch die Annahme von dritthalb Mill. Heiden helfen, wenn diese nur nicht unter den angeblichen Christen zu suchen wären. Der aufmerksame Leser wird noch auf mehrere Unauflöslichkeiten der Art stoßen, die zu vermeiden nicht in der Gewalt des Statistikers steht, sobald ihm die nöthigen, bestimmten Angaben fehlen. Hie und da hätten wir gleichwohl mehr Genauigkeit gewünscht, besonders da, wo wir glaubten, daß sie möglich gewesen wäre. So vermissen wir z. B. bey Angabe der Bevölkerung der unmittelbaren Besitzungen, deren sich die brittisch-ostindische Kompagnie in Hindostan und auf Dekan rühmt und die 83,000,000 betragen soll, die Anzahl der aus Europa eingewanderten und von diesen abstammenden Bewohner.

W. B. M.

*) Dem ersten Theil ist eine sehr sinnreich angelegte Verhältnißcharte beygefügt, welche eine statistische Vergleichung der Staatskräfte aller deutschen Bundesländer mit eben so großer Anschaulichkeit als mathematischer Genauigkeit darstellt. —

Nr. 102.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 21. December 1827.

Kirchenwesen.

Encyclopédie monastique, ou histoire des monastères, congrégations religieuses et couvens, qui ont existé en France; récherches sur la justice claustrale, les différentes coutumes et cérémonies conventuelles et anecdotes sur les abus monastiques. Par M. Charles Chabot. Paris. 1827.

Unter den Rückschritten der neuesten Zeit, oder vielmehr den Mitteln, welche man anwendet, um ein allgemeines Rückschreiten, vorzüglich unter der Masse, zu bewirken, muß man billig die Wiedereinführung des Mönchthums und der Klöster oben an stellen. Die treuen Freunde der guten alten Zeit, — wo sich so herrlich im Trüben fischen ließ, wo es so unendlich leicht war zu herrschen und auf Unkosten Anderer in mühelosem Ueberflusse zu leben, — scheinen ihre Berechnung, wenigstens zum Theil, ganz richtig gemacht zu haben. Nichts ist fürwahr sowohl seiner Natur nach, als nach dem Zeugnisse der Geschichte so sehr geeignet, die Menschen in Dumpfheit und Sklavensinn fest zu bannen und gleichsam wie durch magischen Zauber alle geistige Regsamkeit und allen Aufschwung zu hemmen und niederzuhalten, als Aberglaube und Andächteley, die beyden mächtigsten und gebräuchlichsten Werkzeuge in der Hand der Unterdrücker des Menschengeschlechts. Nun sind aber in der christlichen Welt recht eigentlich die Klöster die Erzeuger und Unterhalter des Aberglaubens und einer eignen in ihren Folgen wirklich schauderhaften Art der Andächteley, — des Mönchthums oder der mönchischen Ascetik, — die durch ihren Brennpunkt, — die völlige Aufhebung und Vernichtung der Persönlichkeit, — die Menschen nicht blos zu Knechten, sondern zu völlig willenlosen Werkzeugen zu bilden und zu erziehen weiß. Eine glückliche Erschütterung vernichtete diese Institute in einem großen Theile Europas, und Aberglauben und Andächteley verschwanden mit ihnen oder wurden doch so sehr vermindert, daß sie in manchen Gegenden die jüngere Generation fast nur mehr aus der Erzählung kennt. Andere Grundsätze und Einsichten, der Knechtschaft ungünstiger, sind an ihre Stelle getreten und verbreiten und befestigen sich je mehr und mehr unter der Masse. Das Reich der Willkühr ist im höchsten Grade gefährdet und die süßen Hoffnungen der oligarchischen Faktion drohen unrettbar zu scheitern. Nur ein Mittel bleibt über — der Versuch, durch die Mönche Aberglauben und Andächteley zurückzuführen. Die Macht des Beyspiels, denkt man, erweist sich überall als die wirksamste; die Klöster werden nicht nur den Aberglauben eifrig lehren, sondern auch mit dem Beyspiele der Andächteley vorangehen; das Volk wird sich allmählig wieder an beyde gewöhnen und Geschmack an ihnen finden; es wird geneigt werden, sich nicht nur die alten Fesseln geduldig, als von Gott geordnet, wieder anlegen zu lassen, sondern auch noch die Hand des Unterdrückers zu segnen. Man muß den Verstand des Volkes verfinstern und ihm alle Mittel abschneiden, ihn entfalten, kräftigen und zur Reife bringen zu können, und ihm unterdessen ein Spielzeug in die Hand geben, um es die geistige Leere nicht fühlen zu lassen, wenn man seinen Willen zu eigen haben will. Wer wird die schlaue Politik dieser Freunde der Throne und Altäre nicht bewundern, zumal, da sie vollkommen derjenigen gleicht, die uns Machiavelli's feine Satyre aus der Zeit unsrer alten Knechtschaft aufbehielt?

Ob jedoch die Oligarchen überhaupt ihren Zweck erreichen, und ob sie nur im Stande seyn werden, die Klöster in solcher Anzahl wieder herzustellen, daß sie wirklich ein Rückschreiten unter der Masse herbeyführen könnten, ist freylich eine andere Frage, die nach unsrer Meynung verneinend beantwortet werden muß. Die Geschichte lehrt, daß Einsichten und Wahrheiten, wie die dem Mönchsthum feindlichen, wenn sie einmal in die Masse eingedrungen sind, nicht mehr vertilgt und ein geistiger Impuls, der einmal gegeben ist, schlechterdings nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Derjenigen, welche allenfalls in die Klöster eintreten werden, wird eine

Digitized by Google

geringe Zahl seyn, weil sie nicht mehr solche Vortheile zu bieten vermögen, als früher, und es ihnen unter den gegenwärtigen Verhältnissen schwerlich gelingen dürfte, sich zu bereichern. Selbst der katholische Klerus in Deutschland und Frankreich ist ja nicht mehr im Stande, die nöthige Anzahl von Kandidaten aufzubringen, und wer solche Leute näher zu beobachten Gelegenheit hatte, wird wissen, daß namentlich in Deutschland nicht selten drückender Mangel und Armuth zu dieser Art von „schneller Versorgung" treibt. Außerdem ist die Masse der Talente, Kenntnisse und Hülfsmittel, die in Bewegung sind, das Fortschreiten der Menschheit zu fördern, in der That so bedeutend, daß alle Besorgniß, die veralteten Meynungen wieder allgemein aufleben und der Welt sich bemächtigen zu sehen, völlig verschwinden muß.

Um nun aber dem Einflusse der Klöster recht unmittelbar entgegen zu treten und dem Volke gleichsam ein Verwahrungsmittel gegen ihr verderbliches Gift in die Hand zu geben, wird es am zweckmäßigsten seyn, ihm den erniedrigenden, oder aber einfältigen und kindischen Geist mönchischer Andächteley recht anschaulich vorzuführen, die Selbstquälereyen und kleinlichen Beschäftigungen des Klosterlebens in ihrer Erbärmlichkeit zu schildern, die Abscheu oder Entrüstung erregende Geschichte der Stiftung und des Fortlebens der Mönchsorden, — all die Masse von Albernheiten, Rohheiten, Gräueln und Betrügereyen — allgemein bekannt zu machen, was sie leider noch lange nicht hinlänglich ist. Vorzüglich geeignet wird es seyn, die Bekutteten von ihrer lächerlichen Seite zu fassen, welche, wie sich leicht denken läßt, unerschöpflichen Stoff darbietet, und von solcher Art, daß die Geschichte menschlicher Thorheiten wohl schwerlich noch ihres Gleichen aufzuweisen haben möchte. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat zu diesem Zwecke einen lobenswerthen Beytrag geliefert. Man würde sich jedoch sehr täuschen, wenn man in ihr im Ernste eine vollständige Geschichte der ehedem in Frankreich bestandenen Klöster suchen wollte. In Form eines encyklopädischen Wörterbuchs führt er eine treffliche Auswahl der genannten Seltenheiten auf, mit glücklicher Laune gewürzt, und gebraucht als zuverläßige Quellen die Statuten und bändereichen Annalen der verschiedenen Orden. Es wäre nur zu wünschen, seine Sammlung möchte noch reichlicher ausgefallen seyn, da des Trefflichen in jenen Werken noch so viel vergraben liegt und fast niemand Muße hat, aus der Quelle selber zu schöpfen!

Es wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn, einige Proben seiner Arbeit zu vernehmen und wir werden Bedacht haben, unsere Wahl so viel möglich unterhaltend einzurichten.

Wir schlagen das Wort, „Obéissance aveugle" auf und lesen:

„In dem Augenblicke, da ein Mönch bey seiner Einkleidung die zwey Worte: promitto obedientiam ausgesprochen hatte, war er in der That nicht mehr unter die Lebenden zu rechnen; denn ein Leben ohne allen Willen kann wohl kein Leben mehr genannt werden. Eben dieses Gebot des blinden Gehorsams ist die Quelle des Despotismus so vieler Ordensobern und der Stupidität so vieler Mönche und Nonnen. Ich will einige Proben dieses von den mönchischen Schriftstellern so viel gepriesenen Gehorsams geben."

„Die Schwester Franziska vom h. Sakrament, Karmelitin zu Saintes (Annales des Carmes liv. 1er p. 118) fragte einst die Oberin, wer im Chore eine gewisse Lektion der Mette hersagen würde. Die Oberin antwortete: die Katze. Die Schwester nahm ganz einfältiglich die Katze, kneipte sie und suchte ihr so die Lektion einzulehren."

„Dieselbe erbat sich einst von der Oberin Erlaubniß, zur Abtödtung von einem oder dem andern Gerichte nicht essen zu dürfen. Diese gebot ihr, Alles zu essen, was man im Refektorium auftragen würde. Die Schwester that es ganz einfältiglich. Nachdem sie nämlich die gereichten Speisen verzehrt hatte, nahm sie auch die Gefäße, stieß sie in einem Mörser und wollte sie so verschlingen."

„Die h. Theresia begegnete der Schwester Ursula (Ibid. liv. 2. chap. 19) und fühlte ihr den Puls, wie wenn sie dieselbe krank glaube. Die gehorsame Nonne legte sich sogleich zu Bette und meinte in allem Ernste, sie habe das Fieber. Alsbald kamen die Schwestern und fragten, was ihr fehle. Ich weiß es nicht, antwortete sie, aber unsere hochwürdige Mutter sagte: ich sey krank. Die h. Theresia beschloß, sie noch stärker auf die Probe zu stellen. Sie befahl einem Wundarzte, diesem Schlachtopfer des Gehorsams zur Ader zu lassen, welches immer nur sagte, es sey krank, weil es der h. Gehorsam so wolle."

„Man könnte Beyspiele der Art in zahlloser Menge anführen; allein, ich muß gestehen, solche Züge der Abtödtung, wovon die Annalen aller Orden voll sind, haben fast allzeit etwas außerordentlich Abstoßendes an sich. Ohne Zweifel war es nöthig, den Mönchen und Nonnen den Zügel des Gehorsams anzulegen, da sie außer dem Bereiche der Gesetze des Staates waren: allein man mußte sie doch nicht jeden und allen Befehlen der Obern unterwerfen, die häufig nichts weiter als Capricen waren: um so weniger, da diese nicht nur alle erdenklichen Mittel der Klosterzucht gegen den Ungehorsamen in Anwendung bringen, sondern auch den weltlichen Arm in Anspruch nehmen konnten."

Digitized by Google

„Die Augustiner, obgleich sie im Allgemeinen als Grundsatz angenommen hatten, „ein Mönch müsse sich von seinem Obern gleich einem Lastthiere an den Zügeln des h. Gehorsams leiten lassen," fügten doch die Beschränkung bey, daß man einem kindischen oder dem Naturrechte widerstreitenden Befehle zu gehorchen sich weigern dürfe, welches die andern Orden, wahrscheinlich aus Furcht, das Princip zu gefährden, nicht zuließen."

Um die Ausdehnung und Vollendung dieses mönchischen Gehorsams in seiner grausenerregenden Tiefe kennen zu lernen, muß man vorzüglich die Konstitutionen des Jesuitenordens (Corpus institutorum Societatis Jesu. Pragae. II. Tom. 4) zur Hand nehmen, und ganz besonders den dort befindlichen Brief des Ignatius von Loyola de virtute obedientiae. Daß jedoch eine gesetzliche Sündenanbefehlung, — eine Beschuldigung, die in der jüngsten Zeit von Lang erneuert wurde, -- in diesen Statuten gegründet sey, beruht lediglich auf einem grammatischen Mißverständnisse und einer Unkunde der Terminologie der frühern katholischen Moralisten. Wir werden an einem andern Orte Gelegenheit finden, dies ausführlich zu zeigen, ohne jedoch darum diese Väter von dem Verdachte des katholischen Anbefehlens von moralisch unerlaubten Handlungen frey sprechen zu können.

Unter der Ueberschrift Manger en cochon lesen wir:

„Dieses war eine unter den Franziskanern übliche Ceremonie. Abbée Musson (Ordres monastiques tom. 3. p. 232) beschreibt sie folgendermaßen:

„Von Zeit zu Zeit pflegt man die Novizen nach Art der Schweine essen zu lassen, was zu großer Erbauung und sehr segenreich auf folgende Art geschieht. Zur Tischzeit sezt man in die Mitte des Refektoriums einen Trog oder einen großen Kübel; die Novizen schütten ihre Suppe, ihren Wein, ihr Fleisch und Gemüse, Wasser und Früchte, kurz, was immer auf den Tisch gekommen seyn mag, hier hinein; nachdem nun Alles wohl durch einander gerührt worden, stecken sie nach Art der Schweine ihre Köpfe in den Trog und essen so die Mischung aus."

„Demselben Schriftsteller zufolge verliert sich der Ursprung dieses Gebrauchs in die Zeit der Gründung des Ordens und ward durch den P. Juniperus veranlaßt. Dieser hatte nämlich einmal eine bedeutende Menge Hühner, Gänse, Butter, Käse, Eier u. dgl. mehr terminirt. Unwillig und müde, zugleich den Sammler und auch den Koch machen zu müssen, warf er diesen Haufen sammt allen Lebensmitteln, die sich im Hause fanden, die Hühner selbst ungerupft und unausgeweidet in einen großen Kessel und fing rüstig an zu kochen. Anfangs wollte dieses neue Gericht den Brüdern nicht recht behagen; allein bald fanden sie es so köstlich, daß sie ein Wunder darin erkannten, und sein Andenken auf die angeführte Art verewigten."

Was soll man dazu sagen? Erscheint hier nicht der vielartige Fanatismus in seiner unsaubersten und ekelhaftesten Gestalt? Lassen wir diese pöbelhaften Menschen immerhin der Klasse der Thiere angehören, zu der sie sich selber erniedrigen!

Unter der Ueberschrift Mortification heißt es:

„Die Abtödtung verhält sich zur Buße, wie die Diätetik zur Heilkunde oder das Abführen zum Heilmittel. Durch die Buße straft man sich für begangene Fehler, durch die Abtödtung für jene, die man zu begehen fürchtet. Beyde sind zwar in ihren Zwecken verschieden, allein in ihren Wirkungen treffen sie wieder zusammen und man kann sie beyde als dasjenige bezeichnen, was Uebel ärger macht."

„In vielen Klostergemeinden war es üblich, daß der Obere sogenannte Mortifikationszettel schrieb, welche dann die jüngern Professen und die Novizen nach Art der Lotterie zogen, und vor ihrer Eröffnung sich verbindlich machten, die Opfer zu vollbringen, die in dem Zettel, der einem jeden zu Theil geworden war, gefordert wurden."

„In den Annalen des Carmelitenordens findet sich eine Menge der schönsten Beyspiele solcher Abtödtungen. Einige Carmelitinnen trugen Kleider von Pferdehaaren, andere Hemden von Binsen; wieder andere bedeckten den ganzen Leib über und über mit Wollkratzen; mehrere trugen auf bloßer Haut Drahtgürtel oder Stricke von Reisholz und beschuhten sich mit knotigen Stricken, die mit Pech bestrichen waren. Die einen aßen Suppen, die zur Hälfte aus Salz bestanden; andere aßen das Brod erst dann, wenn es schimmlich geworden war und von Würmern wimmelte; einige nahmen todte Mäuse in den Mund und hielten sie geraume Zeit darin. Die Schwester Maria vom h. Sakrament fand die Geissel noch nicht hart genug und bediente sich statt derselben der Kette, woran man den Kessel im Kamine zu hängen pflegt. (Histoire générale des Carmes p. 380 und Annales des Carmes l. 2 c. 105.) In der lezten Zeit erfanden die Obern andere Abtödtungen, die nur um so sinnreicher waren, als sie das Leben der armen Büßenden nicht gefährdeten. Die Novizen zu Charenton waren ganz unersättlich in solchen freywilligen Quälereyen; die einen erbaten sich Erlaubniß, während des Essens nicht trinken zu dürfen; andere standen während der Mahlzeit auf einem Fuße. Sie thaten nichts, um sich vor gewissen lästigen Thierchen zu bewahren, die eine Strafe der Fahrläßigkeit und Unreinlichkeit sind. Der Gebrauch des Ausschüttelns (la secouette), der verschiedenen Salben, der narkotischen Kräuter, dessen sich die Franziskaner zu diesem Zwecke bedienten, schien ihnen eine des Carmels unwürdige Weichlichkeit zu seyn.

Digitized by Google

Sie fanden sich glücklich, diese Thierchen mit ihrem Blute nähren zu können, und ertrugen freudig und den Märtyrern gleich die Qual, die sie ihnen verursachten."

Wer muß nicht staunen, wenn er dies liest und von einem Gefühle der Wehmuth und des Mitleids mit den unglücklichen Opfern des sinnlosesten Fanatismus durchdrungen werden? In welcher kindischen und zugleich maßlosen Gestalt finden wir ihn hier unter dem Frauengeschlechte? Das sind die beklagenswerthen Folgen des Grundsatzes der Theresia von Jesu, der Gründerin des reformirten Carmeliterordens, daß nur im Leiden allein Glückseligkeit sey *), — eines Satzes, der für jeden verständigen Menschen in einer gewissen Weise Wahrheit hat, dessen Mißverständniß aber, vom Fanatismus aufgegriffen, unter allen Völkern und zu allen Zeiten (man erinnere sich nur der Schweiz, um auch die unsrige miteinzuschließen,) die furchtbarsten Gräuel zu Tage gefördert hat! —

Ueber die Art, wie die unglücklichen Novizen zum blinden Gehorsam angeleitet wurden, sagt der Verf. unter dem Worte: Novices:

„Der h. Franziskus führte einst zwey Novizen in den Garten und befahl ihnen, junge Bäume zu pflanzen, so wie er es mache, nämlich die Krone nach unten und die Wurzeln nach oben. Der eine sagte ihm, als er dies Verfahren sah: „So macht man es nicht, mein Vater, sondern gerade umgekehrt." „Mein Bruder, entgegnete Franziskus, du taugst nicht für meinen Orden, ziehe in Frieden."

„Bey den Carmeliten kannte der Gehorsam der Novizen keine Gränze. Mußten sie sich die Hände waschen, die Nägel abschneiden, eine Feder schneiden, ein natürliches Bedürfniß befriedigen und dergleichen mehr, so ließen sie sich vor dem Novizenmeister auf die Knie nieder und erbaten sich von ihm Erlaubniß. Befahl ihnen dieser Italienisch zu sprechen, so sprachen sie mit den Gärtnern, den Köchen, den Fremden, im Beichtstuhle und beym Messedienen nichts mehr, als Italienisch. Befahl er ihnen, ihren Gürtel fester anzulegen, so schnüreten sie sich so sehr zusammen, daß sie nicht mehr athmen konnten. Verbot er ihnen, sich im Sitzen wider die Mauer zu lehnen, so setzten sie sich so auf den Rand der Bank, daß sie jeden Augenblick herabrutschten. Befahl er ihnen munter und fröhlich zu seyn, so meinte man, sie wollten vor Lachen bersten. Beklagte er sich über das Geräusch, das sie machten, wenn sie in die Schlafsäle gingen, so brauchten sie künftighin eine halbe Stunde, um aus dem Chore in ihre gleich daranstoßenden Cellen zu kommen, und brachten ganze Tage zu, ohne auch nur die geringste Bewegung zu machen, die ein Geräusch hätte verursachen können."

Wir könnten diese Auszüge, wie man aus dem Angeführten abnehmen kann, noch durch manche interessante Notiz vermehren; allein wir wollen hier abbrechen, um unsere Leser nicht zu ermüden und nur noch kurz bemerken, daß man in dieser Schrift auch Belehrung findet über die zwölf Taschen der Kapuziner, ihren Gebrauch und ihre glorreichen Erfinder, über das segenreiche und mühevolle Amt eines geistlichen Führers der Andächtigen des Frauengeschlechts, über den gewichtigen und erbitterten Streit der Bettelorden, über die Form der Kapuze des h. Franziskus, über die Peerücken der Geistlichkeit und ihre kaum mehr gekannten Abarten, über die zahllose Menge und Verschiedenheit der mönchischen Kleidungsstücke, über die Freuden und Erholungen des Klosterlebens, über die Regierungsverfassungen der verschiedenen Orden und die klösterlichen Aemter, über die mönchische Polizey und Criminaljustiz und vieles andere dergleichen. Wir schließen mit dem Wunsche, wenn auch nicht eine Uebersetzung dieser Schrift, wozu sie sich ihrer Unvollständigkeit wegen nicht eignet, so doch eine Nachahmung in einem größern Maaßstabe auch unter uns erscheinen zu sehen, welche gewiß eben so viel Nutzen stiften, als Unterhaltung gewähren würde.

W.

*) Mit diesem Grundsatze steht ein anderer: daß nur im Sinnengenuß allein Gottseligkeit sey, in einem auffallenden Kontraste, und dennoch hat die Unnatur des Klosterlebens nicht blos zu jenem, noch einigermaßen erhabenen Grundsatz, der das Leiden empfiehlt, sondern auch zu diesem zweyten geführt, dem gerade umgekehrt die Lust das Höchste ist. Man vergleiche darüber den ersten Band der bekannten Denkwürdigkeiten des Bischof Scipio von Ricci. Er enthält aktenmäßig die Geschichte der Philosophie zweyer Nonnen, die von dem, was überall in Klöstern als bloßer Instinkt zum Vorschein gekommen ist, sich ein consequentes System abstrahirten, und ohne Rückhalt den Grundsatz aussprachen, Gott sey die Natur, daher sey auch alles Sinnliche heilig, und der höchste Akt in der Sinnenwelt, der höchste Gottesdienst. Es ist einer der merkwürdigsten und lehrreichsten psychologischen Fälle, die uns irgend vorgekommen sind, und wir empfehlen jedem unserer Leser, dem jene Denkwürdigkeiten Riccis noch nicht bekannt seyn sollten, dieselben nachzulesen. Erscheint dieser Fall auch vereinzelt und als seltenes Extrem, so wird doch niemand in Abrede stehn, daß er sehr natürlich mit allen übrigen monströsen Erscheinungen der Klosterwelt und des Cölibats zusammenhängt. Es spricht sich in ihm nur ein altes einfaches und allbekanntes Naturgesetz aus, nach welchem die am höchsten gespannten Pole wechseln und ein äußerster Gegensatz in den andern überspringen. Sobald man die Religion in eine unnatürliche und unmögliche Abgezogenheit von allem Irdischen, oder in ein äußerstes Leiden und Martern sezt, liegt das andere Extrem nicht sehr fern, sie wieder nur in das Sinnlichste und in die äußerste Lust zu setzen. Wo das Princip der Grausamkeit einmal waltet, wird sich auch immer die Wollust geltend zu machen wissen.

Anmerkung der Redaktion.

Digitized by Google

Nr. 103.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 25. December 1827.

Vermischte Schriften.

Kunst und Natur; Blätter aus meinem Reisetagebuche, von August Klingemann, 3ter Band. Braunschweig 1828 bey Meyer, gr. 8. 405 S.

Der Verfasser dieses Buchs scheint gefühlt zu haben, daß der erste Titel: „Kunst und Natur," welcher nichts weniger als das Weltall umfaßt, doch ein zu lauter sey; und so hat er einen zweyten: „Blätter aus meinem Reisetagebuche," gleichsam als Sordine, darauf gesezt. Gleicherweise wird in der Einleitung gesagt, daß die hier niedergeschriebenen Bemerkungen über wissenschaftliche und artistische Gegenstände sowohl, als über Natur und Leben — nur individuelle sind. — Was die Natur in diesem Buche betrifft, so möge sie von den Gelehrten des Faches beurtheilt werden: wir gestehen, nicht geographische, geologische, zoologische und andere Kenntnisse genug zu besitzen, um hier mitsprechen zu dürfen; und können höchstens diesen Theil des großen Ganzen dem Reisenden als einen guide de voyage, der ihm hier eine schöne Gegend, da den besten Weg, und dort das trefflichste Wirthshaus empfiehlt, ebenfalls empfehlen. Unkundig in den Naturwissenschaften, wie wir es sind, hat uns hier die Beschreibung der ungarisch-östreichischen Gränzvisitation am meisten angesprochen; und der freymüthige Schriftsteller verdient öffentlichen Dank, daß er es nicht scheuete, eine aufgeklärte und milde Regierung auf Mißbräuche ihrer subalternen Beamten mit unumwundenen Worten aufmerksam zu machen. — Hinsichtlich der Kunst, die hier behandelt wird, so müssen wir ebenfalls, und zwar mit einiger Schaamröthe, bekennen, daß wir auch in der Malerkunst, Skulptur und Architektonik Layen sind, und also auch hierüber nicht, ohne von einer Seite platt, von der andern anmaßend zu werden, mitsprechen können. Ueber dramatische Kunst aber dürfen wir schon, ohne unbescheiden zu seyn, sprechen, nicht etwa, weil wir hier ganz besondere Kenntnisse besäßen, sondern, weil heut zu Tage kein Mensch so von der Natur verwahrlost ist, daß er diese Kunst, die ja gar keine Kunst mehr ist, und noch weniger Natur, nicht aus dem Grunde verstehen sollte. — Unser Autor also hat, außer der Kunst und der Natur, auch das behandelt, was keine Kunst und keine Natur ist, nämlich das Schauspielwesen; und nur davon sey hier die Rede. Unmöglich aber ist es dem Verfasser, Schritt für Schritt in die vielen bedeutenden und unbedeutenden Theater Deutschlands zu folgen, ohne daß die Kritik so stark als das Buch selbst würde. Wir können also nur in Bausch und Bogen anzeigen, was der Leser hier zu erwarten hat; wir können dieses sogar mit folgenden wenigen Worten ausdrücken: Es ist hier zu finden eine aphoristische Dramaturgie eines erfahrenen und in dieser Sphäre kenntnißreichen Praktikers, der sich mit disgustirter Polemik gegen die Theorien der, so nennt er sie, neuen Schule wendet. Wäre das Buch anonym, und lebte Kotzebue noch, so hätte es dieser ganz ohne Zweifel geschrieben. Damit soll aber nichts Schlimmeres gesagt werden, als was eben in dieser sich aufdringenden Verwechselung enthalten ist. Wenn auch nicht die theoretischen Meister, so können doch die praktischen Schüler jener Schule gar manches aus diesem Buche erlernen, Dichter sowohl als Darsteller, wenn sie nur nicht glauben, daß sie schon ausgelernt haben. Ja was Goethe in diesem Klingemannschen Buche über zeitgemäße Bearbeitungen des Shakespeare sagt, sollten sogar die Meister bedenken. Wo der Verfasser unsere jungen Dichter zur Charakteristik anmahnt und sie vor Hyper-Lorik warnt, ist er eben so lehrreich, als da wo er, in das Spiel einzelner Rollen eingeht und das Richtige und Verfehlte durch Thatsachen darlegt. So ist das, was er über Emilia Galotti und über den Kaufmann von Venedig sagt, obwohl nicht neu, doch sehr des Beachtens werth. Neben der Kritik unserer größten Darsteller und Darstellerinnen, kommen auch Lobergießungen unbekannter Leute vor, so daß man zuweilen glaubt, ein kleines Stadt-Theater-Blättchen zu lesen. Dahingegen ist wieder das, was der Verfasser gegen die Einseitigkeit so mancher theoretischen Kritiker sagt, eben so alles Beachtens werth, als seine Hinweisung auf die ungern

Digitized by Google

gehörte und doch unwiderlegbare Thatsache, daß ein Hoftheater (ein großes oder kleines) mit seinen bekannten und unbekannten Hemmungen und Einschränkungen, mit seinem Mangel an lebendiger Wechselwirkung zwischen Bühne und Publikum, mit seinen Hoffestlichkeiten und Prunkspielen, nie ein National-Theater seyn kann; und sich, selbst in dem seltenen Falle, daß ein Mann vom Fache an der Spitze steht, immer zu einer bevorrechteten Behörde gestalten muß, die, statt freyer Aeußerung des Publikums und strenger belehrender Kritik in den Tagesblättern, von allen Seiten nur Respekt verlangen wird. Nicht minder ist das ein Resultat praktischer Erfahrung, wenn behauptet wird, daß nur ein völlig unumschränkter Direktor (wie er seyn soll) ein National-Theater würdig zu leiten vermag, indem für das immer reizbare und oft eitele Künstlervolk nur diese, am allerwenigsten aber eine republikanische, Regierungsform paßt. Auch darin sind wir mit dem Verfasser einverstanden, daß das Burgtheater zu Wien, da es, mit guten Talenten reich versehen, nur das Bessere, Kernhafte der dramatischen Kunst berücksichtigt und sich von Allem, jenen Kreis Entehrenden: von Wölfen, Affen, Hunden, Seiltänzern, Taschenspielern und Aehnlichem frey erhalten hat, offenbar den ersten Platz, hinsichtlich des redenden Schauspiels, unter allen deutschen Bühnen behauptet. — Daß aber auch durch Aktienvereine kein National-Theater begründet werden könne: dieser Meynung können wir nicht beypflichten, weil das merkantilische Interesse, wenn es auch zehn Mal irrt, doch endlich auf den rechten Weg, der einzig einen dauernden Vortheil verspricht, kommen muß; dahingegen die Hoftheater, mit ihren sicheren Zuschüssen von Seiten des Staates, nicht einmal den untergeordneten Beweggrund des Interesses und also gar keinen zum Fortschreiten haben. Als Hoftheater, wenn sie sich streng in dieser Sphäre halten, werden sie stets eine erfreuliche, ja eine ersprießliche Erscheinung seyn; maßen sie sich aber an, zugleich auch etwas ihrer Natur nach unmögliches: Nationaltheater vorzustellen, so sind sie ein machtvolles Hinderniß der anderweitigen Kunstausbildung. Auch was über den jetzigen Zustand des dramatischen Tanzes gesagt ist, ist zwar der Beherzigung werth! allein die völlige Wegwerfung des Ballet's ist eine Einseitigkeit: Terpsichore ist eine Muse; und die Griechen verstanden sich auf Kunst. — Unter allen Städten kommt Berlin am schlimmsten weg, unter den Künstlern L. Tieck und unter den Kritikern der Referent der Berliner Spenerschen Zeitung. Es scheint, daß hier — was sonst in dem Buche nicht zu finden ist — persönliche Disgustirungen eingewirkt haben. Was Herr Klingemann, als Verfasser des Faust, Ahasverus, und Columbus gegen Tieck sagt, trifft den Dichter der Genoveva, des Zerbino, des Kaisers Oktavian ꝛc. nicht sehr heftig; mehr vielleicht das, was der Direktor des Braunschweig'schen Theaters dem Direktor des Dresdner sagt, weil die Waffen der Praktik immer handfester als die der Theorie sind. Der Ton aber, mit welchem ein Dichter und Gelehrter wie Tieck, und ein so berühmter anonymer Kritiker, wie der tiefsinnige und unpartheyische Referent der Spenerschen Berliner Zeitung angegriffen werden, ist bey einem Manne von so feiner Lebensart wie Herr Klingemann durchaus nicht zu entschuldigen; und wir brauchen ein gelindes Wort, wenn wir diesen Ton unzart nennen. Damit uns aber der Leser nicht einer zu großen Vorliebe für die Angegriffenen zeihe, so ziehen wir diese hyperpolemischen Stellen hier aus:

„Nachdem das Dresdner Publikum den Calderonschen „Kobold ausgetrieben hatte, fühlte sich unser Dramaturg „(so heißt es von Tieck) allmählig zu einem innern „Zürnen aufgeregt, welches sich jedoch stets im strengen „Anstande des Belvederischen Gottes erhielt. In dieser „höheren Sphäre aber bestieg er jezt sofort als poetischer „Weltrichter den Gipfel des kritischen Parnasses und „enthielt sich nicht — unerachtet es ihm selbst, troz „seiner angestellten vielfachen Versuche (?) nicht gelungen „war, ein einziges entsprechendes Produkt der drama„tischen Literatur (theatralischen meint der Verfasser) zu„zuwenden — eigenmächtig auf eine kalt-vornehme Weise, „vermöge promulgirter, majestätischer Machtsprüche, bis „jezt anerkannt gewesene (?) Dichter, wie z. B. „Raupach, Müllner, Grillparzer u. s. w. (?) „vom Throne zu stoßen, ignote aber, wie einen Herrn „von Uechteritz darauf zu erheben. Das Usurpirte in „diesem Verfahren muß jeden Unbefangenen (?) um so „mehr in Verwunderung setzen, wenn man es bey eigner „dramatischer Unfähigkeit von ihm ausüben sieht" und so fort und so fort! — Wir glauben nicht, daß man so von einem Ludwig Tieck sprechen kann, ja selbst dann nicht, wenn man ein August Klingemann ist; indessen beruhigt hier noch allenfalls das Walten der Nemesis, die dem Tieck dasselbe anthun läßt, was er dem größten dramatischen Dichter der Deutschen angethan hat. Finden wir hier aber noch einen Schimmer von gerechter Wiedervergeltung, so fragen wir, ob wir in so barbarischen Zeiten leben, wo das ganze Geschlecht des Schuldigen mit büßen mußte? Was hat die Schwester gethan, daß es von ihrem Lustspiele: Donna Laura, heißt: „Den Dekorationen muß ich mein „Kompliment machen, welche heute offenbar der Be„sänftiger aus dem gestiefelten Kater in Bereitschaft „gehalten zu haben schien, um sie, nöthigen Falls, in „das Mittel treten zu lassen.... Wäre jenes (Stück) „boshafterweise zwischen den so oft reklamirten drey „schwarzen Wänden dargestellt, so würden sie ohne

Digitized by Google

„Zweifel, als ein böses dramatisches Probeexempel, das „Facit desselben auf ein bedeutendes Minus reduzirt „haben; jezt wurde es nur hin und wieder als ein Lustspiel ohne Lustigkeit, etwas verlacht, und die Frau von „Knorring war, selbst als geborene Tieck, nicht im „Stande den Genre ennuyeux ihrer spanischthümelnden „Damenpoesie in Respekt zu erhalten.“ —

Gebietet nun schon Das was sich ziemt, Poesien der Damen zarter zu behandeln, als es hier geschah, so ist doch selbst das Harte und Bittere noch süß und sanft gegen den Anfall, den der unschuldige Referent der Berliner Spenerschen Zeitung erdulden muß; ein Kritiker, dessen anonyme Bescheidenheit nur von seiner strengen unparteyischen Wahrheitsliebe übertroffen wird, ein Mann (oder vielleicht sogar ein Weib) der (oder das) nie breitschichtig schwazt, seine Urtheile gewöhnlich mit dem demüthigen Wörtchen: Nichts von dem Stück! oder mit der Klage über Mangel an Raum beginnt, und doch in dieser Klemme beschränkter Spalten alles Mögliche sagt, ohne je nebenabsichtlich zu schmeicheln, ohne künstlich herunterzusetzen, ohne je seine eigne Privat-Meynung für ein wissenschaftliches Urtheil auszugeben, sondern immer nur mit seiner allbekannten Reinheit und als wahrhafter Referent die Wahrheit referirend. — Was kann ein solcher Mann (oder vielleicht sogar eine solche Dame) gethan haben, um daß ein namhafter Schriftsteller, wie Herr Klingemann, ihn einen Brodkritiker nennt; und dann also von ihm spricht: „Man würde es in der That „für eine schaamlose Frechheit erklären müssen, daß ein „Emeritus, welcher in der Welt nichts Beachtungswerthes „jemals producirte, sich zu vermessen wage, als Richter „in höchster Instanz zu Rathe zu sitzen; wenn es sich „nicht zufällig ereignet hätte, daß der Nestor unter unsern „Dichtern, in einem natürlichen Momente, wo ihm eins „seiner Blätter in die Hände gefallen war, ihn, menschlich „irrend, für Seinesgleichen hielt. Diesem Umstande „aber ist ohne Zweifel sein jetziger unglücklicher Wahn „innerer Goethe-Aehnlichkeit (wie er sich räuspert „und spuckt) zuzuschreiben, welcher ihn tolldreist genug „macht, auf die unverschämteste Weise öffentliche Urtheile „zu fällen, ohne zu bedenken, daß einmal ein stärkerer über ihn (?!?) und sein Treiben kommen „könnte.“ —

So von einem Kritiker, der gerade durch seinen Tiefsinn und seine Unparteylichkeit zu einem europäischen Rufe gekommen ist, so von einem Dramaturgen zu schreiben, der sich den Namen des großen unbekannten Referenten erworben hat, ist mindestens und milde gesagt.... nun wir wollen es lieber nicht sagen! — Wir wünschten, daß wenigstens diese leztere bis in das Leben schneidende Polemik, nicht in diesem sonst trefflichen Buche enthalten wäre, dann könnten wir es, zwar nicht unter dem Titel: „Kunst und Natur,“ aber doch unter dem andern: „Blätter ꝛc.“ als unterhaltend und lehrreich empfehlen.

..t..

Länder- und Völkerkunde.

Lissabon in den Jahren 1821, 1822 und 1823 von Marianne Baillie. Aus dem Englischen. Zwey Theile. Stuttgart bey Löfflund und Sohn, 1827.

Ohne sich eben einer systematischen Ordnung zu befleißigen, gibt die Verfasserin doch ein sehr treues und ausführliches Gemälde. Sie erzählt in fortlaufenden Briefen, was ihr alles in jenen verhängnißvollen Jahren in Lissabon merkwürdiges aufgestoßen ist und überläßt es dem Leser, sich in den unzusammenhängenden, aber nichts desto weniger alles umfassenden Nachrichten selbst zurecht zu finden. Diese regellose Darstellung entspricht auch gewissermaßen dem Gegenstande, denn verwirrter ist es nicht leicht in einer Stadt zugegangen, als in jenen Jahren in Lissabon.

Ueber die politischen Ereignisse spricht die Verfasserin häufig als eine Augenzeugin, und gibt uns sehr malerische Schilderungen von Tumulten, Aufzügen, Festlichkeiten, denen sie beygewohnt. Doch geht sie, was wir vollkommen an einer Dame billigen, nicht zu tief in die Politik ein, und ist weniger bemüht, uns die Motive der Begebenheiten, als den Schauplatz derselben und das Aeußerliche, Malerische daran zu schildern. Diesem läßt sich allerdings ein großes Interesse abgewinnen, denn die Elemente der Gesellschaft, die Sitten und Gebräuche sind in jener Stadt so eigenthümlich und charakteristisch, und Altes und Neues mischt sich darin so wunderlich zusammen, daß ein Panorama derselben ein sehr lebendiges und anmuthiges Gemälde darbieten muß. In der Mitte sehn wir die Verfasserin, dem diplomatischen Corps zugesellt, als ruhige Zuschauerin in dem allgemeinen Wirrwarr; auf der einen Seite den König, die Königin, den Prinzen Miguel, den Hof mit allem Glanz und allen Ansprüchen der alten Zeit, von einem noch fast orientalischen Gepräng umgeben, auf der andern Seite die Kortes, die gänzlich modernisirten Liberalen; eine Stufe tiefer dann erblicken wir auf der einen Seite die Klosterwelt im geheiligten Dunkel verschlossener Mauern, auf der andern das Volk in seinem eleganten Müßiggang, mit Juwelen behängt im Schmuz und in trägem Stumpfsinn. Den Hintergrund des ganzen Gemäldes bildet aber die Natur selbst, das reiche Panorama der Stadt Lissabon und der Umgegend.

Digitized by Google

Von der Königin Mutter erhalten wir eine merkwürdige Schilderung (Th. 2. S. 75): „Die Königin lebt fortwährend in der größten Zurückgezogenheit; in dem Innersten des Pallastes verschlossen, sieht sie nur selten Besuchende bey sich, und läßt sich öffentlich gar nicht erblicken. Ihre Kleidung, sagt man mir, sey über alles schädig und schmutzig; sie besteht aus einem alten, unreinlichen Kleide von buntem Kattun, einer kleinen Haube, die eben so wenig Anspruch auf Sauberkeit macht, als das Haar, was sie bedeckt, und einem schwarzen Biberhut, wie die Männer tragen; das Merkwürdigste in ihrer Kleidung aber sind ein Paar ungeheure Taschen, die von ihrer Taille fast bis auf die Mitte ihrer Beine herabhängen, und die immer mit Reliquien von der verschiedensten Art dick angefüllt sind."

Der König und der übrige Hof erscheinen weit glänzender, doch auch ziemlich originell. Natürlich sehn wir die alte äußerst ceremoniöse Hofetikette mit der liberalen Unverschämtheit hart zusammenstoßen, und die Verfasserin erzählt eine artige Anekdote von dem Aerger des Königs, als er zum ersten Mal Stühle für die Kortes in seinem Thronsaale erblickte, da man bisher den Königen von Portugall nur knirend nahen und nie in ihrer Gegenwart sitzen durfte. Eben so hart und schneidend findet die Verfasserin den Kontrast des alten Aberglaubens mit der von Frankreich her eingeführten literarischen Bildung. Der krassesten Bigotterie tritt ein eben so krasser Unglauben entgegen, weil ein Extrem das andere hervorruft. Neben einer Möncherey, wie sie seit einem halben Jahrtausend nirgend mehr im übrigen Europa gefunden wird, nimmt ein frecher Atheismus, nimmt die Schule Voltaires Platz, die in andern Ländern schon wieder überwunden ist. Die Libertiner bilden indeß nur eine Minderzahl in den höhern Ständen, die überwiegende Mehrzahl, selbst des Adels, hängt dem Alten an. Einen Beleg dazu gibt folgende Anekdote. „Einst begab es sich, daß ein Kreis von Frauen den Gegenstand verhandelte, wer der hohen Ehre ihres Umgangs würdig sey, und wer nicht. „Lebte die Jungfrau Maria," sagte eine, „wir könnten sie nicht besuchen, weil sie von so niedriger plebeischer Abkunft ist." — „Ich kann dies kaum entscheiden, erwiederte eine andere, todt oder lebend hat sie Ansprüche auf unsere Anbetung." Endlich wurde die Sache zu aller Zufriedenheit durch den Ausspruch einer alten Marqueze entschieden, welche das Orakel aller war. — „Ja, sagte sie, wir könnten die Jungfrau besuchen, weil sie in so hohen Verbindungen steht; sie ist, wie Sie wissen, die Mutter Gottes!"

Vom niedern Volk entwirft die Briefstellerin eine Schilderung, die zwar nicht so traurig ist, als die des spanischen Volkes, welche neulich Blanqui gegeben hat, die aber doch auch nicht sehr erfreulich ist. Die Portugiesen sind träger, als die Spanier, und mit ihrem Zustand zufriedener. Von dieser Trägheit, von der Ungeschicklichkeit und von dem Schmutz der Portugiesen weiß die Verfasserin nicht weniger zu erzählen, als dies frühere Reisende gethan haben. Ueber das weibliche Geschlecht urtheilt sie nicht so günstig, als früher zuweilen von Männern geurtheilt worden ist, und wir wollen es dahingestellt seyn lassen, ob das Auge einer Dame in einem solchen Falle unparteyischer ist, als ein männliches. Sie sagt unter andern: „Frauen von allen Ständen und Alter tragen eine unglaubliche Menge falscher Locken und Zöpfe, was fast eine Nothwendigkeit ist, weil durch die starke Ausdünstung, welche das Klima veranlaßt, das natürliche Haar die Krauße nicht hält, und auch über der Stirne und an den Schläfen so dünn wächst, daß es wirklich ohne Beyhülfe der Kunst gar zu häßlich und flach aussieht. Ich hatte früher gehört, eine Hauptschönheit der Portugiesinnen sey ihr langes, üppiges Haar; dies scheint aber nach allem, was ich bis jezt sah, ein völliger Irrthum; lang sind sie zwar, weil man sie von frühester Kindheit an wachsen läßt, ja ich habe oft kleine Mädchen von zwey Jahren mit buntdurchflochtenen, in einen Knoten geschlungenen Zöpfen gesehen, sehr dick aber niemals, und wie es scheint, rührt dies fast immer von der Ungeschmeidigkeit des Haares her."

Dagegen wird ihr Schmuck gerühmt. „Es ist wirklich erstaunenswerth, welche Menge Juwelen selbst von den niedern Klassen getragen werden; das Dienstmädchen in dem Gasthofe zu Cintra hatte ächte brillantene Ohrringe an, wenn sie gekleidet war um in die Messe zu gehen, und auf dem Jahrmarkte zu Campo grande (dem größten und von allen Ständen am häufigsten besuchten Jahrmarkt in Portugall) sah ich eine ganz gewöhnliche Höckerin in einer elenden Bude hinter ihrem Marktische Leinenzeug verkaufen, und dabey hatte sie die glänzendsten brillantenen Gehänge von solch ungeheurer Länge, in den Ohren, daß sie beynahe bis auf das Schlüsselbein herab hiengen, und sie war noch außerdem mit einer brasilianischen Kette vom feinsten Gold, die mehrere Ellen lang zu seyn schien, geschmückt. Die Verbindung Portugalls mit Brasilien, diesem El Dorado, muß man indessen bey diesem Luxus in mancher Beziehung in Anschlag bringen." Nicht leicht wird man anderswo über diese Details der Sitten und Gebräuche in Portugall so ausführliche Nachrichten beysammen finden, als in dem vorliegenden Werke. Eine Dame beobachtet manches, was ein Mann übersieht, und besonders das, was wieder den Damen das Interessanteste seyn muß. Diesen müssen wir also vorzüglich das Werk empfehlen.

Digitized by Google

Nr. 104.

Literatur-Blatt.

Freitag, den 28. December 1827.

Volkserziehung.

Mémoire sur la société Hollandaise d'utilité publique, présenté à la société Vaudoise d'utilité publique, par M. van Muyden-Porta. Lausanne 1827.

In einer der letzten Sitzungen der Lausanner Gesellschaft für öffentliches Wohl las Hr. van Muyden-Porta eine Abhandlung über die gleiche Gesellschaft in Holland vor. Sie schien besonders in Beziehung auf Volksunterricht so merkwürdig, und die Grundsätze auch für Waadt so anwendbar, daß der Druck dieser Abhandlung beschlossen wurde. So entstand diese Brochüre, aus der wir ebenfalls nur mittheilen wollen, was die Volkserziehung betrifft. Die holländische Gesellschaft nennt sich: Tot Nut van't Algemeen, und begann schon im Jahr 1784. Lange arbeitete sie ohne Theilnahme der Regierung, ja diese legte dem mißverstandenen Verein sogar Schwierigkeiten in den Weg. Dessen ungeachtet errichtete sie mehrere Schulen, worin nicht nur Lesen, Schreiben und Rechnen gelehrt werden sollte. Mehr Aufmerksamkeit sollte auf praktische, immer von den Lehrern berücksichtigte Moral gewendet werden. Man fing damit an den Lehrern die Unschicklichkeit und Unzweckmäßigkeit ihres bisherigen Benehmens gegen die Kinder zu bemerken, so den herrischen-despotischen Ton, den Anspruch auf Untrüglichkeit und Unfehlbarkeit, eine Eigenschaft, die ihnen bisher von der Würde eines Schulregenten unzertrennlich und zu deren Aufrechthaltung unumgänglich, dabey aber sehr bequem und schmeichelhaft geschienen hatte. Stock und Ruthe wurden streng verbannt und an ihre Stelle sollten sanft ertheilter guter Rath, Ermahnungen und die freundliche Sprache des Vaters mit seinen Kindern treten. In gleichem Geiste wurden die Strafen angewendet, die bisweilen eintreten mußten. Schlechtgeleitete Nacheiferung erzeugt bey den Kleinen Neid, der sehr nachtheilig auf den Charakter wirkt. Bald wich er dem bloßen Wunsch Gutes zu thun. Es war leicht denselben in den jungen Gemüthern durch freundliche Unterredung mit ihnen über ihre Pflichten zu erhalten, vorausgesezt, daß diese ihrer Fassungskraft angepaßt wurde. Die eingeführte Lehrmethode kann man die fragende oder interrogatorische nennen. Sie verlangt, daß jeder Schüler dieselbe Uebung durchmache, und daß man mit ihm nie eher zu einem andern Gegenstand übergehe, als bis der eben verhandelte vollständig verstanden worden ist, und bis er die Fragen darüber so beantwortet hat, daß auf sein rechtes Erfassen gerechnet werden kann. Mehrere Mitglieder der Gesellschaft verbanden sich neue Elementarlehrbücher auszuarbeiten. Darin zeigte man den Lehrern die Art, auf mannichfaltige Weise über einen Gegenstand zu fragen. Sie sahen selbst bald den Vortheil ein, der ihnen durch diese neue Methode ihnen eröffnet worden, und waren bemüht sie nach Kräften zu benutzen. Die Fortschritte der Schüler waren auch wirklich bewundernswürdig. Das Licht drang mit Macht in die kleinen Geister. Und ihr musterhaftes Betragen außer der Schule bewieß ihre sittliche Erhebung und Besserung. Wer war mehr darüber erfreut als die Eltern?

Endlich 1795 nahm die Regierung Antheil an der Sache und beschloß alle Schulen auf denselben Fuß einzurichten. Alle Lehrbücher des Landes wurden selbst der Durchsicht der Gesellschaft unterworfen, und hernach auf Staatskosten gedruckt.

Im Jahr 1803 als der Verein auf 4960 Mitglieder gestiegen war, wendete er sich mit neuen Anträgen an den Staat wegen Bildung neuer Normalschulen, wegen Gehaltvermehrung der Lehrer, wegen öffentlicher Arbeitsanstalten für Bettler, wegen Abschaffung und Unterdrückung unsittlicher Lieder, Verbesserung der Gefängnisse u. s. w.

In der Folge erkannte der Staat durch den Rathspensionär Schimmelpenninck den großen Nutzen und das Verdienst des Vereins um das Vaterland an. Allerdings war sein Zweck auch sehr edel: Ermunterung der Frömmigkeit und der guten Sitten nach den Lehren der christlichen Religion, Lichtverbreitung unter dem Volk, Belohnung edler und uneigennütziger Handlungen, Verbesserung

Digitized by Google

der Primär-Schulen und Auszeichnung aller derer, die gemeinnützige Schriften herausgaben. Daraus entstand eine große Zahl von Elementarbüchern für Kinder und reifere junge Leute zu 5 franz. Sols.

Die Bücher und Zeitschriften für Personen reifern Alters waren besonders dazu bestimmt, Vorurtheile zu bekämpfen und zu verdrängen, um einfache, klare und wahre Ideen an ihre Stelle zu setzen, die Sitten mild zu machen, das häusliche Glück zu erhöhen u. s. w., sie wurden so häufig gekauft, daß mehrere sechs bis siebenmal aufgelegt worden sind.

Daraus entstand unter dem Volk eine große Lust zu lesen, um sich zu unterrichten, besser zu sprechen, sich gemeine Worte, Schwüre und Flüche abzugewöhnen. Der Unfrieden in den Haushaltungen nahm merklich ab, und es zeigte sich ein Geist religiöser Friedsamkeit und Freundlichkeit, der um so auffallender in einem Land ist, wo die zahlreichen Sekten eine eingefleischte Feindseligkeit und Antipathie erzeugt haben. Diese glücklichen Erfolge gingen auch aus den Büchersammlungen hervor, welche die Sektionen des Vereins gründeten, so wie aus dem öffentlichen Unterricht, den mehrere Glieder der Gesellschaft dem Volk gaben. Ueberall, wo diese statt hatten, war der Zulauf der Zuhörer so groß, daß kein Lokal sie fassen konnte.

Der wohlthätige Einfluß der Gesellschaft hat sich auch bey den Gliedern selbst gezeigt. Zwar finden die Generalversammlungen nur einmal des Jahres statt, desto öfter aber die Sektionssitzungen. Darin kommt Alles vor, was das öffentliche Wohl betrifft. Hier beginnen die jungen Leute ihre öffentliche, dem Vaterland geweihte Laufbahn. Man hört sie mit Theilnahme an und mehr als Einer unserer ausgezeichneten Staatsbeamten verdankt sein Gedeihen der Aufmunterung, die ihm hier bey seinem ersten Auftreten, zu Theil wurde, wo er öffentlich seine Ideen aussprach, denn hier schon bemerkte man sein Talent, das er später im Dienst des Staats, der Wissenschaften oder der Kirche entwickelt hat.

Die Gesellschaft begann in Beziehung auf die Volkserziehung mit Handeln, und nicht mit Reden. So entstanden ihre Musterschulen. Dabey begnügte sie sich aber nicht, denn sie sah bald ein, daß die sicherste Verbesserung der Schulen von der Verbesserung der Schullehrer ausgehe. Auch in dieser Beziehung gelang es ihr eine ganz neue Ordnung der Dinge einzuführen. Wer vermöchte die Pedanterey, das lächerliche und absurde Wesen der früheren Schulmeister zu beschreiben? Jezt sind es sehr gebildete, unterrichtete, bescheidene Männer, die dem Amte vorstehen, und jede Gelegenheit benützen, um den Kreis ihrer Kenntnisse zu erweitern. Wie es eine Freude ist, jezt die holländischen Volksschulen zu besuchen, so hört man nicht ohne Staunen die geistreichen und unterrichteten Antworten der Schullehrer, wenn man sich mit ihnen in genaueres Gespräch einläßt.

Die Folgen dieser Umgestaltung lassen sich in zwey Worte zusammendrängen. Das Kind hat seine Freude an der Schule, und gefällt sich darin. Es zittert und bebt nicht mehr vor seinem Lehrer, und es sucht ihn nicht heimlich im Verborgenen zu necken und zu ärgern oder gar zu demüthigen, denn es sieht in ihm nur den treuen, liebevollen Freund. Man hütet sich wohl des Schülers Gedächtniß zu überladen, und das Hauptaugenmerk ist auf die Ausbildung seiner Urtheilskraft gerichtet. Wenn die Schüler aus der Schule treten, wissen sie ihre Muttersprache gründlich. Sie sprechen, wie sie lesen und schreiben, ohne das Singen und Dehnen, was man sonst gewöhnlich in Volksschulen findet. Vollständig kennen sie die Geographie ihres Landes, und die Erdbeschreibung im Allgemeinen. Die Landesgeschichte ist ihnen summarisch bekannt, wozu einige Elementarkenntnisse von Geometrie und Naturgeschichte kommen. Der erwachsene Mann — denn schon lang sind deren aus ehemaligen Schülern geworden — hat klare Vorstellungen über die Dinge, welche in seine Sphäre gehören. Glücklich benuzt er das, was er in der Schule gelernt hat, seinem Stande gemäß gebildet, frey von Aberglauben und Vorurtheil kennt, ehrt und erfüllt er die Pflichten des Menschen und des Bürgers.

Herr von Muyden-Porta schlägt nun vor, das gute Beyspiel Hollands auch im Waadtland zu befolgen, und seine Vorschläge sind in Waadt mit großem Interesse aufgenommen worden, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß man bald an deren Anwendung denken wird.

Biographie.

Thaddäus Kosciuszko. Dargestellt von Karl Falkenstein, Sekretär der königl. öffentl. Bibliothek zu Dresden rc. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1827.

Obgleich es ein beynah vorherrschender Charakterzug unserer Tage geworden ist, sich selbst, ihren Interessen, Begebenheiten, Helden Gerechtigkeit und Anerkennung widerfahren zu lassen, so hat es doch immer noch an einer einigermaßen befriedigenden Lebensbeschreibung des großen Polen, Kosciuszko's, gefehlt, der, wie schon im Leben, so noch in den spätesten Zeiten neben den Washington, Franklin, Lafayette genannt werden wird. Er gehört, gleich diesen, zu den seltenen Charakteren, in denen Größe mit Tugend, Feuer mit Geist, Kraft mit Milde, Unerschütterlichkeit mit besonnener Umsicht, Strenge und Ernst mit Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit den innig-

Digitized by Google

sten Bund geschlossen und jede, auch die unbedeutendste ihrer Handlungen geadelt haben. Wir möchten Kosciuszko insbesondere den Polen nennen, in welchem alle edlen Eigenschaften seiner Nation, Muth, Kraft, Geist, Feuer, Liebenswürdigkeit, Anmuth, ohne die geringste Spur ihrer Ausartung oder ihres Widerspiels, zur reinsten, vollkommensten Personifikation gekommen sind; und wahrlich, eine Nation, aus deren Schoß solche Männer, und er ist nicht der einzige, hervorgegangen, kann so wenig, als die Griechische, ganz aus dem Buche der Geschichte weggestrichen werden. — Diese Ansicht über Kosciuszko hat uns vorliegende Biographie wiederum auf das lebhafteste zum Bewußtseyn gebracht. Ihr Verf., ein Schweizer von Geburt, ist von Liebe und Ehrfurcht gegen seinen Helden erfüllt, den er, ein Jüngling den Greis, in Solothurn näher kennen zu lernen das Glück gehabt hat. Dieser Umstand hat nicht minder als spätere Verhältnisse, in welchen der Verf. mit einer angesehenen polnischen Familie gestanden, einen sehr günstigen Einfluß auf dessen Arbeit geübt. Mit größerer Sorgsamkeit und mit besserem Erfolg, als mancher andere es gekonnt, hat er die nöthigen Nachrichten und Notizen gesammelt, die zu einem würdigen Lebensbilde vereinigt werden mußten. Um dieses, um die Person, den Charakter Kosciuszko's in ihrer, ohne Folie glänzenden Vortrefflichkeit rein und an und für sich schildern zu können, hat er ferner der allgemeinen, großen Begebenheiten und Verhältnisse, für welche Kosciuszko thätig gewesen, nur in so weit Erwähnung gethan, als unumgänglich nöthig war. Dies Verfahren darf um so eher gerechtfertigt, ja gebilligt werden, da Kosciuszko an sich und selbst in seinen Thaten bey weitem mehr eine auf sich selbst beruhende, hohe Individualität entwickelt hat, als, wir wollen nicht sagen, Napoleon, aber als Washington, Franklin selbst; wenigstens ist es dieser Individualität nicht vergönnt worden, sich auf eine erfolgreichere Weise zu objektiviren. Er ist und bleibt eine herrliche, aber nur lyrische Erscheinung. — Mit Recht hat daher der Herr Verf. nichts versäumt, wodurch eben diese hervorgehoben werden konnte. So ist es gekommen, daß nicht minder die rasche, kurze Bahn des Ruhmes und des Glücks, als die längere eines ungestillten, tiefen Schmerzes, mit vielen einzelnen Daten und besonders mit einer reichen Fülle von Anekdoten geschmückt worden ist, an denen es dem Leben eines ausgezeichneten Mannes niemals fehlt und die oft besser geeignet sind, dessen Eigenthümlichkeit zu bezeichnen, als eine lange Reihe wohlüberdachter und gut ausgeführter Kriegs- und Staatsaktionen. Wir wollen durch Anführungen unsern Lesern die eigne Lektüre nicht verkümmern, und erlauben uns nur noch die Bemerkung, daß, je mehr wir uns gezwungen sehn, Kosciuszko'n in seinen mit Ruhm und Glück gekrönten Thaten, die er in Amerika wie in Polen vollbracht, unsere ganze Bewunderung und tiefste Verehrung zuzuwenden, die Rührung auch um so reiner, großartiger, erhebender ist, mit welcher wir sein Leben betrachten, das er in der Gefangenschaft und dann in ewiger Abgeschiedenheit von seinem theuren Vaterlande geführt hat. Wie sehr er dieses und dessen Wohl immer im Herzen trug, davon kommen unzählige Beyspiele vor. Kurz vor seinem Tode stellte er noch zu Solothurn, wo er den 15. Oktober 1817 gestorben ist, eine feyerliche Urkunde aus, welche den Leibeigenen auf seinem Erbgute in Polen die Freyheit und den freyen Besitz der bisher auf ihren Leib gedungenen Ländereyen auf ewige Zeiten gab. — Auch an den Kaiser Alexander wandte er sich verschiedene Male mit Bitten für seine unglückliche Nation und die Konstitution, welche sie erhalten, ist zum Theil durch ihn veranlaßt worden. Merkwürdig sind die Worte, die ihm Alexander in einer Zusammenkunft auf seine eindringlichen Bitten erwiederte: „Polonais! Je respecte et j'apprécie vos efforts pour reconquérir vôtre patrie et lui rendre une existence digne d'elle, mais une branche enlevée de l'arbre où elle a pris naissance, s'y rattache de nouveau dès qu'on la réunit au tronc qui faisait sa force! De vous-même dépend votre régeneration future.... Vos destinées sont celles du peuple slave!“

W. B. M.

Dichtkunst.

Deux Helvétiennes par Albert Richard (d'Orbe) au profit des Grecs captifs. Genève 1827.

Delavignes kraftvolle und poetische Messeniennes haben bey dem Nachahmervolk junger Poeten in der Schweiz eine Reihe von —ennes hervorgebracht. Es ist eine gute Sache um einen bedeutungsvollen Titel. Aber hinter dem Titelblatt zeigt sich oft Manches, was weder dem Einen noch dem Andern entspricht. So ist es auch mit dem vorliegenden Versuch, der hoffentlich der erste des Verfassers bleiben wird. In der wohlgeschriebenen Vorrede spricht der Verf. sehr bescheiden von seinem Talent, und daran thut er sehr wohl; woran er aber nicht wohl thut, das ist seine sichtliche Lust, zum politischen Märtyrer durch diese Verse zu werden, die doch kaum außer Genf und Waadt gekannt werden dürften. Ich billige sehr sein patriotisches Gefühl, seine Begeisterung und Rührung über schweizerisches Edel- und Großhandeln in den vergangenen Tagen, desgleichen seinen gerechten Unwillen über die Vermiethung der Schweizertruppen an ausländische Fürsten: wer wäre hierin nicht seiner Meynung? Aber wozu die hämischen Seitenblicke auf die Könige, welche Schwei-

Digitized by Google

zertruppen halten? Wozu dies Herausfordern, und dies halbe Drohen? Wir haben in der neuesten Zeit recht gut gesehen, was in der Schweiz davon zu halten! Möge das schöne Land in Frieden und Freyheit gedeihen, und sich im Innern so fort entwickeln und ausbilden, wie man in einigen Kantonen angefangen hat! Kein äußerer Feind hat böslíche Absichten auf das Alpenland. Niemand will ihm übel, und gern weilen Fremde in dem Lande, wo so manches Gute, Edle und Schöne gedeiht, und wer möchte das nicht anerkennen? Aber man lasse dort das Vornehmthun und Spreizen mit einer Freyheit, die häufig nur dem Namen nach besteht, und neben der unfreye Mißbräuche in Menge gefunden werden.

Das erste Gedicht heißt Aloys Reding, ou la bataille de Rothenthourm, und behandelt allerdings einen ächt epischen Gegenstand. Die Franzosen waren bereits in die Schweiz gedrungen und herrschten schon zu Bern als Marktschreyer der Freyheit, die dem Volk harten Sklavenketten bringen. Alles beugte sich vor ihnen, nur nicht der Kanton Schwyz, das alte Wiegenland des Schweizerbundes. Empört waren Alle über Lecarliers, des französischen Kommissärs, Ansinnen (im Jahr 1798) ihre alten Gesetze aufzugeben. In Schwyz hatte der edle Aloys Reding *), damals Landamman, Aller Herzen gewonnen, und besaß das unbedingte Zutrauen seiner Landsleute. Er versammelte schnell die Landsgemeinde und fragte, ob sie sich unterwerfen, oder unter seiner Anführung für die Unabhängigkeit kämpfen wollen? Alle stimmen für Vertheidigung und schwören ihrem Landammann treu in die Schlacht zu folgen, frey zu bleiben oder unterzugehen. So ziehen sie denn gegen Rothenthurm, das bey Morgarten liegt. Bald kommen die französischen Kolonnen heran. Sie werden zuerst mit einem Kugelregen von den Höhen empfangen. Darauf stürzen sich die Schwyzer auf den Feind und richten unter ihm ein fürchterliches Blutbad an. Schon sinken die französischen Fahnen, da zeigt sich Staub und Getümmel auf den benachbarten Bergwegen, neue feindliche Massen dringen heran, aber Reding, tapfer und unerschrocken wie seine Schaaren, geht ihnen rasch entgegen. Da ertönt im Rücken der Feinde das Horn von Uri. Die Freunde und Nachbarn nahen. Von beyden Seiten werden die Franzosen mit Flintenkolben niedergeschlagen, und nur Wenige entrinnen dem Tode. Aber der heldenmüthige Widerstand des kleinen Landes sollte die ausgeartete Schweiz nicht erheben und ermuthigen. Die Kantone ergaben sich feig, einer nach dem anderen, und auch Schwyz unterlag endlich den wiederholten Angriffen der Franzosen. Umsonst kämpften achtzehn Unterwaldner Mädchen bey der Kapelle von Stanth von Winkelried ge en ein ganzes Bataillon Franzosen, die nicht eher vorwärts bringen konnten, als bis die Heldenmädchen alle todt niedergesunken waren. In dem Gedicht sind manche gute Stellen, aber keine Zeile, die des großartigen Gegenstandes ganz würdig wäre.

*) Bekanntlich war er Reichsgraf, wie seine in Schwyz und Bern noch fortlebende Familie. Schon seit dem vierzehnten Jahrhundert hat sie diese Würde, darf aber im Inland keinen Gebrauch davon machen. Nur wenn sie in ausländischen Diensten stehen, lebt ihr Grafenthum wieder auf.

Das zweyte Gedicht ist betitelt: L'Hemvé, ein Wort, das zuerst Rousseau aus dem deutschen Heimweh gemacht hat, und das hierauf bey den Franzosen eingebürgert worden ist, wiewohl sie eigentlich nicht recht begreifen können, was Heimweh ist. Hier sind die Gefühle eines Schweizers in fremden Kriegsdiensten beschrieben und oft mit Gefühl ausgesprochen. Warum aber hat der Verfasser gerad solch' einen Schweizer gewählt? warum nicht Einen der Tausende, die in allen fremden Landen und Zonen leben, um Geld zu erwerben und reich zu werden? Alle könnten in ihrem Lande bleiben, und Niemand zwingt sie zum Auswandern, als ihr eigner Sinn. Daher das Unpassende der Verse, mit denen das Gedicht spricht:

„Jusques à quand verra-t-on l'Helvétie,
Insultant les héros créateurs de ses lois,
Mendier dans les cours l'or et l'ignominie,
Prostituer ses fils aux querelles des rois?

Jusques à quand, faible et coupable mère,
Pour vendre au plus offrant leur courage adultère,
Te verra-t-on ramper aux pieds des Souverains,
Fière des chaines d'or dont ils chargeut tes mains?

Reviens de ton erreur étrange:
Le laurier croit il dans la fange? -
Refuse tes soldats. Tu l'as trop oublié,
Le sang d'un citoyen ne peut être payé.
Refuse, et si l'orgueil ménace tes frontières,
Nous sommes prêts, marchons! Sûre de tes enfants,
Attends sans nul effroi les hordes étrangères;

La liberté combattra dans nos rangs:
Les tyrans tomberont où sont tombés leurs pères.
Mais conserve tes droits dans leur intégrité,
Au chaque jour accepte une nouvelle entrave;

Enfin sois libre, ou sois esclave:
On ne transige pas avec la liberté.

Was hat doch das häßliche Soldatenvermiethen einiger Schweizerregierungen mit der Freyheit und Unabhängigkeit des Landes zu thun? Hat man der Schweiz noch mit Krieg gedroht, wenn sie ihre Landeskinder nicht zu solchem Dienst hergäbe? Die ausländischen Regierungen würden so wenig darüber zürnen, als wenn die zwey und zwanzig Kantone keine Kaufleute, Fabrikanten, Spekulanten, Banquiers, Uhrmacher, Erzieher und Erzieherinnen mehr schicken wollten.


Digitized by Google